This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 476323 DUPL

E. DORSCH, M. D.
Monroe, Mich.

THE DORSCH LIBRARY.

The private Library of Edward Dorsch, M. D., of Monroe, Michigan, presented to the University of Michigan by his widow, May, 1888, in accordance with a wish expressed by him.

net
und
gra-
hina,
einerer
in ein
diejeni-
läufer der
n betrachtet
esse. In der
gt wohl nichts
Persien und In-
re Männer, theils
nfache Reisende und
gleichen Armee nicht un-
ntlich des inneren Asiens
letzteren Männer ist nun
Agesilaus, sowie der römi-
ehren zu stellen.
besteht also eine entschiedene Aehnlich
ren Männer; aber auch ihr sonstig
ander eine Vergleichung zu, jedoch gera
keit, die zwischen beiden herrscht.

1*

Plutarch. Lives. German. Selections

Plutarchs
ausgewählte Biographien.

37288

Deutsch

von

Eb. Eyth.

Vierzehntes Bändchen.

Ageſilaus.

Stuttgart.
Krais & Hoffmann.
1864.

884
P6
te98
v.14-20
BuHR

Vorwort.

Zu Ageſilaus und Lucullus.

Wie durch den Reichthum von Erfindungen, ſo zeichnet ſich das gegenwärtige Jahrhundert auch durch die Menge und Großartigkeit ſeiner Entdeckungen aus, beſonders im geographiſchen Gebiete. Coloſſale Reiche, wie Japan und China, ſind erſchloſſen worden, und ebenſo iſt eine Menge kleinerer Inſeln und Territorien aus dem bisherigen Dunkel in ein helleres Licht hervorgetreten. Dadurch gewinnen auch diejenigen Thatſachen und Perſönlichkeiten, welche als Vorläufer der Jetztzeit in irgendwelchen früheren Jahrhunderten betrachtet werden müſſen, aufs Neue ein erhöhtes Intereſſe. In der vorchriſtlichen Zeit wird ſich in dieſer Hinſicht wohl nichts mit den Zügen Alexanders des Großen nach Perſien und Indien meſſen dürfen; doch haben auch andere Männer, theils vor, theils nach ihm, entweder als einfache Reiſende und Forſcher, oder an der Spitze einer ſiegreichen Armee nicht unbedeutend für die Eröffnung namentlich des inneren Aſiens mitgewirkt. In die Reihe dieſer letzteren Männer iſt nun insbeſondere auch der griechiſche Ageſilaus, ſowie der römiſche Lucullus mit allen Ehren zu ſtellen.

In dieſem Wirken beſteht alſo eine entſchiedene Aehnlichkeit der beiden genannten Männer; aber auch ihr ſonſtiger Charakter läßt nicht minder eine Vergleichung zu, jedoch gerade durch die Unähnlichkeit, die zwiſchen beiden herrſcht.

Wenn Ageſilaus gewöhnlich als ein wahres Urbild der altſpartaniſchen Sittenſtrenge und Einfachheit gerühmt wird, ſo iſt in entgegengeſetzter Weiſe der Name des Lucullus für die Bezeichnung des ſpäteren, völlig maßloſen Luxus, welcher in Rom getrieben wurde, ſprichwörtlich geworden. Dadurch wurde der Erſtere vielleicht in der allgemeinen Achtung etwas höher geſtellt, als er wirklich verdiente, während der Andere, bei deſſen Erwähnung man mehr an ſeine Mahlzeiten, als an ſeine Feldzüge zu denken pflegt, von der Meinung des größeren Publikums ein mehr oder weniger ungerechtes Urtheil empfängt. Lob und Tadel auf das richtige Maß zurückzuführen, iſt die ſchöne Aufgabe einer gründlicheren Geſchichtskenntniß, und in dieſer Abſicht möge auch die kurze Rechtfertigung für die Wahl und Zuſammenſtellung der beiden Biographien liegen, welche wir in dieſem und dem nächſtfolgenden Bändchen vereinigt haben.

Agesilaus.

Cap. 1.

Archidamus, des Zeuxidamus Sohn, König von Sparta, hinterließ nach einer glänzenden Regierung von seiner anerkannt trefflichen Gemahlin Lampido einen Sohn, Agis, — wie auch einen weit jüngeren Sohn von Melesippidas' Tochter Eupolia, — den Agesilaus.

Der Thron kam nach der Verfassung dem Agis zu und Agesilaus mußte voraussichtlich sein Leben lang ein gewöhnlicher Bürger bleiben. Er erhielt also die allgemein bekannte Erziehung in Sparta, welche zwar hinsichtlich der Kost und ähnlicher Dinge sehr hart und zugleich voll Anstrengungen war, dagegen die Jugend an Eines gewöhnte, — an Subordination. Deßwegen soll auch Simonides der Stadt Sparta die Eigenschaft der „Menschendressur", wie er sich ausdrückte, zugeschrieben haben, weil Sparta seine Bürger durch die herrschenden Sitten ganz vorzugsweise an den Gehorsam gegen „Zaum und Führung" gewöhne, — gerade wie Pferde, die gleich von Anfang die Schule durchmachen. Von diesem Zwange befreit das Gesetz nur diejenigen Prinzen, welche dereinstige Thronerben sind.

Bei Agesilaus war also auch das eigenthümlich, daß er zur Regierung gelangte — nicht ohne selbst zuvor zum Gehorsam des Unterthanen erzogen worden zu sein. Deswegen vermochte er auch weit mehr, als irgend ein anderer Fürst, sich freundlich an seine Untergebenen anzubequemen, indem er neben den Eigenschaften des Heerführers und Königs, die schon in seiner Natur lagen, noch überdieß etwas Populäres und Menschenfreundliches besaß, welches er seiner Jugenderziehung verdankte.

Cap. 2.

In den sogenannten „Agelen“ (Heerden) der zu Einer Abtheilung verbundenen Knaben hatte er einen äußerst freundlichen Gönner an Lysander, welcher besonders von seinem gesetzten, anständigen Wesen ganz entzückt war. Allerdings zeigte Agesilaus unter der Jugend eine sehr große Streitsucht und leidenschaftlichen Zorn; überall wollte er der Erste sein und das Heftige, das Ungestüme, das in ihm lag, ließ sich durchaus nicht überwältigen und abzwingen. Aber andrerseits war er wieder bei seiner Zugänglichkeit für ein freundliches Wort und der Sanftmuth seines Charakters ein Mensch, der nichts aus Furcht, dagegen aus Ehrgefühl Alles that, was man ihm irgend befahl, und den ein Tadel weit tiefer schmerzte, als ihm irgend eine Anstrengung schwer fiel.

Im Gebrauche des einen Fußes war er gehindert, aber seine ganze körperliche Schönheit verbarg diesen Mangel in der Zeit seiner Blüthe. Auch ertrug er so Etwas mit leichterem Muthe, scherzte darüber und war der Erste, der sich selbst darüber verhöhnte. Dies Alles trug nicht unbedeutend zur Ausgleichung seines Gebrechens bei. Ueberdieß trat dadurch seine Ehrliebe noch deutlicher hervor, indem er sich wegen seines Lähmungszustandes durchaus von keiner Anstrengung oder Unternehmung zurückzog.

Eine Abbildung seines Aeußern besitzen wir nicht. Er selbst wünschte es nicht. Ja, noch bei seinem Tode verbot er ausdrücklich, von seinem körperlichen Bilde irgend eine plastische oder malerische Darstellung zu geben. Der Sage nach war er klein und von höchst unansehnlicher Figur. Diesem gegenüber stand seine Heiterkeit, sein wohlgemuthes Wesen in jedem Augenblicke, sein witziger Humor; dabei hatte er niemals etwas Grämliches oder Unfreundliches weder im Ton der Stimme, noch in den Gesichtszügen. Dieß Alles gab ihm bis in sein Greisenalter eine Liebenswürdigkeit, wie sie der schönste Mann in seinen blühendsten Jahren nicht besitzt.

Wie Theophrast erzählt, wurde Archidamus von den Ephoren bestraft, weil er eine kleine Frau geheirathet hatte; „denn“ — sagten sie — „da bekommen wir keine Könige, sondern Königlein!“

Cap. 3.

Unter der Regierung des Agis kam Alkibiades — bei ſeiner Flucht aus Sikilien — auch nach Lakedämon. Er hatte noch nicht lange in der Stadt gelebt, als er bereits eines unerlaubten Verhältniſſes mit der Gemahlin des Königs, Timäa, bezüchtigt wurde. Deßwegen erklärte Agis, daß er das Kind, welches ſie gebar, nicht anerkenne; „daſſelbe ſei von Alkibiades.“ Und Timäa ließ ſich dieß, wie Duris erzählt, gar nicht ungerne gefallen; ja ſie habe ſogar zu Hauſe ihren Sklavinnen den Namen: „Alkibiades“, ſtatt „Leotychidas“, als den ihres Kindes zugeflüſtert. Und ebenſo habe auch Alkibiades ſelbſt geäußert, „daß er keineswegs aus bloßer Sinnlichkeit mit Timäa in näherem Umgang ſtehe, ſondern weil er eine Ehre darein ſetze, wenn ſeine Sprößlinge dereinſt Könige von Sparta würden.“

Deßwegen mußte nun Alkibiades, aus Furcht vor Agis, ſich heimlich aus Lakedämon entfernen. Auch blieb der Knabe lange Zeit dem Agis verdächtig und wurde von ihm nicht als ächter Sohn behandelt. Aber bei der Erkrankung des Königs ließ ſich dieſer durch fußfällige Bitten und Thränen dennoch bewegen, ihn in Anweſenheit vieler Perſonen für ſeinen Sohn zu erklären.

Als aber Agis geſtorben war, ſuchte Lyſander, welcher bereits die Athener in einer Seeſchlacht beſiegt hatte und daher in Sparta den größten Einfluß beſaß, den Ageſilaus auf den Thron zu bringen, der, wie er behauptete, dem Leotychidas wegen Unebenbürtigkeit nicht zukomme. Auch viele andere Bürger ſchienen in den großen Eigenſchaften des Ageſilaus, der mit ihnen aufgewachſen war und mit ihnen die gleiche Zucht der Jugend durchgemacht hatte, ihre eigene Ehre zu finden und wirkten daher bereitwillig zu ſeinen Gunſten.

Nun lebte damals in Sparta ein gewiſſer Diopeithes, ein Wahrſager, der von alten Weiſſagungen ganz vollgepfropft war und, wie man glaubte, in religiöſen Dingen eine ganz ungewöhnliche Kenntniß beſaß. Dieſer erklärte es für Sünde, wenn „ein Lahmer“ König von Sparta werden ſollte. Er las bei der gerichtlichen Verhandlung hierüber folgenden Orakelſpruch vor:

„Sparta, bedenke du wohl, ſo gewiß du zum Ruhme berechtigt,
Daß, da du aufrecht ſtehſt, nicht lahme Regierung erwachſe;
Lange befallen dich ſonſt Krankheiten, o nimmer geahnte,
Und das Gewoge des Kriegs, der mörderiſch auf dich hereinbricht!“

Hingegen behauptete nun Lyſander: wenn man ſich zu Sparta ſo ſehr vor dieſem Orakel fürchte, ſo müſſe man ſich vielmehr vor Leotychidas hüten. Wenn Einer König werde, der einen Schaden am Fuße habe, ſo ſei dieß dem Himmel ganz gleichgültig; aber wenn Einer nicht von ehrlicher Geburt und nicht einmal ein Heraklide ſei, — das bedeute das lahme Königthum.

Ebenſo äußerte Ageſilaus: „auch Poſeidon bezeuge die ungeſetzliche Abkunft des Leotychidas, indem er den Agis durch ein Erdbeben aus ſeinem Schlafgemache hinausgetrieben habe; zudem ſeien es von dort an bis zur Geburt des Leotychidas noch über zehn Monate geweſen.“

Cap. 4.

Auf dieſe Weiſe und aus den genannten Gründen wurde alſo Ageſilaus zum Könige ernannt.

Alsbald nahm er denn auch das Vermögen des Agis in Beſitz, indem er den Leotychidas als unächten Sohn völlig ausſchloß. Indeſſen bemerkte er, daß deſſen Verwandte mütterlicherſeits zwar ſehr rechtſchaffene, aber dabei äußerſt unbemittelte Leute waren. Er theilte ihnen alſo die Hälfte des ſämmtlichen Vermögens zu, wodurch er ſich bei obiger Erbſchaft, ſtatt Neid und Erbitterung, vielmehr Wohlwollen und Ehre erwarb.

Xenophon berichtet, daß ihm der in allen Stücken bewieſene Gehorſam gegen das Vaterland ſeine ſo höchſt bedeutende Macht verſchaffte, bei welcher er ſodann thun konnte, was er wollte. Hiemit verhält es ſich folgendermaſſen. Die Ephoren und die Geronten beſaſſen damals nach der Verfaſſung die größte Gewalt. Die Erſteren führen ihr Amt nur ein Jahr lang; die Geronten dagegen behalten dieſe Ehre lebenslänglich. Beide ſind zu dem Zwecke eingeſetzt, um gegen das abſolute Königthum eine Schranke zu bilden (wie in der Lebensbeſchreibung Lykurgs näher berichtet iſt). Daher erbte ſich denn auch von Altersher bei den Gliedern der Dynaſtie eine gewiſſe

Sucht nach Händeln und Spaltungen gegenüber jenen beiden Gewalten unausgesetzt von Geschlecht zu Geschlecht fort.

Agesilaus schlug den entgegengesetzten Weg ein. Während er den offenen Kampf aufgab und jeden Conflikt vermied, erwies er ihnen vielmehr die größte Artigkeit. Jede Handlung begann er mit einer Anfrage bei ihnen. Wurde er berufen, so eilte er mit einem mehr als gewöhnlich schnellen Gange herbei. Saß er auf seinem königlichen Stuhle und amtete, so erhob er sich jedesmal, wenn die Ephoren sich näherten. Auch schickte er alle Male, wenn neue Mitglieder in die Gerusie aufgenommen wurden, jedem derselben einen hübschen Mantel und einen Stier als Ehrengabe zu.

Durch dieses Verfahren schien er nur Andere zu ehren und die Würde ihrer amtlichen Stellung zu vergrößern. In der That aber erhöhte er dadurch unvermerkt seine eigene Macht und steigerte die Bedeutung des Königthums. Und bei dem Wohlwollen, das man gegen ihn hegte, machte Niemand eine Einwendung.

Cap. 5.

In seinem Verkehr mit den anderen Bürgern verdiente er als Feind weniger Tadel, denn als Freund. Nie that er seinen Feinden in widerrechtlicher Weise einen Schaden, aber seine Freunde unterstützte er auch in Sachen, wo das Recht nicht auf ihrer Seite stand. Seine Feinde nicht zu achten, wenn sie wacker handelten, — dessen schämte er sich; dagegen vermochte er es bei seinen Freunden nicht, sie zu tadeln, wenn sie einen Fehler begingen. Ja, es machte ihm die höchste Freude, ihnen sogar zu helfen und sich an ihrem Fehler zu betheiligen. Was ein Liebesdienst war, galt ihm unter keinen Umständen für sittlich unerlaubt.

Andererseits war er stets der Erste, der bei einem Unglücksfalle mit seinen Gegnern Mitleid empfand und ihnen auf vorangegangene Bitte bereitwillig half. Die Folge war, daß er allmälig durch diese Art von Demagogie Alles für sich gewann.

Die Ephoren bemerkten dieß und fürchteten seine Macht. Deßwegen legten sie ihm eine Geldstrafe auf, indem sie als Grund bezeichneten, „daß er die Bürger des Staats zu eigenen Unterthanen mache.“

Die Naturforscher meinen, daß, sobald der Kampf der Gegensätze aus der Welt weggenommen würde, alsdann alle Himmelskörper stille stehn und überhaupt bei der in diesem Gebiete nun vorhandenen absoluten Harmonie jedes Werden und jede Bewegung aufhören müßte. Ebenso scheint auch der lakonische Gesetzgeber gleichsam ein Ferment der Tugend in seine Verfassung geworfen zu haben. Ehrgeiz und Eifersucht sollten nach seiner Absicht stets einen gewissen Streit und Wettkampf aller tüchtigen Menschen unter einander hervorrufen. Eine Freundlichkeit, welche überall nachgibt, ohne sich mit dem Gegner versucht zu haben, galt ihm für nichts als eine feige Trägheit, welche mit Unrecht den Namen der Eintracht führe. Das Gleiche soll, wie Einige meinen, allerdings auch schon Homers Ueberzeugung gewesen sein; sonst würde er — sagen sie, — nicht den Agamemnon geschildert haben, wie er sich über die „schmählichen Worte" eines Odysseus und Achillaus freut, als diese sich zu gemeinen Schimpfreden verleiten ließen. „Er mußte also — meinen sie — in dem gegenseitigen Hader und Zwiespalt der hervorragendsten Männer offenbar einen großen Gewinn für das allgemeine Beste erblicken." Indessen wird man diese Behauptung nicht so ganz einfach zugeben können. Denn das Uebermaß der Streitlust ist für jeden Staat äußerst mißlich und führt die größten Gefahren herbei.

Cap. 6.

Als Agesilaus kaum erst den Thron bestiegen hatte, brachten einige Leute aus Asien die Nachricht mit, daß der König von Persien Rüstungen mache, um mit einer großen Flotte die Lakedämonier aus dem Meere zu verjagen.

Nun hegte Lysander den dringenden Wunsch, wieder nach Asien geschickt zu werden, um dort seinen Freunden beizustehen, welche er selbst als Regenten und Herren der einzelnen Städte zurückgelassen hatte. Freilich hatten sie indeß einen schlechten und gewaltthätigen Gebrauch von ihren Verhältnissen gemacht und waren daher von den Bürgern theils vertrieben, theils sogar ermordet worden. Lysander bewog also den Agesilaus, den Feldzug zu unternehmen und für die Sicherheit Griechenlands zu kämpfen, indem er in die möglichst großen Entfernungen hinauszöge und so den Rüstungen des Auslands zuvor-

käme. Zugleich ſchrieb er ſeinen aſiatiſchen Freunden: „ſie ſollten nach Lakedämon ſchicken und ſich daſelbſt den Ageſilaus als Heerführer ausbitten.“

In einer Rede, die er an das Volk hielt, erklärte ſich nun Ageſilaus zur Uebernahme des Kriegs bereit, wenn man ihm dreißig Generale und Rathgeber bewillige, ferner zweitauſend Mann auserwählter Truppen von den ſogenannten Neubürgern und ein etwa ſechstauſend Mann ſtarkes Corps von den Verbündeten.

Da Lyſander dieſes Geſuch unterſtützte, ſo bewilligte man ihm Alles voll Bereitwilligkeit. Ageſilaus hatte alſo bei ſeinem Ausrücken die genannten dreißig Spartaner, unter denen Lyſander alsbald die erſte Stelle einnahm. Letzteres nicht bloß wegen ſeines eigenen Ruhmes und Einfluſſes, ſondern auch wegen ſeiner freundſchaftlichen Beziehungen zu Ageſilaus, dem er an dieſer Feldherrnſtelle ein größeres Gut ausgewirkt zu haben ſchien, als die Krone ſelbſt.

Während ſich die Armee in Geräſtus ſammelte, begab ſich Ageſilaus nebſt ſeinen Freunden nach Aulis an die Küſte. In einer Nacht, die er hier zubrachte, träumte es ihm, als ſagte Jemand zu ihm: „König von Lakadämon, — daß Niemand zum alleinigen Feldherrn von Geſammtgriechenland ernannt worden iſt, als in früheren Zeiten Agamemnon und nach ihm in unſeren Tagen Du: — das iſt dir wohl bekannt. Du führſt die gleichen Völker an, wie er; du kämpfſt gegen die nämlichen Feinde; du ziehſt aus den gleichen Gegenden in den Krieg; darum iſt es billig, daß du auch der Göttin das gleiche Opfer bringſt, das er vor ſeiner Abfahrt ihr dereinſt gebracht!“

Augenblicklich mußte wohl dem Ageſilaus hiebei die Opferung der Jungfrau einfallen, welche ihr Vater, im Gehorſam gegen die Wahrſager, geſchlachtet hatte. Indeſſen erregte dieß bei ihm keine Beſtürzung. Vielmehr ſtand er auf und erzählte ſelbſt ſeinen Freunden die gehabte Erſcheinung. Dabei erklärte er: „er werde zwar die Göttin auf eine Weiſe ehren, woran ſie auch als Göttin eine Freude haben könne; aber die Thorheit des damaligen Feldherrn werde er nicht nachmachen.“

Er ließ alſo eine Hirſchkuh bekränzen und befahl das Opfer zu beginnen, — befahl es aber ſeinem eigenen Wahrſager, nicht demjenigen, welcher es gewöhnlich that und von den Böotiern hiezu aus-

ſtellt war. Als daher die ſogenannten Böotarchen von dem Vorfall hörten, ließen ſie ſich dadurch zum Zorne hinreißen und ſchickten einige Diener, um Ageſilaus das Opfer zu unterſagen, „weil es gegen die Geſetze und das alte Herkommen der Böotier verſtoße.“ Die Diener richteten jedoch ihren Auftrag nicht nur einfach aus, ſondern warfen auch das Opferfleiſch in der größten Unordnung vom Altare herunter. Aeußerſt verſtimmt ſegelte daher Ageſilaus ab. Doch war es keineswegs bloß die Erbitterung gegen die Thebaner, die ihn erfüllte; er hatte durch dieſe ſchlimmen Anzeichen auch die Hoffnung verloren. Seine ganze Unternehmung, meinte er, werde ihr Ziel verfehlen und der Feldzug ſeinen Erwartungen nicht entſprechen.

Cap. 7.

Als er in Epheſus ankam, erregte ſogleich das große Anſehen und die Gewalt, womit ſich Lyſander umgab, bei Ageſilaus eine ſchwere Unzufriedenheit. Die Volksmaſſe zog jedesmal vor die Portale Lyſanders; Alle gaben nur ihm das Ehrengeleit und ſuchten ſich nur ihm dienſtbar zu erweiſen. Sie thaten, als ob Ageſilaus für das Oberkommando nur ein Name, nur eine äußere Form wäre um des Geſetzes willen, dagegen Lyſander in Wirklichkeit der Herr über Alles, der Alles vermochte und Alles ausrichtete. Denn ſo viele Generale bisher nach Aſien geſchickt worden waren, — keiner hatte ſich je ſo gewaltig und furchtbar zu machen gewußt, wie er; kein Anderer hatte ſeinen Freunden größere Wohlthaten erwieſen, keiner ſeinen Feinden ſo viel Leids angethan. Alles dieß war noch bei der Welt in friſchem Andenken. Außerdem ſahen ſie in Ageſilaus einen bei jeder Art von Verkehr ganz einfachen, ſchlichten, leutſeligen Mann, während ſie bei Lyſander noch die nämliche Heftigkeit, Derbheit und Wortkargheit fanden, wie früher. Deßwegen beugten ſie ſich vollſtändig vor ihm und wandten nur ihm ihre ganze Aufmerkſamkeit zu.

Daraus ergab ſich zunächſt bei den übrigen Spartanern eine Mißſtimmung, indem ſie mehr die Bedienten Lyſanders, als die Rathgeber ihres Königs waren. Dieß dehnte ſich bald auf Ageſilaus ſelbſt aus. Denn wenn er auch kein mit dem Neide behafteter Mann war, auch über die Auszeichnung, welche man Anderen erwies, keine

Unzufriedenheit hegte: ſo beſaß er doch einen hohen Grad von Ehrgeiz und Eiferſucht und fürchtete deßhalb: der etwaige Glanz, den die beabſichtigte Unternehmung bringen würde, möchte bei dem Ruhme Lyſanders nur dieſem zufallen. Er verfuhr alſo in folgender Weiſe.

Vor Allem trat er Lyſanders Rathſchlägen mit Entſchiedenheit entgegen. Jede Unternehmung, für welche Lyſander beſonderen Eifer zeigte, gab er gleichgültig auf und vernachläſſigte ſie, während er an ihrer Stelle andere Dinge vornahm. Ferner, wenn Jemand ihm aufwartete und eine Bitte vortrug, ſo ſchickte er ihn ſtets unverrichteter Dinge wieder fort, ſobald er bemerkte, daß man ſich hauptſächlich auf Lyſander verließ. Auch bei gerichtlichen Angelegenheiten war ſein Verfahren ganz ein ähnliches. Wem Lyſander zu ſchaden ſuchte, der mußte nothwendig den Handel gewinnen. Und im entgegengeſetzten Falle: wo Lyſanders Geneigtheit zur Beihilfe offen hervortrat, da hielt es ſchwer, ſogar ohne Strafe davon zu kommen.

Da nun dieſes Alles nicht bloß aus Zufall, ſondern gleichſam mit thatſächlicher Abſicht und ſtets in gleicher Weiſe geſchah, ſo merkte Lyſander den Grund. Auch verheimlichte er die Sache vor ſeinen Freunden nicht, ſondern ſagte ihnen offen, daß ſie um ſeinetwillen ſo ſchnöde behandelt würden. Zugleich ermahnte er ſie, hinzugehen und ſich vor dem Könige zu beugen, ſowie vor allen Perſonen, welche mächtiger ſeien, als er ſelbſt.

Cap. 8.

Allein nun gewann es wieder den Schein, als ob dieſes Verfahren und dieſe Aeußerungen bloß eine künſtliche Mißſtimmung gegen Ageſilaus hervorrufen ſollten. Deßwegen ſuchte letzterer ihn noch ſchärfer anzufaſſen, indem er ihn zum — „Trancheur“ bei der Tafel ernannte und zudem, wie man erzählt, vor den Ohren vieler Perſonen hinzufügte: „jetzt ſollen dieſe Leute nur hingehn und meinem Trancheur die Aufwartung machen!“

Tiefgekränkt ſagte daher Lyſander zu ihm: „Du haſt es wohl verſtanden, Ageſilaus, deine Feinde zu demüthigen!“ — „„Ja, erwiderte dieſer, — die, welche mehr gelten wollen, als ich!““ — „Aber vielleicht (antwortete Lyſander) iſt das eher von dir geſagt,

als von mir gethan! Gib mir lieber eine Stellung und einen Platz, wo ich Dir nützlich ſein kann, ohne dich zu ärgern!"

Bald darauf wurde Lyſander nach dem Hellespont geſchickt und führte den Spidridates, einen Perſer, nebſt bedeutenden Geldſummen und zweihundert Reitern aus dem Gebiete des Pharnabazus zu Ageſilaus herüber. Doch ließ er ſeinen bisherigen Grimm nicht ruhen, ſondern behielt auch noch ſpätere Zeit ſeine unzufriedene Geſinnung fort, welche ihm den Gedanken eingab, den beiden Häuſern das Königthum abzunehmen und es wieder der Geſammtheit aller Spartiaten zu übergeben. Vermuthlich hätte er auch in Folge der erzählten Mißhelligkeiten eine große Bewegung hervorgerufen, wenn er nicht früher ſchon, in einem Feldzuge nach Böotien, ſein Ende gefunden hätte.

So liegt denn eben in allen ehrgeizigen Naturen, welche ſich bei ihrer politiſchen Thätigkeit nicht vor Ueberſchreitungen zu hüten vermögen, eine weit reichere Quelle des Unheils, als des Heils. Denn wenn mit Lyſander ſchwer auszukommen war, — wie dieß in Wirklichkeit der Fall war, indem er bei ſeinem Ehrgeiz ſtets den rechten Moment verfehlte: — ſo konnte es doch wohl auch Ageſilaus nicht unbekannt ſein, daß es noch ein anderes, weniger tadelhaftes Mittel gab, um einen hochgeachteten und ehrgeizigen Mann wieder zurechtzubringen, ſobald dieſer ſeine Stellung nicht einhielt. Aber es ſcheint die gleiche Leidenſchaft geweſen zu ſein, weßhalb der Eine die Gewalt des Höherſtehenden nicht anzuerkennen und der Andere den Unverſtand eines nahen Freundes nicht zu ertragen vermochte.

Cap. .

Am Anfang fürchtete ſich nun Tiſſaphernes gewaltig vor Ageſilaus und ſchloß daher einen Vertrag ab, wornach der König demſelben die griechiſchen Städte zu eigener Selbſtregierung freigeben ſollte. Nachher aber, als er überzeugt war, eine hinreichende Streitmacht zu beſitzen, eröffnete Tiſſaphernes den Krieg.

Ageſilaus nahm den Kampf gerne auf. Denn ſeine Erwartung von dem bevorſtehenden Feldzug war ſehr bedeutend. Auch machte es ihm großen Kummer, daß unter ihm ſelbſt, dem oberſten Führer der Lakedämonier, welche zu Waſſer und Land die Herrſchaft führten,

noch keine denkwürdige That vor den Augen Griechenlands hervorgetreten ſei, während dagegen die bekannten „Zehntauſend“ unter Xenophon bis an's Meer gedrungen wären und gerade ebenſo oft, als ſie nur ſelber wollten, den König beſiegt hätten.

Um nun unverzüglich ſich durch eine erlaubte Liſt gegen den Meineid des Tiſſaphernes zu vertheidigen, machte er ſcheinbar Anſtalten zu einem Vorrücken gegen Karien. Kaum aber hatten die Feinde dort ihre Armee zuſammengezogen, als Ageſilaus aufbrach und in Phrygien einfiel.

Hier eroberte er eine große Anzahl von Städten und bekam bedeutende Geldſummen in ſeine Hand, wodurch er ſeinen Freunden den Beweis lieferte, daß der Bruch eines gegebenen Verſprechens lediglich eine Verachtung der Götter iſt, dagegen eine kluge Ueberliſtung des Feindes nicht nur mit den Grundſätzen des Rechtes ſich verträgt, ſondern auch hohen Ruhm und überdieß einen heiteren Gewinn in ſich ſchließt.

Indeſſen war ihm Tiſſaphernes an Reiterei überlegen; auch zeigten ſich die — Lebern beim Opfer nicht in Richtigkeit. Er zog ſich daher nach Epheſus zurück und ſuchte ſeine Reiterei zu vermehren, wobei er den vermöglichen Ständen bekannt machen ließ, daß jeder Einzelne nur eben ein Pferd und einen Mann für ſich zu ſtellen habe, wenn er nicht ſelbſt ausrücken wolle. In letzterem Falle befanden ſich aber ſehr Viele. Und ſo gelang es dem Ageſilaus in kürzeſter Zeit, eine große Anzahl kriegsmuthiger Reiter zu bekommen, anſtatt feiger Hopliten zu Fuß. Denn Alle, welche keine Luſt hatten, in's Feld zu ziehen, dingten jetzt Leute, welche dieſe Luſt beſaſſen; und Solche, die nicht zu Pferde dienen wollten, thaten es gleichfalls bei Leuten, die gerne zu Pferde dienten. Denn „Agamemnon, meinte er, habe ganz vernünftig gehandelt, indem er für eine gute Stutte, die er bekam, einen ſchlechten, aber begüterten Kriegsmann vom Dienſte befreite.“

Als ferner auf Ageſilaus' Befehl die aufgeſtellten Beuteverkäufer bei der Verſteigerung die Gefangenen nackt auszogen, zeigten ſich zwar für die Kleidungsſtücke viele Liebhaber, aber über die körperliche Beſchaffenheit der Gefangenen, welche wegen des Stubenlebens ganz weiß und zart waren, lachte Jedermann bei der Entkleidung. Man hielt

ſie für durchaus unbrauchbar und werthlos. Da trat Ageſilaus heran und ſagte: „das ſind die Leute mit denen ihr kämpft, und das ſind die Sachen, um die ihr kämpft!“

Cap. 10.

Als der geeignete Zeitpunkt wieder vorhanden war, um in Feindesland einzufallen, erklärte er laut ſeine Abſicht, nach Lydien zu marſchiren. Und dießmal belog er den Tiſſaphernes nicht. Aber Tiſſaphernes täuſchte ſich ſelbſt. Denn weil er wegen der früheren Hintergehung dem Ageſilaus keinen Glauben ſchenkte, ſo meinte er: derſelbe werde jetzt ohne Zweifel Karien angreifen, — ein Land, in welchem die Reiterei ſchwer zu gebrauchen iſt: denn eben mit ſeiner Reiterei war Ageſilaus bedeutend in Minderzahl.

Allein dieſer kam, wie er offen vorausgeſagt, auf die weiten Ebenen von Sardes, und daher ſah ſich Tiſſaphernes genöthigt, in aller Eile wieder von dort heranzuziehen. Und als er mit ſeiner Reiterei heranſprengte, vernichtete er wirklich eine große Anzahl von Leuten, welche ohne militäriſche Ordnung in der Ebene plünderten.

Nun überlegte aber Ageſilaus wohl, daß auf feindlicher Seite das Fußvolk noch nicht eingetroffen war, während ihm ſelbſt von ſeiner Armee kein Theil fehlte. Er beſchleunigte alſo den entſcheidenden Kampf. Nachdem er das leichte Fußvolk zwiſchen die Reiterei hineingeſchoben, befahl er, in möglichſter Schnelligkeit zum Angriff gegen die Feinde vorzurücken. Er ſelbſt folgte unverzüglich an der Spitze des ſchweren Fußvolks. Bald waren die Feinde geſchlagen und wurden von den Griechen verfolgt, welche das Lager eroberten und ein großes Blutbad anrichteten.

In Folge dieſer Schlacht war es den Griechen nicht nur möglich, in voller Sicherheit das Land des Königs auf's Aergſte auszuplündern, ſondern auch die Strafe mitanzuſehen, welche Tiſſaphernes, ein bösartiger und der griechiſchen Nation im höchſten Grade feindſelig geſinnter Mann, erleiden mußte. Denn der König ſchickte alsbald den Tithrauſtes zu ihm, der ihm ſodann den Kopf abſchlagen ließ, dagegen an Ageſilaus das Anſinnen ſtellte, nach dem Abſchluſſe eines Friedens wieder heimzuſegeln, wobei er ihm zugleich bedeutende Geldgeſchenke überſandte.

Allein Ageſilaus erwiderte: „über den Frieden habe Sparta zu entſcheiden; — ihm ſelbſt mache es größere Freude, ſeine Soldaten zu bereichern, als ſelbſt reich zu werden; — übrigens ſetzen auch ſonſt die Griechen ihre Ehre darein, nicht Geſchenke, ſondern Beute von den Feinden zu bekommen.“

Demungeachtet wünſchte er dem Tithraustes eine Gefälligkeit zu erweiſen, weil dieſer den allgemeinen Feind der Griechen, den Tiſſaphernes, gezüchtigt hatte. Deßwegen ließ er die Truppen nach Phrygien abrücken, nachdem er zuvor dreißig Talente als Unterhaltungskoſten von ihm empfangen hatte.

Auf dem Marſche befindlich, erhielt er von den oberſten Behörden der Heimath in Chiffern den Befehl zugeſandt, daß er zugleich auch das Kommando der Flotte übernehmen ſolle. Ageſilaus war durchaus der Einzige, dem eine ſolche Ehre widerfuhr. Zwar galt er nach allgemeinem Urtheil für den größten und hervorragendſten Mann ſeiner Zeit, (wie auch Theopompus irgendwo bemerkt hat;) doch geſtattete er ſich ſelbſt ein höheres Selbſtgefühl mehr um ſeiner Tugend, als um ſeiner gebietenden Stellung willen.

Für jetzt beſtellte er zum Befehlshaber der Flotte den Piſander, was allerdings für einen Fehler galt, denn es ſtanden ältere und einſichtsvollere Männer in ſeiner Nähe; allein er ſah dießmal weniger auf das Intereſſe des Vaterlandes, als auf die Ehre ſeines Hauſes, und ſuchte ſeiner Gemahlin, deren Bruder Piſander war, eine Freude zu bereiten, indem er dieſem die Stelle des Admirals übertrug.

Cap. 11.

Er ſelbſt rückte mit ſeiner Armee in das unter Pharnabazus ſtehende Gebiet ein, wo er nicht nur hinſichtlich aller Bedürfniſſe in vollem Ueberfluſſe leben konnte, ſondern auch noch vieles Geld zuſammenbrachte. Er drang ſogar bis nach Paphlagonien vor und brachte den paphlagoniſchen König Kotys zum Anſchluß, der ſeine Freundſchaft ſehnlich gewünſcht hatte, und zwar aus Achtung vor Ageſilaus' Rechtſchaffenheit und Redlichkeit.

Spithridates aber befand ſich von dem Augenblicke an, da er von Pharnabazus abgefallen war, um zu Ageſilaus überzutreten, auf allen Reiſen und Kriegszügen ſtets an ſeiner Seite. Derſelbe hatte

Cap. 2.

In den sogenannten „Agelen“ (Heerden) der zu Einer Abtheilung verbundenen Knaben hatte er einen äußerst freundlichen Gönner an Lysander, welcher besonders von seinem gesetzten, anständigen Wesen ganz entzückt war. Allerdings zeigte Agesilaus unter der Jugend eine sehr große Streitsucht und leidenschaftlichen Zorn; überall wollte er der Erste sein und das Heftige, das Ungestüme, das in ihm lag, ließ sich durchaus nicht überwältigen und abzwingen. Aber andrerseits war er wieder bei seiner Zugänglichkeit für ein freundliches Wort und der Sanftmuth seines Charakters ein Mensch, der nichts aus Furcht, dagegen aus Ehrgefühl Alles that, was man ihm irgend befahl, und den ein Tadel weit tiefer schmerzte, als ihm irgend eine Anstrengung schwer fiel.

Im Gebrauche des einen Fußes war er gehindert, aber seine ganze körperliche Schönheit verbarg diesen Mangel in der Zeit seiner Blüthe. Auch ertrug er so Etwas mit leichterem Muthe, scherzte darüber und war der Erste, der sich selbst darüber verhöhnte. Dies Alles trug nicht unbedeutend zur Ausgleichung seines Gebrechens bei. Ueberdieß trat dadurch seine Ehrliebe noch deutlicher hervor, indem er sich wegen seines Lähmungszustandes durchaus von keiner Anstrengung oder Unternehmung zurückzog.

Eine Abbildung seines Aeußern besitzen wir nicht. Er selbst wünschte es nicht. Ja, noch bei seinem Tode verbot er ausdrücklich, von seinem körperlichen Bilde irgend eine plastische oder malerische Darstellung zu geben. Der Sage nach war er klein und von höchst unansehnlicher Figur. Diesem gegenüber stand seine Heiterkeit, sein wohlgemuthes Wesen in jedem Augenblicke, sein witziger Humor; dabei hatte er niemals etwas Grämliches oder Unfreundliches weder im Ton der Stimme, noch in den Gesichtszügen. Dieß Alles gab ihm bis in sein Greisenalter eine Liebenswürdigkeit, wie sie der schönste Mann in seinen blühendsten Jahren nicht besitzt.

Wie Theophrast erzählt, wurde Archidamus von den Ephoren bestraft, weil er eine kleine Frau geheirathet hatte; „denn“ — sagten sie — „da bekommen wir keine Könige, sondern Königlein!“

Cap. 3.

Unter der Regierung des Agis kam Alkibiades — bei seiner Flucht aus Sikilien — auch nach Lakedämon. Er hatte noch nicht lange in der Stadt gelebt, als er bereits eines unerlaubten Verhältnisses mit der Gemahlin des Königs, Timäa, bezüchtigt wurde. Deßwegen erklärte Agis, daß er das Kind, welches sie gebar, nicht anerkenne; „dasselbe sei von Alkibiades." Und Timäa ließ sich dieß, wie Duris erzählt, gar nicht ungerne gefallen; ja sie habe sogar zu Hause ihren Sklavinnen den Namen: „Alkibiades", statt „Leotychidas", als den ihres Kindes zugeflüstert. Und ebenso habe auch Alkibiades selbst geäußert, „daß er keineswegs aus bloßer Sinnlichkeit mit Timäa in näherem Umgang stehe, sondern weil er eine Ehre darein setze, wenn seine Sprößlinge dereinst Könige von Sparta würden."

Deßwegen mußte nun Alkibiades, aus Furcht vor Agis, sich heimlich aus Lakedämon entfernen. Auch blieb der Knabe lange Zeit dem Agis verdächtig und wurde von ihm nicht als ächter Sohn behandelt. Aber bei der Erkrankung des Königs ließ sich dieser durch fußfällige Bitten und Thränen dennoch bewegen, ihn in Anwesenheit vieler Personen für seinen Sohn zu erklären.

Als aber Agis gestorben war, suchte Lysander, welcher bereits die Athener in einer Seeschlacht besiegt hatte und daher in Sparta den größten Einfluß besaß, den Agesilaus auf den Thron zu bringen, der, wie er behauptete, dem Leotychidas wegen Unebenbürtigkeit nicht zukomme. Auch viele andere Bürger schienen in den großen Eigenschaften des Agesilaus, der mit ihnen aufgewachsen war und mit ihnen die gleiche Zucht der Jugend durchgemacht hatte, ihre eigene Ehre zu finden und wirkten daher bereitwillig zu seinen Gunsten.

Nun lebte damals in Sparta ein gewisser Diopeithes, ein Wahrsager, der von alten Weissagungen ganz vollgepfropft war und, wie man glaubte, in religiösen Dingen eine ganz ungewöhnliche Kenntniß besaß. Dieser erklärte es für Sünde, wenn „ein Lahmer" König von Sparta werden sollte. Er las bei der gerichtlichen Verhandlung hierüber folgenden Orakelspruch vor:

gewesen war, jetzt aber dennoch von ihnen sich ausplündern lassen mußte. Als Agesilaus bemerkte, daß die bei ihm befindlichen Spartaner vor Schamgefühl auf den Boden sahen und in große Verlegenheit geriethen, (denn sie sahen, daß dem Pharnabazus wirklich Unrecht geschah) so sprach er: „Pharnabazus, wir waren auch einmal Freunde des Königs und behandelten seine Sachen nach Freundesart. Jetzt sind wir seine Feinde und thun es nach Feindesart. Wenn wir also sehen, daß auch du ein Stück von des Königs Eigenthum zu sein wünschest, so suchen wir natürlich ihm in deiner Person Schaden zuzufügen. Aber von dem Tage an, da du dich würdig erachtest, lieber ein Freund und Bundesgenosse der Griechen, als ein Sklave des Königs genannt zu werden, darfst du getrost glauben, daß diese Truppen, diese Waffen, diese Schiffe und wir insgesammt nur noch Beschützer deines Eigenthumes sind und deiner Freiheit, ohne welche es für den Menschen kein Glück und kein Ziel des Strebens gibt."

Auf diese Worte sprach Pharnabazus gegen ihn seine volle Gesinnung aus. „Ich — sagte er, — ich werde auf eurer Seite stehen, sobald der König einen andern als Feldherrn aussendet. Wenn er aber mir den Oberbefehl übergibt, so werde ich es an meinem guten Willen nicht fehlen lassen, euch zurückzuschlagen und möglichst Schaden zu thun zu seinen Gunsten!"

Als dieß Agesilaus hörte, da freute er sich, faßte ihn an der Hand und sagte, indem er mit ihm aufstand: „Pharnabazus, wenn doch ein solcher Mann, wie du bist, lieber unser Freund würde, als unser Feind!"

Cap. 13.

Eben wollte Pharnabazus mit seinen Freunden sich wieder entfernen, als sein Sohn, der noch zurückgeblieben war, plötzlich auf Agesilaus zulief und mit freundlichem Lächeln sagte: „Agesilaus, ich mache dich zu meinem Gastfreund!" Und mit diesen Worten gab er ihm einen Wurfspieß, den er in der Hand hatte.

Agesilaus nahm das Geschenk an, und hocherfreut über das hübsche Aussehn und die freundschaftlichen Gesinnungen des Jünglings blickte er nach den Anwesenden, ob Jemand etwas derartiges hätte, das sich einer so schönen und edlen Person als Gegengeschenk geben

ließe. Da er nun das Pferd seines Geheimschreibers Adäus mit einem kostbaren Gehänge geschmückt sah, zog er dieses sogleich herab und überreichte es dem jungen Manne.

Auch in der Folge hörte er nicht auf, seiner zu gedenken. Ja, als derselbe im Verlaufe der Zeit aus dem Hause gestoßen wurde und vor seinen eigenen Brüdern sich in den Peloponnes flüchten mußte, nahm er sich seiner auf's kräftigste an. Er unterstützte ihn sogar bei einem Liebeshandel.

Der Perser faßte nämlich eine Leidenschaft zu einem jungen Athleten aus Athen. Da dieser aber sehr groß und kräftig war, so lief er Gefahr, in Olympia ausgeschlossen zu werden. Der Perser nahm daher seine Zuflucht zu Agesilaus, indem er für den jungen Menschen eine Fürbitte einlegte. Und Agesilaus, der ihm auch darin gefällig zu sein wünschte, brachte die Sache zu Stande, wiewohl nur mit großer Mühe und Arbeit.

In allem Andern handelte Agesilaus genau nach dem Gesetz; dagegen bei Freundschaftsdiensten erblickte er in dem allzustrengen Einhalten des Rechtes nur ein leeres Wort. So trägt man sich z. B. mit einem Briefchen von ihm an den Karier Hidrieus. Es lautet so: „wenn Nikias nicht schuldig ist, so laß ihn los. Wenn er aber schuldig ist, so laß ihn mir zu Gefallen los. Laß ihn also jedenfalls los.“

Auf solche Weise pflegte sich Agesilaus in den meisten Fällen für seine Freunde zu verwenden. Doch kamen auch andere Fälle vor, wo er sich im Blick auf das Nützliche mehr nach den Zeitumständen richtete. Er bewies dieß, als einmal in stürmischer Eile der Aufbruch stattfinden mußte, dadurch, daß er seinen „Geliebten“ krank zurückließ. Dieser bat ihn dringend und rief ihm sogar noch beim Weggehen nach; allein Agesilaus wandte sich um und äußerte, „wie schwer es sei, mitleidig sein und zugleich — vernünftig!“ (Diesen Zug hat der Philosoph Hieronymus berichtet.)

Cap. 14.

Noch war das zweite Jahr, seit Agesilaus den Oberbefehl führte, nicht zu Ende, und bereits erscholl das Gerücht von ihm laut bis in das Innere von Asien. Ueberall hegte man eine be-

wunderungsvolle hohe Meinung von ihm wegen seiner Enthaltsamkeit, Einfachheit und Mäßigung. Denn bei jeder Entfernung von Hause nahm er für sich das Quartier nur in den heiligsten Tempeln, indem er für Alles, was uns nicht viele Menschen thun sehen, die Götter zu Zuschauern und Zeugen machte. Bei so vielen Tausenden von Soldaten konnte man ferner nicht leicht ein schlechteres Lager finden, als das des Agesilaus. Gegen Hitze und Kälte war sein Verhalten dergestalt, als wäre er allein dazu geschaffen, sich allen Witterungsverhältnissen, wie sie der Himmel gab, auszusetzen.

Aber das angenehmste Schauspiel für die in Asien seßhaften Griechen bildeten die Statthalter und Generale, welche, — von jeher heerisch und unerträglich, in Reichthum und Ueppigkeit zerfließend, — jetzt sich vor einem Menschen, der in einem dünnen Mäntelchen herumlief, fürchteten und duckten, und sich auf ein einziges kurzes, lakonisches Wort hin schmiegsam in alle mögliche Gestalten fügten, so daß es Manchem einfiel, das Wort des Timotheus anzuwenden:

„Ares ist ein Tyrann; das bloße Gold —
Das fürchtet Hellas nicht."

Cap. 15.

Bei diesen Bewegungen in Asien, das vielfach zum Abfall geneigt war, hatte Agesilaus nunmehr die dortigen Städte organisirt und ihren Verfassungen, ohne Hinrichtung und Verbannung von Menschen, die gebührende Ordnung wiedergegeben. Daher beschloß er jetzt weiter vorzurücken, den Schauplatz des Kriegs in größere Entfernung von dem helleniſchen Meere zu verlegen, mit dem Könige um Leib und Leben, sowie um alle Herrlichkeiten in Ekbatana und Susa einen entscheidenden Kampf zu wagen. Vor allen Dingen wollte er ihm die Langeweile vertreiben, daß er nicht mehr in aller Behaglichkeit Kriege unter den Hellenen anzetteln und die Demagogen bestechen könnte.

Indessen traf aber der Spartaner Epikydidas bei ihm ein mit der Nachricht, daß Sparta von Seiten der Griechen selbst mit einem

ſchweren Kriege bedroht ſei, „weßwegen ihn die Ephoren zurückberiefen und ihm den Befehl ertheilten, die Heimath zu ſchützen!“

„Barbarenjammer ſchufet ihr, Hellenen, euch!“

Denn mit welch' anderem Namen ſoll man den damaligen Haß, die damalige Vereinigung und Zuſammenrottung der Griechen gegen ſich ſelbſt bezeichnen, — der Griechen, welche das Glück in ſeinem Aufſchwung gewaltſam hemmten, um das Schwert, das gegen die Barbaren gerichtet war, und den Krieg, der bereits die Gränzen Griechenlands weit hinter ſich hatte, nun wieder gegen ihre eigenen Eingeweide zu kehren?

Ich meinestheils vermag keineswegs dem Korinthier Demaratus beizuſtimmen, welcher behauptete: „alle Griechen hätten ein großes Vergnügen entbehren müſſen, wenn ſie nicht Alexander auf Darius' Thron hätten ſitzen ſehen.“ Ich glaube vielmehr: ſie hätten von Rechtswegen weinen ſollen, wenn ſie ernſtlich daran dachten, daß ſie dieß dem Alexander und den Makedoniern überließen, indem ſie eben damals die beſten Feldherrn der Griechen bei Leuktra und Koronea, bei Korinth und in Arkadien verbrauchten.

Indeſſen bleibt dieſer Rückzug die ausgezeichnetſte und größte Heldenthat des Ageſilaus. Auch gibt es kein ſchöneres Muſterbeiſpiel von Rechtſchaffenheit und von Gehorſam gegen die Vorgeſetzten. Als Hannibal bereits ſich in einer mißlichen Lage befand und mehr und mehr aus Italien verdrängt wurde, gehorchte er dem Befehl, der ihn zur Führung des Kriegs in der Heimath abberief, doch nur mit großem Widerwillen. Und Alexander ſpöttelte ſogar noch, als er die Nachricht von der Schlacht erhielt, welche Antipater dem Agis liefern mußte; „es ſcheint, ihr Männer, (ſagte er) — während wir hier den Darius beſiegten, iſt dort in Arkadien ſo eine Art Mäuſegefecht vorgefallen!“ Warum ſollte man alſo nicht Sparta beglückwünſchen wegen der Achtung, die Ageſilaus gegen daſſelbe bewies, und wegen ſeines reſpektvollen Gehorſams gegen die Geſetze? Sobald der Geheimbefehl anlangte, ließ er ſein ganzes außerordentliches Glück, ließ er ſeine ganze Macht, die er beſaß, und die ausgedehnteſten Hoffnungen, die ihn weiter führten, insgeſammt und vollſtändig fahren, um unverzüglich abzuſegeln

„bei unvollendetem Werke!“ (Homer.)

Die Bundesgenoſſen, die er zurückließ, vermißten ihn ſchwer und insbeſondere hatte er die Behauptung des Eraſiſtratus, des Sohnes von Phäax, widerlegt, welcher einmal äußerte: „die Lakedämonier ſeien beſſer im öffentlichen Leben, aber im Privatleben die Athener.“ Denn wenn Ageſilaus ſich als den trefflichſten König und Feldherrn erwieſen hatte, ſo bewährte er ſich noch viel mehr gegen Alle, die im Privatleben mit ihm umgingen, als einen wackeren, angenehmen Freund und Vertrauten.

Weil nun das perſiſche Geld einen Bogenſchützen als Gepräge trägt, ſo ſagte er beim Abmarſch: „er werde von dem Könige mit zehntauſend Bogenſchützen aus Aſien hinausgetrieben.“ So viele Goldſtücke waren nämlich nach Athen und Thebä gewandert und dort an die Demagogen vertheilt worden, ſo daß nun die Volksgemeinden ſich wirklich zum Kriege gegen Sparta verführen ließen.

Cap. 16.

Als er nach dem Uebergang über den Helleſpont durch Thrakien marſchirte, bat er keinen von den Barbaren um die Erlaubniß dazu, ſondern ſchickte nur an die Einzelnen insgeſammt Boten, um anzufragen, „ob das Land, durch welches er ziehe, Freundesland oder Feindesland ſei?“

Die andern Alle nahmen ihn freundſchaftlich auf und unterſtützten ihn auf dem Durchzug, ſo gut es die Kräfte der Einzelnen erlaubten. Nur die ſogenannten Traller, denen auch Xerxes, wie man erzählt, Geſchenke gab, verlangten als Tribut für den Durchmarſch von Ageſilaus hundert Talente Silber und ebenſoviele Frauen. Allein er ſpottete über ſie mit den Worten: „Warum ſind ſie nicht gleich gekommen, um es zu holen?“ Hiemit rückte er vorwärts, und als er ſie in Schlachtordnung aufgeſtellt fand, ſchlug er ſie in die Flucht und brachte ihnen bedeutende Verluſte bei.

Die nämliche Anfrage ſandte er auch an den König von Makedonien. Als dieſer erklärte, daß er ſich beſinnen werde, ſagte Ageſilaus: „nun ſo mag er ſich beſinnen; und wir marſchiren indeſſen!“ Erſtaunt über ſeine Kühnheit und eingeſchüchtert gab nun der König den Befehl, ihn als Freund weiter ziehen zu laſſen.

Weil die Theſſalier ſich an die Feinde angeſchloſſen hatten, ſo verheerte er ihr Land. Doch ſchickte er den Xenokles und Skythes nach Lariſſa, um über ein freundſchaftliches Verhältniß zu unterhandeln. Dieſelben wurden aber feſtgenommen und in's Gefängniß geworfen. Hierüber war Jedermann ſchwer ergrimmt und man meinte: „Ageſilaus müſſe unverzüglich vor Lariſſa rücken, um die Stadt zu belagern!“ Allein er erklärte, daß er ganz Theſſalien nicht dafür nehmen wollte, wenn er auch nur einen der beiden Männer verlieren müßte. Und bald darauf bekam er auf dem Wege der Uebereinkunft Beide wieder zurück.

Dieß war nun freilich bei Ageſilaus nicht zu verwundern. Denn auch auf die Nachricht von einer großen Schlacht, die bei Korinth vorgefallen ſei und worin [*) von den allerhervorragendſten Männern eine Anzahl plötzlich umgekommen und zwar] auf ſpartaniſcher Seite nur ganz Wenige, dagegen deſto mehr auf feindlicher Seite gefallen ſeien, bemerkte man an ihm weder Freude noch Stolz; mit einem tiefen Seufzer ſagte er vielmehr: „wehe dir, Griechenland, daß du dich durch eigene Schuld um ſo viele Männer gebracht haſt, die, wenn ſie noch lebten, im Stande wären, alle Barbaren auf einmal im Kampfe zu beſiegen!“

Die Pharſalier lagen ihm während des weiteren Marſches ſtets auf dem Nacken und thaten ſeinen Heeren ziemlichen Schaden. Er gab daher Befehl, mit fünfhundert Reitern, unter ſeiner eigenen Führung, auf ſie einzuſprengen, ſchlug ſie in die Flucht und errichtete ein Siegeszeichen unter dem Berg Narthakium. Ueber dieſen Sieg hatte er eine ganz beſondere Freude, weil er ganz allein durch ſich ſelbſt dieſe Reitertruppe zuſammengebracht hatte und jetzt lediglich mit ihr einen Feind, der ſich auf ſeine Reiterkunſt ſo ungemein viel einbildete, vollkommen überwältigte.

Cap. 17.

Hier traf, aus der Heimath kommend, der Ephore Diphridas mit ihm zuſammen und gab ihm den Befehl, unverzüglich in Böotien einzufallen. Obgleich nun Ageſilaus dieß erſt nach größeren Vor-

*) Wahrſcheinlich iſt das Eingeſchloſſene eine unächte Einſchiebung.

bereitungen und daher erſt ſpäterhin zu thun beabſichtigte, ſo glaubte er dennoch in keinem Stücke ſeinen Vorgeſetzten ungehorſam ſein zu dürfen.

Er ſprach ſich alſo offen gegen die Seinigen aus: „der Tag ſei nahe, für welchen ſie aus Aſien zurückgekommen!“ Auch ließ er noch von den bei Korinth befindlichen Truppen zwei Moren*) herbeirufen. Die Lakedämonier in Sparta aber hatten, um ihm eine Ehre zu erweiſen, öffentlich bekannt gemacht: „Wer von der jungen Mannſchaft dem Könige zu Hilfe ziehen wolle, könne ſich in die Liſte ſetzen laſſen.“ Da ſich nun aber Alle mit Begeiſterung aufzeichnen ließen, ſo wählte man von Seiten der Oberbehörden die fünfzig blühendſten und kräftigſten Jünglinge aus, welche man abſandte.

Ageſilaus rückte jetzt durch die Thermopylen und ſetzte hierauf ſeinen Marſch durch Phokis, als ein befreundetes Land, weiter fort. Hierauf betrat er Böotien und ſchlug in der Gegend von Chäronea ſein Lager auf. Hier bemerkte er nicht nur eine Verfinſterung der Sonne, welche ganz die Geſtalt der Mondſichel annahm, ſondern hörte zu gleicher Zeit auch, daß Piſander von Pharnabazus und Konon bei Knidus in einem Seetreffen völlig geſchlagen worden und ſogar ſelbſt gefallen ſei.

Er war daher, wie begreiflich, über dieſe Vorfälle äußerſt bekümmert, theils wegen dieſes Mannes ſelbſt, theils um Sparta's willen. Damit jedoch ſeine Soldaten, die eben in den Kampf zogen, nicht von Muthloſigkeit und Angſt befallen würden, hieß er die Leute, die vom Meere herkamen, das Gegentheil ausſagen: „man habe die Seeſchlacht gewonnen!“ Er ſelbſt zeigte ſich öffentlich mit einem Kranze auf dem Haupt, opferte Dankopfer für die gute Nachricht und ſandte auch ſeinen Freunden Stücke von dem Opferfleiſch zum Gruß.

Cap. 18.

Jetzt rückte er weiter vor. Bei Koronea angelangt, erblickte er die Feinde und wurde von ihnen gleichfalls geſehen. Er ſtellte

*) More, Name einer ſpartaniſchen Heeresabtheilung.

ſein Heer in Schlachtordnung, indem er den Orchomeniern den linken Flügel gab, während er ſelbſt den rechten anführte. Auf feindlicher Seite ſtanden die Thebaner ſelbſt auf dem rechten, — auf dem linken die Argiver.

Xenophon behauptet von dieſer Schlacht, daß ſie ſo hitzig geweſen ſei, wie noch nie eine andere. Er war nämlich ſelbſt an Ageſilaus' Seite und kämpfte die Schlacht mit, nachdem er von Aſien wieder herübergekommen. Zwar der erſte Angriff verurſachte keinen heftigen Stoß oder großen Kampf, ſondern die Thebaner trieben alsbald die Orchomenier in die Flucht, wie andrerſeits Ageſilaus die Argiver. Als jedoch beide vernahmen, daß je ihr linker Flügel bedrängt werde und fliehe, ſo kehrten ſie auf der Stelle um. Nun konnte Ageſilaus einen ganz gefahrloſen Sieg erwarten, wenn er nur gegen die Thebaner den Kampf in der Fronte unterlaſſen wollte, um ihnen ſtatt deſſen nachzugehen und ſie bei ihrem Vorbeimarſch anzufallen. Allein ſeine Erbitterung und ſeine Kampfluſt bewogen ihn, den Feinden von vorne entgegenzurücken, weil er ſie vollſtändig über den Haufen werfen wollte.

Dieſe empfingen ihn jedoch mit nicht geringer Tapferkeit, und es entſpann ſich eine Schlacht, die durch das ganze Heer hindurch ſehr heftig war, aber am heftigſten in ſeiner unmittelbaren Nähe. Er ſtand hier in der Mitte ſeiner fünfzig Spartaner, deren Ehrgeiz diesmal glücklicherweiſe dem Könige ſogar das Leben rettete. Denn ſie wehrten ſich mit unendlichem Muthe. Zwar konnten ſie ihn trotz ihres Bemühens, ſeine Perſon zu ſchützen, nicht unverwundet erhalten; aber doch — nachdem er durch ſeine Rüſtung hindurch von Speeren und Schwertern viele körperliche Verletzungen empfangen hatte, gelang es ihnen, obgleich nur mit Mühe, ihn noch lebendig herauszureißen, indem ſie ſich vor ihm feſt zuſammenſchloſſen. Hiebei tödteten ſie viele Feinde, während ſie aber auch ſelbſt manchen Mann verloren.

Da es ſich indeſſen allzuſchwierig zeigte, die Thebaner von vorne über den Haufen zu werfen, ſo wurden die Spartaner endlich genöthigt, dennoch zu thun, was ſie anfänglich nicht hatten thun wollen. Sie ließen nämlich ihre Phalanx für die Feinde eine Zeitlang in der Mitte auseinandertreten und ſich ſpalten. Wie nun die

Feinde in einiger Unordnung weiter marſchirten und bereits hindurchgedrungen waren, brachen ſie vom Rücken und den Flanken im Sturme los und hieben auf ſie ein. Demungeachtet konnte man ſie nicht förmlich in die Flucht ſchlagen; ſondern die Thebaner zogen nach dem Berge Helikon ab, voll ſtolzen Selbſtbewußtſeins über dieſe Schlacht, weil ſie ſich auf ihrer Seite für unüberwunden anſahen.

Cap. 19.

Obwohl nun Ageſilaus wegen der Menge ſeiner Wunden ſich körperlich ſehr übel befand, ſo entfernte er ſich doch nicht eher in ſein Zelt, bis er zuvor ſich durch Träger zu ſeiner Phalanx hatte bringen laſſen, um die Todten zu beſichtigen, die im Kreiſe der Bewaffneten in ſchöner Ordnung ausgeſtellt waren. Alle Feinde, die ſich in den Tempel geflüchtet hatten, befahl er frei zu entlaſſen. Denn ganz in der Nähe ſteht ein Tempel der itoniſchen Athene und vor demſelben befindet ſich ein Monument, welches vor Zeiten die Böotier daſelbſt aufgeſtellt hatten, — und zwar nach einem Siege, den ſie hier unter Sparto's Anführung über die Athener und Tolmidas erfochten, der bei dieſer Gelegenheit ſein Leben einbüßte.

Mit Anbruch des nächſten Tages wünſchte Ageſilaus genau zu erfahren, ob die Thebaner nochmals zu einem entſcheidenden Treffen geneigt wären. Er befahl daher ſeinen Soldaten, Kränze aufzuſetzen, die Kriegsmuſik ſollte erſchallen und eine hübſche Trophäe, als Zeichen des errungenen Sieges, errichtet werden. Da aber die Feinde herüberſchickten und um Erlaubniß zur Beerdigung ihrer Todten nachſuchten, ſo gab er ihnen hiezu einen Waffenſtillſtand.

Nachdem er auf dieſe Weiſe ſeinen Sieg ſich hatte beſtätigen laſſen, brachte man ihn nach Delphi, wo gerade die pythiſchen Spiele gefeiert wurden. Er feierte daſelbſt die Proceſſion zu Ehren des Gottes mit und brachte auch den Zehnten von der aus Aſien heimgebrachten Beute als Opfer dar. Dieſer Zehnte belief ſich auf hundert Talente.

Nach ſeiner Rückkehr in die Heimath wurde er alsbald bei ſeinen Mitbürgern äußerſt beliebt und erregte durch ſein Leben und ſeine Lebensweiſe allgemeines Aufſehen. Denn er kam nicht, wie die meiſten Feldherrn, als ein ganz anderer Menſch aus der Fremde

zurück, — nicht als ein Menſch, der von ausländiſchen Sitten umgewandelt iſt und unwillig gegen alles Heimiſche ſich ſträubt. Im Gegentheil: gerade wie Einer, der niemals über den Eurotas hinübergekommen, hielt er Alles, wie es war, von Herzen lieb und werth. Er änderte keine Mahlzeit, kein Bad, nichts an der Bedienung ſeiner Gemahlin, nichts am Schmuck ſeiner Waffen, nichts an der Einrichtung ſeines Hauſes. Ja, er ließ ſogar ſeine Thüren im gleichen Zuſtande, obwohl ſie ſo alt waren, daß man ſie noch geradezu für die nämlichen halten konnte, welche Ariſtodemus eingeſetzt hatte. Auch das kleine „Kannathron" d. h. der Feſtwagen ſeiner Tochter, war, wie Xenophon berichtet, nicht um das Mindeſte ſchöner herausgeputzt, als ihn die andern Mädchen hatten. „Kannathron" heißt man eigentlich die hölzernen Greif- und Bockhirſchgeſtalten, in welchen ſie bei den feſtlichen Aufzügen ihre Töchter an Ort und Stelle fahren laſſen.

Xenophon hat nun freilich den Namen von Ageſilaus' Tochter nicht aufgezeichnet und Dikäarchus iſt ſehr ungehalten darüber, daß wir weder Ageſilaus' Tochter, noch des Epaminondas Mutter kennen. Mir iſt es jedoch gelungen, in den lakedämoniſchen Aufzeichnungen die Gattin des Ageſilaus, wie ſeine Töchter, genannt zu finden. Jene hieß Kleora, dieſe Eupolia und Prolyta.

Auch iſt bis auf den heutigen Tag eine ſorgfältig aufbewahrte Lanze des Ageſilaus in Lakedämon zu ſehen; ſie unterſcheidet ſich jedoch in nichts von jeder gewöhnlichen Lanze.

Cap. 20.

Da er übrigens bemerkte, daß einige ſeiner Mitbürger ſich auf die Rennpferde, die ſie beſaßen, hochmüthigerweiſe Etwas einbildeten, ſo bewog er ſeine Schweſter Kyniska, einen Wagen nach Olympia zu ſchicken und ſich daſelbſt um den Preis zu bewerben. Seine Abſicht war, dadurch den Griechen vor Augen zu halten, daß ſolch ein Sieg keine Spur von perſönlichen Vorzügen erfordere, ſondern nur eben Reichthum und gehöriges Geld.

So hatte er auch den Philoſophen Xenophon in ſeiner unmittelbaren Nähe und achtete denſelben ſehr hoch. Deßhalb rieth er ihm auch, ſeine Kinder kommen zu laſſen und in Lakedämon zu erziehen,

um hier „das Beſte zu lernen, was man lernen könne: Gehorchen und Befehlen.“

Nach Lyſanders Tode entdeckte er ein ſtarkes Complott, das damals beſtand und welches Lyſander alsbald nach ſeiner Rückkunft aus Aſien gegen Ageſilaus gebildet hatte. Er hatte nun die entſchiedenſte Abſicht, öffentlich nachzuweiſen, was für ein Bürger Lyſander bei ſeinen Lebzeiten geweſen ſei. Dazu fand er eine ſchriftlich hinterlaſſene Rede, welche zwar Kleon von Halikarnaß verfaßt hatte, die aber Lyſander ſich ſelbſt hatte zueignen und in der Volksverſammlung abhalten wollen. Sie handelte von bedeutenden Neuerungen und einer gänzlichen Veränderung in der Verfaſſungsform. Auch dieſe beabſichtigte Ageſilaus dem Volke vorzulegen. Einer der Geronten, der die Rede gleichfalls geleſen hatte und ihren gewaltigen Eindruck fürchtete, rieth ihm: „den Lyſander nicht wieder auszugraben, ſondern lieber die Rede mit ihm in's Grab zu legen!“ Ageſilaus ließ ſich überzeugen und hiemit beruhte die Sache.

Seinen verſteckten Gegnern ſuchte er niemals offen zu ſchaden. Wohl aber ſetzte er es durch, daß ſtets Einige von ihnen als Feldherrn und höhere Beamte abgeſandt wurden. Hierauf bemühte er ſich, nachzuweiſen, daß ſie in ihren hohen Stellungen ſich ſchlecht und habſüchtig gezeigt hätten. Dann, — wenn man ſie vor Gericht zog, half er ihnen wieder und ſprach zu ihrer Vertheidigung. Auf dieſe Weiſe machte er ſie aus Gegnern zu Freunden und zog ſie auf ſeine Seite herüber, ſo daß Niemand mehr ihm entgegentrat.

Denn der andere König, Ageſipolis, welcher der Sohn eines verbannten Vaters und nach ſeinen Jahren noch äußerſt jung, überdieß von Natur ſanft und beſcheiden war, beſchäftigte ſich aus dieſen Gründen nur wenig mit Politik. Indeſſen machte Ageſilaus auch ihn ganz vertraulich und abhängig. Die Könige gehen nämlich, wenn ſie zu Hauſe ſind, in den gleichen Speiſeſaal und eſſen gemeinſchaftlich. Nun wußte Ageſilaus, daß ſich Ageſipolis gern in Liebesverhältniſſe einließ, wie er denn auch ſelbſt das Gleiche that. Er begann daher ſtets irgend ein Geſpräch von ſchönen Leuten. Hiedurch veranlaßte er den jungen Mann zu dem Nämlichen, theilte ſeine Gefühle, und war ihm ſogar behülflich, da ſolche lakedämo-

niſche Liebesgeſchichten nichts Unſittliches mit ſich führen, ſondern vielmehr mit einem hohen Grade von Züchtigkeit, Ehrliebe und ſittlichem Streben verbunden ſind, (wie dieß in der Lebensbeſchreibung des Lykurgus näher berichtet iſt.)

Cap. 21.

Bei dem ungemein großen Einfluß, den er in der Stadt beſaß, ſetzte er es durch, daß ſein Halbbruder von mütterlicher Seite, Teleutias, über die Flotte geſetzt wurde.

Er machte hierauf einen Feldzug gegen Korinth, wobei er ſelbſt zu Lande die langen Mauern eroberte, während ihn Teleutias auf der Seeſeite unterſtützte. Damals ſtanden noch die Argiver im Beſitz von Korinth. Sie feierten gerade die iſthmiſchen Spiele, als Ageſilaus plötzlich ſichtbar wurde und ſie verjagte, nachdem ſie ſoeben dem Gotte das Opfer gebracht hatten. Sie mußten daher bei dieſem Anlaß das geſammte Geräthe im Stiche laſſen.

Die verbannten Korinthier, welche ſich in ſeiner Nähe befanden, baten ihn nun, die Kampfſpiele anzuordnen. Doch that er dieſes nicht. Dagegen als Jene ſelbſt dieſe Spiele anordnen und abhalten wollten, ſo blieb er in der Nähe und ſchaffte ihnen die nöthige Sicherheit.

Nachher aber, als er abgezogen war, wurden die iſthmiſchen Spiele wieder von den Argivern gefeiert, wobei Einige abermals einen Sieg davontrugen und ebenſo Einzelne, die früher geſiegt hatten, dießmal als überwunden aufgezeichnet wurden. Dieß veranlaßte den Ageſilaus zu der Erklärung, „daß die Argiver ſich ſelbſt einer großen Feigheit ſchuldig geben, ſofern ſie ihre Spiele für etwas ſo Erhabenes und Großes anſähen und doch den Muth nicht gehabt hätten, um ſie zu kämpfen!“

Er ſelbſt glaubte, bei all dieſen Dingen das rechte Maß einhalten zu müſſen. Zwar ließ er die Chöre und feierlichen Spiele daheim recht hübſch aufführen; er fand ſich ſtets bei denſelben ein, wobei er ſich voll Ehrgeiz und Eifer in dieſer Sache zeigte; weder bei den Knaben, noch bei den Mädchen verſäumte er je ein ſolches Kampfſpiel. Wo er aber die Andern etwas bewundern ſah, gab er ſich den Anſchein, gar nichts davon zu wiſſen.

So erging es einmal dem tragiſchen Schauſpieler Kalippidas, der in Griechenland einen bedeutenden Namen und Ruf genoß und in allgemeiner Hochachtung ſtand. Dieſer begegnete ihm zuerſt und grüßte ihn. Sodann drängte er ſich in hochmüthiger Weiſe unter die Begleiter des Königs auf ſeinem Spaziergange und ließ deutlich merken, daß er von Ageſilaus erwarte: „dieſer werde zuerſt mit irgend einer freundlichen Aeußerung den Anfang machen.“ Zuletzt fragte er geradezu: „kennſt du mich nicht, mein König?“ Da warf Ageſilaus einen Blick auf ihn und ſagte: „doch; — biſt du nicht Kalippidas, der — Harlekin?“ denn ſo heißen die Lakedämonier einen Schauſpieler.

Ein anderes Mal wurde er aufgefordert, einen Menſchen zu hören, der eine Nachtigall täuſchend nachmachen könne. Er lehnte aber die Einladung ab, mit den Worten: „hab' ſe ſelber g'hört!“

Und als der Arzt Menekrates, der bei einigen verzweifelten Kuren Glück gehabt und deßwegen den Beinamen „Zeus“ erhalten hatte, ſich dieſes Titels in einer für Andere unangenehmen Weiſe bediente und namentlich auch an Ageſilaus ſo zu ſchreiben wagte: „Menekrates Zeus wünſcht dem König Ageſilaus Glück und Heil!“ ſo erwiderte er darauf: „König Ageſilaus wünſcht dem Menekrates — geſunden Verſtand!“

Cap. 22.

Als er ſich noch in der Nähe des korinthiſchen Gebiets aufhielt und nach Einnahme des Heräums zuſah, wie ſeine Soldaten alles Erbeutete oder Gefangene fortſchleppten, kamen Geſandte aus Thebä mit Friedensvorſchlägen an.

Weil er aber dieſe Stadt von jeher haßte und eben jetzt eine hochfahrende Behandlung derſelben beſonders für geeignet hielt, ſo ſtellte er ſich, als ob er ſie bei ihrem Verſuche, mit ihm zu ſprechen, weder ſähe noch hörte. Aber bald kam über ihn eine Thatſache der Vergeltung. Denn noch hatten ſich die Thebaner nicht wieder entfernt, als etliche Leute mit der Nachricht bei ihm eintrafen, daß die ganze dortige Mora von Iphikrates zuſammengehauen worden ſei. Ein gleich großer Unfall war ihnen ſeit langer Zeit nicht zuge-

ſtoßen. Denn ſie verloren hier eine Menge tapferer Soldaten, die als Schwerbewaffnete von Leichtbewaffneten und als Lakedämonier von Miethſoldaten überwältigt worden waren.

Ageſilaus ſprang jetzt, ſo zu ſagen, im Augenblick auf, um zu Hülfe zu eilen. Nachdem er aber vernommen hatte, daß ihnen nun einmal der Garaus gemacht war, ſo kam er wieder in das Heräum zurück, ließ jetzt die Böotier vor ſich kommen und verhandelte mit ihnen.

Als Jene, um ihm den Uebermuth heimzugeben, des Friedens mit keinem Worte gedachten, ſondern nur nach Korinth entlaſſen zu werden verlangten, ſo gerieth Ageſilaus in Zorn und ſprach: „wenn ihr doch Luſt habt, eure Freunde zu ſehen, wie ſie über ihr jetziges Glück hochmüthig ſind, ſo ſoll euch dieß morgen in aller Sicherheit zu Theil werden!“ Und nun nahm er ſie am folgenden Tage zu ſich, verheerte das Gebiet der Korinthier und rückte bis in die unmittelbare Nähe der Stadt vor. Nachdem er auf dieſe Weiſe den Beweis geführt hatte, daß die Korinthier keine Abwehr wagten, entließ er die Geſandtſchaft.

Er ſelbſt zog nun die von jener Mora noch übriggebliebene Mannſchaft an ſich und marſchirte ſodann nach Lakedämon ab, wobei er ſtets vor Tag aufbrechen und erſt, wenn es finſter geworden war, wieder Halt machen ließ. Seine Abſicht war hiebei, daß derjenige Theil der Arkadier, welcher ihn haßte und verhöhnte, ſich nicht allzuſehr über ihn möchte freuen können.

Bald darauf machte er, den Achajern zu Gefallen, mit denſelben einen Heerzug nach Akarnanien, ſchleppte viele Beute hinweg und beſiegte die Akarnanier in einem Treffen. Nun baten ihn die Achajer, über den Winter daſelbſt zu bleiben, um den Feinden die Felderbeſtellung unmöglich zu machen. Er erklärte jedoch, das Gegentheil thun zu wollen; denn ſie würden den Krieg noch mehr fürchten, wenn das Land, das ſie beſäßen, für die betreffenden Jahreszeiten angebaut wäre. Und ſo geſchah es auch. Als ein neuer Feldzug gegen ſie angekündigt wurde, verſöhnten ſie ſich mit den Achajern.

Cap. 23.

Etwas ſpäter verheerten Konon und Pharnabazus, welche mit der königlichen Flotte das Meer beherrſchten, die Küſtenſtriche von Lakonien. Auch die Hauptſtadt der Athener wurde neu befeſtigt, wozu Pharnabazus das Geld hergab. Daher beſchloſſen die Lakedämonier, mit dem Könige Frieden zu ſchließen.

Sie ſchickten alſo den Antalkidas zum Tiribazus, indem ſie auf die ſchmählichſte und widerrechtlichſte Weiſe alle in Aſien wohnenden Griechen, für welche Ageſilaus gekämpft hatte, dem perſiſchen Könige überantworteten. Daher kam es auch, daß Ageſilaus den geringſten Theil von dieſer Schmach zu tragen hatte. Denn Antalkidas war ſein Gegner und betrieb den Frieden um jeden Preis, weil er glaubte, daß der Krieg nur zur weiteren Erhebung des Ageſilaus beitrage und demſelben den höchſten Grad von Ruhm und Macht verleihe. Demungeachtet gab Ageſilaus auf die Aeußerung: „daß die Lakedämonier jetzt zu den Perſern hielten!“ die Antwort: „nein, ſondern die Perſer zu den Lakedämoniern.“

Wer aber den Frieden nicht annehmen wollte, — denen drohte er entſchieden mit Krieg, wodurch er Alle zwang, ſich in die Anforderungen Perſiens bleibend zu fügen. Er that dieß hauptſächlich um der Thebaner willen, damit dieſe, wenn ſie Böotien ſeine Selbſtändigkeit laſſen mußten, um ſo mehr geſchwächt würden. Die ſpäteren Ereigniſſe machten Alles klar.

Als nämlich Phöbidas mitten im tiefſten Frieden ſeine abſcheuliche That beging, indem er die Kadmea gewaltſam beſetzte, da erhob ſich nicht nur in ganz Griechenland ein Schrei des Unwillens, ſondern auch in Sparta war man darüber unzufrieden. Beſonders war es die dem Ageſilaus gegenüberſtehende Oppoſitionspartei, welche mit Entrüſtung an Phöbidas die Frage ſtellte: „auf weſſen Befehl er hier gehandelt habe?“ Natürlich zielte dabei ihr geheimer Argwohn auf ihn. Und Ageſilaus trug kein Bedenken, den Phöbidas zu vertheidigen, indem er offen erklärte: „man dürfe lediglich die Sache darauf anſehen, ob ſie einen Vortheil in ſich trage. Was dem Intereſſe Lakedämons entſpreche, könne man mit allen Ehren ſelbſtändig ausführen, — auch ohne erhaltenen Befehl.“

Und doch ſchilderte dieſer Mann in ſeinen Worten allenthalben die Gerechtigkeit als die erſte von allen Tugenden! Auch von der Tapferkeit, ſagte er, habe man keinen Gewinn, wenn die Gerechtigkeit ihr nicht zur Seite ſtehe; wenn aber Jedermann gerecht wäre, ſo würde man die Tapferkeit gar nicht brauchen! Und als er Etliche ſagen hörte: „das und das ſei der Wille des großen Königs!“ fragte er: „wie? worin iſt er größer, als ich, wenn er nicht auch gerechter iſt?“ In der That, eine ganz richtige und ſchöne Meinung, wenn er glaubte, nur das Recht ſei gleichſam der königliche Maßſtab, womit man jedes Ueberragen des Größeren zu meſſen habe! So ſchickte ihm, als es Friede geworden war, der König auch ein Schreiben, das „von Gaſtfreundſchaft und ganz beſonders nahen Verhältniſſen“ handelte. Er nahm es aber nicht an, indem er äußerte: „die allgemeine Freundſchaft genüge und man werde keine beſondere brauchen, ſo lang die erſtere fortdaure.“

In ſeinen Handlungen hielt er jedoch dieſe Anſichten nicht immer feſt, ſondern ließ ſich durch Ehrgeiz und Streitſucht vielmals fortreißen, beſonders gegenüber von den Thebanern. Er begnügte ſich alſo nicht damit, daß er dem Phöbidas durchhalf; er bewog auch Sparta, die ganze ungerechte Handlung auf ſich zu nehmen, und die Kadmea in eigenem Namen beſetzt zu halten, ferner zu unbeſchränkten Machthabern über die ganze Regierung und Verfaſſung einen Archias und Leontidas zu ernennen, — Männer, durch deren Beihülfe Phöbidas eingedrungen war und die Burg weggenommen hatte.

Cap. 24.

Aus all dieſem bildete ſich nun alsbald der Verdacht, daß bei jenem Unternehmen zwar dem Phöbidas die That, aber dem Ageſilaus der Gedanke angehöre. Seine ſpäteren Handlungen machten dieſe Beſchuldigung zu einer allgemein anerkannten. Denn als die Thebaner die Beſatzung hinausgeworfen und die Stadt befreit hatten, machte er ihnen einen Vorwurf daraus, daß Archias und Leontidas von ihnen hingerichtet worden waren, obgleich beide in Wirklichkeit Tyrannen und nur dem Worte nach „Polemarchen“ waren; ja, er begann deßhalb ſogar einen Krieg mit Theb.

Doch wurde dießmal Kleombrotus, der bereits nach Ageſipolis' Tode König geworden war, mit einem Heere nach Böotien geſchickt. Denn Ageſilaus, als ein Mann, der ſchon vierzig Dienſtjahre zählte und daher nach dem Geſetze Freiheit vom Kriegsdienſte genoß, war dieſem Feldzuge gefliſſentlich ausgewichen, und zwar aus Schamgefühl. Hatte er kurz zuvor mit Phlius zu Gunſten der dortigen Verbannten gekämpft, ſo mochte er ſich doch nicht ſchon wieder als thätiger Feind von Thebä erblicken laſſen und zwar im Intereſſe der Tyrannen.

Nun lebte damals ein gewiſſer Lakedämonier Sphodrias, welcher zu der Gegenpartei des Ageſilaus gehörte und in Theſpiä die Stelle eines Harmoſten bekleidete, ein Mann — nicht ohne Muth, auch nicht ohne Ehrliebe, aber allezeit mehr erfüllt von ſchönen Hoffnungen, als von gutem Verſtande. Dieſer ſtrebte nach einem großen Namen, und da er glaubte, daß Phöbidas ſeinen Ruhm und weitverbreiteten Namen nur durch ſeine kecke That gegen Thebä erlangt habe, ſo war er überzeugt, daß es noch viel ſchöner und glänzender ſein würde, wenn er auf eigene Fauſt den Piräeus beſetzen und den Athenern das Meer wegnehmen könnte, indem er ſie unvermuthet vom Lande aus überfiele. Doch behaupten Einige, daß dieſer Plan ein Manoeuvre der beiden Böotarchen, Pelopidas und Melo, geweſen ſei. Dieſe ſchickten heimlich etliche Leute ab, welche ſich für Anhänger Lakedämons ausgeben mußten. Indem ſie nun den Sphodrias lobten und hoch erhoben als den einzigen Mann, der eines ſo außerordentlichen Unternehmens würdig wäre, ermuthigten und veranlaßten ſie ihn, eine Handlung auf ſich zu nehmen, die gleich ungerecht und geſetzwidrig war, wie jene frühere, aber dabei mit weniger Muth und weniger Glück ausgeführt wurde. Denn der Tag überraſchte ihn ſchon auf der thriaſiſchen Ebene; es wurde hell, während er gehofft hatte, noch in der Nacht den Piräeus angreifen zu können. Auch bemerkte man aus einigen Tempeln in der Richtung von Eleuſis ein helles Licht, welches die Soldaten in großen Schrecken und Angſt geſetzt haben ſoll. Er ſelbſt fiel ganz aus ſeiner muthigen Stimmung heraus, als ſeine längere Verborgenheit unmöglich wurde; und nachdem er eine ganz unbedeutende Beute in

Sicherheit gebracht, zog er mit Schimpf und Schande wieder nach Thespiä zurück.

In Folge hievon wurden von Athen Geſandte nach Sparta geſchickt, um Klage zu führen. Sie fanden jedoch, daß die dortigen Behörden keiner beſondern Anklage gegen Sphodrias mehr bedurften, ſondern bereits ein peinliches Gericht gegen ihn öffentlich angekündigt hatten. Sphodrias hatte jedoch nicht die Abſicht, ſich einem ſolchen zu unterziehen. Denn er befürchtete die Erbitterung ſeiner Mitbürger, welche ſich vor den Athenern ſchämten und am liebſten den Schein herbeizuführen wünſchten, als wäre ihnen ſelbſt ein Unrecht widerfahren, um nicht gleichfalls als Leute zu erſcheinen, welche Unrecht gethan hätten.

Cap. 25.

Sphodrias hatte nun einen Sohn Kleonymus, der noch ganz jung und von hübſchem Aeußeren war, weßhalb der Sohn des Königs Ageſilaus, Archidamus, ihn „liebte." Auch theilte der Letztere die Angſt des Kleonymus um ſeinen ſchwer bedrohten Vater nunmehr aufrichtig. Doch war ein offenes Mitwirken und Helfen unmöglich; denn Sphodrias gehörte zu der Gegenpartei des Ageſilaus. Aber da kam Kleonymus zu ihm und flehte ihn unter Thränen auf's innigſte an: „er möchte doch den Ageſilaus günſtig ſtimmen; denn dieſer ſei hauptſächlich für ſie zu fürchten!"

Drei oder vier Tage lief nun Archidamus ſtets ſeinem Vater nach, ohne ein Wort zu ſagen, weil er ſich vor ihm ſchämte und ihn zugleich fürchtete. Endlich aber, als die Gerichtsverhandlung nahe bevorſtand, wagte er es gegen Ageſilaus auszuſprechen, daß Kleonymus ihn gebeten habe in Betreff ſeines Vaters. Ageſilaus kannte die Neigung des Archidamus und hatte ihm bisher kein Hinderniß in den Weg gelegt; denn Kleonymus ließ ſchon von ſeinen früheſten Jahren erwarten, daß er, wenn irgend ein Anderer, dereinſt ein tüchtiger Mann werden würde. Doch gab Ageſilaus für den Augenblick ſeinem Sohne trotz aller Bitten noch nicht ſo weit nach, daß er irgend etwas Günſtiges oder Freundliches hoffen durfte. Er ſagte bloß: „er wolle ſehen, was angemeſſen und paſſend ſei!" und hiemit entfernte er ſich.

Voll Beſchämung unterließ nun Archidamus, noch ferner Beſuche bei Kleonymus zu machen, obwohl er früherhin gewohnt war, dieß oftmals des Tages zu thun. Daher gab auch die andere Seite jede Hoffnung für Sphodrias' Sache nur um ſo entſchiedener auf, bis einer von Ageſilaus' Freunden, Etymokles, bei einer gemeinſamen Unterredung mit ihnen die wahre Geſinnung des Königs aufdeckte. „Die Handlung ſelbſt tadle derſelbe vollſtändig; abgeſehen hievon halte er jedoch den Sphodrias für einen wackeren Mann und ſehe, daß die Stadt ſolche Soldaten brauche!" Derartige Aeußerungen ließ nämlich Ageſilaus allenthalben über die fragliche Rechtsſache fallen, weil er ſich ſeinem Sohne freundlich erweiſen wollte. Die Folge war, daß auch Kleonymus alsbald die Bemühungen des Archidamus bemerkte und die Freunde des Sphodrias dieſen nunmehr mit getroſtem Muthe unterſtützten.

Ueberhaupt war Ageſilaus ein ganz außerordentlicher Freund ſeiner Kinder und man erzählt von ihm die bekannte Anekdote mit dem Spiele. Als nämlich ſeine eigenen Kinder noch klein waren, nahm er zu Hauſe einen Stecken, als Pferd, zwiſchen die Beine und ſpielte ſo mit ihnen. Da er nun von Einem ſeiner Freunde geſehen wurde, bat er ihn: „Niemand Etwas davon zu ſagen, bis er ſelbſt Vater von Kindern geworden!"

Cap. 26.

Sphodrias wurde alſo freigeſprochen. Auf die Nachricht hievon entſchloſſen ſich die Athener zum Kriege und Ageſilaus mußte manches ſchlimme Wörtchen hören, weil man glaubte, daß er um einer unpaſſenden und knabenhaften Leidenſchaft willen einer gerechten Entſcheidung in den Weg getreten ſei und Sparta dadurch für ſo bedeutende Geſetzesüberſchreitungen gegen die Griechen verantwortlich gemacht habe.

Indeſſen war Kleombrotus, wie er bemerkte, nicht ſehr geneigt, mit den Thebanern einen Krieg zu führen. Ageſilaus verzichtete daher auf die Wohlthat des Geſetzes, wovon er früher — in Betreff des Felddienſtes — Gebrauch gemacht hatte und fiel nun ſelbſt ohne Verzug in Böotien ein. Neben dem Schaden, den er den Thebanern beibrachte, erlitt er aber auch ſeinerſeits manchen Verluſt. Ja, er

wurde ſogar verwundet, ſo daß Antalkidas einmal ſagte: „wahrhaftig, du bekommſt ein ſchönes Lehrgeld von den Thebanern, die du fechten gelehrt haſt, als ſie es weder wollten, noch verſtanden.“

In der That ſollen die Thebaner in Vergleich mit ihren ſonſtigen Leiſtungen niemals kriegstüchtiger geweſen ſein, als damals, weil ſie ſich bei den zahlreichen Feldzügen der Lakedämonier gegen ſie gleichſam einſchulten. Aus dieſem Grunde hatte auch ſchon der alte Lykurg in den ſogenannten drei „Rhethren“ (Verordnungen) ausdrücklich verboten, oftmals gegen die gleichen Feinde auszurücken, damit dieſe die Kriegführung nicht dadurch erlernen ſollten.

Uebrigens waren auch die Bundesgenoſſen der Lakedämonier ſehr erbost auf Ageſilaus, weil er, ohne einen ſtaatlichen Beſchwerdegrund zu haben, lediglich in einer gewiſſen Leidenſchaftlichkeit und Händelſucht die Thebaner zu vernichten ſuchte. „Es wäre alſo ganz unnöthig, ſagten ſie, daß ſie ſich ſo ruiniren ließen und alle Jahre bald dahin, bald dorthin maſſenhaft den paar Spartanern in's Feld folgen müßten!“

Bei dieſem Anlaß ſoll nun Ageſilaus, der ihnen über ihre wahre Anzahl Aufklärung geben wollte, auf folgenden Kunſtgriff verfallen ſein. Er befahl, daß alle Bundesgenoſſen durcheinander gemengt ſich niederſetzen ſollten, dagegen die Lakedämonier für ſich beſonders. Hierauf ließ er ausrufen: „die Töpfer ſollen zuerſt aufſtehen!“ Als dieſe aufgeſtanden waren, ließ er zum Zweiten die Schmiede aufrufen, ſodann der Reihe nach die Zimmerleute, die Maurer und von den übrigen Gewerben eines um das andere. Und nun waren nahezu die Bundesgenoſſen insgeſammt aufgeſtanden, von den Lakedämoniern aber kein Einziger; denn es war ihnen unterſagt, ein handwerksmäßiges Geſchäft zu betreiben und zu erlernen. Und ſo lachte denn Ageſilaus und ſagte: „da ſeht, ihr Leute, wie viel mehr Soldaten *wir* hinausſchicken, als *ihr*!“

Cap. 27.

Als er aber ſein Heer von Thebä wieder hinwegführte, und zu Megara nach dem Stadthauſe auf der Burg hinaufgehen wollte, bekam er plötzlich in ſeinem geſunden Bein ein Zucken und einen heftigen Schmerz. Gleich darauf ſchwoll es an, ſchien voll Blut geworden zu

ſein und zeigte einen ungewöhnlichen Grad von Entzündung. Ein Arzt aus Syrakus öffnete die Ader unter dem Knöchel. Die Schmerzen hörten dadurch auf, aber das Blut ſtürzte maſſenhaft hervor und war mit nichts zu ſtillen, ſo daß eine ſtarke Ohnmacht eintrat und in Folge davon Ageſilaus in die größte Lebensgefahr gerieth. Indeſſen gelang es doch für jetzt den Bluterguß zu überwinden und er wurde nach Lakedämon gebracht, wo er nun geraume Zeit krank lag und außer Stande war, irgend in's Feld zu ziehen.

In dieſer Zeit aber erlitten die Spartaner viele Schlappen ſowohl zu Land, als zur See. Am bedeutendſten darunter war die bei Tegyra, wo ſie zum erſten Male in einer geordneten Feldſchlacht unterlagen und von den Thebanern vollſtändig beſiegt wurden.

Jedermann war daher für den Abſchluß eines allgemeinen Friedens geſtimmt, und wirklich kamen auch aus ganz Griechenland Geſandte in Lakedämon zuſammen, um die Differenzen auszugleichen. Einer von dieſen war auch Epaminondas, ein durch ſeine Bildung und Gelehrſamkeit ſehr geachteter Mann, der jedoch von ſeiner Tüchtigkeit als Heerführer noch keine Proben abgelegt hatte.

Dieſer ſah alle Andern ſich tief bücken vor Ageſilaus und war der Einzige, welcher ein gewiſſes mit Freimuth verbundenes Selbſtbewußtſein zeigte. So hielt er denn eine ausführliche Rede, — nicht für die Thebaner, ſondern ganz allgemein für das geſammte Griechenland zugleich und an Griechenland. Er wies darin nach, „daß der Krieg nur Sparta mächtiger mache, während alle Anderen dadurch zu Grunde gerichtet würden; deßwegen rieth er, ſich den Frieden zu verſchaffen durch Recht und Billigkeit; denn nur ſo würde der Friede ein dauernder ſein, wenn Alle ſich gegenſeitig in ihrem Rechte gleichgeſtellt würden."

Cap. 28.

Wie nun Ageſilaus die außerordentliche Freude und Aufmerkſamkeit der Griechen bei dieſen Worten bemerkte, ſo fragte er den Epaminondas, ob er es für recht und billig halte, daß Böotien ſeine Selbſtändigkeit wieder erhalte? Raſch und kühnen Muthes erhob Epaminondas die Gegenfrage: „ob er die Selbſtändigkeit von Lakonien für gerecht halte?" In vollem Zorne ſprang Ageſilaus auf und

verlangte von ihm eine deutliche Erklärung darüber: ob er wirklich Böotien frei und selbständig wissen wolle? Aber Epaminondas sagte ihm abermals gerade das Nämliche wieder: „ob Agesilaus Lakonien frei und selbständig wissen wolle?“

Hiedurch gerieth Agesilaus vollends in die heftigste Aufwallung. Ja, dieser Vorwand genügte für ihn, um augenblicklich den Namen der Thebaner von der Friedensurkunde zu streichen und ihnen den Krieg zu erklären, während er dagegen alle andern Griechen die vollendete Vereinbarung nach Hause bringen hieß, indem sie zugleich „das Heilbare dem Frieden, das Unheilbare dem Kriege anheimstellen sollten.“ Denn es war in der That eine Aufgabe, sämmtliche unentschiedene Punkte so schnell in's Reine zu bringen und alle Knoten zu lösen.

Zufälligerweise stand um jene Zeit Kleombrotus mit einer Armee in Phokis. Unverzüglich sandten ihm also die Ephoren den Befehl zu, seine Truppen gegen Thebä zu führen. Auch schickten sie umher und sammelten ihre Verbündeten, die freilich wenige Geneigtheit besaßen und über den Krieg höchst unzufrieden waren, wiewohl sie noch keinen Widerspruch oder Ungehorsam gegen die Lakedämonier an den Tag zu legen wagten.

Uebrigens ereigneten sich nun viele schlimme Vorbedeutungen, wie in der Lebensbeschreibung des Epaminondas erzählt wurde. Auch suchte der Lakedämonier Prothous dem Feldzuge entgegenzuwirken. Allein Agesilaus ging nicht davon ab, sondern setzte den Krieg durch, in der Hoffnung: „es würde für Sparta, — wenn das gesammte Griechenland selbständig wäre und nur die Thebaner außerhalb des Bündnisses stünden, — der geeignete Zeitpunkt gekommen sein, um an denselben Rache zu nehmen.“

Daß aber der fragliche Feldzug mehr in der Leidenschaft, als mit Ueberlegung unternommen wurde, beweist schon die Kürze der Zeit. Denn am vierzehnten Tag des Monats Skirophorion hatte man in Lakedämon den Friedensvertrag abgeschlossen, und bereits am fünften des Monats Hekatombäon erlitten die Spartaner ihre Niederlage bei Leuktra; nur zwanzig Tage lagen dazwischen.

In dieser Schlacht fielen tausend Lakedämonier nebst dem König Kleombrotus und in dessen Umgebung die tapfersten der ächten Spar-

taner. Unter dieſen befand ſich, wie man ſagt, der ſchöne Kleonymus, Sphodrias' Sohn, der dreimal vor den Augen des Königs zu Boden ſtürzte, jedesmal wieder aufſtand und dann gegen die Thebaner fortkämpfte — bis zum Tode!

Cap. 29.

Die Lakedämonier hatten hier einen ganz unerwarteten Unfall erlitten und die Thebaner ebenſo unverhofft Glück gehabt, wie es noch niemals anderen Griechen im Kampfe mit Griechen zu Theil geworden war. Aber doch verdiente — wenigſtens hinſichtlich der bewieſenen Tapferkeit — die vollſtändig überwundene Stadt einen nicht minder hohen Grad von Anerkennung und Bewunderung, als die Siegerin.

Xenophon macht irgendwo die Bemerkung, daß von wackeren Männern auch ihre beim Wein und Scherz gefallenen Worte und Witze etwas Intereſſantes enthalten. Aber nicht weniger, ja ſogar weit mehr Beachtung und Betrachtung verdient bei wackeren Menſchen das, was ſie im Unglück thun und reden, um ihre Würde zu behaupten. Sparta war gerade mitten in einer Feſtfeier begriffen und von Fremden ganz angefüllt. Es wurden die ſogenannten Gymnopädien gefeiert, wobei Chöre in dem Theater miteinander um den Preis ringen; und jetzt kam von Leuktra die Nachricht von der verlorenen Schlacht! Obwohl es nun auf den erſten Blick am Tage lag, daß ihre Sache gänzlich verloren war und daß ſie die Herrſchaft eingebüßt hatten, ſo ließen die Ephoren dennoch weder einen Chor abtreten, noch irgend in dem Aeußeren der Feſtlichkeit von Seiten der Stadt eine Aenderung treffen. Sie beſchränkten ſich darauf, den Angehörigen der Gefallenen deren Namen in's Haus zu ſchicken, während ſie ſelbſt fortfuhren, ihre Geſchäfte für die Aufführung und den Wettkampf der Chöre zu beſorgen.

Am folgenden Morgen, als bereits Jedermann ſowohl die Davongekommenen, als die Gebliebenen genau wußte, begaben ſich die Väter, Verwandte und Freunde der Gefallenen auf den Markt, wo ſie mit fröhlichem Geſichte, voll Selbſtbewußtſein und Jubel einander begrüßten. Dagegen die der Davongekommenen blieben, wie bei einem Trauerfalle, mit ihren Gattinnen zu Hauſe. Wenn

je Einer von ihnen durch nothwendige Gründe zum Ausgehen veranlaßt wurde, ſo ſah man ihn in Haltung, Stimme und Blick niedergeſchlagen und tief gedemüthigt.

Noch in höherem Maße konnte man Aehnliches bei den Frauen ſehen und hören. Manche war traurig und ſtumm, wenn ſie ihren Sohn lebendig aus der Schlacht zurück erwartete; hingegen die Frauen von Solchen, die man als gefallen meldete, ſah man gleich darauf in den Tempeln umherziehen und mit heiteren, ſtolzen Mienen einander beſuchen.

Cap. 30.

Indeſſen begannen die Bundesgenoſſen nacheinander abzufallen, und von dem ſiegreichen und auf ſeinen Triumph ſtolzen Epaminondas erwartete man täglich einen Einfall in den Peloponnes. Daher wurden die Meiſten jetzt wieder von Gedanken an jene Orakel befallen, die auf das „Hinken" des Ageſilaus anſpielten. Man empfand eine große Entmuthigung und Beängſtigung der Gottheit gegenüber; denn man glaubte, daß es der Stadt nur deßwegen ſo ſchlimm ergehe, weil ſie den Fürſten „mit geraden Gliedern" aus ſeinem Königthume verjagt und ſtatt ſeiner den „Hinkenden" und Krüppelhaften gewählt hätten; und doch habe ſie der Himmel ermahnt, dieſen Punkt mehr als alles Andere, ja mit der größten Vorſicht in's Auge zu faſſen!

Aber wegen ſeiner ſonſtigen Macht, Tüchtigkeit und Berühmtheit brauchten ſie Ageſilaus nicht nur fortwährend als König und als Feldherrn für den Krieg, ſondern auch als Heilkünſtler und Schiedsrichter bei ihren inneren Verlegenheiten. Man trug nämlich Bedenken, gegen diejenigen, die ſich in der Schlacht feige benommen hatten, (und welche man in Sparta ſelbſt „Zitterer" nannte,) jene entehrenden Strafen, welche das Geſetz vorſchrieb, in Anwendung zu bringen. Denn es waren ihrer Viele und dazu einflußreiche Perſonen, ſo daß man wirklich einen Aufſtand von ihnen befürchten mußte. Solche Leute ſind in Sparta nicht bloß von jedem höheren Amte ausgeſchloſſen, ſondern es gilt auch für eine Schande, einem von ihnen ſeine Tochter zur Frau zu geben, oder eine ſolche von ihnen zu nehmen. Jedermann ferner, der ihnen begegnet, kann ſie ſchlagen,

wenn er Luſt hat. Dabei müſſen ſie, ohne Einwendungen machen zu dürfen, in einem ſchmutzigen, elenden Aufzuge umhergehen. Sie tragen einen geflickten Mantel mit beſonderer Färbung; auch dürfen ſie nur einen Theil ihres Bartes abnehmen, während der andere ſtehen bleibt. Deßwegen war es ſehr gefährlich, viele derartige Leute unbeachtet in der Stadt zu laſſen, während Sparta eben jetzt einer bedeutenden Anzahl von Kriegern bedurfte.

Man wählte alſo den Ageſilaus zum Geſetzgeber. Ohne etwas weder hinzuzufügen, noch abzuthun, noch in ſeiner bisherigen Beſtimmung zu verändern, trat dieſer vor dem Volke von Lakedämon auf, und zwar mit der Erklärung: „man müſſe die Geſetze heute — ſchlafen laſſen! Aber vom heutigen Tage an ſeien ſie für die Zukunft wieder gültig.“ Dadurch rettete er zugleich der Stadt ihre Geſetze und allen jenen Männern ihre bürgerliche Ehre.

Weil er jedoch wünſchte, auch den jüngeren Bürgern ihre gegenwärtige Muthloſigkeit und Niedergeſchlagenheit zu benehmen, ſo machte er einen Einfall in Arkadien. Dabei hütete er ſich freilich auf's Aeußerſte, mit den Gegnern irgend ſich in ein Treffen einzulaſſen. Indeſſen eroberte er doch ein kleines Städtchen der Mantineer und durchſtreifte das Land, ſo daß Sparta wieder in ſeinen Hoffnungen ſich hob und ein fröhliches Anſehen gewann, indem man wenigſtens nicht Alles verloren gab.

Cap. 31.

Bald darauf erſchien Epaminondas in Lakonien an der Spitze von nicht weniger, als vierzigtauſend Schwerbewaffneten, die Bundesgenoſſen miteingerechnet. Ueberdieß zog auch eine Maſſe von Leicht- oder ganz Unbewaffneten mit, die bloß auf Plünderung ausgingen. Kurz der ganze Schwarm, der zuſammen in Lakonien einfiel, betrug ſiebenzigtauſend Mann.

Es war bereits eine Zeit von nicht weniger, als ſechshundert Jahren, ſeitdem die Dorier in Lakedämon ſich niedergelaſſen hatten, und in dieſer ganzen Zeit ſah man jetzt zum erſten Male einen Feind im Lande. Früher hatte es Niemand gewagt; Lakonien blieb ſtets unverwüſtet und unberührt. Aber jetzt fielen ſie ein mit Sengen und Brennen; ſie plünderten bis an den Eurotas und bis an die

Stadt, weil Niemand ihnen entgegenrückte. Denn Ageſilaus duldete es nicht, daß die Lakedämonier — nach Theopompus' Ausdruck — gegen dieſen „Strom und Wogenſchwall des Krieges“ ankämpften.

Nur den Mittelpunkt und die hervorragendſten Theile der Stadt hatte er mit den Schaaren ſeiner Schwerbewaffneten gedeckt. Dort ließ er ſich ruhig die Drohungen und Großſprechereien der Thebaner gefallen, welche ihn mit Namen herausforderten und für ſein Land den entſcheidenden Kampf ausfechten hießen, da er ja doch von all dieſem Elend die Schuld trage und den Krieg entzündet habe.

Nicht weniger aber, als dieſes, ärgerten den Ageſilaus die Tumulte in der Stadt, das laute Geſchrei, das Herumrennen der älteren Männer, die über die Vorfälle der Gegenwart ihre Unzufriedenheit äußerten, ſowie der Weiber, die ohnehin nicht ruhig zu bleiben vermochten, ſondern bei dem Geſchrei und dem Feuer, welches die Feinde anlegten, ganz und gar von Sinnen kamen.

Auch der Ehrenpunkt kränkte ihn, ſofern er die Stadt in ihrer höchſten Größe und Macht übernommen hatte, während er jetzt ihre Hoheit gedemüthigt und ihr Rühmen abgeſchnitten ſah. Und letzteres hatte er doch ſelbſt ſo oft in den Worten ausgeſprochen: „noch nie habe ein lakedämoniſches Weib den Rauch eines feindlichen Wachfeuers geſehn!“

Etwas Aehnliches erzählt man auch von Antalkidas. Als ein gewiſſer Athener mit ihm über die Tapferkeit ſtritt und ſagte: „wir haben euch ſchon oft von dem Kephiſus weggejagt!“ ſo diente er ihm mit der Antwort: „ja, aber wir euch niemals vom Eurotas!“

Auch einer von den weniger bekannten Spartanern erwiderte einmal in gleicher Weiſe einem Argiver. „Von euch — ſagte der Letztere — von euch liegen Viele in Argolis begraben!“ Der Spartaner gab es ihm heim mit den Worten: „von euch aber keiner in Lakonien!

Cap. 32.

Indeſſen ſoll Antalkidas, der damals gerade Ephorus war, doch ſeine Kinder nach Kythera geflüchtet haben, weil er ängſtlich geworden war.

Als nun die Feinde Anſtalt machten, den Fluß zu überſchreiten

und einen Sturm auf die Stadt zu wagen, gab Ageſilaus alle ſonſtigen Punkte auf und ſtellte ſein Heer zum Schutze des Mittelpunktes und der hochgelegenen Theile in Schlachtordnung. Der Eurotas war damals, in Folge von Schneefall, weit über ſeinen gewöhnlichen Waſſerſtand angeſchwollen; doch wurde die Strömung mehr durch die Kälte, als durch das Reißende des Laufes, gefährlich und mißlich für die Thebaner.

Epaminondas marſchirte an der äußerſten Spitze ſeiner Truppen, und einige Leute zeigten ihn dem Ageſilaus. Dieſer ſah ihn, wie man erzählt, lange Zeit an und begleitete ihn mit ſeinen Blicken im Vorüberziehen, ohne mehr, als das einzige Wort zu ſagen: „ja, ein kühner Mann!“

Zwar ſetzte nun Epaminondas eine Ehre darein, womöglich in der Stadt ſelbſt ein Treffen zu liefern und ein Siegeszeichen aufzurichten, allein es gelang ihm trotz aller Bemühungen nicht, den Ageſilaus aus ſeiner Stellung herauszulocken und zum Kampf zu bewegen. Deßwegen brach er wieder auf, um abermals das flache Land zu verheeren.

In Lakedämon aber rotteten ſich von den längſt insgeheim unzufriedenen und ſchlechten Bürgern ungefähr zweihundert zuſammen und beſetzten Hiſſorium, wo ein bekannter Tempel der Artemis ſteht, — einen wohlbefeſtigten, mit Gewalt kaum zu erobernden Punkt.

Gegen dieſe Rotte wollten nun die Lakedämonier unverzüglich losbrechen. Aber Ageſilaus, der eine Umwälzung befürchtete, befahl allen Anderen ruhig zu bleiben, während er ſelbſt in gewöhnlichem Anzug und nur von Einem Diener begleitet herantrat und mit lauter Stimme rief: „ſie hätten ſein Kommando unrichtig verſtanden; er habe ihnen nicht befohlen, an dieſem Punkte zuſammenzukommen, — auch nicht „alle“, ſondern die eine Partie hier (dabei zeigte er mit dem Finger nach einem anderen Platze) — die zweite Partie anderswo.“ Als dieß die Leute hörten, waren ſie höchſt erfreut; denn ſie meinten, unentdeckt zu ſein. Sie trennten ſich alſo und rückten nach den verſchiedenen Punkten ab, die Ageſilaus anbefohlen hatte. Dieſer ließ aber unverzüglich andere Truppen herbeiholen und Hiſſorium von ihnen beſetzen. Dagegen

von den Genannten, die ſich zuſammengerottet hatten, ließ er etwa fünfzehn während der Nacht verhaften und hinrichten.

Noch eine andere, größere Verſchwörung kam zur Anzeige, — eine Vereinigung von Männern aus Sparta, die behufs einer Staatsumwälzung heimlich in einem Hauſe ſich verſammelten. Bei dieſen war es gleich mißlich, ſie in ſolchen Zeiten der Verwirrung vor Gericht zu ziehen, wie ihre hinterliſtigen Plane unbeachtet zu laſſen. Ageſilaus ließ daher auch dieſe — nach einer Berathung mit den Ephoren — ohne richterliches Urtheil hinrichten, obgleich früher noch niemals ein Spartaner ohne einen ſolchen Richterſpruch getödtet worden war.

Da ferner viele von den Periöken und Heloten, die zum Waffendienſt beſtimmt waren, aus der Stadt entliefen, um zu den Feinden überzugehen, und dieſes eine bedeutende Entmuthigung herbeiführte, ſo wies er ſeine Bedienten an, gegen Tagesanbruch in die Lagerhütten zu gehen, um die Waffen der Entwichenen wegzunehmen und zu verſtecken, damit man ihre große Menge nicht merken ſollte.

Der Rückzug der Thebaner aus Lakonien erfolgte nach einigen Nachrichten wegen heftigen Unwetters und weil die Arkadier anfingen, in ungeordneter Weiſe fortzugehen und ſich zu verlaufen. Nach anderen Berichten aber blieben die Feinde doch drei völlige Monate und hatten das flache Land vollſtändig ausgeplündert.

Theopompus erzählt noch weiter, daß bereits die Böotarchen den Beſchluß zum Abmarſch gefaßt gehabt hätten, als ein Spartaner, Phrixus, bei ihnen eintraf, der von Ageſilaus zehn Talente überbrachte, um ſie zum Abzug zu bewegen. So kam es, daß ſie bei der Ausführung einer längſt beſchloſſenen Sache von den Feinden noch ein Reiſegeld, als Extragewinn, in Empfang nahmen.

Cap. 33.

Bei dieſem Vorfälle vermag ich nun freilich nicht zu begreifen, wie derſelbe allen anderen Schriftſtellern unbekannt bleiben konnte und nur Theopompus etwas davon erfuhr. Daß aber die damalige Rettung Spartas lediglich ein Verdienſt des Ageſilaus geweſen iſt, ſofern er den Leidenſchaften ſeines Naturells, dem Eigenſinn und

Ehrgeiz, dießmal entſagte und ſeine Anordnungen nur mit Rückſicht auf die Sicherheit traf, — darüber ſind alle einverſtanden.

Demungeachtet vermochte er nach jenem Unfall nicht mehr, der Macht und dem Ruhme Spartas wieder aufzuhelfen. Es ging hier, wie bei einem geſunden Menſchen, der fortwährend eine allzu genaue, und grundſätzlich gewohnheitsmäßige Lebensweiſe geführt hat. Ein einziger Fehler, ein kleines Gewicht in der Wagſchale brachte das bisherige Glück von Sparta zum Sinken. Und das iſt ſehr begreiflich. Denn für die Zwecke des Friedens, der Tugend und Eintracht enthielt zwar Spartas Verfaſſung die trefflichſten Beſtimmungen; aber man hatte auch noch Herrſchaft und gewaltſames Regiment als weitere Zwecke hinzugefügt, — Dinge, deren keines, nach Lykurgs Anſicht, der Stadt zu einer glücklichen Exiſtenz vonnöthen war. Dieß führte ihren Untergang herbei.

Ageſilaus ſelbſt war nun bereits wegen ſeines hohen Alters für weitere Feldzüge unbrauchbar geworden. Dagegen beſiegte ſein Sohn Archidamus, an der Spitze der aus Sikilien von dem dortigen Fürſten geſandten Hülfstruppen, die Arkadier in der ſogenannten „thränenloſen“ Schlacht, — „thränenlos“, weil auf ſeiner Seite kein Einziger fiel, während er den Feinden einen ſehr ſtarken Verluſt beibrachte.

Indeſſen verrieth gerade dieſer Sieg mehr, als alles Andere, die Schwäche Spartas. Denn in früheren Zeiten hielten ſie einen Sieg über die Feinde ſo ſehr für eine ganz natürliche, ihnen zukommende Sache, daß ſie weder den Göttern, abgeſehen von einem Hahn, ein weiteres Dankopfer für den Sieg darbrachten, noch diejenigen, welche in der Schlacht mitgefochten hatten, viel Rühmens davon machten, noch endlich die eingetroffene Nachricht eine außerordentliche Freude hervorrief. Sogar auch nach der Schlacht bei Mantinea, welche Thukydides beſchrieben hat, ſchickten die oberſten Behörden dem erſten Siegesverkündiger lediglich ein Stück Fleiſch aus dem Speiſeſaal als Botenlohn zu, ſonſt aber nichts. Und jetzt, als die Nachricht von der obigen Schlacht eintraf und Archidamus ſich annäherte, ließ die Ungeduld Niemand zu Hauſe bleiben. Sein Vater war der Erſte, der ihm mit Freudenthränen entgegenlief, und hinter dieſem das ganze Behördenperſonal; dann kam die

vollständige Maſſe von älteren Perſonen und Frauen, die gleichfalls an den Fluß hinabliefen, die Hände ausſtreckten und den Göttern dankten, als wenn jetzt Sparta all' ſeine unwürdige Schmach mit Macht abgethan hätte und wieder auf's Neue „in hellem Glanze das Licht erblickte!“ Denn bis dahin (erzählt man) hätten die Männer nicht einmal ihren Weibern mehr in's Auge ſehen können, — aus lauter Scham über die erlittene Niederlage.

Cap. 34.

Als jedoch Meſſene von den Leuten des Epaminondas wieder aufgebaut wurde und die urſprünglichen Bürger von allen Seiten in daſſelbe zuſammenzogen, wagten die Spartaner deßhalb keinen entſcheidenden Kampf und vermochten es ebenſowenig zu verhindern. Dagegen waren ſie auf Ageſilaus in hohem Grade erbost, weil ſie ein Land, das an Einwohnerzahl Lakonien nicht nachſtand und an Trefflichkeit die erſte Stelle in ganz Griechenland einnahm, — ein Land, in deſſen Beſitz ſie ſo lange Zeit geſtanden waren, während ſeines Königthums nunmehr verloren hätten.

Deßwegen nahm auch Ageſilaus den von den Thebanern vorgeſchlagenen Frieden nicht an. Er konnte ſich nicht entſchließen, auch dem Worte nach denjenigen das Land zu überlaſſen, welche doch im thatſächlichen Beſitze deſſelben ſtanden. Vielmehr beharrte er auf ſeinem alten Eigenſinn und bekam daher ſo wenig dieſes Land wieder zurück, daß er vielmehr auch Sparta nahezu verloren hätte und zwar durch eine gelungene Kriegsliſt der Feinde.

Als nämlich die Mantineer wieder von Theba abfielen und die Lakedämonier zur Hülfe herbeiriefen, merkte Epaminondas, daß Ageſilaus mit ſeinem Heere ausgerückt ſei und bereits heranmarſchirte. Ohne von den Mantineern bemerkt zu werden, brach er daher in der Nacht von Tegea auf, führte ſein Heer gegen Lakedämon ſelbſt und nur wenig fehlte, ſo hätte er, indem er an Ageſilaus vorüberzog, die vertheidigungsloſe Stadt überrumpelt. Allein ein gewiſſer Euthynas von Theſpiä — nach Kalliſthenes Angabe — oder (nach Xenophon) ein gewiſſer Kreter machte dem Ageſilaus Meldung, der nun ſchleunig einen Reiter abſandte, um es denen in

der Stadt zu ſagen. Nicht lange nachher erſchien er ſelbſt wieder in Sparta.

Bald darauf ſetzten aber auch die Thebaner über den Eurotas und griffen die Stadt mit der größten Heftigkeit an, während Ageſilaus mit einer Tapferkeit, welche die Kräfte ſeines Alters überſtieg, die Vertheidigung führte. Denn er ſah wohl, daß es in dieſem Augenblick nicht ein Kampf der Sicherheit und Behutſamkeit ſei, ſondern ein Kampf der Verzweiflung und Tollkühnheit. Auf ſolche Mittel hatte er ſich in früherer Zeit niemals verlaſſen, noch weniger von ihnen Gebrauch gemacht. Aber jetzt waren ſie es allein, womit er die Gefahr noch abtreiben konnte. Und wirklich gelang es ihm, die Stadt aus den Händen des Epaminondas noch herauszureißen, ein Siegeszeichen aufzurichten und nachzuweiſen, wie die Lakedämonier ihrem Vaterlande für die genoſſene Erziehung den ſchönſten Lohn und Dank entrichteten.

Unter ſeinen erſten Streitern befand ſich Archidamus, welcher bei der Stärke ſeiner Seele und der Gewandtheit ſeines Körpers auf's Hervorragendſte kämpfte, raſch an alle bedrängten Punkte der Schlacht durch die engen Gaſſen hindurchrannte und überall mit einer Handvoll Leute ſich den Feinden entgegenſtemmte.

Auch Phöbidas' Sohn, Iſidas, gewährte, wie mir dünkt, nicht nur für ſeine Mitbürger, ſondern ſelbſt für die Feinde ein ſchönes und bewunderungswürdiges Schauſpiel. Er beſaß eine ausgezeichnete Geſtalt und Körpergröße; auch ſtand er gerade in den ſchönen Jahren, wo der Menſch, beim Uebergange vom Knaben zum Manne, ſeine anmuthigſte Blüthe hat. Ledig aller ſchützenden Waffen, wie aller Kleidungsſtücke, den Körper mit Oel geſalbt, in der einen Hand eine Lanze, in der anderen ein Schwert, ſo ſprang er aus dem Hauſe, drängte ſich mitten durch die Kämpfenden hindurch und tummelte ſich unter den Feinden herum, indem er Jeden, der ihm in den Wurf kam, verwundete und niederwarf. Er ſelbſt wurde von Niemand verwundet, ſei es, daß der Himmel ihn wegen ſeiner Tapferkeit ganz beſonders ſchirmte, oder daß er den gegenüberſtehenden Feinden als ein höheres, übermenſchliches Weſen erſchien.

Wegen dieſer Heldenthat ſollen ihn die Ephoren zuerſt mit einem Kranze beſchenkt, dann aber um tauſend Drachmen geſtraft haben,

weil er gewagt habe, „sich ohne Waffen in den Kampf zu stürzen.“

Cap. 35.

Wenige Tage darauf kämpfte man bei Mantinea. Bereits hatte Epaminondes die vordersten Glieder überwältigt. Er drang noch weiter vor und wollte rasch die Verfolgung beginnen, als sich ihm ein Lakonier, Antikrates, in den Weg stellte, der ihm, wie Dioskorides berichtet, die Lanze in den Leib stieß. Die Lakedämonier nennen die Nachkommen des Antikrates noch heutzutage „Machärionen“, um anzudeuten, daß er ihn mit einem Schwerte (Machära) niedergestreckt habe. Die Furcht vor Epaminondas, so lang dieser lebte, flößte ihnen jetzt eine solche Bewunderung und Liebe gegen Antikrates ein, daß sie nicht nur für ihn selbst Ehrenstellen und Ehrengaben, sondern auch für seine Familie die Steuerfreiheit beschlossen, wie sie denn Kallikrates, einer von Antikrates' Abkömmlingen, noch zu unseren Lebzeiten genießt.

Nach dieser Schlacht und dem Tode des Epaminondas wurde unter den Griechen Friede geschlossen. Hiebei machte Agesilaus mit den Seinigen einen Versuch, die Messenier von dem Bündniß auszuschließen, weil sie keine eigentliche Stadt besäßen. Als aber die Uebrigen insgesammt ihre Aufnahme wünschten und die eidlichen Verpflichtungen von ihnen annahmen, so brachen die Lakedämonier alle Verhandlungen ab und setzten allein den Krieg noch fort, in der Hoffnung, Messenien dadurch wieder zu bekommen.

Daher galt denn nun Agesilaus für einen gewaltthätigen, starrköpfigen und mit Kriegen unersättlichen Mann, weil er die allgemeine Vereinbarung auf jede Weise untergrub und wieder umstürzte, während er andrerseits durch den Mangel an Geldmitteln sich zugleich gezwungen sah, seinen Freunden in der Stadt stets lästig zu fallen, Schulden zu machen, oder Beisteuern zu verlangen, anstatt daß man dem Elende in einem hiezu ganz geeigneten Zeitpunkte hätte ein Ende machen sollen, nicht aber nach dem bereits eingetretenen Verluste der gesammten, so ausgedehnten Herrschaft, nach dem Verluste von Städten, Land und Meer sich noch um die Besitzungen und Einkünfte von Messenien herumbalgen!

Cap. 36.

Noch ſchlimmer wurde ſein Ruf, als er ſich dem ägyptiſchen Fürſten Tachos zum Feldherrn hergab. Denn man hielt es allgemein für unwürdig, daß ein Mann, der für den erſten Helden Griechenlands galt und die Welt mit ſeinem Ruhm erfüllt hatte, nun einem perſiſchen Rebellen, einem Barbaren ſein Leben geweiht, ſeinen Namen und ſeine Ehre um Geld verkauft haben ſollte, um in die Thätigkeit eines bezahlten Söldnerhauptmanns einzutreten. Sogar, wenn er, — ein Mann von mehr als achtzig Jahren, am ganzen Leibe von Wunden zerfetzt, — nochmals jene ſchöne und ruhmvolle Heerführerſtelle für die Freiheit Griechenlands übernommen hätte: ſogar in dieſem Falle würde er hinſichtlich ſeines Ehrgeizes nicht völlig ohne Tadel geblieben ſein. „Denn auch für das Ehrenvolle (meinte man) gehöre die rechte Zeit und die paſſende Stunde; oder vielmehr: das Ehrenvolle unterſcheide ſich überhaupt von ſeinem Gegentheil nur durch das richtige Maß.“

Indeſſen kümmerte ſich Ageſilaus um all dieſes nicht und hielt durchaus keine Leiſtung im Dienſte des Staats unter ſeiner Würde. Das hielt er vielmehr für ſeiner unwürdig, ohne Thätigkeit in der Stadt zu leben, und ruhig hinzuſitzen, um auf ſeinen Tod zu warten.

Deßwegen ſammelte er mit Hülfe der Gelder, welche ihm Tachos geſandt hatte, eine Söldnerſchaar und bemannte einige Fahrzeuge, worauf er unter Segel ging, indem er dreißig Spartaner zu ſeiner Berathung mit ſich nahm, wie in früheren Fällen.

Als er in Aegypten gelandet hatte, begaben ſich unverzüglich die Erſten von den königlichen Generalen und Verwaltungsbeamten zu ihm an Bord, um ihm die Aufwartung zu machen. Auch von Seiten der übrigen Aegypter gab ſich ein großer Eifer und eine geſpannte Erwartung kund, — was in dem Namen und Ruhm des Ageſilaus ſeinen Grund hatte. Alles lief zuſammen, um ihn zu ſehen. Da ſie aber von Glanz und pompöſen Einrichtungen keine Spur bemerkten, ſondern nur am Strande einen alten Mann ohne Umſtände im Graſe liegen ſahen, — armſelig und klein von Sta-

tur, mit einem groben, ſchlechten Mantel am Leibe: da wandelte ſie doch die Ironie und Komik an und ſie ſagten: „das ſei, wie in der Fabel; ein Berg wolle gebären und dann komme ein Mäuschen heraus!“

Noch mehr ſtaunte man über ſeine Wunderlichkeit, als er von den Geſchenken, die man dem fremden Gaſte herbeitrug und herbeiführte, bloß Mehl, Kälber und Gänſe annahm, während er alle Leckereien, Backwerk und Salben in barſcher Weiſe zurückwies, und als man ihn dringend um die Annahme bat, ja dieſe Dinge ihm aufzwang, endlich den Befehl gab: „Alles fortzutragen und den Heloten zu geben!“

Doch fand er an dem zu Kränzen geeigneten ägyptiſchen Schilf — nach Theophraſt's Erzählung — vielen Gefallen, wegen der Einfachheit und Prunkloſigkeit dieſer Kränze. Er bat ſich alſo bei ſeiner Abfahrt von dem Könige ſolchen Schilf aus und erhielt ihn natürlich.

Cap. 37.

Jetzt vereinigte er ſich mit Tachos, der noch mit den Vorbereitungen zu ſeinem Feldzuge beſchäftigt war. Allein er wurde nicht, wie er bis dahin gehofft, zum Oberfeldherrn der geſammten Armee, ſondern nur der Soldtruppen ernannt. Die Flotte befehligte Chabrias aus Athen; der oberſte Kriegsherr der Geſammtmacht blieb Tachos ſelbſt.

Dieß war das Erſte, was den Ageſilaus kränkte. Bald darauf empfand er auch die ſonſtige Aufgeblaſenheit und eitle Geſinnung des Aegypters in drückender Weiſe; doch war er genöthigt, ſie zu ertragen. Er begleitete ihn auch auf einem Seezuge gegen die Phönikier, wobei er demſelben gegen ſeine eigene Würde und Natur überall mit Selbſtüberwindung nachgab, bis er eine günſtige Gelegenheit erhielt.

Nektanabis nämlich, ein naher Vetter des Tachos, der einen Theil der Armee unter ſich hatte, fiel von Tachos ab. Und als er von den Aegyptern zum König ausgerufen wurde, ließ er an Ageſilaus die Bitte ergehen, ihm ſeinen Beiſtand zu leihen. Die gleiche Aufforderung erging auch an Chabrias, wobei er beiden höchſt

ſehnliche Geſchenke verſprach. Dieß erfuhr Tachos und legte ſich ihnen gegenüber auf's Bitten. Chabrias verſuchte daher durch Gründe und Zuſpruch auch den Ageſilaus in der Freundſchaft gegen Tachos feſtzuhalten. Ageſilaus erwiderte ihm zunächſt mit den Worten: „Du, mein Chabrias, biſt für dich ſelbſt gekommen; es ſteht dir alſo auch frei, nur deinen eigenen Erwägungen zu folgen. Ich bin von meiner Vaterſtadt den Aegyptern als Heerführer gegeben worden. Es würde mir alſo ſchlecht anſtehen, gegen die zu kämpfen, zu welchen ich als Verbündeter geſandt bin, — wenn ich nicht aus der Heimath einen Gegenbefehl erhalte.“

Nach dieſer Erklärung, die er abgab, ſchickte er einige Männer nach Sparta, welche daſelbſt über Tachos Beſchwerde führen, dagegen den Nektanabis rühmend hervorheben ſollten. Uebrigens ſchickten auch dieſe Beiden ſelbſt nach Sparta, um dort ihre Bitten vorzubringen. Der Eine machte geltend, daß er ſchon längſt ein Freund und Verbündeter Spartas geweſen ſei; der Andere, daß er ſeine freundlichen Geſinnungen und ſeine Geneigtheit noch in höherem Maße der Stadt beweiſen werde.

Als die Lakedämonier dieſes vernahmen, ertheilten ſie den Aegyptern öffentlich die Antwort: „Ageſilaus werde die Sorge für dieſe Angelegenheit übernehmen.“ Dem letzteren aber ſandten ſie ſchriftlich die Weiſung zu, nur nach den Intereſſen Spartas zu handeln. Und ſo nahm denn Ageſilaus ſeine Söldnerſchaaren und wanderte mit ihnen von Tachos zu Nektanabis hinüber, indem er für dieſe wunderliche und durchaus unpaſſende Handlung die Intereſſen ſeines Vaterlandes als Deckmantel gebrauchte. Denn ſobald man dieſen Vorwand hinwegnimmt, iſt der gerechteſte Name, den man dieſem Verfahren geben kann, nur der Name des Verraths. Aber die Lakedämonier finden das erſte Element für alles Ruhmvolle nur eben in dem Intereſſe ihrer Heimath; ſie lernen und verſtehen kein anderes Recht, außer ſofern ſie glauben, Spartas Macht vergrößern zu können.

Cap. 38.

Verlaſſen von ſeinen Söldnern ergriff nun Tachos die Flucht. Indeſſen erhob ſich aus Mendes ein Dritter gegen Nektanabis und

wurde gleichfalls zum Könige ausgerufen. Dieſer brachte hunderttauſend Mann zuſammen, mit welchen er heranrückte.

Nektanabis ſuchte den Ageſilaus zu ermuthigen, indem er ſagte: „der Feinde ſeien es zwar viele, allein es ſei nur ein Gemengſel von allerhand Leuten, meiſt Handwerker, und wegen ihrer Unerfahrenheit gar nicht anzuſchlagen!“ — „„Nun ja, erwiderte Ageſilaus, ihre Menge fürchte ich nicht, aber gerade ihre Unerfahrenheit und Dummheit; denn dieſe kann man nicht hintergehen. Alle Liſt führt nur dann eine Ueberraſchung herbei, wenn der Gegner etwas argwöhnt und erwartet, während er ſich zur Vertheidigung anſchickt. Wer nichts erwartet und nichts argwöhnt, bietet auch für die Ueberrumpelung keine Handhabe dar. Gerade wie Einer beim Ringen keine Möglichkeit bietet, ihn niederzuwerfen, wenn er ſich gar nicht bewegt!““

Bald darauf ſchickte auch der Mendeſier, um den Ageſilaus in Verſuchung zu führen. Nektanabis wurde alſo ängſtlich. Dazu kam, daß ihm Ageſilaus den Rath gab, „ſo bald als möglich eine entſcheidende Schlacht zu liefern und nicht mit Hülfe der Zeit den Krieg führen zu wollen gegen Leute, die den Kampf nicht verſtünden, wohl aber durch die Menge ihrer Hände im Stande wären, ihn zu umzingeln, mit Gräben einzuſchließen, vielfach ihm zuvorzukommen und Vortheile zu erringen.“

Dieſer Rath verſetzte ihn in einen noch höheren Grad von Mißtrauen und Angſt gegenüber von Ageſilaus. Er zog ſich alſo in eine wohlbefeſtigte Stadt zurück, die einen bedeutenden Umfang von Umwallungen hatte.

Ageſilaus war höchſt ungehalten und verſtimmt über dieſen Mangel an Vertrauen. Doch ſchämte er ſich, abermals zu einem Andern überzugehen und ſchließlich ohne alles Ergebniß abzuziehen. Deßwegen folgte er dem Nektanabis und rückte gleichfalls in die Feſtung ein.

Cap. 39.

Die Feinde rückten ſogleich nach und begannen, die Stadt mit Wall und Graben einzuſchließen. Jetzt fürchtete der Aegypter wieder die drohende Belagerung und wollte eine Schlacht liefern. Bei

dieſer Abſicht hatte er die Griechen vollſtändig auf ſeiner Seite; denn es mangelte in der Feſtung an Proviant. Allein Ageſilaus litt es nicht, ſondern verhinderte die Sache. Er wurde daher von den Aegyptern noch mehr verläſtert, als früher, und als „Verräther ihres Königs“ bezeichnet. Doch ertrug er bereits dieſe ſchlimmen Urtheile mit größerer Ruhe und wartete nur auf den geeigneten Zeitpunkt für ſeine Kriegsliſt. Dieſe beſtand in Folgendem.

Die Feinde führten außerhalb einen tiefen Graben um die Mauer, in der Abſicht, ſie völlig abzuſperren. Als nun die beiden Enden des Grabenwerks, das wieder in ſich ſelbſt zurücklief und die Stadt im Kreiſe einſchloß, einander bereits nahe waren, wartete er nur auf den Eintritt des Abends. Dann befahl er den Griechen, ſich vollſtändig zu waffnen, ging zu dem Aegypter und ſprach: „dieß iſt der rechte Zeitpunkt zur Rettung, junger Mann! Ich fürchtete, ihn zu verderben; darum ſprach ich nicht davon, bis er gekommen war. Die Feinde ſelbſt haben uns durch ihrer Hände Arbeit die nöthige Sicherheit bereitet, indem ſie dieſen ungeheuren Graben gezogen haben. Der fertige Theil davon iſt ihnen hinderlich für ihre Menge; das fehlende Stück macht es uns möglich, in gleichem und billigem Verhältniß mit ihnen zu kämpfen. Wohlauf jetzt! Entſchließe dich, ein tapferer Mann zu ſein, ſtürme mit uns gegen den Feind und rette dadurch zugleich dich ſelbſt und deine Armee! Die Feinde, die vor uns ſtehen in der Fronte, werden uns nicht Stand halten; die Andern werden uns — wegen des Grabens — keinen Schaden thun!“

Nektanabis bewunderte den klugen Einfall des Ageſilaus, ſtellte ſich mit voller Bereitwilligkeit mitten unter die helleniſchen Krieger und ſchlug durch den kräftigen Anfall, den er machte, ohne Mühe den gegenüberſtehenden Feind in die Flucht.

Nachdem Ageſilaus in Nektanabis nun einmal einen folgſamen Mann gewonnen hatte, ließ er die gleiche Kriegsliſt, wie ein Fechterkunſtſtück, abermals gegen die Feinde wirken. Bald durch verſtelltes Fliehen und Zurückweichen, bald durch Vorrücken warf er ihre Maſſe in ein Terrain, wo ſich ein tiefer Kanal befand, der auf beiden Seiten vorüberfloß. Den in der Mitte liegenden Raum verſchanzte er und beſetzte ihn ſodann mit der Fronte ſeines Fuß-

volks. Dadurch stellte er, gegenüber von dem kämpfenden Theil der Feinde, hinsichtlich der Anzahl eine Gleichheit her, indem ihnen jede Umgehung und Umzingelung zur Unmöglichkeit wurde. Somit begaben sie sich schon nach einem kurzen Widerstand auf die Flucht. Viele wurden niedergemacht; die Entronnenen wurden zersprengt und verliefen sich in allen Richtungen.

Cap. 40.

In Folge dieses Ereignisses stand es für den Aegypter mit seiner Sache ganz vortrefflich und sie war dauerhaft gesichert. Voll Liebe und freundlicher Gesinnungen ersuchte er daher den Agesilaus, noch länger zu bleiben und den Winter bei ihm zuzubringen. Allein dieser eilte nach dem Kriegsschauplatze in der Heimath, weil er wußte, daß es in Sparta an Geld fehlte und man doch fremde Truppen unterhalten mußte.

Nektanabis entließ ihn also in höchst ehrenvoller, pompöser Weise, nachdem Agesilaus neben anderen Auszeichnungen und Geschenken auch noch für den Krieg die Summe von zweihundert und dreißig Silbertalenten empfangen hatte.

Da der Winter bereits eingetreten war, so hielt er sich mit seinen Schiffen ganz in der Nähe des Landes. Bei der Vorüberfahrt an Libyen kam er an einen ganz verödeten Platz, „Menelaushafen" genannt, und hier — starb Agesilaus, nach einem Leben von vierundachtzig Jahren. König von Sparta war er einundvierzig Jahre lang gewesen, und mehr als dreißig davon stand er auf der höchsten Stufe von Größe und Macht. Er wurde für den Fürsten und König beinahe von ganz Griechenland gehalten — bis auf die Schlacht von Leuktra.

Nun ist es eine lakedämonische Sitte, — während man bei Anderen, die in der Fremde gestorben sind, die Leiche an Ort und Stelle bestattet und zurückläßt, dagegen die Leiche eines Königs in die Heimath zu verbringen. Die anwesenden Spartaner machten also, weil kein Honig vorhanden war, einen Guß von Wachs über den Todten und führten ihn so nach Lakedämon.

ſehnliche Geſchenke verſprach. Dieß erfuhr Tachos und legte ſich ihnen gegenüber auf's Bitten. Chabrias verſuchte daher durch Gründe und Zuſpruch auch den Ageſilaus in der Freundſchaft gegen Tachos feſtzuhalten. Ageſilaus erwiderte ihm zunächſt mit den Worten: „Du, mein Chabrias, biſt für dich ſelbſt gekommen; es ſteht dir alſo auch frei, nur deinen eigenen Erwägungen zu folgen. Ich bin von meiner Vaterſtadt den Aegyptern als Heerführer gegeben worden. Es würde mir alſo ſchlecht anſtehen, gegen die zu kämpfen, zu welchen ich als Verbündeter geſandt bin, — wenn ich nicht aus der Heimath einen Gegenbefehl erhalte."

Nach dieſer Erklärung, die er abgab, ſchickte er einige Männer nach Sparta, welche daſelbſt über Tachos Beſchwerde führen, dagegen den Nektanabis rühmend hervorheben ſollten. Uebrigens ſchickten auch dieſe Beiden ſelbſt nach Sparta, um dort ihre Bitten vorzubringen. Der Eine machte geltend, daß er ſchon längſt ein Freund und Verbündeter Spartas geweſen ſei; der Andere, daß er ſeine freundlichen Geſinnungen und ſeine Geneigtheit noch in höherem Maße der Stadt beweiſen werde.

Als die Lakedämonier dieſes vernahmen, ertheilten ſie den Aegyptern öffentlich die Antwort: „Ageſilaus werde die Sorge für dieſe Angelegenheit übernehmen." Dem letzteren aber ſandten ſie ſchriftlich die Weiſung zu, nur nach den Intereſſen Spartas zu handeln. Und ſo nahm denn Ageſilaus ſeine Söldnerſchaaren und wanderte mit ihnen von Tachos zu Nektanabis hinüber, indem er für dieſe wunderliche und durchaus unpaſſende Handlung die Intereſſen ſeines Vaterlandes als Deckmantel gebrauchte. Denn ſobald man dieſen Vorwand hinwegnimmt, iſt der gerechteſte Name, den man dieſem Verfahren geben kann, nur der Name des Verraths. Aber die Lakedämonier finden das erſte Element für alles Ruhmvolle nur eben in dem Intereſſe ihrer Heimath; ſie lernen und verſtehen kein anderes Recht, außer ſofern ſie glauben, Spartas Macht vergrößern zu können.

Cap. 38.

Verlaſſen von ſeinen Söldnern ergriff nun Tachos die Flucht. Indeſſen erhob ſich aus Mendes ein Dritter gegen Nektanabis und

wurde gleichfalls zum Könige ausgerufen. Dieſer brachte hunderttauſend Mann zuſammen, mit welchen er heranrückte.

Nektanabis ſuchte den Ageſilaus zu ermuthigen, indem er ſagte: „der Feinde ſeien es zwar viele, allein es ſei nur ein Gemengſel von allerhand Leuten, meiſt Handwerker, und wegen ihrer Unerfahrenheit gar nicht anzuſchlagen!“ — „„Nun ja, erwiderte Ageſilaus, ihre Menge fürchte ich nicht, aber gerade ihre Unerfahrenheit und Dummheit; denn dieſe kann man nicht hintergehen. Alle Liſt führt nur dann eine Ueberraſchung herbei, wenn der Gegner etwas argwöhnt und erwartet, während er ſich zur Vertheidigung anſchickt. Wer nichts erwartet und nichts argwöhnt, bietet auch für die Ueberrumpelung keine Handhabe dar. Gerade wie Einer beim Ringen keine Möglichkeit bietet, ihn niederzuwerfen, wenn er ſich gar nicht bewegt!““

Bald darauf ſchickte auch der Mendeſier, um den Ageſilaus in Verſuchung zu führen. Nektanabis wurde alſo ängſtlich. Dazu kam, daß ihm Ageſilaus den Rath gab, „ſo bald als möglich eine entſcheidende Schlacht zu liefern und nicht mit Hülfe der Zeit den Krieg führen zu wollen gegen Leute, die den Kampf nicht verſtünden, wohl aber durch die Menge ihrer Hände im Stande wären, ihn zu umzingeln, mit Gräben einzuſchließen, vielfach ihm zuvorzukommen und Vortheile zu erringen.“

Dieſer Rath verſetzte ihn in einen noch höheren Grad von Mißtrauen und Angſt gegenüber von Ageſilaus. Er zog ſich alſo in eine wohlbefeſtigte Stadt zurück, die einen bedeutenden Umfang von Umwallungen hatte.

Ageſilaus war höchſt ungehalten und verſtimmt über dieſen Mangel an Vertrauen. Doch ſchämte er ſich, abermals zu einem Andern überzugehen und ſchließlich ohne alles Ergebniß abzuziehen. Deßwegen folgte er dem Nektanabis und rückte gleichfalls in die Feſtung ein.

Cap. 39.

Die Feinde rückten ſogleich nach und begannen, die Stadt mit Wall und Graben einzuſchließen. Jetzt fürchtete der Aegypter wieder die drohende Belagerung und wollte eine Schlacht liefern. Bei

dieſer Abſicht hatte er die Griechen vollſtändig auf ſeiner Seite; denn es mangelte in der Feſtung an Proviant. Allein Ageſilaus litt es nicht, ſondern verhinderte die Sache. Er wurde daher von den Aegyptern noch mehr verläſtert, als früher, und als „Verräther ihres Königs“ bezeichnet. Doch ertrug er bereits dieſe ſchlimmen Urtheile mit größerer Ruhe und wartete nur auf den geeigneten Zeitpunkt für ſeine Kriegsliſt. Dieſe beſtand in Folgendem.

Die Feinde führten außerhalb einen tiefen Graben um die Mauer, in der Abſicht, ſie völlig abzuſperren. Als nun die beiden Enden des Grabenwerks, das wieder in ſich ſelbſt zurücklief und die Stadt im Kreiſe einſchloß, einander bereits nahe waren, wartete er nur auf den Eintritt des Abends. Dann befahl er den Griechen, ſich vollſtändig zu waffnen, ging zu dem Aegypter und ſprach: „dieß iſt der rechte Zeitpunkt zur Rettung, junger Mann! Ich fürchtete, ihn zu verderben; darum ſprach ich nicht davon, bis er gekommen war. Die Feinde ſelbſt haben uns durch ihrer Hände Arbeit die nöthige Sicherheit bereitet, indem ſie dieſen ungeheuren Graben gezogen haben. Der fertige Theil davon iſt ihnen hinderlich für ihre Menge; das fehlende Stück macht es uns möglich, in gleichem und billigem Verhältniß mit ihnen zu kämpfen. Wohlauf jetzt! Entſchließe dich, ein tapferer Mann zu ſein, ſtürme mit uns gegen den Feind und rette dadurch zugleich dich ſelbſt und deine Armee! Die Feinde, die vor uns ſtehen in der Fronte, werden uns nicht Stand halten; die Andern werden uns — wegen des Grabens — keinen Schaden thun!“

Nektanabis bewunderte den klugen Einfall des Ageſilaus, ſtellte ſich mit voller Bereitwilligkeit mitten unter die helleniſchen Krieger und ſchlug durch den kräftigen Anfall, den er machte, ohne Mühe den gegenüberſtehenden Feind in die Flucht.

Nachdem Ageſilaus in Nektanabis nun einmal einen folgſamen Mann gewonnen hatte, ließ er die gleiche Kriegsliſt, wie ein Fechterkunſtſtück, abermals gegen die Feinde wirken. Bald durch verſtelltes Fliehen und Zurückweichen, bald durch Vorrücken warf er ihre Maſſe in ein Terrain, wo ſich ein tiefer Kanal befand, der auf beiden Seiten vorüberfloß. Den in der Mitte liegenden Raum verſchanzte er und beſetzte ihn ſodann mit der Fronte ſeines Fuß-

volks. Dadurch stellte er, gegenüber von dem kämpfenden Theil der Feinde, hinsichtlich der Anzahl eine Gleichheit her, indem ihnen jede Umgehung und Umzingelung zur Unmöglichkeit wurde. Somit begaben sie sich schon nach einem kurzen Widerstand auf die Flucht. Viele wurden niedergemacht; die Entronnenen wurden zersprengt und verliefen sich in allen Richtungen.

Cap. 40.

In Folge dieses Ereignisses stand es für den Aegypter mit seiner Sache ganz vortrefflich und sie war dauerhaft gesichert. Voll Liebe und freundlicher Gesinnungen ersuchte er daher den Agesilaus, noch länger zu bleiben und den Winter bei ihm zuzubringen. Allein dieser eilte nach dem Kriegsschauplatze in der Heimath, weil er wußte, daß es in Sparta an Geld fehlte und man doch fremde Truppen unterhalten mußte.

Nektanabis entließ ihn also in höchst ehrenvoller, pompöser Weise, nachdem Agesilaus neben anderen Auszeichnungen und Geschenken auch noch für den Krieg die Summe von zweihundert und dreißig Silbertalenten empfangen hatte.

Da der Winter bereits eingetreten war, so hielt er sich mit seinen Schiffen ganz in der Nähe des Landes. Bei der Vorüberfahrt an Libyen kam er an einen ganz verödeten Platz, „Menelaushafen" genannt, und hier — starb Agesilaus, nach einem Leben von vierundachtzig Jahren. König von Sparta war er einundvierzig Jahre lang gewesen, und mehr als dreißig davon stand er auf der höchsten Stufe von Größe und Macht. Er wurde für den Fürsten und König beinahe von ganz Griechenland gehalten — bis auf die Schlacht von Leuktra.

Nun ist es eine lakedämonische Sitte, — während man bei Anderen, die in der Fremde gestorben sind, die Leiche an Ort und Stelle bestattet und zurückläßt, dagegen die Leiche eines Königs in die Heimath zu verbringen. Die anwesenden Spartaner machten also, weil kein Honig vorhanden war, einen Guß von Wachs über den Todten und führten ihn so nach Lakedämon.

Die königliche Würde übernahm ſein Sohn Archidamus, und ſie blieb auch in der Familie bis auf Agis, der bei ſeinem Verſuche, die alte Verfaſſung wieder herzuſtellen, von Leonidas ermordet wurde. Er war der fünfte Abkömmling von Ageſilaus geweſen.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Plutarchs
ausgewählte Biographien.

Deutsch

von

Ed. Eyth.

Fünfzehntes Bändchen.

Lucullus.

Stuttgart.
Krais & Hoffmann.
1864.

Lucullus.

Cap. 1.

Lucullus*) hatte einen Großvater, welcher Consul gewesen war; ein Oheim von mütterlicher Seite war Metellus, mit dem Beinamen „des Numidiers.“ Von seinen beiden Eltern wurde der Vater des Unterschleifs von öffentlichen Geldern überführt, wie denn auch die Mutter Cäcilia**) wegen ihres unsoliden Lebenswandels in üblem Rufe stand.

Lucullus selbst machte es sich als junger Mann, noch ehe er um ein höheres Amt nachsuchen und mit der Politik in Berührung treten konnte, zu seiner ersten Aufgabe, den Ankläger seines Vaters, einen Augur Servilius, vor Gericht zu ziehen, weil er demselben ein Vergehen wider den Staat nachzuweisen vermochte. Dieß erschien in den Augen der Römer als ein glanzvolles Unternehmen und Alles sprach von dem betreffenden Proceß, wie von einer Heldenthat. Man hielt zu Rom auch sonst, selbst wo ein bestimmter Anlaß fehlte, das Geschäft der Anklage für ein durchaus nicht unwürdiges Geschäft; man sah es im Gegentheil äußerst gerne, wenn junge Leute auf Schuldige aller Art entschieden Jagd machten, wie ein Hund von edler Race auf das Wild.

---

*) Der ganze Name war Lucius Licinius Lucullus, wie auch sein Großvater hieß, der in Spanien ein Kommando führte gegen die Vaccäer, Cantabrer und andere Völkerschaften.

**) Cäcilia stammte aus dem angesehenen Hause der Metteller; sie war Tochter des L. Metellus Calvus, Schwester des berühmten Metellus Numidicus.

Indeſſen entſpann ſich bei dieſer Rechtsverhandlung ein ſo erbitterter Streit, daß ſogar eine Anzahl von Perſonen verwundet wurde oder auf dem Platze blieb. Aber Servilius wurde losgeſprochen.

Lucullus hatte ſich auch eine bedeutende Fertigkeit erworben, beide Sprachen*) zu ſprechen, ſo daß ſogar Sulla ihm ſeine Selbſtbiographie widmete, weil er von Lucullus' Hand eine beſſere Anordnung und Bearbeitung des hiſtoriſchen Stoffes erwartete. Denn das Wort ſtand ihm auch außerhalb des öffentlichen Gebrauchs geſchmackvoll und augenblicklich zu Gebote — nicht nur ſo, wie bei den Andern, daß es das Forum,

„als wie ein wilder Thun das Meer durchtobte,"**)

um dann außerhalb des Forums

„einzutrocknen und in Rohheit zu erſterben."

Vielmehr ſtrebte er auch nach der bereits berührten geſchmackvollen und ſogenannten „freien", äſthetiſchen Bildung, und that dieß ſchon in frühen Jahren. Allmälig älter geworden, ließ er, (wie er es nach ſo vielen Kämpfen wohl thun durfte) ſeinen Geiſt in der Philoſophie raſten und ruhen, indem er das denkende Element in ſich erweckte und dagegen rechtzeitig — nach ſeinem Mißverhältniß zu Pompejus — die Seite des Ehrgeizes in ſich aufhob oder doch nachdrücklich beſchränkte.

Ueber ſeine Gelehrſamkeit erzählt man ſich außer dem Bisherigen noch weiter Folgendes. Schon in ſeiner Jugend machte er ſich gegen den Gerichtsredner Hortenſius***) und den Geſchichtſchreiber Siſenna in Folge eines Scherzes, der in den Ernſt überging, anheiſchig und verbindlich: da ſie ihm ein Gedicht und eine Rede in griechiſcher und lateiniſcher Sprache zur Aufgabe geſtellt hatten, in jeder von dieſen Sprachen, auf welche das Loos fiele,

*) d. h. die lateiniſche und griechiſche Sprache.

**) Dieſer Vers ſtammt aus einem verlorenen Drama des Aeſchylus oder Sophokles.

***) Quintus Hortenſius war einer der berühmteſten Redner ſeiner Zeit, den Cicero ſehr oft mit großem Lobe erwähnt; Siſenna ſchrieb eine Geſchichte des Sullaniſchen Kriegs.

den ganzen marſiſchen Krieg zu beſchreiben. Wahrſcheinlich entſchied nun das Loos für einen griechiſchen Aufſatz; denn man beſitzt noch heutzutage von ihm eine Geſchichte des marſiſchen Krieges.

Von der Liebe, die er gegen ſeinen Bruder Marcus hegte, gab er ſehr zahlreiche Beweiſe, wovon hauptſächlich der erſte im Gedächtniß der Römer fortlebt. Obgleich er nämlich der ältere war, ſo mochte er doch ein höheres Amt nicht allein annehmen, ſondern wartete das geſetzliche Alter ſeines Bruders ab. Hiedurch gewann er das Volk ſo ſehr für ſich, daß er, ungeachtet ſeiner Abweſenheit (bei der Wahl), mit demſelben zum Aedilen ernannt wurde.

Cap. 2.

Schon während ſeines Jünglingsalters gab er in dem marſiſchen Kriege viele Beweiſe von Kühnheit und Verſtand. Noch mehr war es aber ſeine Feſtigkeit und ſein freundliches Weſen, weßhalb ihn Sylla in ſeine Nähe zog und fortwährend, von Anfang an, zu Geſchäften verwendete, welche die höchſte Bedeutung anſprachen. Darunter gehörte auch die Beſorgung des Münzweſens. Denn durch ihn wurde zur Zeit des mithridatiſchen Kriegs das meiſte Geld im Peloponnes geſchlagen. Man nannte es nach ihm „luculliſches“ Geld und es blieb ſehr lange gangbar, weil es durch die Bedürfniſſe der Soldaten im Felde einen raſchen Umlauf erhielt.

Als Sylla nachher, während ſeines Aufenthaltes zu Athen, zwar Herr des Landes war, dagegen auf der Seeſeite ſeine Zufuhren von den Feinden, welche das Meer beherrſchten, abgeſchnitten ſah, ſo entſandte er den Lucullus nach Aegypten und Afrika, um Schiffe von dort herbeizuführen. Nun war es gerade mitten im Winter. Dennoch ſegelte er mit drei griechiſchen Kaperſchiffen und eben ſo vielen rhodiſchen Kleingaleeren in das weite Meer und gegen die feindlichen Schiffe aus, die bei ihrer Uebermacht überall in großer Anzahl umherkreuzten. Er ſetzte ſich hiebei der höchſten Gefahr aus; indeſſen lief er glücklich in Kreta ein, welches er auf ſeine Seite brachte.

Hierauf traf er in Kyrene, als Folge von beſtändigen Fürſtenwechſeln und Kriegen, eine große Verwirrung an. Aber er

ſchaffte Beſſerung und ſtellte wieder eine dauernde Verfaſſung auf, wobei er die Stadt an eine Aeußerung Plato's erinnerte, welche dieſer Philoſoph ahnungsvoll an ſie gerichtet hatte. Auf ihre Bitte nämlich (wie es ſcheint), „daß er ihnen Geſetze geben und das Volk ſelbſt in irgend eine Muſterform eines vernünftigen Staates bringen möchte," erklärte Plato: „es ſei äußerſt ſchwierig, für die Kyrenäer Geſetze abzufaſſen, weil ſie — ſo glücklich ſeien!" Denn nichts iſt ſchwieriger zu leiten, als ein Menſch, der das Bewußtſein des Wohlbefindens hat; wie auf der anderen Seite nichts ſo leicht eine Macht über ſich anerkennt, als ein ſolcher, der vom Schickſal gedemüthigt iſt. Dieß war es denn auch jetzt, was die Kyrenäer gegen die Verordnungen Lucull's ſo fügſam machte.

Als er von dort nach Aegypten abſegelte, verlor er unterwegs die meiſten ſeiner Fahrzeuge durch das Erſcheinen von Seeräubern. Er ſelbſt entkam noch glücklich, und ſeine Landung bei Alexandrien fand auf glänzende Weiſe ſtatt. Die ganze Flotte fuhr ihm entgegen und zwar, wie dieß bei der Einfahrt eines Königs üblich war, in prächtiger Ausrüſtung. So erwies ihm auch der junge Ptolemäus*) die außerordentlichſten Gunſtbezeugungen; namentlich gab er ihm Wohnung und Tafel im königlichen Palaſte, während früher noch nie ein ausländiſcher Heerführer dorthin einquartirt worden war. Der Geldbetrag der Appanage belief ſich auf eine Summe, wie er ſie nie einem Andern anwies. Für Lucull ſetzte er das Vierfache aus; aber dieſer nahm durchaus nur das Nothwendige an und lehnte auch alle Geſchenke ab, die ihm der König überſandte, obgleich deren Werth mehr als achtzig Talente**) betrug. Auch Lucullus ſoll weder Memphis beſucht, noch ſonſt eine von den berühmten Merkwürdigkeiten Aegyptens näher eingeſehen haben. „Das (ſagte er) ſei für einen Vergnügungsreiſenden, der Zeit genug habe, aber nicht für einen Mann, der, wie in ſeinem Falle, den Obergeneral unter freiem Himmel im Lager vor den Schanzen des Feindes zurückgelaſſen habe."

*) Welcher Ptolemäus hier gemeint ſei, ob Pt. Auletes, oder Lathyrus, oder Alexander, iſt nicht völlig klar; wahrſcheinlich der letztere.

**) Ueber 100,000 Thaler.

Cap. 3.

Auf ein weiteres Bündniß ging Ptolemäus nicht ein, weil ihm der Muth zum Kriege vollständig fehlte. Doch stellte er dem Lucullus Schiffe zu seiner Begleitung bis nach Kypern. Auch machte er ihm noch bei der Abfahrt zum Beweise seiner Hochachtung und Ergebenheit einen sehr kostbaren Smaragd, in Gold gefaßt, zum Geschenke. Anfänglich wollte es Lucullus in höflicher Weise ablehnen. Da ihm aber der König die Gravirung zeigte, welche sein eigenes Bildniß darstellte, so fürchtete er sich, das Geschenk mit Gewalt von sich zu weisen, um nicht die Absicht, daß er als vollständiger Feind absegle, hervorzurufen und deßhalb auf dem Meere einer Hinterlist ausgesetzt zu sein.

Im Vorbeifahren brachte er aus den Seestädten, diejenigen ausgenommen, welche sich an dem Piratenunfug betheiligten, eine große Anzahl von Schiffen zusammen, mit denen er nach Kypern hinüberfuhr. Hier vernahm er, daß die Feinde bei den Vorgebirgen auf der Lauer liegen, um ihn mit ihren Schiffen abzufangen. Er ließ daher sämmtliche Fahrzeuge auf's Land ziehen und schrieb an die einzelnen Städte in Betreff „von Winterquartieren und Proviantverkauf" als wollte er daselbst die bessere Jahreszeit abwarten. Sobald sich aber eine Möglichkeit, in See zu gehen, zeigte, ließ er unverzüglich seine Schiffe wieder in's Wasser bringen und eilte davon, wobei er während des Tags mit gerefften, niederen, dagegen in der Nacht mit vollen Segeln fuhr. So gelang es ihm, glücklich nach Rhodus zu kommen.

Die Rhodier lieferten ihm noch weitere Schiffe, worauf er die Bewohner von Kos und Knidus bewog, sich von der Sache des Königs zu trennen und sich gegen Samos an ihn anzuschließen. Aus Chios vertrieb er die königlichen Truppen ganz allein; ebenso befreite er die Kolophonier, indem er ihren Fürsten und Bedränger, Epigonus, festnehmen ließ.

Um jene Zeit hatte Mithridates bereits Pergamum verlassen und sich nothgedrungen in Pitane*) eingeschlossen. Dort hielt ihn

*) Pitane, äolische Stadt in Mysien, nicht weit von Pergamus, der Insel Lesbos gegenüber.

Fimbria, der ihn belagerte, auf der Landseite in der Enge, weßhalb er sein Augenmerk nach dem Meere richtete. Ueberall her sammelte und berief er nun seine Flotten, weil er außerdem alle Hoffnung aufgab, mit seinem kühnen und überdieß siegreichen Gegner Fimbria sich schlagen und den Krieg fortführen zu können. Fimbria bemerkte dieß wohl, aber, da es ihm an einer genügenden Seemacht fehlte, so schickte er zu Lucullus und ließ ihn ersuchen, mit seiner Flotte zu kommen und „gemeinschaftlich mit ihm den gefährlichsten und furchtbarsten Feind unter allen Königen zu vernichten, damit nicht der große, mit so vielen Kämpfen und Anstrengungen bisher verfolgte Siegespreis den Römern entginge, d. h. Mithridates selbst, der ihnen jetzt in die Fänge gekommen und vollständig im Garne sei; bekomme man ihn, so werde Niemand einen höheren Ruhm davontragen, als derjenige, welcher seiner Flucht sich in den Weg gestellt und ihn beim Davonlaufen noch aufgegriffen habe; Mithridates sei alsdann durch ihn (Fimbria) vom Lande verdrängt, durch Lucullus vom Meere abgeschnitten worden; er werde somit ihnen beiden den Ruhm des Sieges gemeinschaftlich verleihen; und Sullas vielgepriesene Heldenthaten bei Orchomenos und bei Chäronea würden hinfort aus dem Munde der Römer verschwunden sein!“

Und wirklich war keine dieser Vorstellungen ohne Grund. Vielmehr muß Jedermann einsehen, daß Lucullus damals nur dem Fimbria folgen, bei der geringen Entfernung, in welcher er stand, seine Schiffe an jenen Punkt heranführen und den Hafen mit seiner Flotte versperren durfte, um sogleich dem Krieg ein Ende zu machen und ebendamit die Welt von unzähligen Leiden mit Einem Male zu befreien.

Aber Lucull hatte vielleicht vor seinen Pflichten, Sulla gegenüber, eine solche Achtung, daß sie in seinen Augen jedem Vortheil sowohl der eigenen Person, als des Staates vorangingen. Vielleicht verabscheute er auch den Fimbria als einen Bösewicht, der erst kürzlich, von Herrschsucht getrieben, an seinem Freunde und Obergeneral*) zum Mörder geworden war. Vielleicht lag auch

*) Dem Consul Lucius Valerius Flaccus.

eine höhere Fügung darin, daß er jetzt den Mithridates so ungemein schonen und ihn als ebenbürtigen Gegner für sich selbst aufsparen mußte. Kurz, er gehorchte Fimbrias Aufforderung nicht, sondern gestattete es, daß Mithridates davonsegeln und der Macht des Fimbria spotten konnte.

Er selbst besiegte zuerst bei Lektum*) in Troas einige königliche Schiffe, die sich zeigten, in einem Seetreffen. Sodann bemerkte er, daß Neoptolemus mit einer weit größeren Seemacht in der Nähe von Tenedos vor Anker lag. Er fuhr also heran, den Anderen voraus, auf einer rhodischen Galeere von fünf Ruderbänken, deren Befehlshaber Damagoras hieß und ein römisch gesinnter, im Seegefechte ungemein erfahrener Mann war. Als aber Neoptolemus mit aller Gewalt heranruderte und seinem Steuermann befahl, dem feindlichen Schiff einen zertrümmernden Stoß zu geben, fürchtete Damagoras die Wucht der königlichen Galeere und die Härte ihrer Verkupferung und wagte daher ein Zusammentreffen mit den Schnäbeln nicht, sondern kehrte sich durch eine rasche Wendung auf die andere Seite und befahl, auf das Hintertheil anstoßen zu lassen. Da nun das Schiff an diesem Punkte tief ging, so wurde der Anprall, den es empfing, unschädlich, weil er die im Wasser befindlichen Schiffstheile traf. Indessen näherten sich auch die befreundeten Schiffe; Lucullus gab Befehl, abermals zu wenden, worauf er nach vielen denkwürdigen Heldenthaten die Feinde schlug und den Neoptolemus verfolgte.

Cap. 4.

Von dort vereinigte er sich mit Sulla, der bereits in der Nähe des Chersones im Begriffe stand, nach Asien hinüberzugehen. Lucull deckte den Uebergang und half die Truppen übersetzen.

Bald darauf erfolgte ein Friedensabschluß. Mithridates segelte nach dem Pontus Euxinus zurück und Sulla legte der Provinz Asien eine Geldstrafe von zwanzigtausend Talenten auf. Lucull erhielt den Auftrag, diese Summe einzutreiben und neue Münze

*) Lektum, Vorgebirge in Troas, südlich von der Insel Tenedos.

ſchlagen zu laſſen. Dieß ſcheint bei Sullas Härte noch ein gewiſſer Troſt für die einzelnen Städte geweſen zu ſein, indem ſich Lucull bei einem ſo drückenden und traurigen Geſchäft nicht nur uneigennützig und gerecht, ſondern auch mild und freundlich zeigte.

Die Mitylenäer, welche einen offenen Abfall gewagt hatten, wünſchte er zur Vernunft zurückkehren und alsdann für ihre Vergehungen gegen Manius mit einer mäßigen Strafe davonkommen zu ſehen. Als er jedoch ihre völlige Verblendung bemerkte, ſegelte er heran, beſiegte ſie in einem Seetreffen und ſchloß ſie in ihre Stadt ein, deren förmliche Belagerung er begann. Bald darauf fuhr er aber am hellen Tage und vor Aller Augen nach Elää*) ab; doch kehrte er heimlicherweiſe wieder zurück und legte ſich in aller Stille unweit der Stadt in einen Hinterhalt. Jetzt kamen die Mitylenäer ungeordnet und mit allzukeckem Muthe hervor, um das Lager zu plündern, welches ſie völlig verlaſſen glaubten. Lucull überfiel ſie, machte Viele lebendig zu Gefangenen, tödtete von denen, die Widerſtand leiſteten, fünfhundert Mann und führte neben ſechstauſend Sklaven noch ferner eine unermeßliche Beute mit ſich hinweg.

Bei den Leiden Italiens, welche damals Sulla und Marius in ſo reichlichem Maße und mannigfaltigſter Art über die Menſchheit herbeiführten, konnte er durch eine glückliche Fügung von oben ganz unbetheiligt bleiben, indem er ſich bei ſeinen Verrichtungen in Aſien länger aufhielt. Deßwegen galt er aber doch bei Sulla nicht weniger, als deſſen andere Freunde. Ja Sulla widmete ihm, wie bereits erzählt, die von ihm verfaßten „Denkwürdigkeiten“ aus reinſtem Wohlwollen und beſtimmte ihn zuletzt noch zum Vormünder ſeines Sohnes, mit Uebergehung des Pompejus. Und es ſcheint, als ob dieß den erſten Anlaß zu Streitigkeiten und Eiferſucht zwiſchen den beiden Letzteren gegeben hätte, da ſie noch jung waren und für die Ehre glühten.

---

*) Mitylene, Hauptſtadt auf der Inſel Lesbos; Elää lag gegenüber in Aeolis an der aſiatiſchen Küſte.

Cap. 5.

Kurze Zeit nach Sullas Tode erlangte er das Conſulat neben Marcus Cotta, um die 176ſte Olympiade. Wie nun Viele den mithridatiſchen Krieg wieder in Anregung brachten*), ſo äußerte auch Marcus, daß dieſer Krieg nicht „zum Ende, ſondern nur zur Ruhe“ gelangt ſei.

Als daher dem Lucullus unter den verſchiedenen Provinzen das diesſeitige Gallien zur Verwaltung zufiel, war ihm dieß höchſt unangenehm, weil Gallien durchaus keine Baſis für ein großartiges Handeln darbot. Aber am meiſten ärgerte ihn der Ruhm, den ſich Pompejus in Spanien errang; denn es ſtand zu erwarten, daß er, wenn ihm die Beendigung des ſpaniſchen Krieges gelingen ſollte, vor allen Andern unverzüglich zum Feldherrn gegen Mithridates würde erwählt werden. Als derſelbe daher Geld verlangte und ſchrieb, daß er, wenn man ihm keines überſende, Spanien und Sertorius hinter ſich laſſen und ſeine Truppen nach Italien abführen würde, ſo wirkte auch Lucullus in der bereitwilligſten Weiſe auf die Abſendung der verlangten Summen hin und ſuchte ihm jeden denkbaren Vorwand zur Rückkehr während ſeines eigenen Conſulats zu benehmen. Er glaubte nämlich, daß Rom vollſtändig in Pompejus' Hände gerathen müßte, wenn dieſer Mann mit einem ſo bedeutenden Heere zugegen wäre.

Denn auch der damalige Machthaber im Staate, — Machthaber, weil alle ſeine Worte, wie alle ſeine Handlungen, ſich lediglich nach dem Gefallen des Volkes richteten, — auch Cethegus nahm gegen Lucullus eine gewiſſe feindſelige Stellung ein, weil

*) Der ſogenannte zweite mithridatiſche Krieg wurde durch Murena angeſtiftet, den Sulla mit den zwei Legionen des Fimbria in Aſien zurückgelaſſen hatte. Dieſer fiel in das Gebiet des Königs ein und ward von letzterem zurückgeſchlagen, worauf Sulla dieſe Händel noch kurz vor ſeinem Tode durch einen Geſandten, Aulus Gabinius, beilegen ließ. Der Anlaß zum dritten mithridatiſchen Krieg lag in dem Bündniß, welches der König mit Sertorius in Spanien geſchloſſen hatte, und in dem Widerſtande, den er nach Nikomedes' Tode der Beſitznahme Bithyniens durch die Römer entgegenſtellte.

letzterer ſein Leben verabſcheute, das nur eine Maſſe von ſchändlichen Liebſchaften, Uebermuth und Liederlichkeit enthielt. Gegen dieſen ſtand alſo Lucullus in offenem Kampfe.

Dagegen den Lucius Quintus, einen andern Demagogen, der ſich gegen die Staatseinrichtungen Sulla's erhoben hatte und eine gewaltſame Umänderung der Verhältniſſe aus dem beſtehenden Zuſtande herbeizuführen verſuchte, wußte er theils durch freundſchaftliche Vorſtellungen als Privatmann, theils durch amtliche Verwarnungen von ſeinen Verſuchen abzubringen und deſſen Ehrgeiz zu beruhigen, wobei er in einer möglichſt politiſchen und heilbringenden Weiſe den Ausbruch einer gefährlichen Krankheit durch ſeine Behandlung verhütete.

Cap. 6.

In dieſer Zeit lief die Nachricht ein, daß der Proconſul von Kilikien, Octavius, geſtorben ſei. Viele trachteten nun eifrigſt nach dieſer Provinz und ſchmeichelten dem Cethegus, weil er für den einflußreichſten Mann galt, um ihre Ernennung durchzuſetzen.

Dem Lucullus war Kilikien ſelbſt ziemlich gleichgültig. Allein er glaubte, im Falle er daſſelbe erhielte, ſo würde bei der Nähe von Kappadokien kein Anderer geſchickt werden, um den Krieg gegen Mithridates zu führen. Deßwegen wandte er alle erdenklichen Mittel an, um keinem Dritten die genannte Provinz überlaſſen zu müſſen. Zuletzt entſchloß er ſich gar zu einer Handlung, die keineswegs rühmlich oder lobenswerth, wohl aber für ſeinen Zweck förderlich war, — er entſchloß ſich dazu nothgedrungen und im Widerſpruch mit ſeiner eigenen Natur.

Es lebte damals eine gewiſſe Präcia, — auch ſo eine Perſon, die wegen ihrer blühenden Schönheit und ihrer galanten Abenteuer in der ganzen Stadt allbekannt war. Ohne im Uebrigen gerade beſſer zu ſein, als eine gewöhnliche Dirne, verſtand ſie es, Alle, die ſich auf Beſuche und Unterhaltungen mit ihr einließen, für ihre politiſchen Abſichten im Intereſſe ihrer Freunde zu benützen. Dadurch gewann ſie neben ihren ſonſtigen Reizen noch den Schein einer betriebſamen Gönnerin ihrer Verehrer und überhaupt einen höchſt bedeutenden Einfluß. Wie ſie nun auch den Cethegus, der

damals in der Blüthezeit ſeines Ruhmes ſtand und Rom regierte, in ihre Netze zog und als Liebhaber bei ſich empfing, ſo vereinigte ſich die Macht des Staates vollſtändig in ihrer Perſon. Nicht das Mindeſte geſchah für den Staat, wenn Cethegus es nicht betrieb; und ebenſowenig geſchah, ohne Prätias Verlangen, irgend Etwas bei Cethegus. Dieſer Dame wußte alſo Lucullus theils durch Geſchenke, theils durch Schmeicheleien beizukommen. Indeſſen war es für ein ſtolzes, ruhmſüchtiges Weib wohl auch an ſich ſchon ein großer Lohn, wenn man ſie einem Lucullus in ſeinen ehrgeizigen Abſichten helfen ſah.

Schnell beſaß er alſo an Cethegus einen Lobredner, der ſich für ihn um Kilikien bewarb. Sobald ihm aber einmal dieß gelungen war, brauchte er Prätia oder Cethegus nicht weiter anzuſprechen; alle Römer ohne Unterſchied legten unverzüglich den mithridatiſchen Krieg in ſeine Hände. Von keinem Andern, glaubte man, könne dieſer Krieg beſſer durchgefochten werden; denn Pompejus lag noch gegen Sertorius zu Felde, Metellus*) war altersſchwach, und doch waren dieß die einzigen Männer, die man etwa als Nebenbuhler hätte aufſtellen können, um ihm den Oberbefehl ſtreitig zu machen.

Indeſſen wurde doch Lucull's Amtsgenoſſe Cotta, auf ſeine eigene dringende Bitte, die er dem Senate vorlegte, mit etlichen Schiffen abgeſandt, um die Propontis**) zu decken und Bithynien zu vertheidigen.

Cap. 7.

Lucullus ſetzte nun mit einer Legion, die noch an Ort und Stelle, (d. h. in Italien) von ihm gebildet war, nach Aſien über. Dort übernahm er das andere Heer.

Uebrigens herrſchte hier — in Folge von Genuß- und Habſucht — eine allgemeine Entſittlichung. Namentlich befand ſich daſelbſt das ſogenannte „Fimbrianiſche“ Corps, das ſich ſo ſehr an die

*) Quintus Cäcilius Metellus Pius, Sohn des Metellus Numidicus, der vor Pompejus in Spanien gegen Sertorius gekämpft hatte.

**) Propontis, jetzt Marmorameer.

Unbotmäßigkeit gewöhnt hatte, daß ſeine Behandlung äußerſt ſchwierig war. Dieß waren die Truppen, die zuerſt in Gemeinſchaft mit Fimbria den Conſul und Oberfeldherrn Flaccus ermordet und nachher den Fimbria ſelbſt an Sulla verrathen hatten. Es war ein freches Geſindel ohne alle Mannszucht, aber dabei tapfer, an Strapazen gewöhnte, kriegserfahrene Leute.

Indeſſen gelang es der Energie des Lucullus in kurzer Zeit, ſogar dieſen ihren Uebermuth zu benehmen, wie auch die Anderen in Ordnung zu bringen. Denn jetzt erfuhren ſie zum erſten Mal, wie es ſcheint, was ein rechter Vorgeſetzter und General ſei. Bisher mußte man ſie mit Demagogenkünſten leiten, weil ſie gewohnt waren, ihren Dienſt nur nach Laune zu verrichten.

Die Verhältniſſe auf feindlicher Seite waren dieſe. Mithridates, — wie die meiſten Sophiſten, anfänglich prahleriſch und hochmüthig, — hatte ſich gegen die Römer mit einer Macht erhoben, die im Innern hohl, und nur nach dem äußeren Schein glänzend und erhaben war. Dann folgten Niederlagen, die ihn zum Geſpötte machten, aber er ließ ſich dadurch witzigen.

Als er jetzt im Begriffe ſtand, zum zweiten Male den Krieg zu beginnen, da beſchränkte er ſeine Kräfte auf wirkliche und zweckdienliche Rüſtungen. Er entfernte die bunten Maſſen und das polyglotte Drohgeſchrei ſeiner Barbaren. Auch ließ er keine Waffen mehr fertigen, an denen Gold und Edelſteine glänzten und worin er jetzt nur noch Beuteſtücke für den Sieger erblickte, keineswegs aber eine Quelle der Kraft für ihren Beſitzer. Dagegen ließ er römiſche Schwerter ſchmieden, dauerhafte Schilde verfertigen und Pferde herbeiſchaffen, die mehr eingeſchult, als herausgeputzt waren. An Fußvolk ſammelte er hundert und zwanzig tauſend Mann, ausgerüſtet nach Art der römiſchen Infanterie. Dazu kamen ſechzehn tauſend Reiter — ohne die vierſpännigen Sichelwägen, deren es hundert waren. Ferner wurden auch ſeine Schiffe nicht mehr mit goldgedeckten Zelten, oder Badeinrichtungen für ſeine Concubinen, und mit ſchwelgeriſchen Boudoirs ausſtaffirt, ſondern in ihrer nunmehrigen Einrichtung waren ſie voll von Waffen, Wurfgeſchoßen und Geld.

Jetzt erfolgte der Einfall in Bithynien. Und nicht nur die

dortigen Städte nahmen ihn abermals mit Freuden auf, ſondern es brachen überhaupt die früheren Krankheitsſymptome in ganz Aſien wieder aus, weil es von den römiſchen Wucherern und Zollpächtern unerträgliche Dinge erleiden mußte. Dieß waren gleichſam die Harpyien, die dem Volke alle Nahrung wegfraßen, und als ſolche jagte ſie ſpäter Lucullus zum Land hinaus. Für jetzt verſuchte er bloß, ihnen durch vernünftige Vorſtellungen einige Mäßigung beizubringen und ſetzte ſchon dadurch dem drohenden Abfall mancher Völkerſchaften ein Ziel. Denn eigentliche Ruhe herrſchte, ſo zu ſagen, bei keiner einzigen.

Cap. 8.

Die Zeit, in welcher Lucullus von dieſen Angelegenheiten in Anſpruch genommen wurde, betrachtete indeſſen Cotta für einen ihm ſelbſt äußerſt günſtigen Moment und rüſtete ſich daher zu einem Kampfe gegen Mithridates. Zwar liefen vielfache Nachrichten ein, wornach Lucullus auf ſeinem Anmarſch bereits in Phrygien lagerte; allein Cotta meinte nahezu, den Lorbeerkranz ſchon in den Händen zu haben, und beſchleunigte daher ſein Zuſammentreffen mit dem Feinde, um Lucullus keinen Antheil am Triumphe nehmen zu laſſen. Aber er wurde geſchlagen und zwar auf einmal zu Waſſer und zu Land, mit einem Verluſt von ſechzig Schiffen nebſt der Bemannung, ſowie von viertauſend Mann Fußvolk. Er ſelbſt wurde ſodann in Chalkedon eingeſchloſſen und belagert, ſo daß er jetzt ſehnſüchtig nach Lucullus' hülfreichen Händen in die Ferne hinausſah!

Nun ſuchten allerdings Einige den Lucullus aufzumuntern, daß er, ohne ſich weiter um Cotta zu bekümmern, vorwärts marſchiren ſolle, da er das, von ſeinem Gebieter verlaſſene, Königreich des Mithridates ohne Mühe einnehmen könne. Hauptſächlich waren es die Soldaten, aus deren Munde man ſolche Aeußerungen vernahm. Dieſe waren darüber unwillig, daß Cotta durch ſeine ſchlechten Maßregeln, anſtatt bloß ſich ſelbſt und ſeine eigenen Leute in's Verderben zu führen, jetzt auch *ihnen* hinderlich werden ſollte, während ein Sieg möglich ſei, ohne auch nur eine Schlacht zu liefern. Allein Lucullus ſprach ſich ihnen gegenüber in einer öffent-

lichen Verſammlung dahin aus: „daß er lieber einen einzigen Römer aus der Gewalt der Feinde retten, als alle Schätze der Feinde erobern wolle.“ Und als Archelaus, welcher in Böotien früher General des Mithridates geweſen, ſodann aber abgefallen war und jetzt bei den Römern diente, auf's Entſchiedenſte verſicherte: „Lucullus brauche ſich in Pontus nur zu zeigen, um ſogleich überall der Herr zu ſeyn!“ ſo erwiderte Lucullus: „er ſei nicht feiger, als ein Jäger; deßwegen wolle er nicht an den wilden Thieren vorbeigehen, um dafür gegen ihre leeren Gruben zu ziehen.“

Nach dieſer Erklärung rückte er gegen Mithridates vor. Er hatte eine Armee von dreißigtauſend Mann Fußvolk und zweitauſend fünfhundert Reitern.

Als er im Angeſicht der Feinde Stellung genommen, wunderte er ſich doch über deren Menge und ſuchte daher die Schlacht zu vermeiden und die Sache in die Länge zu ziehen. Allein Marius, ein General, den Sertorius dem Mithridates mit einer Heeresabtheilung aus Spanien zugeſandt hatte, rückte ihm entgegen und bot ihm den Kampf an. Er ſtellte alſo ſeine Truppen in Schlachtordnung zum entſcheidenden Treffen, als eben im nächſtbevorſtehenden Momente des Zuſammenſtoßes, ohne wahrnehmbare äußere Veränderung, urplötzlich die Luft ſich ſpaltete und ein großer feuriger Körper geſehen wurde, der in die Mitte zwiſchen beiden Heeren niederfuhr; er glich ſeiner Form nach beinahe vollſtändig einem Faſſe, nach ſeiner Farbe einer glühenden Silbermaſſe. Auf beiden Seiten war die Wirkung des Schreckens bei dieſer Erſcheinung ſo groß, daß man ohne Gefecht wieder auseinanderging. Dieſes unheilvolle Ereigniß ſoll ſich in Phrygien, bei einem gewiſſen Orte, Namens Otrya, zugetragen haben.

Lucullus glaubte nun, daß es bei allen Vorbereitungen und allem Reichthum doch nicht menſchenmöglich ſei, beſonders dem Feinde gegenüber, ſo viele Tauſende und aber Tauſende, als Mithridates hatte, mit Lebensmitteln zu verſehen. Er befahl daher, ihm einen Gefangenen vorzuführen. Und zuerſt erkundigte er ſich nach der Zahl ſeiner Zeltgenoſſen, mit denen er zuſammenlebe, ſodann nach der Menge der Lebensmittel, die er in dem Zelte zurückgelaſſen habe. Nachdem der Menſch ſeine Antwort abgegeben, hieß er ihn

abtreten, wogegen er nun einen Zweiten und Dritten auf ähnliche Weise ausfragte. Indem er sodann die Menge der bereitstehenden Nahrungsmittel mit der Anzahl der Consumirenden verglich, konnte er mit Sicherheit schließen, daß der Proviant den Feinden innerhalb drei oder vier Tagen ausgehen mußte. Dieß bestärkte ihn noch weit mehr in seinem Systeme der Zögerung und er ließ massenhafte Vorräthe in sein Lager zusammenbringen, um die Verlegenheiten der Gegner abzuwarten, während er selbst im Ueberfluß lebte.

Cap. 9.

Indessen suchte Mithridates einen Plan gegen die Kyzikener auszuführen, welche sich in dem Treffen bei Chalkedon hatten schlagen lassen; denn ihr Verlust betrug in demselben dreitausend Mann und zehn Schiffe.

Da nun der König von Lucullus unbemerkt zu bleiben wünschte, so brach er unmittelbar nach der Abendtafel auf. Er hatte eine finstere, regnerische Nacht und ließ zeitig genug im Angesichte der Stadt mit Tagesanbruch seine Truppen beim Adrasteaberg*) Posto fassen. Allein Lucullus, der Alles bemerkt hatte, verfolgte ihn; doch war es ihm sehr erwünscht, nicht während der Unordnung des Marsches auf die Feinde zu stoßen. Er ließ seine Truppen bei einem Dorfe, Namens Thrakia, ihr Lager schlagen und zwar an einem Platze, der nach seiner natürlichen Beschaffenheit die Straßen und Gegenden vortrefflich beherrschte, aus welchen und über welche nothwendigerweise für Mithridates alle Bedürfnisse bezogen werden mußten. Deßwegen vermochte er auch den weiteren Gang der Ereignisse vollständig in seiner Berechnung zu umfassen und verhehlte dieß auch seinen Soldaten nicht. Vielmehr, — sobald das Lager aufgeschlagen und die Arbeit fertig war, berief er sie zur Versammlung und rühmte sich, binnen weniger Tage, ohne einen Tropfen Blutes, ihnen den vollständigen Sieg in die Hände zu legen.

Die Kyzikener umschlang Mithridates auf der Landseite mit

*) Adrastea hieß ein Landesstrich an der Küste der Propontis von einer alten Stadt, die dort gestanden haben soll.

zehn Lagern, während er zugleich auf der Seeſeite die Meerenge, welche die Stadt vom Feſtlande trennt, mit ſeinen Schiffen ſperrte, und ſomit die Belagerung von beiden Seiten betrieb. Nun war die Stimmung der Belagerten, der Gefahr gegenüber, zwar ſonſt eine durchaus muthige und ihr Entſchluß ſtand feſt, für die Römer alles Ungemach auf ſich zu nehmen; allein die Ungewißheit über den Ort, wo ſich Lucullus befand, und der Mangel an allen Nachrichten über ihn beunruhigte ſie ſtark. Und doch ſtand Lucullus Lager ſo nahe, daß es deutlich mit den Augen wahrgenommen werden konnte; aber ſie wurden von den Truppen des Mithridates hintergangen. Dieſe zeigten ihnen die Römer in ihren Verſchanzungen auf der Höhe und ſagten: „ſeht ihr ſie? Das iſt das armeniſche und mediſche Heer, welches Tigranes dem Mithridates zu Hülfe geſchickt hat!“ Das erregte nun Niedergeſchlagenheit, ſich ſo ganz von Feinden umringt zu ſehen, und man hoffte in der Stadt, ſelbſt wenn Lucullus noch eintreffen ſollte, auf keine Möglichkeit der Hülfe mehr.

Indeſſen war Demonax der Erſte, der ihnen von Archelaus zugeſchickt wurde und von Lucullus' Anweſenheit Kunde brachte. Er fand keinen Glauben, weil man ſeine Angaben nur für erdichtet hielt, um über die Gegenwart einen Troſt zu geben. Allein nun kam auch ein junger Burſche, welcher aus der feindlichen Gefangenſchaft wieder entronnen war. Auf ihre Frage, wo Lucullus ſei und was er hierüber zu ſagen wiſſe? lachte er ſie aus, weil er meinte, ſie trieben Scherz. Da er jedoch ſah, daß es ihr völliger Ernſt war, bedeutete er ihnen mit der Hand das Lager, was natürlich ihren Muth auf's Neue belebte.

Da nun der Daskylitiſche See*) von ziemlich großen Kähnen befahren wird, ſo ließ Lucullus den größten derſelben an's Land ziehen, zu Wagen an das Meer hinüberſchleppen, und dann Soldaten hineinbringen, ſo viel er deren faſſen konnte. Unbemerkt ſetzten dieſe in der Nacht hinüber und gelangten glücklich in die Stadt.

---

*) Landſee in Bithynien, der mit dem Meere zuſammenhängt und von *einer benachbarten* Stadt den Namen hat.

Cap. 10.

Augenſcheinlich ſtärkte auch der Himmel ſelbſt den Muth der Kyzikener, deren Tapferkeit ihm wohlgefiel. Er that es neben anderen offenbaren Wunderzeichen namentlich durch Folgendes.

Als das Feſt der Pherephattien*) nahe bevorſtand, fehlte es ihnen an einer ſchwarzen Kuh zum Opfer, weßhalb man eine ſolche aus Teig verfertigen ließ und dieſe an den Altar ſtellte. Die geweihte Kuh ſelbſt, welche man für die Göttin heranzog, hatte, wie alles ſonſtige Vieh der Kyzikener, ſeine Weide an dem jenſeitigen Ufer. Allein an eben jenem Tage trennte ſie ſich von der Heerde und ſchwamm ganz allein zur Stadt herüber, wo ſie ſich nun ſelbſt zum Opfer darſtellte.

Ferner erſchien die Göttin auch dem Volksſchullehrer Anaxagoras im Traume und ſprach: „jetzt bin ich da und bringe den Pfeifer aus Libyen gegen den Trompeter aus Pontus. Sag' alſo den Bürgern: ſie ſollen Muth faſſen!“ Alles wunderte ſich in Kyzikus über dieſe Worte, als mit Tagesanbruch von allen Seiten her ein Sturm**) ſich erhob, der das ganze Meer in Wallung verſetzte.

Die Maſchinen des Königs, welche hart an den Mauern ſtanden, — bewunderungswürdige Arbeiten des Nikonides aus Theſſalien, — ließen durch ihr Kniſtern und Krachen zuerſt ahnen, was bevorſtand. Hierauf brach ein ungeheurer Orkan aus Süden los, welcher in wenigen Augenblicken nicht nur die anderen Maſchinerien, ſondern namentlich auch den hölzernen Thurm, deſſen Höhe hundert Ellen betrug, mit Einem Stoße darniederwarf.

Ferner erzählt man, daß vielen Bewohnern von Ilium Athene im Traume erſchienen ſei, — triefend von Schweiß und ihnen zugleich ein Stück ihres Schleiers zeigend, das zerriſſen war; und

---

*) Dieß war ein Feſt der Proſerpina, als Schutzgöttin der Stadt Kyzikus, die ihr — nach Appian — von Jupiter zur Mitgift gegeben worden war.

**) Dieß war ſomit der „Pfeifer aus Libyen“, wie unter dem „Trompeter aus Pontus“ der Nordwind zu verſtehen iſt.

hiebei habe ſie geäußert, daß ſie ſo eben von den Kyzikenern komme, denen ſie geholfen hätte. Auch zeigte man in Ilium eine Säule, auf welcher mehrere Beſchlüſſe und Inſchriften über dieſe Ereigniſſe zu leſen waren.

Cap. 11.

So lange nun Mithridates, von ſeinen Generalen getäuſcht, die in ſeinem Lager herrſchende Hungersnoth nicht kannte, ärgerte er ſich über die Kyzikener, welche der Eroberung ihrer Stadt ſtets auszuweichen wußten. Aber bald verrauchte ſein Ehrgeiz und ſeine Kampfluſt, als er die gräßliche Noth, unter der ſeine Soldaten litten und die ſich bis zum Genuſſe von Menſchenfleiſch ſteigerte, zu ahnen begann. Denn Lucullus führte den Krieg nicht mit Theatercoups oder hohlen Phraſen, ſondern er ſprang, wie es in dem Sprichwort heißt, dem Feinde „auf den Bauch“ und wendete alle erdenklichen Mittel an, um ihm die Nahrung zu entziehen.

Deßwegen ſuchte auch Mithridates, als Lucull eine kleine Feſtung belagerte, ſchleunigſt dieſen Augenblick zu benützen, indem er beinahe ſeine ganze Reiterei nebſt dem Train, wie auch den unbrauchbaren Theil ſeines Fußvolks, nach Bithynien fortſchickte. Kaum aber hatte dieß Lucullus erfahren, ſo kam er, noch während der Nacht, in das Lager, und ließ in aller Frühe, obgleich es Winter war, zehn Kohorten und die Reiterei zur Verfolgung aufbrechen.

Er kam mit ihnen in ein Schneegeſtöber, unter welchem er ſo ſehr litt, daß viele Soldaten der Kälte erlagen und zurückgelaſſen werden mußten. Mit den anderen holte er die Feinde beim Fluſſe Rhyndakus*) ein und ſchlug ſie dergeſtalt, daß ſogar die Weiber ſich aus Apollonia herauswagten, um das Gepäcke zu rauben und die gemordeten Soldaten auszuplündern. Neben dem, wie man ſich denken kann, ſehr bedeutenden Verluſt von Todten fielen auch ſechstauſend Pferde, ſowie eine unzählige Menge von Zugochſen, ferner fünfzehntauſend Menſchen dem Lucullus in die Hände,

*) Rhyndakus, Fluß in Bithynien, an welchem die Stadt Apollonia liegt und der ſich in die Propontis ergießt.

der mit dieſem ganzen Zuge jetzt an dem feindlichen Lager vorbeidefilirte.

Salluſt erzählt bei dieſer Gelegenheit, daß die Römer damals zum erſtenmale ein Kameel geſehen hätten. Es iſt mir jedoch auffallend, wie er glauben kann, daß weder die Armee, welche ſchon früher unter Scipio den Antiochus beſiegte, noch eine andere, die erſt kürzlich bei Orchomenos und Chäronea mit Archelaus gekämpft hatte, das Kameel ſollte kennen gelernt haben.

Indeſſen hatte ſich Mithridates zur ſchleunigſten Flucht entſchloſſen. Um jedoch in ſeinem Rücken dem Lucullus einen Gegenzug und eine künſtliche Hemmung zu bereiten, beabſichtigte er ſeinen Admiral Ariſtonikus nach den griechiſchen Gewäſſern abzuſenden. Allein faſt im Augenblicke der Abfahrt bemächtigte ſich Lucullus in Folge einer Verrätherei ſeiner Perſon und einer Summe von zehntauſend Goldſtücken, welche er mitnehmen wollte, um einen Theil des römiſchen Heers damit zu beſtechen.

Dieß hatte zur Folge, daß Mithridates nach dem Meere floh, während ſeine Generale das Heer auf dem Landwege abführten. Doch überfiel ſie Lucullus am Fuſſe Granikus*), machte ſehr viele Gefangene und tödtete zwanzigtauſend Mann. Ueberhaupt ſollen von der ganzen Maſſe an Troß und ſtreitbarer Mannſchaft nicht viel weniger, als dreimalhunderttauſend Mann, vernichtet worden ſein.

Cap. 12.

In Kyzikus angekommen, genoß Lucullus zuerſt die entſprechenden Beweiſe von Freude und Zuneigung der Bewohner**); ſodann rüſtete er eine Flotte aus, um nach dem Hellespont zu fahren.

Nach ſeiner Landung in Troas nahm er daſelbſt ſein Quartier in dem Tempel der Aphrodite und glaubte dort im Schlafe wäh-

*) Granikus, Fluß in Myſien, mündet in die Propontis und iſt vorzüglich durch den erſten Sieg Alexanders des Großen über die Perſer berühmt.

**) So wurden z. B. Spiele geſtiftet, die „Lucullea" hießen und noch ſpäter gefeiert wurden.

rend der Nacht die Göttin zu ſeinen Häupten ſtehen zu ſehen, indem ſie ſprach:

„Muthiger Löwe, was ſchläfſt du? die Hindinnen ſind in der Nähe!“

Er erhob ſich, berief ſeine Freunde und erzählte ihnen den Traum noch im Laufe der Nacht. Nun erſchienen einige Leute aus Ilium mit der Meldung, daß beim Achäerhafen*) dreizehn Fünfruderer von der königlichen Flotte auf ihrer Fahrt nach Lemnos ſich haben blicken laſſen. Sogleich ſtach Lucullus in die See, nahm dieſelben weg und tödtete ihren Anführer Iſidorus, worauf er ſtracks gegen die anderen vorwärts ſegelte.

Dieſe, welche gerade vor Anker lagen, zogen jetzt ſämmtliche Fahrzeuge an's Land und kämpften hartnäckig von den Verdecken herab. Wirklich verſetzten ſie auch den Truppen des Lucullus manchen tüchtigen Hieb, weil die Oertlichkeit weder eine Umſegelung geſtattete, noch eine Ueberwältigung mit Schiffen, die auf den Wellen ſchwankten, gegenüber von den feindlichen Schiffen, die feſt auf dem Boden aufſtanden und daher ſicheren Grund hatten. Demungeachtet gelang es Lucullus (wiewohl mit Mühe), an einem Punkte, wo die Inſel**) eine Anfahrt hatte, ſeine beſten Soldaten zu landen. Dieſe fielen nun den Feinden in den Rücken, vernichteten einen Theil derſelben und zwangen die Uebrigen, die Hintertaue der Schiffe zu kappen und vom Lande wegzufliehen, wobei ſie aber mit den Fahrzeugen an einander ſtießen und überall unter den Angriff des Lucullus fielen. Daher wurden abermals Viele vernichtet.

Unter den Gefangenen wurde auch Marius, der von Sertorius hergeſandte General, vorgeführt. Dieſer war nämlich einäugig und daher den Soldaten ſchon bei ihrem erſten Heranſegeln von Lucullus der Befehl ertheilt worden: „keinen Einäugigen zu tödten!“ Er ſollte erſt ein volles Maß von Schmach und Schande erfahren, ehe er ſterben mußte.

---

*) „Achäerhafen“, weil hier die griechiſche Flotte bei der Belagerung von Troja lag.

**) Es war eine kleine, unbewohnte Inſel in der Nähe von Lemnos.

Cap. 13.

Sobald er hiemit zu Ende war, eilte er, an die Verfolgung des Mithridates ſelbſt zu kommen. Denn er hoffte ihn noch irgendwo in Bithynien zu finden, beobachtet von Voconius, den er ſelbſt zur Verhinderung der Flucht mit Schiffen nach Nikomedien abgeſandt hatte. Allein Voconius ließ ſich zu Samothrake*) in die Myſterien einweihen und machte die Feſte mit, wodurch er ſich verſpätete.

Mithridates ſegelte indeſſen mit ſeiner Flotte ab und beeilte ſich, bevor Lucullus ſich gegen ihn wandte, in Pontus einzulaufen. Jedoch überfiel ihn ein gewaltiger Sturm, von welchem der eine Theil ſeiner Fahrzeuge verſchlagen, der andere verſenkt wurde. Die ganze Küſte war viele Tage lang ganz angefüllt von Schiffstrümmern, die von den Wogen ausgeworfen wurden. Mithridates ſelbſt fuhr auf einem Laſtſchiff, das übrigens wegen ſeiner Größe nicht wohl in die Nähe des Landes gebracht werden konnte und deßwegen von ſeinen Steuerleuten in der hochgehenden See und dem blinden Wellengetöſe ſtehen gelaſſen wurde; und doch war es andrerſeits auch für das Meer bereits zu ſchwer geworden und hatte zu viel Waſſer gefaßt. Der König ſtieg daher auf ein leichtes Kaperſchiff hinüber und gab ſeine Perſon in die Hände der Piraten. Dennoch gelangte er wider alle Erwartung und unter den höchſten Gefahren glücklich nach Heraklea in Pontus**).

Lucullus aber durfte ſeine Prahlerei gegen den Senat ausſprechen, ohne daß das Schickſal ihn dafür züchtigte. Als nämlich der Senat für den Krieg eine Summe von dreitauſend Talenten***) decretirte, um davon eine Flotte auszurüſten, verhinderte dieß Lucullus durch ein Schreiben, das er ſandte und worin er ſich rühmte, ohne Geldaufwand und ſo bedeutende Anſtalten, bloß mit den

---

*) Samothrake, Inſel an der Küſte von Thrakien, berühmt durch den Dienſt der „Kabiren", über welche namentlich auch Schelling ſchrieb.

**) Lag eigentlich noch in Bithynien.

***) Annähernd 4 Millionen Thaler.

Schiffen der Bundesgenoſſen, den Mithridates aus dem Meere verjagen zu können. Und dieß gelang ihm wirklich, weil ihm der Himmel im Kampfe beiſtand. Denn der Grimm der Diana war es, weßhalb jener Sturm die pontiſche Flotte überfiel, zur Strafe dafür, daß man ihren Tempel zu Priapus*) geplündert und ihre Bildſäule umgeſtürzt hatte.

Cap. 14.

Viele riethen nun dem Lucullus, den Krieg einige Zeit auszuſetzen; allein er machte vielmehr, ohne dieſen Rath zu beachten, über Bithynien und Galatien einen Einfall in das königliche Gebiet. Freilich litt er anfangs Mangel an allen Bedürfniſſen, ſo daß ihm dreißig tauſend Galater folgen mußten, deren jeder einen Scheffel Getreide auf den Schultern trug. Allein bei weiterem, ſtets ſiegreichem Vorrücken gelangte er bald zu einem ſolchen Ueberfluß, daß ein Ochſe im Lager um eine Drachme, ein Sklave um vier Drachmen gekauft wurde, während man die übrige bedeutungsloſere Beute theils zurückließ, theils verderbte. Denn Niemand konnte irgendwie einen Gegenſtand anbringen, weil Jedermann im Vollauf hatte.

Indeſſen da ſie bei allem Reiten und Marſchiren bis nach Themiſkyra und bis zu den Ebenen am Thermodon**) lediglich nur das flache Land verheeren und beſchädigen durften, ſo beklagten ſie ſich jetzt über Lucullus, daß er alle Städte auf friedliche Weiſe an ſich bringe, ohne eine einzige erſtürmt, oder ihnen durch die Plünderung einen Nutzen zugeführt zu haben. „Auch jetzt, ſagten ſie, bei Amiſus, dieſer wohlhabenden, reichen Stadt, wäre es eine Kleinigkeit, ſie einzunehmen, wenn man eine Belagerung anfinge! Aber wir müſſen wieder hinweg! Statt deſſen führt er uns in

*) Priapus, Stadt an der myſiſchen Küſte, nicht weit vom Eingange in den Hellespont, benannt von dem — ſehr unanſtändig abgebildeten — Gotte Priapus, der hier und in Lampſakus hauptſächlich verehrt wurde.

**) In dieſen Gegenden ſollen einſt die Amazonen gewohnt haben.

der Wüſte der Tibarener und Chaldäer herum, um uns mit Mithridates zu ſchlagen!“

Indeſſen glaubte Lucullus, daß dieß Alles ſeine Soldaten nicht wohl zu einem ſolchen Grade von Tollheit verleiten könne, als ſie ſpäterhin wahrnehmen ließen. Er bemerkte und beachtete es daher abſichtlich nicht. Weit eher ſuchte er ſich gegen die Beſchuldigung der Langſamkeit zu vertheidigen, ſofern er hier bei Dörfern und Städten, die keine ſonderliche Bedeutung hatten, eine geraume Zeit verſtreichen und Mithridates ſich wieder verſtärken ließ. „Gerade das, ſagte er, wünſche ich. Mein Hinſitzen hat den bewußten Zweck, daß er wieder groß werden und eine gehörige Macht ſammeln kann, damit er Stand hält und nicht davonläuft, wenn wir anrücken. Oder ſeht ihr nicht, welch eine große, unendliche Wüſte in ſeinem Rücken liegt? Und in der Nähe iſt der Kaukaſus und große, tief eingeſchnittene Gebirge, welche genügen würden, um tauſend Könige, die ſich nur noch im Fliehen wehren können, zu verſtecken und zu umfangen. Ferner ſind es nur wenige Tagereiſen nach Armenien von Kabira*) aus, und über Armenien thront Tigranes, ein König der Könige, im Beſitz einer Macht, womit er die Parther von Aſien abſchneidet**), griechiſche Städte nach Medien verſetzt, Syrien und Paläſtina unterwirft, die Könige von Seleukus' Dynaſtie erwürgt, und ihre Töchter und Frauen in die Gefangenſchaft fortſchleppt. Und dieſer iſt verwandt mit Mithridates; er iſt ſein Eidam. Darum wird er's nicht gleichgültig anſehen, wenn Mithridates als Flüchtling zu ihm kommt; er wird uns den Krieg erklären. Und während wir uns beeilen, den Mithridates zu verjagen, laufen wir dann Gefahr, den Tigranes heranzuziehen, der längſt nur eine Urſache wider uns ſucht und nicht wohl eine anſtändigere bekommen könnte, als die, daß er bei einem nahen Verwandten und Könige gezwungen ſei, ihm Hülfe zu

*) Kabira, d. h. „die Starke“, feſtes Schloß in Kleinarmenien, gewöhnlich Reſidenz des Mithridates, ſpäter von Pompejus vergrößert und Diospolis genannt. Noch ſpäter hieß die Stadt Sebaſte.

**) d. h. an Eroberungen im weſtlichen Aſien verhindert. Tigranes beſaß außer ſeinem Erbreich Großarmenien noch Syrien, Meſopotamien, einen Theil Aſſyriens u. ſ. w.

leiſten! Was brauchen nun wir mit aller Macht auf dieſes Ziel hinzuarbeiten und den Mithridates zu belehren, wenn er's nicht weiß, mit weſſen Unterſtützung er gegen uns den Krieg führen ſoll, — und zwar, während er ſelbſt dieſes nicht will, und es noch für eine Schmach hält, ſich dem Tigranes in die Arme zu werfen? Nein, wir müſſen ihm vielmehr Zeit geben, um aus eigenen Mitteln ſich wieder zu rüſten und neuen Muth zu faſſen, damit wir alsdann mit Kolchern, Tibarenern und Kappadokiern, über die wir ſchon ſo oft Meiſter wurden, den Kampf auszufechten haben, und nicht mit Medern und Armeniern!"

Cap. 15.

Dieſer Art waren die Erwägungen, aus welchen Lucullus längere Zeit bei Amiſus*) verweilte, ohne die Belagerung ernſtlich zu betreiben.

Nach Ablauf des Winters ließ er Murena zum Behuf der Belagerung zurück, während er ſelbſt gegen Mithridates marſchirte, der ſich bei Kabira feſtgeſetzt und hier im Sinne hatte, den Römern Stand zu halten. Es war ihm nämlich gelungen, eine Streitmacht von ungefähr vierzigtauſend Mann Fußvolk und viertauſend Reitern zuſammenzubringen; und er ſetzte ſein Vertrauen ganz beſonders auf die letzteren.

Nach ſeinem Uebergang über den Fluß Lykus bot er auf der dortigen Ebene den Römern eine Schlacht an. Wirklich entſpann ſich auch ein Reitergefecht, worin die Römer fliehen mußten. Pomponius, ein Mann von höherem Anſehen, wurde in Folge ſeiner Verwundung gefangen genommen und vor Mithridates geführt, — und zwar in einem ſehr elenden Zuſtande, eben wegen ſeiner Wunden. Auf die Frage des Königs, ob er, von ihm begnadigt, ſein Freund werden wolle, erwiderte er: „ja, wenn du mit Rom Frieden geſchloſſen; wo nicht, — bin ich dein Feind." Dieſe Antwort gefiel dem Mithridates ſo ſehr, daß er ihm nicht das Geringſte zu leide that.

*) Amiſus am ſchwarzen Meer, unweit der Mündung des Halys.

Bei der Ueberlegenheit der Feinde an Reiterei fürchtete ſich Lucullus nun vor den Ebenen; aber ebenſowenig hatte er Luſt, in das Gebirgsland vorzurücken, weil dieſes weit ausgedehnt, wälderreich und unwegſam war. Glücklicherweiſe wurden einige Griechen, die ſich in eine Höhle geflüchtet hatten, zu Gefangenen gemacht und der älteſte von ihnen, Artemidorus, verſprach dem Lucullus, als Wegweiſer zu dienen und ihn auf einen Punkt zu bringen, der für das Heer alle Sicherheit biete und eine Art von Kaſtell bilde, das Kabira beherrſche. Lucullus glaubte ihnen; er ließ daher mit Einbruch der Nacht eine Anzahl Feuer anzünden und dann abmarſchiren.

Nachdem er unangefochten die engen Punkte paſſirt hatte, beſetzte er den Platz und zeigte ſich am frühſten Morgen in ſeiner neuen Stellung über den Feinden, indem er ſein Heer gerade Poſto faſſen ließ in einer Oertlichkeit, die ihm, wenn er einen Kampf wünſchte, die Annäherung an den Feind leicht ermöglichte, während ſie ihn zugleich vor jedem Anfall ſicherte, wenn er ruhen wollte.

Zwar hegte nun keiner der beiden Theile die Abſicht, ſchon im jetzigen Augenblicke eine ernſtliche Schlacht zu wagen. Da geſchah es aber, wie man erzählt, daß die Königlichen einmal einen Hirſch verfolgten. Die Römer, welche auf ſie ſtießen, ſuchten ihnen den Rückweg abzuſchneiden. Dadurch geriethen ſie aneinander und ſchlugen ſich herum, während beiderſeits immer mehr Leute dazukamen. Endlich gewannen es die Königlichen. Als aber die Römer auf dem Walle die Flucht der Ihrigen bemerkten, ſchmerzte es ſie tief, und ſie liefen maſſenweiſe zu Lucullus, baten ihn, an ihre Spitze zu treten, und forderten ihn auf, den Befehl zur Schlacht zu geben. Allein nach Lucullus' Abſicht ſollten ſie lernen, von welchem Werthe in einem kriegeriſchen Kampfe und in der Gefahr die Anweſenheit und das Auge eines verſtändigen Führers ſei. Deßwegen gebot er ihnen, ganz ruhig zu bleiben. Er ſelbſt ging allein in die Ebene hinab, und befahl den erſten Flüchtlingen, denen er begegnete, ſtehen zu bleiben und mit ihm umzukehren. Sie gehorchten. Auch die Andern machten Kehrt und

ſchaarten ſich zuſammen. So gelang es ihnen mit geringer Mühe, die Feinde zu ſchlagen und bis in ihre Lager zurückzutreiben.

Nach ſeiner Rückkehr legte jedoch Lucullus ſeinen Flüchtlingen die herkömmliche Ehrenſtrafe auf, indem ſie im Unterkleid, ohne Gürtel, einen zwölf Fuß langen Graben ziehen mußten, während die anderen Soldaten als Zuſchauer dabei ſtanden.

Cap. 16.

In Mithridates' Heer befand ſich ein gewiſſer Fürſt der Dandarier, Olthakus; (nach ihrer Abkunft gehören die Dandarier zu den Barbaren, die in der Nähe des mäotiſchen See's wohnen.) Dieſer Olthakus war ein Mann, der ſich durch Beweiſe von Tapferkeit und Muth überall im Kriege auszeichnete, zudem ein Mann von hervorragender Einſicht in den wichtigſten Angelegenheiten, wie auch ein angenehmer Geſellſchafter und voll Dienſtfertigkeit. Derſelbe lebte immer mit irgend Einem ſeiner ſtammverwandten Fürſten in Rivalität und Eiferſucht wegen des Vorrangs und verſprach daher dem Mithridates eine große That, — die Ermordung des Lucullus. Der König billigte den Plan und nachdem er ihm abſichtlich noch einige Beleidigungen zugefügt hatte, um den verſtellten Zorn zu begründen, ritt Olthakus davon zu Lucullus, welcher ihn bereitwillig aufnahm, da derſelbe vielfach Gegenſtand des Geſprächs im Lager war.

Bald gewann Lucull in Folge mehrfacher Proben ſeine ſchnelle Beſonnenheit und ſeinen Eifer ſo lieb, daß er ihn zuweilen zur Tafel zog und an Berathungen Antheil nehmen ließ. Als aber nun der Dandarenfürſt die rechte Zeit gefunden zu haben glaubte, ließ er ſich das Pferd von ſeinem Bedienten vor das Lager führen; er ſelbſt begab ſich — gerade um die Mittagszeit, da die Soldaten zur Erholung ihre Sieſta hielten, — nach dem Feldherrnzelte, in der Erwartung, Niemand würde einem vertrauten Manne den Eintritt wehren, beſonders wenn er noch erklärte, dem Feldherrn einige dringliche Meldungen zu bringen. Er wäre wohl auch ganz geruhig hineingekommen, wenn nicht der Schlaf, der ſchon ſo manchem Feldherrn das Leben koſtete, den Lucullus gerettet hätte.

Denn zufällig ſchlummerte er gerade, und Menedemus, einer von ſeinen Kammerdienern, der an der Thüre ſtand, erklärte dem Olthakus: „daß er nicht gelegen komme, da ſich Lucullus vor wenigen Augenblicken der Ruhe hingegeben habe, um ſich von langem Nachtwachen und ſo bedeutenden Anſtrengungen zu erholen.“ Allein Olthakus entfernte ſich auf dieſe Mahnung nicht, ſondern erklärte, auch wenn man ihn hindere, eintreten zu wollen, da er mit Lucullus über eine nothwendige und wichtige Angelegenheit zu ſprechen wünſche. Bereits gerieth nun Menedemus in Zorn und erwiderte: „es gebe nichts Nothwendigeres, als Lucullus' Geſundheit!“ und zugleich ſtieß er den unbequemen Menſchen mit beiden Händen gewaltſam hinweg. Dieſer aber wurde ängſtlich, ſchlich ſich zum Lager hinaus, nahm ſein Pferd und jagte Mithridates' Lager zu, — aber unverrichteter Dinge.

So iſt es bei irgend einer Unternehmung nicht minder, als bei einer Arznei, nur eben der rechte Zeitpunkt, welcher das rettende, wie das verderbende Moment dazu gibt.

Cap. 17.

Bald darauf wurde Sornatius mit zehn Cohorten abgeſchickt, um Getreide beizuführen. Verfolgt von Menander, einem der Generale des Mithridates, ſetzte er ſich zur Wehr und lieferte ein Treffen, worin er ein bedeutendes Blutbad anrichtete und die Feinde vollſtändig ſchlug.

Und abermals wurde ein Anderer, Adrianus, mit einer Truppenabtheilung abgeſandt, damit die Soldaten Proviant im Ueberfluß bekommen ſollten. Mithridates ließ dieſes nicht unbemerkt, ſondern ſchickte Menemachus und Myron an der Spitze eines bedeutenden Corps von Reiterei und Fußvolk ab. Aber ſie wurden insgeſammt, — und wie man ſagt, bis auf zwei Mann! — von den Römern niedergehauen.

Mithridates ſuchte nun freilich dieſes Unglück zu verheimlichen; er ſtellte es als nicht ſo bedeutend, ſondern ganz geringfügig dar; „ſeine Generale hätten eben — aus Unerfahrenheit! — eine kleine Schlappe bekommen.“ Allein Adrianus marſchirte in Parade am

Lager vorbei, hinter ihm ein langer Wagenzug, der mit Getreide und Beuteſtücken ſchwer beladen war, ſo daß nicht nur den König ſelbſt ein Gefühl von Aerger und Verdruß, ſondern auch ſeine Truppen eine unendliche Beſtürzung und Angſt überfiel.

Somit wurde alsbald beſchloſſen, nicht länger zu bleiben. Als aber die königlichen Diener ihre eigenen Effekten in aller Ruhe vorausſchicken, dagegen die Andern an dem Gleichen verhindern wollten, ſo entſtand ſofort ein leidenſchaftliches Gedränge an den Ausgängen; man plünderte die Habſeligkeiten mit Gewalt und ſchlug die Beſitzer todt. Bei dieſem Anlaß verlor auch der General Dorylaus, der lediglich ſeinen Purpur am Leibe trug, um dieſes Kleides willen ſein Leben; auch wurde der Opferprieſter Hermäus unter dem Thore zertreten. Mithridates ſelbſt, der ſich von ſeinem letzten Bedienten und Stallknecht verlaſſen ſah, kam mitten in dem Menſchenknäuel glücklich zum Lager hinaus. Doch ſtand ihm nicht einmal eines der königlichen Pferde mehr zur Verfügung. Erſt ſpät erblickte ihn irgendwo, wie er von der Strömung dieſer allgemeinen Flucht mit fortgeriſſen wurde, der Eunuche Ptolemäus, der ſelbſt ein Pferd hatte und unverzüglich herabſprang, um es dem Könige zu übergeben. Denn bereits waren ihm die Römer hart auf der Ferſe. Auch ließen dieſe es nicht an Schnelligkeit fehlen, um ihn zu bekommen, ſondern befanden ſich ſchon in ſeiner unmittelbaren Nähe. Nur das Reichwerdenwollen, nur die kleinliche Rechnungsweiſe der Soldaten war es, was den Römern einen Fang, auf den ſie ſchon ſo lange, und unter ſo vielen Kämpfen, unter ſo großen Gefahren, Jagd gemacht hatten, wieder aus den Händen riß und dem Lucullus, obwohl er der Sieger war, dennoch den Preis des Sieges raubte. Das Pferd, womit ſein Reiter zu entkommen ſuchte, war ſchon im nächſten Bereiche der Verfolgung. Da geſchah es, daß einer von den Mauleſeln, welche das Gold trugen, zwiſchen den König und ſeine Verfolger — ſei es von ſelbſt oder durch Zufall — hineingerieth, oder von dem Könige abſichtlich unter dieſelben geworfen wurde. Kurz, ſie plünderten den Eſel; aber während ſie die Goldſtücke auflaſen und ſich miteinander deßhalb herumſchlugen, hatte Mithridates den nöthigen Vorſprung gewonnen.

Und dieß war nicht die einzige Frucht ihrer Habſucht, welche Lucullus zu genießen bekam. So hatte er z. B. auch befohlen, den gefangenen Geheimſchreiber des Königs, Kalliſtratus, vorzuführen; aber die Soldaten der Escorte merkten fünfhundert Stücke an Gold, die er im Gürtel trug, und tödteten ihn. Und dennoch gab er dieſen Leuten das Lager zur Plünderung preis!

Cap. 18.

Bei der Einnahme von Kabira und den meiſten anderen Feſtungen fand er ſehr bedeutende Geldvorräthe, wie auch Gefängniſſe, in denen nicht nur eine Menge Griechen, ſondern auch viele Verwandte des Königs eingeſperrt waren. Während dieſe längſt ihre Rechnung mit dem Leben abgeſchloſſen glaubten, brachte ihnen Lucullus Gnade — nicht Rettung, ſondern Auferſtehung und ein weites neues Leben.

Unter den Gefangenen befand ſich auch eine Schweſter des Mithridates, Nyſſa, der gleichfalls ihr Gefängniß zum Heile diente. Die anderen Schweſtern und Frauen, die am weiteſten von der Gefahr entfernt und in ſicherer Ruhe — zu Pharnakia*) — geborgen ſchienen, kamen dagegen elendiglich um's Leben, indem Mithridates, von der Flucht aus! den Eunuchen Bacchides zu ihrer Hinrichtung abſandte. Neben vielen andern waren auch zwei Schweſtern des Königs darunter, Roxane und Statira, beide noch Jungfrauen, ungefähr im Alter von vierzig Jahren, — ferner zwei Gemahlinnen von joniſcher Abkunft, Berenike aus Chios und Monime aus Milet.

Von letzterer ſprach man in Griechenland am meiſten, weil ſie allen Verſuchungen des Königs, der ihr ſogar fünfzehntauſend Goldſtücke überſandte, widerſtand, bis ein förmlicher Ehecontract abgefaßt wurde und er ſie durch Ueberſchickung des Diadems zur Königin erklärte. Uebrigens blieb ſie ſtets in einer düſteren Stimmung und beweinte ihre unglückliche Schönheit, die für ſie —

*) Pharnakia, Stadt am Pontus, von Mithridates' Großvater Pharnakes erbaut.

nach ihrer Aeußerung — „nur den Gewinn brachte, anſtatt eines Gatten einen Deſpoten, ſtatt Haus und Familie ein Gefängniß unter Barbaren zu beſitzen, und in weiter Ferne von Griechenland das gehoffte Glück nur in ihren Träumen genießen zu dürfen, während ihr die ſchöne Wirklichkeit entriſſen ſei.“

Als demnach Bacchides ankam, forderte er die Frauen auf, ſich einen Tod zu geben, wie ihn jede für den leichteſten und ſchmerzloſeſten halte. Augenblicklich riß ſich Monime das Diadem vom Kopfe, ſchlang es um den Hals und hängte ſich daran auf. Allein es brach ſogleich. „Verfluchter Fetzen, rief ſie, nicht einmal dazu ſoll ich dich brauchen können?“ Sie warf das Diadem weg, nachdem ſie es angeſpuckt hatte, und bot dem Bacchides den Kopf dar, um ihn abzuſchlagen. Berenike dagegen nahm einen Becher Gift, und da ihre Mutter bei ihr war und ſie darum bat, ſo gab ſie ihr gleichfalls davon. Beide tranken es miteinander aus. Allein die Wirkung des Giftes genügte nur für die ſchwächere Natur, und da Berenike nicht das erforderliche Quantum getrunken hatte, ſo fand ſie keine Erlöſung und rang vergebens mit dem Tode, bis Bacchides heraneilte, um ſie vollends zu erſticken.

Auch von den genannten beiden unverehlichten Schweſtern ſoll die eine nur unter ſchweren Verfluchungen und Scheltworten das Gift ausgetrunken haben. Aus Statira's Munde dagegen hörte man kein Wort der Verwünſchung oder Gemeinheit. Sie lobte vielmehr ihren Bruder, „daß er in eigener Lebensgefahr ſie nicht vergeſſen hätte, und daß ſie es ſeiner Vorſorge verdankten, frei und ohne Schande ſterben zu können.“

Solche Vorfälle ſchmerzten Lucullus, der von Natur ein gutmüthiger und menſchenfreundlicher Charakter war, auf's tiefſte.

Cap. 19.

Raſch drang er nun bis Talaura vor. Allein von hier war, vier Tage zuvor, Mithridates noch rechtzeitig nach Armenien zu Tigranes entflohen, weßhalb Lucull wieder abzog.

Er unterwarf nun die Chaldäer und Tibarener, nahm Kleinarmenien weg, eroberte Feſtungen und Städte, worauf er den

Appius an Tigranes abſandte, um die Auslieferung des Mithridates zu verlangen, während er ſelbſt vor Amiſus rückte, deſſen Belagerung noch fortdauerte. Hievon trug der Feldherr Kallimachus die Schuld, welcher bei ſeiner Erfahrung in mechaniſchen Vorrichtungen und ſeiner Geſchicklichkeit in Auffindung aller möglichen Mittel, die eine Blokade zuläßt, den Römern entſetzlich viel Verdruß machte. Aber ſpäterhin mußte er dafür auch büßen. Für dießmal wurde er von Lucullus durch eine Kriegsliſt ſelbſt überwunden, indem letzterer gerade in der Tagesſtunde, worin Kallimachus die Gewohnheit hatte, ſeine Soldaten zum Ausruhen abrücken zu laſſen, plötzlich einen Sturm unternahm und einen jedoch unbedeutenden Theil der Mauer eroberte. Kallimachus verließ nun die Stadt, welche er in Brand ſteckte, ſei es, daß er den Römern den errungenen Vortheil nicht gönnte, oder daß er für ſich ſelbſt dadurch eine Erleichterung ſeiner Flucht zu erringen hoffte. Denn Niemand kümmerte ſich um die Abſegelnden.

Dagegen als die Flammen heftig aufſchlugen und ringsum die Feſtungswerke ergriffen, ſo ſchickten ſich die Soldaten zur Plünderung an. Lucullus, der den Untergang der Stadt bedauerte, wollte von außenher gegen das Feuer zu Hülfe eilen und forderte zum Löſchen auf. Indeſſen achtete Niemand auf ſeine Befehle, ſondern man verlangte ſtürmiſch die Habſeligkeiten, ſchrie und lärmte mit den Waffen, bis er endlich der Gewalt wich und die Erlaubniß gab, in der Erwartung, wenigſtens die Stadt den Flammen entreißen zu können. Allein ſeine Leute thaten das Gegentheil. Indem ſie Alles mit Fackeln durchſtöberten und überall Licht hinbrachten, zerſtörten ſie ſelbſt die meiſten Gebäude, ſo daß Lucullus, welcher den andern Tag hineinkam, unter Thränen gegen ſeine Freunde äußerte: „er habe ſchon oft den Sulla glücklich geprieſen; aber an dem heutigen Tage habe er mehr, als je, Reſpekt vor dem Glücke dieſes Mannes bekommen, weil er ſeinen Wunſch, Athen zu retten, auch habe ausführen können!“ „Ich — fuhr er fort, — ich wollte es ihm nachthun, aber mein Unſtern verurtheilt mich zu der Ehre eines Mummius*).“

*) Lucius Mummius, der bekannte rohe Zerſtörer von Korinth, der dem achäiſchen Bunde 146 v. Chr. den Todesſtoß verſetzte.

Demungeachtet verſuchte er, ſo weit es die Umſtände geſtatteten, der Stadt wieder aufzuhelfen. Das Feuer wurde durch heftige Regengüſſe gelöſcht, die durch eine gnädige Fügung des Himmels bei der Einnahme derſelben ausbrachen. Die meiſten zerſtörten Häuſer aber ließ er, noch während ſeiner Anweſenheit, ſelbſt wieder aufbauen; ebenſo nahm er die geflüchteten Amiſener wieder auf und wies auch ſonſt Jedermann aus Griechenland, der Luſt hatte, hier ſeine Wohnung an, indem er der Stadt noch ein weiteres Gebiet von 120 Stadien*) zutheilte.

Dieſelbe war urſprünglich eine Kolonie von Athen und eben in den glücklichen Zeiten gebaut, da die atheniſche Macht ihren Höhepunkt inne hatte und das Meer beherrſchte. Dieß war auch der Grund, weßhalb ſo Viele, die Ariſtons Gewaltherrſchaft zu entrinnen ſuchten, herangeſegelt waren, um ſich hier niederzulaſſen und das Bürgerrecht zu gewinnen; freilich begegnete es ihnen, daß ſie nun das Unglück in der Fremde ſchmecken mußten, während ſie ihm in der Heimath zu entgehen ſuchten. Wer jedoch von ihnen mit dem Leben davonkam, erhielt von Lucullus anſtändige Kleidung und noch überdieß zweihundert Drachmen**) auf die Perſon, worauf er ſie dann abſendete.

Damals wurde auch der Grammatiker Tyrannio zum Gefangenen gemacht. Murena bat ſich denſelben aus, und da er ihn erhielt, machte er ihn zum Freigelaſſenen, — in der That, eine unedle Art, von dem empfangenen Geſchenke Gebrauch zu machen! Denn Lucullus wünſchte gewiß nicht, daß ein Mann, der wegen ſeiner hohen Bildung der Gegenſtand allgemeiner Achtung war, zuerſt Sklave werden ſollte, um ſodann Freigelaſſener zu ſein. Es war ein Raub an der Freiheit, die er wirklich beſaß, wenn man ihm die vermeintliche Freiheit erſt ſchenken wollte. Allein bei Murena war dieß nicht der einzige Fall, worin er ſich als einen Mann erblicken ließ, der ſeinem Obergenerale weit an Edelmuth nachſtand.

---

*) Etwa drei deutſche Meilen.

**) Zweihundert Drachmen oder zwei Minen betragen ungefähr 43 Thaler.

Cap. 20.

Lucullus wendete ſich jetzt nach den Städten Kleinaſiens. In der Zeit, da er von kriegeriſchen Geſchäften ruhen konnte, ſollte dieſe Provinz doch auch wieder Etwas von Recht und Geſetz erhalten, was ſie ſo lange Zeit entbehrt hatte. Denn es herrſchte hier eine unſägliche und unglaubliche Maſſe von Elend. Sie war ihren Gläubigern völlig zur Plünderung und Knechtung hingegeben. Der einzelne Bürger wurde genöthigt, ſeine ſtattlichen Söhne und jungfräulichen Töchter zu verkaufen; die Gemeinden mußten das Gleiche thun mit Weihgeſchenken, Gemälden und heiligen Bildſäulen. Und das Ende war, daß die Einwohner doch zuletzt noch perſönlich an Zahlungsſtatt eintreten und Sklaven werden mußten! Was aber voranging, war noch jämmerlicher, — Knebelung, Gitterhaft, Roßfolter*), Hinſtehen unter freiem Himmel, und zwar zur heißen Jahreszeit in der Sonnenhitze, zur Winterzeit mitten hinein in Koth oder Eis, ſo daß die Sklaverei noch als eine wahre Erleichterung, als ein Friedenszuſtand erſchien.

Von dieſer Art waren die Jammerſtände, die Lucullus in den Städten vorfand; aber in kurzer Zeit hatte er die Mißhandelten von allen Leiden befreit. Für's Erſte befahl er, daß nur ein Prozent und nicht weiter auf die Zinſen berechnet werden dürften**); zweitens ſtrich er alle Zinſen, welche die urſprüngliche Summe überſtiegen; das dritte und zugleich Wichtigſte war die Beſtimmung, daß der Darleiher von den Einkünften des Schuldners nur den vierten Theil wegziehen durfte; wer den Zins zum Kapital ſchlug, verlor das Ganze. Bei dieſem Verfahren brauchte es weniger als vier Jahre Zeit — und ſämmtliche Schulden waren getilgt, alle Beſitzungen konnten ihren anfänglichen Herren frei zurückgegeben werden.

---

*) Das „kleine Roß" (eculeus) war ein vielfach übliches Folterwerkzeug.

**) Hiebei iſt zu beachten, daß die Zinſen nach Monaten bezahlt wurden, ſomit „1 Prozent" doch das Gleiche war, wie bei uns 12 Prozent ſein würden. Indeſſen galt dieß damals für einen ſehr niedrigen Zinsfuß.

Dieſe Gemeinſchuld war noch eine Folge von den zwanzigtauſend Talenten, um welche Sulla die Provinz Kleinaſien beſtraft hatte. Man hatte es jedoch den Darleihern ſchon zwiefach heimbezahlt, weil es von denſelben durch die Zinſen bereits auf 120,000 Talente*) hinaufgetrieben war. Und nun erhoben ſie wegen der gräßlichen Behandlung, die ſie erfahren hätten, zu Rom ein großes Geſchrei gegen Lucullus. Mit ihrem Geld brachten ſie auch einige Demagogen gegen ihn auf die Beine; denn es waren einflußreiche Leute; auch hatten ſie gar Manchen, der an der Regierung betheiligt war, durch Anlehen von ſich abhängig gemacht. Indeſſen fand Lucullus ſeinen Lohn nicht nur in der Liebe der Gemeinden, denen ſeine Maßregeln zu Gute kamen, ſondern er wurde ein Gegenſtand der Sehnſucht auch für andere Provinzen, welche das Land glücklich prieſen, wo ein ſolcher Mann an der Spitze ſtand.

Cap. 21.

Appius Claudius**), den man zu Tigranes abgeſandt hatte, (derſelbe war ein Bruder von Luculls damaliger Gattin) wurde zuerſt von den königlichen Wegführern in allerhand Zirkeln und Krümmungen einen ganz unnöthigen, viele Tage langen Weg durch das Hochland geführt, bis ihm endlich ein ſyriſcher Freigelaſſener die gerade Straße anzeigte. Jetzt verließ er den genannten weitſchweifigen und abgefeimten Weg, gab den fremdländiſchen Führern friſchweg den Abſchied, ſetzte über den Euphrat und gelangte dann binnen weniger Tage nach Antiochien***) „bei Daphne.“

Nach erhaltenem Befehl mußte er hier auf Tigranes warten,

*) 20,000 Talente betragen ſchon bei 26 Millionen Thaler; 120,000 Talente aber gegen 154 Millionen.

**) Appius Claudius, oder Clodius, wurde nachher als Volkstribun durch ſeine Händel mit Cicero bekannt und zuletzt von ſeinem Gegner Milo ermordet.

***) Antiochien „bei Daphne“ war die Hauptſtadt des ſyriſchmakedoniſchen Reichs, das damals unter Tigranes ſtand. „Daphne“ war ein naheliegender kleiner Flecken und als Ort der ſinnlichſten Ausſchweifungen ſehr bekannt.

welcher gerade abweſend war, um noch einige Städte in Phönikien zu unterwerfen. In dieſer Zeit gewann er viele kleinere Fürſten, die mit geheimem Ingrimm dem armeniſchen Könige gehorchten und worunter auch Zarbienus, der König von Gordyene*), Einer war. Ebenſo ſchickten viele von den geknechteten Städten insgeheim zu ihm; dieſen verſprach er Lucullus Beiſtand, jedoch mit dem ernſtlichen Rathe, vorläufig ſich ruhig zu verhalten.

Das Regiment der Armenier war nämlich für die Griechen nicht zu ertragen, vielmehr höchſt drückend. Insbeſondere war das Bewußtſein des Königs ſelbſt durch ſeine ſo großen und glücklichen Erfolge ganz theatraliſch und bombaſtiſch geworden; denn Alles, wornach die Maſſe der Menſchen ſtrebt und was ſie für das Höchſte hält, das war nicht nur bei ihm vorhanden, ſondern er meinte auch, es ſei lediglich für ihn vorhanden. Als er ſeine Laufbahn begann, waren ſeine Ausſichten bis zur Verachtung klein und jetzt — hatte er viele Völker unterworfen, hatte die parthiſche Macht, wie kein Anderer, gedemüthigt, und hatte Meſopotamien mit Griechen angefüllt, indem er Viele aus Kilikien, viele aus Kappadokien gewaltſam verpflanzte. Auch hatte er die nomadiſchen Araber von ihren feſten Weideplätzen weggeführt und in ſeiner Nähe ſeßhaft gemacht, um ſeinen Handel durch ſie emporzubringen. Viele Könige mußten ihm ihre Huldigungen darbringen; es gab ſogar vier, welche er ſtets in ſeiner Umgebung hatte als Bediente, oder Trabanten. Dieſe mußten, wenn er ausritt, in kurzen Röcken zu Fuße nebenherlaufen, auch wenn er ſaß und Audienz ertheilte, ihm mit übereinander geſchlagenen Händen zur Seite ſtehen, — eine Stellung, die vorzugsweiſe ein Bekenntniß der unterſten Dienſtbarkeit in ſich ſchloß; denn ſie deutete auf Leute, welche ihre Freiheit gänzlich hingegeben haben und ihre Perſon dem Gebieter, mehr gefaßt auf's Leiden, als auf's Handeln, völlig überlaſſen.

Indeſſen empfand Appius vor dieſem theatraliſchen Weſen nicht die mindeſte Angſt oder Betroffenheit. Sobald er eine Audienz erhielt, erklärte er unumwunden: „er komme, um den Mithridates abzuholen, deſſen man für Lucullus' Triumph benöthigt ſei, — widrigenfalls er

*) Gordyene, Landſchaft an den Quellen des Tigris; wahrſcheinlich ſtammt der heutige Name der Kurden davon ab.

dem Tigranes den Krieg ankündige.“ Tigranes verſuchte zwar, mit glatter Stirne und erkünſteltem Lächeln dieſe Worte anzuhören; jedoch blieb es keinem Anweſenden verborgen, daß er über die Offenheit des jungen Mannes das größte Befremden hegte. Eine ſolche freie Sprache hörte er zum erſtenmal — ſeit nahezu fünfundzwanzig Jahren. Denn ſo lange war es, ſeit er regierte oder vielmehr deſpotiſirte.

Er erwiderte nun dem Appius, „daß er Mithridates nicht ausliefern und, ſofern die Römer ihn angreifen würden, ſich zu vertheidigen wiſſen werde.“ Und da er auf Lucullus ärgerlich war, weil dieſer ihm in ſeinem Schreiben nur den Titel „König“ und nicht „König der Könige“ gegeben hatte, ſo nannte er denſelben in ſeinem Antwortſchreiben auch nicht Imperator! Dagegen überſandte er dem Appius prachtvolle Geſchenke, und als Appius dieſe nicht annahm, fügte er noch andere, bedeutendere hinzu.

Von letzteren nahm Appius, um den Schein zu meiden, als ob er Alles in einer gewiſſen feindſeligen Stimmung gewaltſam abweiſe, eine einzige Trinkſchale an. Das Uebrige ſandte er zurück und reiste darauf in Bälde zu ſeinem Imperator ab.

Cap. 22.

Tigranes hatte ſich früherhin nicht einmal herabgelaſſen, den Mithridates zu ſehen, oder zu ſprechen, obgleich es ein naheſtehender Verwandter war, der ſo ſchnell den Verluſt eines umfaſſenden Königreichs beklagen mußte. Auf ſchimpfliche, übermüthige Weiſe, und völlig theilnahmlos ließ er denſelben in ſumpfigen, ungeſunden Gegenden gleichſam als Gefangenen halten. Aber jetzt beſchied er ihn mit allen Ehren und größter Freundlichkeit zu ſich in den Palaſt.

In den geheimen Unterredungen, welche ſodann Statt fanden, wurde das gegenſeitige Mißtrauen ausgeglichen, jedoch zum Unglück für ihre Vertrauten, auf welche ſie alle Schuld wälzten. Unter dieſen befand ſich auch Metrodorus von Skepſis, ein Mann von gefälliger Rednergabe und großer Gelehrſamkeit, der zuglrich eine ſolche Höhe der vertrauteſten Gunſt bisher genoß, daß er ſogar den Titel erhielt: „Vater des Königs!“

Als dieſer Mann einmal, wie man glaubt, von Mithridates in

der Eigenſchaft eines Geſandten an Tigranes geſchickt wurde, um die Hülfe des letzteren gegen die Römer zu erbitten, richtete Tigranes an ihn die Frage: „aber du ſelbſt, Metrodorus, — was rathſt du mir in dieſen Angelegenheiten?“ Mag nun Metrodor im Intereſſe des Tigranes geſprochen, oder die Rettung des Mithridates nicht gewünſcht haben, kurz, er erwiderte: „als Geſandter verlange ich's; aber als Rathgeber muß ich dich warnen.“ Dieß plauderte nun Tigranes dem Mithridates aus; doch hegte er dabei die Meinung, derſelbe würde dem Metrodorus deßhalb nichts Arges anthun. Allein Metrodor wurde unverzüglich hingerichtet.

Tigranes bereute indeß ſeine Handlung ſehr, obgleich er an Metrodor's Unglück nicht völlig die Schuld trug, ſondern nur dem Haſſe des Mithridates vollends den Ausſchlag gegeben hatte. Denn dieſer König hegte längſt einen geheimen Grimm gegen ſeinen Diener und dieß wurde enthüllt, als man ſeine geheimen Papiere erwiſchte, in denen ſich auch ein Befehl zu Metrodorus' Hinrichtung vorfand. Tigranes veranſtaltete nun ein prachtvolles Leichenbegängniß, wobei er keine Koſten ſcheute zu Ehren eines Todten, an dem er bei deſſen Lebzeiten zum Verräther geworden war.

So ſtarb bei Tigranes auch der Redner Amphikrates, — wenn es geſtattet iſt, dieſen Mann gleichfalls mit einer Silbe zu erwähnen um Athens willen. Derſelbe ſoll nämlich als Flüchtling nach Seleukia am Tigris gekommen ſein. Als man ihn daſelbſt um öffentliche Vorträge bat, ging er auf dieſes Geſuch nicht ein, indem er mit höhniſcher Verachtung äußerte: „eine Schüſſel ſei zu klein für einen Delphin*)!“ Er begab ſich hierauf weiter zu Mithridates' Tochter, Kleopatra, Tigranes' Gemahlin. Allein bald regten ſich gegen ihn die böſen Zungen; man wollte ihn von dem Verkehr mit allen Griechen abſperren und deßwegen hungerte er ſich zu Tode. Auch er fand eine ehrenvolle Beſtattung durch Kleopatra und liegt in der Nähe von Sapha, — einem kleinen Orte jener Gegenden, der dieſen Namen trägt.

---

*) Uebrigens zählte Seleukia doch nach Plinius' Angabe 600,000 Einwohner und trug zum Verfall des alten Babyloniens nicht wenig bei.

Cap. 23.

Nachdem alſo Lucullus in Aſien einen völligen Zuſtand der Geſetzlichkeit und des Friedens zurückgeführt hatte, verſäumte er auch das nicht, was zum Vergnügen und Genuſſe dient. Er verweilte längere Zeit in Epheſus, indem er durch pompöſe Aufzüge, Siegesfeſte, Athletenkämpfe und Fechterſpiele ſich die Zuneigung der Städte zu gewinnen ſuchte. In Erwiderung hievon feierte man ihm zu Ehren ein „Lucullusfeſt“ und — was ihm noch erwünſchter war, als die Ehre — man hegte gegen ihn aufrichtige Geſinnungen des Wohlwollens.

Als aber Appius kam und die Nothwendigkeit eines Krieges gegen Tigranes entſchieden vorlag, begab er ſich wieder nach Pontus. Hier ließ er ſeine Truppen aufbrechen und belagerte Sinope, oder vielmehr die königlich geſinnten Kilikier, welche die Stadt beſetzt hielten. Letztere entflohen während der Nacht, nachdem ſie zuvor einen großen Theil der Einwohnerſchaft ermordet und die Stadt in Brand geſteckt hatten.

Sobald dieß Lucullus bemerkte, drang er in die Stadt ein und ließ achttauſend von ihnen, die noch zurückgeblieben waren, niedermachen, während er den Andern ihr Eigenthum zurückgab und überhaupt für die Stadt auf's Beſte ſorgte, und zwar wegen folgender Erſcheinung. Er glaubte nämlich im Traume eine Perſon neben ſich zu erblicken, welche ſagte: „Noch ein wenig weiter vorwärts, Lucull! Autolykus iſt angekommen und will dich ſprechen!“ Morgens nach dem Aufſtehen vermochte er ſich die Bedeutung dieſes Traumgeſichtes durchaus nicht zu erklären. Indeſſen eroberte er an dem gleichen Tage die Stadt, und als er die abſegelnden Kilikier verfolgte, ſah er an dem Strande eine Bildſäule daliegen, welche die Kilikier zwar fortſchleppten, aber nicht rechtzeitig mehr einſchiffen konnten. Die Arbeit war von Sthenis*) und zwar eine ſeiner gelungenſten. Nun ſagte ihm Jemand: „es ſei eine Statue des Autolykus, des Begründers von Sinope.“

*) Sthenis aus Olynth, zur Zeit Alexanders des Großen ein berühmter Bildhauer.

Autolykus ſoll nämlich unter diejenigen gehört haben, welche den Zug des Herakles gegen die Amazonen — von Theſſalien aus — mitmachten. Er war ein Sohn des Deimachos. Nach ſeiner Abfahrt von dort, in Gemeinſchaft mit Demoleon und Phlogios, verlor er ſein Schiff, das an der Halbinſel*) bei einem Orte, welcher Pedalion heißt, ſtrandete. Er ſelbſt rettete ſich mit ſeinen Waffen und Gefährten nach Sinope, und nahm den Syrern dieſe Stadt ab. Denn Syrer hatten ſie damals inne, welche der Sage nach von Syrus abſtammten, einem Sohne des Apollo und der Sinope, einer Tochter des Aſopus. Als Lucullus das hörte, erinnerte er ſich an eine Mahnung Sulla's, welcher in ſeinen Denkwürdigkeiten anräth, Nichts für ſo zuverläſſig und ſicher zu halten, als das, was uns durch Träume angedeutet wurde.

Jetzt erfuhr er, daß Mithridates und Tigranes vielleicht ſchon im nächſten Augenblicke die Gränze von Lykaonien und Kilikien überſchreiten würden, um die Erſten zu ſein, die in Aſien eindrängen. Hiebei wunderte er ſich nur über den armeniſchen Fürſten, „daß derſelbe bei der Abſicht, die Römer anzugreifen, den Mithridates nicht während der Blüthezeit ſeiner Macht zum Kriege benützt und ſich nicht früher an deſſen noch kräftige Macht mit ſeiner eigenen angeſchloſſen hätte, ſondern ihn vielmehr hätte untergehen und zermalmt werden laſſen und dagegen jetzt, bei ſo abgekühlten Ausſichten, den Kampf beginne, um mit Leuten, deren Wiedererhebung eine Unmöglichkeit ſei, nun ſelbſt auch in's Verderben zu ſtürzen!"

Cap. 24.

Nachdem aber auch Machares, Mithridates' Sohn, der den Bosporus**) beſaß, ihm einen Kranz im Werthe von tauſend Goldſtücken überſandt hatte, mit der Bitte, den Titel: „Freund und Bundesgenoſſe des römiſchen Volks" zu erhalten: ſo glaubte Lucullus, daß hiemit der erſte Krieg ſein Ende erreicht habe.

*) Dieſe Halbinſel, auf deren Iſthmus die Stadt Sinope lag, iſt nach Strabo auf beiden Seiten mit Klippen beſetzt und daher für die Schifffahrt ſehr gefährlich.

**) Bosporus, nämlich der kimmeriſche, iſt die heutige Krimm.

Er ließ daher den Sornatius mit 6000 Mann an Ort und Stelle zurück, um in Pontus Wache zu ſtehn, während er ſelbſt an der Spitze von zwölftauſend Mann Fußvolk und nicht ganz dreitauſend Mann Reiterei in den zweiten Krieg auszog. Freilich konnte man glauben, daß er ſich hiebei mit einer gewiſſen tollkühnen Leidenſchaft, die jeder geſunden Berechnung entbehrte, unter kriegeriſche Völkerſchaften, unter zahlloſe Schaaren von Reiterei und in ein unermeßliches Land hineinwagte, welches von tiefen Strömen und von Gebirgen mit ewigem Schnee umgeben war.

Die nächſte Folge hievon war, daß ihm ſeine Soldaten, welche ſich auch ſonſt nicht durch Subordination auszeichneten, nur ungern und mit offenem Widerſtreben folgten; eine weitere Folge, daß zu Rom die Demagogen ein feindſeliges Geſchrei erhoben und laut betheuerten: „Lucull jage einem Krieg um den andern nach, ohne irgend ein Intereſſe des Staats; er thue es lediglich deßwegen, um als Feldherr niemals die Waffen niederlegen zu müſſen und unaufhörlich Geld machen zu können, — auf allgemeine Gefahr!“ Und dieſe Leute erreichten wirklich mit der Zeit ihren Zweck.

Lucullus aber näherte ſich jetzt in ſtarken Märſchen dem Euphrat, den er jedoch in Folge des Winters noch ganz trüb und angeſchwollen fand. Er ſah deßhalb einen Verzug und eine bedeutende Arbeit voraus, um Fähren zuſammenzubringen und Flöſſe zu bauen. Allein am Abend fing das Waſſer an zu ſinken, wurde während der Nacht immer kleiner und ließ bei Tagesanbruch den Strom wieder ganz in ſeine Ufer zurückgetreten erblicken. Als die Eingeborenen an dem Uebergangspunkte erſtaunt kleine Inſelchen hervortreten und an denſelben die Strömung teichartig ſtille ſtehen ſahen, betrachteten ſie Lucullus faſt als ein höheres Weſen; denn ſo Etwas war in früheren Zeiten nur ſelten geſchehen, und ihm erwies ſich nun der Fluß von ſelbſt ganz gutmüthig und ſanft, ſo daß er raſch und mühelos den Uebergang bewerkſtelligen konnte. Er benützte daher den günſtigen Augenblick und führte ſein Heer auf das entgegengeſetzte Ufer.

Auch wurde ihm unmittelbar bei dem Flußübergang ein freundliches Vorzeichen zu Theil. Es weiden dort heilige Kühe, — der perſiſchen Artemis angehörig, welche von den Barbaren jenſeits des Euphrats mehr, als alle andern Götter, verehrt wird. Dieſe Kühe

braucht man lediglich zum Opfern; außerdem laufen ſie frei und ledig in der Gegend herum. Als Kennzeichen iſt ihnen die Fackel der Göttin aufgedrückt. Auch iſt es nicht eben leicht und erfordert kein geringes Geſchäft, eine oder einige von ihnen einzufangen, wenn man ihrer benöthigt iſt. Als nun das Heer den Euphrat überſchritten hatte, kam eine von dieſen Kühen zu einem Felſen, der, wie man glaubte, der Göttin heilig war, von ſelbſt heran, blieb dort ſtehen, ſenkte den Kopf nach unten, wie wenn ſie mit einem Strick niedergezogen wäre, und bot ſich alſo dem Lucullus ſelbſt zum Opfer dar.

Dieſer opferte auch dem Euphrat einen Stier, zum Dank für den glücklichen Stromübergang. Den Reſt des Tages ließ er die Truppen ausruhen; dagegen am nächſten und an den folgenden Tagen rückte er durch die Provinz Sophene*) vorwärts, ohne deren Bewohnern ein Leid zuzufügen, weil ſie zu ihm herbeikamen und das Heer freundlich empfingen. Ja, als die Soldaten ein Caſtell, in welchem man bedeutende Geldſummen vermuthete, einzunehmen Luſt hatten, ſagte er zu ihnen: „dort iſt das rechte Caſtell, das wir erſtürmen müſſen!“ (und dabei deutete er auf das in der Ferne gelegene Taurusgebirge;) „was hier iſt, bleibt für die Sieger aufgehoben!“

Er machte nun angeſtrengte Märſche, überſchritt den Tigris und brach in Armenien ein.

Cap. 25.

Der Erſte, welcher dem Tigranes die Nachricht von Lucullus' Anrücken überbrachte, empfing einen ſchlechten Lohn; es wurde ihm der Kopf abgeſchlagen.

Somit ſprach Niemand mehr davon, ſondern Tigranes blieb ganz ruhig ſitzen, ohne auch nur zu ahnen, daß er von den Flammen des Kriegs bereits umgeben war. Statt deſſen hörte er Redensarten an, wie ſie ihm wohl gefielen: „Lucullus müßte ein großer Feldherr

*) Sophene, noch heutzutage „Zoph“ genannt, gehörte zur ſyriſchen Provinz Kommagene. Taurus iſt ein Gebirge, das in Kilikien am mittelländiſchen Meere beginnt, nordöſtlich nach Armenien läuft, und ſich dann unter verſchiedenen Namen durch das ganze nördliche Aſien fortſetzt.

ſein, wenn er bei Epheſus dem Tigranes Stand hielte und nicht in wilder Flucht ſogleich aus Aſien davonliefe, nachdem er ſo viele Myriaden Streiter geſehen!“ So kann eben ein vulgärer Geiſt ebenſowenig ein hohes Glück ertragen, ohne den Menſchenverſtand zu verlieren, als ein gewöhnlicher Körper im Stande iſt, eine große Maſſe ſtarken Weines zu ertragen!

Der Erſte von ſeinen näheren Freunden, der es wagte, ihm die Wahrheit zu melden, war Mithrobarzanes. Aber auch dieſer empfing keine ſehr angenehme Belohnung für ſeine Freimüthigkeit. Denn er wurde unverzüglich an der Spitze von dreitauſend Reitern und ſehr vielem Fußvolk gegen Lucullus abgeſchickt, — mit dem Befehl: „den Feldherrn lebendig beizubringen und die Andern zu zertreten!“

Bei Lucullus packte der eine Theil ſeiner Armee bereits ab, während der andere noch im Anmarſch begriffen war. Als ihm ſeine Kundſchafter die Annäherung des Feindes meldeten, fürchtete er eine Verwirrung, wenn er angegriffen würde, bevor Alles zur Stelle und in Ordnung wäre. Deßwegen beſorgte er ſelbſt das Aufſchlagen des Lagers und ſchickte indeſſen den Legaten Sextilius ab mit ſechzehnhundert Reitern und einer nicht viel größeren Anzahl von ſchwerem und leichtem Fußvolk. Dieſer hatte Befehl, in die Nähe des Feindes vorzurücken und dort zu bleiben, bis er erfahre, daß das Corps unter Lucullus mit dem Lager fertig ſei.

Nun wollte Sextilius dieſem Befehle zwar nachkommen, allein er wurde von Mithrobarzanes, welcher keck heranſtürmte, mit Gewalt zu einem Treffen gezwungen. In dem Kampfe, der ſich entſpann, fand Mithobarzanes den Tod eines tapferen Soldaten, die andern Alle wurden, mit geringen Ausnahmen, auf der Flucht niedergemacht.

Die nächſte Folge war, daß Tigranes die große, von ihm ſelbſt erbaute Stadt Tigranokerta *) verließ, ſich nach dem Taurus zurückzog und dort ſeine Streitkräfte von allen Seiten her ſammelte. Dagegen wollte ihm Lucullus die Zeit für dieſe Rüſtungen nicht gönnen. Er entſandte daher einestheils den Murena, um die Truppen, die ſich bei Tigranes zuſammengezogen, zu beläſtigen und abzuſchneiden,

*) Tigranokerta d. h. Tigranesſtadt, öſtlich vom Tigris. Viele Städtenamen in Armenien endigen auf — „kerta“.

anderntheils in gleicher Weiſe den Sextilius, um ein großes Corps von Arabern, das für den König heranrückte, abzuhalten.

Sextilius überfiel die Araber gerade beim Aufſchlagen eines Lagers und vernichtete die Meiſten. Ganz zur gleichen Zeit griff Murena, der dem Tigranes folgte, im geeignetſten Augenblicke ſeinen Gegner an, als dieſer eine felſige, enge Schlucht in einem langen Zuge mit ſeiner Armee zu paſſiren ſuchte. Tigranes ſelbſt rettete ſich durch die Flucht, indem er ſein ſämmtliches Gepäck im Stiche ließ, von den Armeniern aber blieben Viele auf dem Platze und eine noch größere Anzahl wurde zu Gefangenen gemacht.

Cap. 26.

Bei dieſem günſtigen Fortgang der Dinge brach Lucullus nun auf, um gegen Tigranokerta zu marſchiren. Er ſchlug ſein Lager in den Umgebungen der Stadt und belagerte ſie. In ihrem Innern befanden ſich viele Griechen, welche aus Kilikien fortgeſchleppt worden waren, und eben ſo viele Barbaren, welche das Schickſal der Griechen theilten, — Adiabener*) Aſſyrier, Gordyener und Kappadokier, deren Heimathſtädte er zerſtört hatte, worauf er ſie ſelbſt fortführte und zur Niederlaſſung in Tigranokerta nöthigte. Auch lag in der Stadt eine Maſſe von Geld und Koſtbarkeiten, weil jeder gewöhnliche Bürger, wie jede fürſtliche Perſon und der König ſelbſt, ſich's zur Ehre rechnete, zur Vergrößerung und Verſchönerung derſelben mitzuwirken.

Daher betrieb denn auch Lucullus die Belagerung mit aller Kraft, in der Meinung, daß Tigranes dieſelbe nicht würde dulden wollen, ſondern ſogar wider ſeine Abſicht durch die Leidenſchaft müßte veranlaßt werden, zum entſcheidenden Kampfe heranzurücken. In dieſer Meinung täuſchte er ſich nicht. Mithridates widerrieth es zwar dem Könige durch Boten und Briefe, die er ihm ſchickte, ſich irgend in ein Treffen einzulaſſen; „vielmehr ſolle er lediglich mit ſeiner Reiterei dem Feinde die Lebensmittel abſchneiden.“ Auch Taxiles, der

*) Adiabener in der Gegend des durch Alexanders Sieg berühmten Arbela in Aſſyrien.

von Mithridates herkam und an dem Feldzuge Theil nahm, ermahnte den König dringend zur Vorsicht und zum Ausweichen, indem er ihm die römischen Waffen als eine Sache vorstellte, wogegen jeder Widerstand unmöglich sei.

Und anfänglich hörte Tigranes dieß Alles gelassen an. Aber nun stieß das ganze Heer der Armenier und Gordyener zu ihm; ferner erschienen alle die Fürsten aus Medien und Adiabene mit ihrem ganzen Heer; es kamen viele Araber von der babylonischen Seeküste und ebenso aus Kaspien viele Albaner und Iberer, welche an Albanien angränzen; auch von den unabhängigen nomadischen Horden am Araxes*) fanden sich, durch ihre Neigung, wie durch Geschenke veranlaßt, nicht wenige ein. Somit war man bei den Gelagen des Königs und ebenso bei seinen Rathsversammlungen voll der besten Hoffnungen, voll kühnen Muthes, der sich bis zu barbarischen Drohungen verstieg. Ja Taxiles entging kaum der Gefahr der Hinrichtung, als er dem Beschlusse, eine Schlacht zu liefern, entgegentrat, und bei Mithridates schrieb man es nur dem Neide zu, wenn er es versuchte, den König von einer großen Waffenthat zurückzuhalten.

Deßwegen wartete auch Tigranes nicht einmal auf seine Ankunft, um ihn nicht an der Ehre Theil nehmen zu lassen. Wohl aber setzte er sich mit dem ganzen Heere in Bewegung, und sprach sich, wie man erzählt, gegen seine Freunde sehr ungehalten darüber aus, daß es bloß Lucullus allein sei und daß nicht alle römischen Generale hier auf Einem Flecke beisammen wären, um sich mit ihnen zu schlagen.

Und in der That beruhte seine Keckheit nicht durchaus auf Wahnsinn und Unverstand, wenn er auf die Masse von Völkern und Fürsten, die seiner Fahne folgten, — wenn er auf die Phalangen seines schwerbewaffneten Fußvolks und auf die Myriaden seiner Reiterei hinblickte. Er stand an der Spitze von zwanzigtausend Bogenschützen und Schleuderern, von fünfundfünfzigtausend Mann Rei-

*) Araxes, bedeutender Fluß, der in Armenien nicht weit vom Euphrat entspringt, dann seine Richtung nördlich nimmt und sich mit dem Kur in's caspische Meer ergießt.

terei, darunter ſich ſiebzehntauſend Panzerreiter*) befanden (— laut dem Berichte Luculls an den Senat —); das ſchwerbewaffnete Fußvolk, das theils in Cohorten, theils in Phalangen eingetheilt war, betrug hundert und fünfzig tauſend Mann; dazu kamen Straßen- und Brückenbauer, Mannſchaft zum Reinigen der Flüſſe, zum Holzfällen, ſowie die nöthige Bedienung für andere Zwecke in einer Anzahl von fünfunddreißigtauſend Mann, die durch ihre Aufſtellung hinter den kämpfenden Abtheilungen den letzteren zugleich ein ſtattlicheres Ausſehen und eine größere Stärke verliehen.

Cap. 27.

Als er nach Ueberſchreitung des Taurus mit ſeiner geſammten Macht plötzlich erſchien und vor Tigranokerta die römiſche Armee gelagert ſah, da begrüßte das nichtgriechiſche Pöbelvolk in der Stadt den Anblick mit brüllendem Geſchrei und höchſtem Applaus. Und den Römern deutete man von den Mauern herunter drohend auf die Armenier.

Lucullus überlegte nun die Schlacht. Dabei riethen ihm Einige, beim Anmarſch gegen Tigranes die Belagerung aufzuheben; wieder Andere waren gegen das Zurücklaſſen ſo vieler Feinde im Rücken**) und gegen das Aufgeben der Belagerung. Da erklärte er: „Jeder hätte mit ſeiner Forderung Unrecht; beide zuſammen hätten Recht!“ und theilte ſomit das Heer.

Murena wurde mit ſechstauſend Mann Fußvolk für die Belagerung zurückgelaſſen. Er ſelbſt nahm vierundzwanzig Cohorten, in denen aber nicht mehr als tauſend Schwerbewaffnete ſtanden, ferner ſämmtliche Reiterei nebſt ungefähr tauſend Schleuderern und Bogenſchützen; mit dieſen Truppen rückte er vorwärts.

Als er ſich ſodann neben dem Fluſſe***) in einer großen Ebene

*) Neben dem Reiter war auch das Pferd ſelbſt ganz mit Eiſen bedeckt.

**) Hiebei ſind die in der Stadt befindlichen Barbaren gemeint, die leicht einen Ausfall im Rücken machen konnten.

***) Dieſer Fluß hieß ſpäter, wahrſcheinlich wegen Lucullus Sieg „Nikephorius“ (Siegbringer).

gelagert hatte, erſchien er dem Tigranes ſchlechterdings unbedeutend und gab deſſen Schmeichlern Anlaß zu launiger Unterhaltung. Die Einen trieben ihren Spott, die Andern loosten bereits in ihrem Muthwillen über die Beute und von den Generalen oder Fürſten lief jeder herbei und bat: „ihm das Geſchäft ganz allein zu überlaſſen, ſo daß der König als müſſiger Zuſchauer ſitzen bleibe!“ Weil nun Tigranes doch ſelber auch einen ſpöttiſchen Witz preiszugeben wünſchte, ſo äußerte er jenes allbekannte Wort: „wenn's Geſandte ſind, dann ſind zu viele da; wenn es Soldaten ſind, zu wenige!“ So trieben ſie denn für den Augenblick lediglich nichts, als Scherz und Ironie.

Mit Tagesanbruch ließ Lucullus ſeine Streitmacht in voller Rüſtung ausrücken. Oeſtlich vom Fluſſe ſtand das feindliche Lager; weil aber der Strom eine Abbiegung gegen Weſten machte, ſo führte er ſeine Armee dorthin nach dem Punkte, wo der Uebergang am leichteſten zu bewerkſtelligen war. Die Eile, womit dieß geſchah, erweckte in Tigranes die Vermuthung einer Retirade. Er berief den Taxiles zu ſich und ſagte mit Lachen: „ſiehſt du nicht, wie deine unüberwindlichen Römer davonlaufen?“ Taxiles erwiderte: „ich möchte es wünſchen, mein König, daß deinem guten Genius irgend ein Wunder geſchähe, aber dieſe Leute nehmen nicht ihren ſchönſten Anzug zum Marſchiren; auch tragen ſie dann weder die Schilde geputzt, noch die Helme blank, wie ſie jetzt den Lederüberzug von ihren Waffen abgezogen haben; dieſer Glanz beweiſt, daß ſie kämpfen wollen; — ja daß ſie bereits heranziehn gegen den Feind!“

Noch hatte Taxiles dieſe Worte nicht beendig, als bereits der erſte Legionsadler bei einer Schwenkung des Lucullus ſichtbar wurde. Auch ſah man die Cohorten ihre Aufſtellung in Manipeln nehmen, um den Uebergang auszuführen. Jetzt erwachte Tigranes mit ſchwerer Mühe gleichſam aus dem Rauſche ſeines Wahns und rief zwei- oder dreimal aus: „die Leute gegen uns? die Leute gegen uns?“

Nur unter großer Verwirrung gelang es, die Maſſe noch in Schlachtordnung aufzuſtellen, wobei der König ſelbſt das Centrum hatte, während er den linken Flügel dem Fürſten von Adiabene, den rechten dem von Medien übergab; hier ſtand in erſter Linie auch der größte Theil der Bepanzerten.

Als Lucullus eben im Begriffe ſtand, den Fluß zu überſchreiten,

ermahnten ihn einige seiner höheren Offiziere, „sich vor diesem Tage in Acht zu nehmen; denn er gehöre zu den Unglückstagen, welche man „schwarze Tage“ nennt; an dem gleichen Tage war nämlich einst Cäpio's*) Heer in der Schlacht gegen die Cimbern vernichtet worden. Allein er gab die bekannte Antwort: „nun gut; ich will auch diesen Tag zu einem Glückstag für die Römer machen!“ Es war der sechste October.

Cap. 28.

Nach diesen Worten und einer kurzen, ermuthigenden Ansprache überschritt er den Fluß. Er selbst befand sich beim Anmarsch gegen den Feind ganz an der Spitze, dabei trug er einen hellschimmernden Schuppenpanzer von Eisen und ein Oberkleid mit Fransen. Indem er das Schwert sogleich blank aus der Scheide zog, deutete er an, daß man Leuten, die aus der Ferne schießen, nur alsbald auf den Leib gehen und durch die Schnelligkeit des Anlaufs die vortheilhafte Distanz der Schußweite entziehen müsse.

Jetzt erblickte er die bepanzerte Reiterei, auf welche man ganz besonders rechnete, in einer Aufstellung, die durch einen Hügel gedeckt war. Dieser Hügel hatte oben eine breite Fläche; der Weg dahin, der vier Stadien betrug, war nicht im mindesten schwierig, oder steil. Er gab daher der thrakischen und gallischen Reiterei, welche er hatte, Befehl, den Panzerreitern dort in die Flanke zu fallen und ihre Lanzen mit dem Schwert auf die Seite zu schlagen. Denn die einzige Stärke der Bepanzerten besteht in der Lanze. Außerdem vermögen sie wegen der Schwere und Steifigkeit ihrer Ausrüstung weder mit sich selbst, noch mit dem Feinde etwas anzufangen, sondern sind beinahe wie eingemauert.

Er selbst nahm rasch zwei Cohorten und stürmte um die Wette gegen den Hügel, wobei seine Soldaten ihm auf's muthigste folgten, weil sie auch ihn in den Waffen sahen, wie er vor allen Andern

*) Quintus Servilius Cäpio, Proconsul, wurde 105 v. Chr. von den Cimbern und Teutonen in der heutigen Provence nebst seinem Collegen so geschlagen, daß von beiden Armeen außer dem Feldherrn nur 10 Mann davon kamen, worunter sich auch Sertorius befand.

die Anstrengung zu Fuße sich gefallen ließ und auf's kräftigste vordrang.

Oben angekommen und auf einem allwärts sichtbaren Punkte stehend rief er mit lauter Stimme: „der Sieg ist unser!“ Und dieß gesagt, rückte er gegen die Bepanzerten an, wobei er befahl, keine Wurfspieße mehr zu gebrauchen; „Jeder sollte sie nur in die Hand nehmen und den Feinden damit in Bein und Schenkel stechen, — weil dieß bei den Bepanzerten die einzige unbedeckte Stelle ist. Indessen bedurfte es eines solchen Kampfes gar nicht. Denn ohne die Römer zu empfangen, erhoben sie sogleich ein lautes Geschrei und jagten in der schmählichsten Weise davon.

Hiebei stießen sie sammt ihren schweren Pferden auf die Linien des Fußvolks, ehe diese sich irgend in ein Gefecht eingelassen hatten. Die Folge war, daß all' diese Hunderttausende vollständig geschlagen waren, ohne daß es eine Wunde gab oder ein Tropfen Blut vergossen wurde; das allgemeine Gemetzel begann erst jetzt, als die Feinde bereits flohen, oder vielmehr als sie fliehen wollten. Denn sie vermochten es nicht, weil sie bei der Dichtigkeit und Tiefe ihrer Schlachtreihen durch sich selbst gehindert wurden.

Tigranes floh spornstreichs mit einigen Begleitern, und zwar gleich Anfangs. Und als er seinen Sohn erblickte, welcher das nämliche Schicksal mit ihm theilte, riß er sich das Diadem vom Kopfe und gab es demselben unter Thränen, mit der Aufforderung, sich auf anderen Wegen zu retten, so gut er könne. Der junge Mann wagte jedoch nicht, das Diadem aufzusetzen, sondern gab es dem Getreusten von seinen Dienern zur Aufbewahrung. Dieser aber wurde zufällig gefangen genommen und dann zu Lucullus geführt, so daß neben allem Andern auch Tigranes' Diadem den Römern in die Hände fiel.

Von dem Fußvolk sollen über hunderttausend Mann vernichtet worden sein; von der Reiterei entkamen ohnehin nur ganz Wenige. Die Römer hatten hundert Verwundete und fünf Todte.

Diese Schlacht erwähnt der Philosoph Antiochus*) in seiner

*) Antiochus, aus Askalon in Palästina gebürtig, Akademiker mit Hinneigung zum stoischen System. — Strabo, der bekannte Geograph, dessen historische Schriften jedoch verloren sind.

Schrift über die Götter mit dem Ausdruck: „ſo eine Schlacht habe die Sonne noch niemals geſehen!“ Strabo, ein anderer Gelehrter, erzählt in ſeinen hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten: „die Römer hätten ſich ſelbſt geſchämt und ſich ſelber ausgelacht, daß ſie gegen ſolche Lumpenhunde hätten vom Leder ziehen müſſen.“ Livius berichtet ferner, daß die Römer niemals gegen einen Feind, mit dem ſie ſich geſchlagen, in ſolcher Minderzahl geweſen ſeien; denn die Sieger waren in Vergleich mit den Geſchlagenen faſt nicht einmal der zwanzigſte Theil, ſondern noch weniger.

Endlich rühmten es die tüchtigſten und kriegserfahrenſten Generale ganz beſonders an Lucullus, daß er zwei Könige, und zwar die berühmteſten und mächtigſten Könige, durch zwei ganz entgegengeſetzte Mittel überwand, durch Schnelligkeit und Langſamkeit. Während er den Mithridates, der eine hohe Macht beſaß, durch Zeit und Zögern zu Grunde richtete, rieb er den Tigranes durch Geſchwindigkeit auf. So gehörte er zu den wenigen Feldherrn aller Zeiten, welche die Zögerung als Handeln und die raſche Kühnheit als Vertheidigung zu gebrauchen wußten.

Cap. 29.

Hierin lag auch der Grund, weßhalb Mithridates nicht zum Kampfe herbeieilte. Er meinte: Lucullus werde den Krieg mit gewohnter Vorſicht und Langſamkeit führen; alſo marſchirte er vielmehr in aller Gemächlichkeit dem Tigranes entgegen.

Zuerſt ſtieß er unterwegs auf einige Armenier, die in der größten Verzagtheit und Angſt davongingen, und ſchon dieß ließ ihn das geſchehene Unglück muthmaßen. Dann begegnete ihm eine größere Anzahl, theils ohne Waffen, theils verwundet. Als er von dieſen die Niederlage erfuhr, ſuchte er den Tigranes auf.

Er fand ihn von Allen verlaſſen und völlig niedergeſchlagen. Dennoch vergalt er ihm nicht Uebermuth mit Uebermuth, ſondern ſtieg ab, weinte mit ihm über ihr gemeinſchaftliches Unglück, gab ihm die eigene königliche Dienerſchaft, welche in ſeinem Gefolge war, und ſprach ihm Muth ein für die Zukunft.

Dieſe beiden ſuchten nun wieder neue Streitkräfte zu ſammeln. In der Hauptſtadt Tigranokerta aber brach ein Aufſtand der Hellenen

gegen die Nicht-Hellenen aus, und da die Erſteren dem Lucullus die Stadt übergeben wollten, ſo rückte er herbei und eroberte ſie. Die in der Stadt befindlichen Schätze übernahm er ſelbſt; die Stadt dagegen gab er ſeinen Soldaten zur Plünderung preis; neben den ſonſtigen Werthgegenſtänden fanden ſich darin achttauſend Talente*) geprägter Münze. Außerdem vertheilte er noch achthundert Drachmen**) auf den Mann von der Beute.

Als er vernahm, daß in der Stadt eine große Anzahl von dramatiſchen Künſtlern angetroffen worden ſei, welche Tigranes von überallher hatte zuſammenkommen laſſen, um das von ihm erbaute Theater einzuweihen, ſo benützte er dieſelben für die Kampfſpiele und für die Aufführungen beim Siegesfeſte. Die Griechen aber ſchickte er in ihre betreffenden Heimathsorte zurück, wobei er ihnen noch Reiſegeld ausſetzte. Das Gleiche geſchah mit den Barbaren, welche zur Niederlaſſung in dieſer Gegend gezwungen worden waren. Somit trat der Fall ein, daß mit der Auflöſung einer einzigen Stadt viele andere wieder aufgebaut wurden, indem ſie ihre Bewohner zurückerhielten, von welchen Lucullus nun als Wohlthäter und Neubegründer geliebt wurde.

Auch ſeine ſonſtigen Unternehmungen hatten verdientermaßen einen guten Fortgang für einen Mann, der weit mehr nach dem Ruhm der Gerechtigkeit und Humanität ſtrebte, als nach der Ehre von kriegeriſchen Erfolgen. An letzteren hatte ſchon die Armee und am allermeiſten das Glück einen bedeutenden Antheil, während die erſteren ein Beweis ſind von eigener Herzensgüte und Bildung. Und dadurch unterwarf ſich Lucullus um jene Zeit die fremden Völker auch ohne Waffen. So kamen arabiſche Könige zu ihm, welche ihm ihr ganzes Eigenthum übergeben wollten; ſo ſchloß ſich auch der Stamm der Sophener an. Die Gordyener wußte er in eine ſolche Stimmung zu verſetzen, daß ſie wünſchten, ihre Städte zu verlaſſen, um ihm mit Weib und Kind freiwillig zu folgen. Der Anlaß hiezu war folgender.

Der gordieniſche König Zarbienus hatte, wie bereits erzählt

*) Ungefähr 10 Millionen Thaler.
**) Etwa 170 Thaler.

wurde, durch Appius' Vermittlung mit Lucullus über ein Bündniß unterhandelt, weil er ſich durch Tigranes' Herrſchaft gedrückt fühlte. Allein er wurde verrathen und hingerichtet. Ebenſo fanden auch ſeine Kinder und ſeine Gemahlin den Untergang, ehe noch die Römer in Armenien eindringen konnten. Dieß Alles hatte Lucullus nicht vergeſſen. Vielmehr veranſtaltete er, ſobald er in das Land der Gordyener kam, eine feierliche Beſtattung des Zarbienus, ließ einen prächtigen Scheiterhaufen errichten, auf welchem Kleidungen, königliches Gold und die dem Tigranes abgenommene Beute lag, zündete denſelben in eigener Perſon an und brachte in Gemeinſchaft mit den Freunden und Vertrauten des Verſtorbenen Trankopfer dar, wobei er denſelben für „ſeinen Freund und Roms Verbündeten" erklärte. Auch befahl er, ihm ein Monument zu errichten, das bedeutende Summen koſtete. Denn es hatte ſich in Zarbienus' Palaſt eine außerordentliche Menge von Gold und Silber vorgefunden; von Getreide lagerten daſelbſt gleichfalls drei Millionen Scheffel, die den Soldaten zu Gute kamen und dem Lucullus eine allgemeine Bewunderung verſchafften, weil er, ohne eine einzige Drachme aus dem öffentlichen Schatze in Empfang zu nehmen, den Krieg lediglich durch den Krieg ſelbſt zu beſtreiten wußte.

Cap. 30.

Hier kam auch von dem parthiſchen Könige eine Geſandtſchaft zu ihm, durch welche ihm derſelbe ſeine Freundſchaft und ein Waffenbündniß anbieten ließ. Dieß war dem Lucullus ganz erwünſcht. Deßwegen ſchickte er gleichfalls zur Erwiderung, von ſich aus, Geſandte an den Parther, welche ihn jedoch ertappten, wie er gerade in ſeinen Entſchließungen nach beiden Seiten ſchwankte und insgeheim für ein Bündniß mit Tigranes ſich Meſopotamien zur Belohnung ausbat.

Sobald daher Lucullus dieſes wahrnahm, beſchloß er, an Tigranes und Mithridates vorüberzugehen, weil er in dieſen nur Gegner erblickte, die völlig erſchöpft waren. Dagegen wollte er ſich an der parthiſchen Macht verſuchen und gegen dieſe Nation zu Felde ziehen. Er fand einen Ruhm darin, in einem kriegeriſchen Anlauf nach einander drei Könige, wie ein Athlet, niederzuringen und durch

drei Reiche, die größten unter der Sonne, unüberwunden und ſiegreich hindurchzuziehen.

Er ſchickte alſo nach Pontus an Sornatius und deſſen Untergenerale den Befehl, das dortige Heer ihm zuzuführen, weil er beabſichtige, von Gordyene weiter vorzudringen. Allein wenn die Genannten ſchon früher mit der Unzufriedenheit und dem Ungehorſam ihrer Soldaten zu kämpfen hatten, ſo mußten ſie erſt jetzt in vollſtem Maße die Zügelloſigkeit derſelben kund werden laſſen, indem ſie kein Mittel fanden, irgendwie eine Mannſchaft durch freundliche Worte zu gewinnen, oder in Ordnung zu bringen. Mit lautem Geſchrei verſicherten die Soldaten, daß ſie nicht einmal da blieben, wo ſie jetzt waren; ſie würden fortgehen; „kein Mann bleibe in Pontus.“

Dieſe Nachrichten, welche bei Lucullus einliefen, wirkten nun auch auf die dortige Armee verderblich ein. Bereits waren die Leute durch ihren Reichthum und Luxus für einen Feldzug zu ſchwerfällig geworden und wollten eben unthätig bleiben. Ja, als ſie die freien Aeußerungen der Andern vernahmen, ſagten ſie: „das ſeien Männer! und man müſſe ihrem Beiſpiele nachahmen; ſie hätten jetzt genug ausgerichtet; ſie hätten Rettung und Ruhe verdient!

Cap. 31.

Nachdem Lucullus dieſe und noch ſchlimmere Reden vernommen hatte, ſtand er von dem Feldzuge gegen die Parther ab. Dagegen marſchirte er wieder gegen Tigranes, mitten im höchſten Sommer.

Indeſſen nach Ueberſchreitung des Taurus verlor er den Muth, da die Felder ſich noch überall ganz grün zeigten*); ſo bedeutend bleiben hier, in Folge der kalten Temperatur, die Jahreszeiten zurück. Demungeachtet ſtieg er von den Bergen herab und ſchlug die Armenier, die ſich gegen ihn wagten, zwei- oder dreimal in die Flucht, worauf er das flache Land ruhig plündern konnte. Auch gelang es ihm, die für Tigranes bereit gehaltenen Magazine wegzunehmen, wodurch er die Feinde in einen Mangel verſetzte, den er bis dahin ſelber befürchtete.

*) Lucullus konnte ſomit noch keine Fouragirungen vornehmen,

Wiederholt bot er ihnen jetzt eine Schlacht an, ſchloß ihr Lager ein, verheerte vor ihren Augen das Land, aber nichts vermochte ſie nach ihren vielfachen Niederlagen in Bewegung zu bringen. Deßwegen brach er wieder auf und marſchirte gegen Artaxata, Tigranes' Reſidenz, wo ſich auch deſſen unmündige Kinder und Gemahlinnen befanden. Dieſe Gegenſtände, meinte er, könnte Tigranes doch nicht preisgeben, ohne eine Schlacht zu wagen!

Man erzählt, daß Hannibal von Karthago, nach der völligen Beſiegung des Antiochus durch die Römer, ſich anderswohin und zwar zu dem armeniſchen Könige Artaxas begeben habe. Neben manchem Zweckmäßigen von anderer Art, das er bei dieſem nun einführte oder ihm anrieth, habe er insbeſondere im Lande einen ſehr wohlgelegenen und freundlichen Punkt bemerkt, der ganz unbenützt und unbeachtet dalag. Er entwarf alſo auf demſelben den Plan zu einer Stadt, führte den Artaxas dahin, zeigte ihm den Entwurf und munterte ihn zum Bauen auf. Da der König ſich über die Sache freute und ihn erſuchte, ſelbſt die Oberleitung der Arbeiten zu übernehmen, ſo erhob ſich bald ein ausgedehntes Prachtſtück von einer Stadt, die nach dem Könige benannt und zur Hauptſtadt von Armenien erklärt wurde.

Gegen dieſe rückte Lucullus heran und für Tigranes war dieß unerträglich. Er ließ ſeine Armee aufbrechen und ſchlug dann am vierten Tage ſein Lager in der Nähe der Römer auf, ſo daß der Fluß Arſanias*), welchen die Römer bei dem Marſche auf Artaxata nothwendig zu überſchreiten hatten, in der Mitte blieb.

Nachdem Lucullus den Göttern ein Opfer dargebracht, wie wenn er den Sieg ſchon in Händen hätte, ließ er allmälig ſein Heer hinüberrücken und zwar mit zwölf Cohorten in vorderſter Stellung, während die übrigen hinter ihnen aufgeſtellt waren, um eine Umzinglung von Seiten der Feinde zu verhüten. Denn dieſe hatten eine ſtarke Reiterei und auserwählte Truppen gegenüber aufgeſtellt und vor denſelben ſtanden noch mardiſche**) Bogenſchützen zu Pferde und iberiſche Lanzenträger, — diejenigen fremden Truppentheile, auf welche Tigranes ſein größtes Vertrauen ſetzte, weil er ſie für die tapferſten hielt. In-

*) Arſanias, Nebenfluß des Euphrat.

**) Die Marder wohnten im öſtlichen Medien, neben Hyrkanien.

deſſen erfolgten eben keine Heldenthaten von ihnen. Nachdem ſie ſich ein klein wenig mit der römiſchen Reiterei herumgeſchlagen, hielten ſie bei dem Anmarſch des Fußvolks nicht mehr Stand, ſondern zerſtoben auf der Flucht nach rechts und links auseinander und zogen die Reiterei zur Verfolgung hinter ſich her. In dem Augenblicke, als dieſe zerſprengt wurden, jagte auch die Reiterei unter Tigranes heran, deren Glanz und Menge den Lucullus bei ihrem Anblick in Beſorgniß verſetzte. Er rief daher ſeine Reiterei von der Verfolgung zurück und ſtellte ſich ſelbſt zuerſt den Atropatenern, die er mit ihren beſten Leuten vor ſich hatte, zum Widerſtand entgegen; ja, noch ehe es zum Handgemenge kam, hatte er ihnen einen ſolchen Schrecken eingejagt, daß ſie flohen.

Unter den drei Königen, die ſich miteinander in eine Schlacht eingelaſſen hatten, ſcheint Mithridates aus Pontus am ſchmählichſten die Flucht ergriffen zu haben, indem er nicht einmal das Kriegsgeſchrei der Römer auszuhalten vermochte. Die Verfolgung währte lange und dauerte die ganze Nacht hindurch, bis endlich die Römer nicht nur vom Würgen, ſondern ſelbſt vom Gefangennehmen und Wegſchleppen der werthvollſten Beute aller Art vollſtändig erſchöpft waren. Livius berichtet, daß in der vorhergehenden Schlacht zwar zahlreichere, aber in dieſer dagegen ausgezeichnetere Perſonen auf feindlicher Seite gefallen oder zu Gefangenen gemacht worden ſeien.

Cap. 32.

Hiedurch mit ſtolzem Muthe erfüllt, gedachte Lucullus, weiter in's Innere vorzudringen und ſeinen Feind völlig zu ſtürzen. Aber ſchon in der Zeit des Herbſtäquinoctiums überfiel ihn gegen alle ſeine Erwartungen das mißlichſte Unwetter. Faſt immer ſchneite es und bei heiterem Himmel trat Reifen und Froſt ein. Hiedurch wurde das Flußwaſſer für die Pferde zum Trinken faſt ungenießbar, wegen des allzuſtarken Kältegrades; ebenſo wurde jeder Flußübergang für die Mannſchaft ſchwierig, weil das Eis brach und den Pferden mit ſeinen ſcharfen Kanten die Sehnen abſchnitt. Der größte Theil des Landes hatte viele Gebüſche, Hohlwege und Waldungen, weßhalb der Soldat niemals trocken wurde. Auf den Märſchen hatte er das

dichteſte Schneegeſtöber auszuhalten und mußte die Nacht auf feuchtem Boden elendiglich zubringen.

Sie folgten alſo dem Lucullus nur noch wenige Tage nach der Schlacht; dann erwachte die Widerſetzlichkeit. Zuerſt baten ſie nur und ſchickten ihre Oberſten; aber bald bildeten ſich ſtürmiſchere Zuſammenrottungen und während der Nacht herrſchte ein wildes Geſchrei in allen Zelten, — was immer für ein Zeichen von rebelliſcher Stimmung einer Armee betrachtet werden kann.

Indeſſen verſuchte Lucullus viele dringende Vorſtellungen und forderte ſie auf, nur ſo lange ihre Seelen in Geduld zu faſſen, bis ſie das armeniſche Carthago eingenommen und das Werk ihres Todfeindes (worunter er Hannibal verſtand) zerſtört hätten. Allein ſeine Ueberredungskunſt fruchtete nichts.

Er führte ſie alſo zurück, überſchritt den Taurus abermals auf anderen Päſſen und gelangte ſodann nach Mygdonien, — einem ſehr fruchtbaren und warmen Lande, das in ſeinem Innern eine bedeutend große und volkreiche Stadt beſitzt, welche die Barbaren Niſibis *), die Griechen Mygdoniſches Antiochien nannten.

Hier befehligte dem Namen und Range nach Tigranes' Bruder Guras, aber eigentlich, wegen ſeiner Erfahrung und Tüchtigkeit im Kriegsmaſchinenweſen, Kallimachus, der auch bei Amiſus dem Lucullus ſo viel zu ſchaffen gemacht hatte. Letzterer ſchlug daher ein Lager und betrieb die Belagerung auf jede denkbare Weiſe, ſo daß er in kurzer Zeit die Stadt erſtürmen konnte.

Guras, der ſich ſelbſt auslieferte, erfuhr eine freundliche Behandlung; dagegen fand Kallimachus, trotz ſeines Verſprechens, geheime Niederlagen von großen Schätzen zu enthüllen, nicht die mindeſte Berückſichtigung. Vielmehr befahl Lucull denſelben in Ketten vorzuführen, um wegen des Feuers vor Gericht geſtellt zu werden, womit er die Stadt Amiſus zu Grunde gerichtet und zugleich dem Lucullus die Möglichkeit entzogen hatte, durch eine Gnadenerweiſung gegen die Griechen ſeinem eigenen Ehrgeiz zu dienen.

---

*) Niſibis lag nach Tacitus 37 römiſche Meilen ſüdweſtlich von Tigranocerta; Mygdonien iſt der nördliche Theil von Meſopotamien.

Cap. 33.

Bis hieher, könnte man ſagen, hatte Lucullus auf allen ſeinen Zügen das Glück zur Begleiterin. Aber von jetzt an war es, wie wenn ihm der Wind ausgegangen wäre. Er mußte Alles erzwingen und ſtieß dabei auf allen Seiten an. Zwar bewährte er immer noch die Tapferkeit und ausharrende Geduld eines guten Feldherrn, aber ſeine Handlungen fanden keine Anerkennung, keinen Dank mehr; vielmehr kam es nahezu dahin, daß er ſelbſt ſeinen früher erworbenen Ruhm durch ſeine Unglücksfälle und unnütze Streitigkeiten wieder verlor.

Zu den Urſachen dieſer Erſcheinung lieferte er ſelbſt nicht die unbedeutendſte; denn er war unfähig, ſich bei der Soldatenmaſſe gefällig zu zeigen. In Allem, was nach den Wünſchen des Untergebenen geſchah, fand er eine Herabwürdigung und Auflöſung der befehlenden Stellung. Und was das Wichtigſte war: ſeine Natur erlaubte ihm nicht einmal, gegen Männer von Einfluß und gleichem Range ſich fügſam zu erweiſen; er verachtete ſie alle und erkannte ihnen im Vergleich mit ſeiner eigenen Perſon nicht die geringſte Bedeutung zu.

Dieß waren die Schattenſeiten, welche man von Lucullus, neben allen ſeinen ſonſtigen Vorzügen, berichtet. Denn er war, ſo viel man weiß, ein ſtattlicher, ſchöner Mann, dabei ein tüchtiger Redner und zeigte auf dem Forum, wie in dem Lager, einen gleich großen Verſtand.

Salluſt berichtet nun, daß ſeine Soldaten gegen ihn ſogleich beim Beginne des Kriegs in ihre mißliche Stimmung hineingerathen ſeien, weil ſie bei Kyzikus und dann wieder bei Amiſus zwei Winter nacheinander im Lager zubringen mußten. Uebrigens waren ſie auch über die andern Winter verdrießlich. Denn entweder mußten ſie in Feindesland überwintern, oder bei den Bundesgenoſſen unter freiem Himmel in Zelten wohnen; in eine griechiſche und befreundete Stadt ließ Lucullus ſeine Armee nicht ein einziges Mal einrücken.

Für dieſe Gemüthslage der Truppen lieferten nun die Demagogen von Rom aus noch die weſentlichſten weiteren Vorwände, indem

ſie aus Neid dem Lucullus vorwarfen, daß er nur von Herrſchſucht und dem Streben nach Bereicherung getrieben den Krieg in die Länge ziehe und mit den kleinſten Ausnahmen ganz Kilikien, Aſien, Bithynien, Paphlagonien, Galatien, Pontus, Armenien, das Land bis an den Phaſis beherrſche und jetzt auch die Reſidenz des Tigranes geplündert hätte, „gleich als wäre er nur hingeſchickt, um die Könige auszuziehen, nicht um ſie niederzuwerfen.“

Dieß ſoll nämlich die Aeußerung eines der Tribunen, des Q. Lucius, geweſen ſein, deſſen Vortrag hauptſächlich den Beſchluß herbeiführte, dem Lucullus in ſeiner Provinz einen Nachfolger zu geben. Ebenſo beſchloß man auch einen großen Theil der unter ihm ſtehenden Truppen zu beurlauben*).

Cap. 34.

Zu dieſer übeln Stimmung der Soldaten kam aber noch etwas Weiteres, was alle Plane des Lucullus ganz beſonders durchkreuzte. Das war Publius Clodius, ein übermüthiger Menſch, im höchſten Grade voll Hoffart und Frechheit. Er war ein Bruder von Lucull's Gemahlin und man beſchuldigte ihn ſogar, ihr Verführer zu ſein; ſie ſelbſt war eine äußerſt lüderliche Perſon. Damals machte er den Feldzug unter Lucullus mit, konnte jedoch nicht ſo viele Ehre gewinnen, als er ſich ſelbſt deren würdig hielt. Er wünſchte, für den erſten Mann zu gelten, und mußte doch wegen ſeiner Lebensweiſe hinter vielen Anderen zurückſtehen.

Daher begann er dem Fimbrianiſchen Corps insgeheim zu ſchmeicheln und daſſelbe gegen Lucullus aufzuhetzen, indem er freundliche Worte an dieſe Leute austheilte, welche ſich's gerne gefallen ließen und einer demagogiſchen Behandlung nicht ungewohnt waren. Denn es waren die Nämlichen, welche Fimbria früher überredet hatte, den Conſul Flaccus zu ermorden, um dafür ihn ſelbſt zum Obergeneral zu erwählen. Somit nahmen ſie auch den Clodius mit Freuden auf

*) Dieſen Vorſchlag machte vor Allen der unruhige Volkstribun Aulus Gabinius, ein eifriger Anhänger des Pompejus. Der zunächſt ernannte Nachfolger war Manius Acilius Glabrio, der aber gar nicht zur Armee kam, weil alsbald dem Pompejus der mithridatiſche Krieg übertragen wurde.

nem alten Uebermuthe auftrat, — dieſer König, von dem Lucullus ſelbſt in ſeinem Berichte an den Senat gemeldet hatte, daß er völlig vernichtet ſei! Auch waren bereits die Geſandten bei ihm eingetroffen, welche mit der Ordnung der Angelegenheiten in Pontus beauftragt waren, — natürlich unter Vorausſetzung einer feſten Beſitznahme. Und jetzt ſahen ſie bei ihrer Anweſenheit, daß er nicht einmal ſeine eigene Perſon mehr ſchützen konnte, ſondern von den Soldaten in der ſchnödeſten, abſcheulichſten Weiſe beſchimpft wurde! Ja ſo weit ging das Uebermaß ihrer Unverſchämtheit gegen den Obergeneral, daß ſie am Ende des Sommers die Rüſtung anlegten, das Schwert zogen und ſo die — nirgends vorhandenen, ſondern bereits abmarſchirten Feinde herausforderten. Nachdem ſie noch ein wildes Kriegsgeſchrei erhoben und einige Luftſtreiche gethan hatten, verließen ſie das Lager mit der unumwundenen Verſicherung: „die Zeit ſei jetzt vollſtändig zu Ende, welche ſie ſich verbindlich gemacht hätten, noch bei Lucullus zu verbleiben.“

Die anderen berief Pompejus durch ſchriftlichen Befehl zu ſich; denn bereits war er für den Krieg gegen Mithridates und Tigranes zum Feldherrn ernannt und zwar durch die Gunſt des Volks und die Schmeichelei der Demagogen*), während wenigſtens der Senat und die Ariſtokratie der Anſicht war, daß dem Lucullus Unrecht geſchehe, ſofern er Nachfolger erhalte nicht ſowohl für den Krieg, als für den Triumph, und genöthigt werde, nicht eigentlich ſein Kommando, ſondern den Siegespreis ſeines Kommando's abzugeben, um ihn an Dritte zu überlaſſen.

Cap. 36.

Noch in höherem Maße erſchien das Verfahren allen denjenigen tadelnswerth, welche in Aſien ſelbſt zugegen waren. Denn Lucullus durfte fürderhin weder über eine Ehrenbezeigung, noch über eine Strafe beim Militär verfügen. Eben ſo wenig erlaubte Pompejus irgend Jemand, zu ihm zu gehen oder ſeinen Befehlen und ſeinen mit

*) Hauptſächlich betrieb dieſe Sache der Volkstribun Cajus Manilius in der ſogenannten lex Manilia, welche Cicero in einer beſondern Rede vertheidigte.

den zehn Abgeſandten getroffenen Anordnungen eine Beachtung zu ſchenken. Pompejus verhinderte dieß ſogar durch ausdrückliche Ordonnanzen, und bei der größeren Vollmacht, die er beſaß, mußte man wohl ſeine Nähe fürchten.

Dennoch beſchloſſen die näheren Freunde, beide Männer zuſammenzuführen. Die Zuſammenkunft fand in einem unbekannten Dorfe Galatiens ſtatt. Sie begrüßten ſich dabei freundlich und beglückwünſchten ſich gegenſeitig über ihre erfochtenen Siege. Der ältere von ihnen war Lucullus; dagegen war die Stellung des Pompejus eine höhere, weil er ſchon öfter ein Kommando geführt und zwei Triumphe gefeiert hatte. Jedem gingen Lictoren voran mit Lorbeer an den Fascen — wegen der Siege. Da jedoch Pompejus einen langen Marſch durch waſſerloſe, heiße Gegenden gemacht hatte, ſo waren die Lorbeerzweige, welche die Fascen umſchlangen, vertrocknet. Kaum bemerkten dieß Luculls Lictoren, als ſie ſogleich denen des andern Generals auf's freundlichſte von ihren eigenen mittheilten, weil ſie ſelbſt friſche, blühende Zweige hatten. In dieſem Vorfall fanden die Freunde des Pompejus eine günſtige Vorbedeutung; denn in der That wurde ſein Kommando nur durch die Thaten des Vorgängers ſo berühmt.

Die Unterredung ſelbſt hatte keine friedliche Verſtändigung zur Folge. Im Gegentheil waren ſie einander noch mehr entfremdet, als ſie wieder hinweggingen. Pompejus erklärte alle von Lucullus ausgegangenen Verordnungen für aufgehoben und entführte ihm faſt alle Soldaten, indem er ihm nur noch ſechzehnhundert Mann zur Mitfeier des Triumphes übrig ließ, — und ſelbſt dieſe folgten ihm nur ungerne! So ungeſchickt oder unglücklich war Lucullus gerade in der Sache, die bei einem Oberkommando die allererſte, allerwichtigſte iſt. Hätte er dieſes Eine noch beſeſſen neben ſeinen andern, ſo hohen und bedeutenden Eigenſchaften, neben ſeiner Tapferkeit und Sorgfalt, ſeinem Verſtande und ſeiner Gerechtigkeit, ſo hätte die römiſche Herrſchaft zur aſiatiſchen Gränze nicht den Euphrat erhalten, ſondern die entfernteſten Punkte und das hyrkaniſche Meer. Denn während die anderen Völkerſtämme ſchon zuvor von Tigranes beſiegt waren, ſtand zugleich die parthiſche Macht unter Lucullus noch keineswegs auf der Höhe, wie ſie ſich unter Craſſus darſtellte. Auch ihre innere Feſtig-

keit war noch nicht so ausgebildet; bei den vielfachen Kriegen unter den eigenen Stämmen und Bevölkerungen besaß sie nicht einmal die nöthige Kraft, um sich den Uebermuth der Armenier ferne zu halten.

Jetzt aber scheint mir Lucullus seinem Vaterlande durch Andere einen weit größeren Schaden gebracht zu haben, als er ihm durch sich selbst einen Nutzen gewährte. Denn die Siegesdenkmale in Armenien, welche in der Nähe von Parthien stehen, — Tigranocerta und Nisibis, — der ungeheure Reichthum, welcher aus diesen Städten nach Rom geschleppt wurde, das eroberte Diadem des Tigranes, das den Festaufzug mitmachen mußte, — dieß alles ermuthigte später einen Crassus zu seinem asiatischen Feldzuge, weil er die Feinde für nichts Weiteres achtete, als für Raub und Beute. Allein bald stieß er auf die parthischen Pfeile und lieferte dadurch den Beweis, daß Lucullus nicht durch den Unverstand oder die Feigheit seiner Gegner, sondern nur durch seine eigene Tapferkeit und Geschicklichkeit Meister geworden war. (Hievon jedoch später!)

Cap. 37.

Bei seiner Ankunft in Rom*) fand er vor Allem seinen Bruder Marcus durch Cajus Memmius in Anklagestand versetzt und zwar wegen dessen, was er als Quästor auf Befehl Sullas gethan hatte. Indessen wurde derselbe freigesprochen. Allein nun wandte sich Memmius gegen Lucullus selbst, hetzte das Volk auf und bewog es, einem Manne, der bedeutende Unterschleife gemacht und den Krieg absichtlich in die Länge gezogen haben sollte, den Triumph nicht zu verwilligen.

Lucullus kam dadurch in einen großen Kampf. Doch mengten sich jetzt die ersten und einflußreichsten Männer unter die abstimmenden Tribus und veranlaßten durch ihren Eifer und ihre Bitten das Volk, wenn gleich mit knapper Noth, den Triumph zu gestatten**).

Dieß war nun freilich kein Triumph, wie manche andere. Die Länge des Zugs und die Masse der vorübergetragenen Gegenstände

*) Lucullus hatte sieben Jahre lang den Krieg im Orient geführt.

**) Erst im dritten Jahre nach seiner Zurückkunft gelangte Lucullus zu diesem Triumph.

vermochten allerdings nicht, ein entsetzliches Erstaunen zu erregen, oder auf den Pöbel zu wirken. Doch konnte Lucullus mit einer großen Anzahl feindlicher Waffen und mit den königlichen Kriegsmaschinen den Circus Flamininus decoriren und auch an sich selbst war das Schauspiel nicht eben verächtlich zu nennen. In dem Zuge kamen mehrere Panzerreiter und zehn Sichelwagen vorüber; ebenso folgten sechzig königliche Minister und Generale, zugleich hundert und zehn Enterschiffe, — von Mithridates selbst ein goldenes Standbild in einer Höhe von sechs Fuß, — ein Schild mit Edelsteinen verziert, — zwanzig Tragbahren mit silbernen Vasen, — endlich mit goldenen Pokalen, Waffen und Geld weitere zweiunddreißig. Dieß Alles wurde von Menschen vorübergetragen; dann kamen acht Maulthiere, welche goldene Ruhebetten trugen, — sechsundfünfzig mit Silberwaaren, — weitere hundert und sieben mit Silbergeld im Betrag von nahezu zwei Millionen siebenmal hunderttausend Drachmen*). Auf einigen Tafeln standen die Verzeichnisse der Summen, welche bereits von Lucullus an Pompejus (zur Führung des Seeräuberkriegs) und an die Vorsteher der Staatskasse abgeliefert worden waren. Ueberdieß stand darauf, daß jeder Soldat neunhundert und fünfzig Drachmen empfangen hatte. Schließlich gab Lucullus der Stadt noch ein glänzendes Festessen, an welchem auch die benachbarten Landgemeinden (vici genannt) Antheil nahmen.

Cap. 38.

Nach der Scheidung von Clodia, einem schwelgerischen, unsittlichen Weibe, vermählte er sich mit Cato's Schwester Servilia; — abermals keine glückliche Ehe! Er fand dabei von Clodia's schlechten Eigenschaften nur eine einzige nicht wieder, — die öffentliche Schande mit ihren Brüdern. Im Uebrigen war sie gleich schamlos und lüderlich. Lucullus sah sich durch die Achtung gegen Cato genöthigt, ihr Wesen zu ertragen; endlich aber sagte er sich dennoch von ihr los.

Bei dem Senat erregte er ganz außerordentliche Hoffnungen, weil man an ihm, und nur an ihm den Mann zu besitzen glaubte,

*) Ungefähr 600,000 Thaler.

welcher der Gewaltherrschaft eines Pompejus Widerpart halten und den Vorkämpfer der Aristokratie abgeben konnte, sofern er sich auf einen nicht minder großen Ruhm, als bedeutenden Einfluß, zu stützen vermochte. Allein Lucullus zog sich von dem politischen Schauplatz vollständig zurück. Er that es entweder, weil er die Krankheit des Staates als eine unaufhaltsame erkannte, oder — nach einigen Schriftstellern, — weil er des Ruhmes satt war und deßhalb nun nach so vielen Kämpfen und Anstrengungen, die nicht eben das glücklichste Ende nahmen, auf ein möglichst leichtes und genußreiches Leben verfiel.

Manche loben an ihm die Veränderung, die ihm das traurige Schicksal eines Marius ersparte, der nach seinen cimbrischen Siegen, nach all diesen glorreichen und großen Erfolgen sich trotz seiner hohen, beneidenswerthen Ehren dennoch keine Ruhe gönnen wollte, sondern in seinem unersättlichen Hange nach Ruhm und Herrschaft selbst noch als Greis sich gegen junge Männer in politische Kämpfe einließ, aber dadurch nur in schreckliche Handlungen und in Leiden hineinrannte, die noch schrecklicher waren, als die Handlungen selbst. Auch Cicero, sagt man, würde ein glücklicheres Alter gehabt haben nach der Bändigung Catilina's, und ebenso Scipio, nachdem er Numantia an Carthago angereiht, — wenn er alsdann aufgehört hätte. Nachdem man „in der Runde" *) gesiegt, nehme auch in der Politik Alles zuletzt ein Ende; bei politischen Kämpfen sei es nicht anders, als bei denen der Athleten; wenn die jugendliche Kraft und Frische nachlasse, so mache sich dieß fühlbar.

Solchen Urtheilen gegenüber verhöhnten dagegen Crassus' und Pompejus' Anhänger den Lucullus, daß er sich dem Vergnügen und der Verschwendung hingegeben hätte, als ob nicht ein schwelgerisches Leben für einen Mann in diesen Jahren noch viel unpassender wäre, als Politik zu treiben und ein Kommando zu führen!

Cap. 39.

Man kann demnach in Luculls Leben, wie in einer alten Komödie,

*) Die Athleten pflegten die vier großen Kampfspiele in Griechenland, die *olympischen*, pythischen, nemeischen und isthmischen, nach einander zu besuchen.

zwar vornherein nur von politiſchen Angelegenheiten und Feldzügen leſen; ſpäterhin aber kommen Trinkgelage und Gaſtmahle, ja ſogar Mummenſchanz, luſtige Fackelzüge und Poſſen aller Art. Denn zu den Poſſen rechne ich auch ſeine koſtbaren Bauten und die Aufführung ſeiner Gallerien und Bäder, noch mehr ſeine Gemälde und plaſtiſchen Sammlungen und alle ſeine Bemühungen im Gebiete dieſer Kunſtwerke, welche er mit ungeheuren Koſten zuſammenbrachte. Er brauchte hiefür ſtromweiſe den großen glänzenden Reichthum auf, welchen er ſich in ſeinen Feldzügen geſammelt hatte. Noch jetzt, — in einer Zeit, da der Luxus ſo außerordentlich zugenommen hat, zählt man unter den kaiſerlichen Anlagen die ſogenannten „Lucullusgärten“ zu den koſtbarſten.

Dazu kommen ſeine Schöpfungen an der Seeküſte und bei Neapel. Durch ungeheure Ausgrabungen hängte er ganze Berge in die Luft, ließ vom Meere her Kanäle und Waſſerleitungen für die Fiſchzucht ſich um ſeine Wohnhäuſer herumſchlängeln, baute Luſthäuſer in's Meer hinein u. dgl., ſo daß der Stoiker Tubero*), wie er all dieſe Dinge ſah, ihn den „Xerxes in der Toga“ nannte.

Ferner beſaß er bei Tuſculum Luſthäuſer auf dem Lande, Warten mit herrlicher Rundſchau, Bauwerke mit offenen Säulen und Gallerien. Hieher kam einmal Pompejus und tadelte Lucullus, daß er ſeine Villa für den Winter unbewohnbar gemacht habe, während die Einrichtung für den Sommer vortrefflich tauge. Lachend erwiderte ihm Lucullus: „ei nun, traust du mir weniger Verſtand zu, als einem Kranich oder Storch, daß ich mein Luſthaus nicht mit der Jahreszeit wechsle?“

Als ferner einmal ein Prätor beabſichtigte, koſtbare Spiele zu geben, und ihn zur Ausſtaffirung eines Chors um Purpurkleider bat, erwiderte Lucull: „er werde nachſehen und ſie ihm überlaſſen, wenn er ſolche habe.“ Sodann am andern Tage fragte er ihn, wie viel er brauche? „Hundert, ſagte der Prätor, würden ausreichen.“ — „Nun, ſo ſolle er ſich zweihundert geben laſſen!“ — Auf dieſen Vorfall

*) Quintus Aelius Tubero, Philoſoph, Juriſt und Geſchichtſchreiber. Die betreffende Aeußerung bezieht ſich darauf, daß Xerxes den Berg Athos hatte durchgraben und über den Hellespont eine Brücke ſchlagen laſſen.

ſpielt der Dichter Flaccus*) an, wenn er ſagt: „er halte das für keinen Reichthum, wo nicht deſſen, was man überſehe und wovon man nichts wiſſe, mehr ſei, als was zu Tage liege.“

Cap. 40.

Der neue Reichthum Lucullus zeigte ſich, wie dieß gewöhnlich geſchieht, namentlich bei den täglichen Gaſtmahlen, und zwar nicht nur in den purpurnen Sopha's, den mit Edelgeſtein beſetzten Pokalen, den muſikaliſchen und dramatiſchen Vorſtellungen, ſondern auch in der Herrichtung der mannigfaltigſten Fleiſchſpeiſen und des luxuriös zubereiteten Backwerks, wodurch Lucullus ſich für unedle Naturen zu einem Gegenſtande des Neides machte.

Allgemein gefiel hiebei ein Zug des Pompejus während einer Krankheit. Als der Arzt dieſem Manne verordnete, einen Krammetsvogel zu ſich zu nehmen, erklärte die Dienerſchaft, daß man einen ſolchen zur Sommerszeit wohl nirgends auftreiben könne, als bei Lucullus, der eine Mäſtungsanſtalt beſitze. Allein Pompejus erlaubte nicht, einen von dorther zu holen. Er äußerte gegen den Arzt: „alſo wenn Lucull nicht ſchwelgte, könnte ein Pompejus nicht leben?“ und befahl, irgend etwas Anderes herbeizuſchaffen, das leichter zu bekommen ſei.

---

*) Horatius Flaccus Epiſteln I, VI (nach Wielands Ueberſetzung.)

„Man ſagt: Lucullus ſei
Einmal gebeten worden, ob er nicht
Zu einem Schauſpiel hundert Purpurröcke
Dem Prätor leihen könne? — „hundert“ — habe
Lucull verſetzt, — „wie käm' ich zu ſo vielen? —
Indeſſen will ich nachſehn laſſen; was
Sich findet, ſteht zu Dienſt.“ Nach einem Weilchen
Schreibt er zurück: „es hätten ſich indeſſen
Fünftauſend Purpurröck' in ſeinem Hauſe
Gefunden und ſie könnten immer, was
Sie brauchten, oder alle holen laſſen.“
Das muß ein armes Haus ſein, wo nicht viel
Unnützes iſt, wovon der Herr nichts weiß
Und das den Dieben nur zu Statten kommt.“

Auch Cato war ein naher Freund von Lucull, fühlte ſich aber durch deſſen Leben und Lebensweiſe höchlich geärgert. Als daher einmal ein junger Mann im Senate unpaſſender Weiſe eine langweilige und gedehnte Rede über Frugalität und Mäßigkeit abhielt, erhob ſich Cato und ſagte: „höre doch auf! du biſt reich, wie Craſſus, du lebſt, wie Lucull, und ſprichſt, wie Cato!“ (Freilich behaupten Einige, dieſe Worte ſeien zwar geſprochen worden, aber nicht von Cato ſelbſt.)

Cap. 41.

Uebrigens war es offenbar, daß Lucullus an dieſem Leben nicht nur eine Freude hatte, ſondern auch ſich damit brüſtete. Dieß beweiſen folgende Anekdoten.

Man erzählt ſich, daß er einige Griechen, welche nach Rom kamen, viele Tage zur Tafel zog. Dieſe Leute, in denen ſich wirklich ein ächtgriechiſches Gefühl regte, ſchämten ſich endlich und nahmen keine weitere Einladung mehr an, „weil um ihretwillen täglich ein ſo großer Aufwand gemacht würde.“ Da ſagte Lucullus lächelnd zu ihnen: „es geſchieht zwar Einiges davon auch um euretwillen, liebe Griechen, jedoch das Meiſte geſchieht für Lucullus.“

Ein anderes Mal wurde, weil er allein ſpeiste, nur ein einziger Tiſch und ein beſcheidenes Eſſen hergerichtet. Da ward er unwillig und ließ den Hausverwalter, der über dieſe Dinge geſetzt war, vor ſich kommen. Als derſelbe ſich dahin äußerte: „weil Niemand eingeladen ſei, habe er nicht gemeint, daß ein theures Eſſen verlangt würde“ — ſo rief er: „was?! haſt du nicht gewußt, daß heute Lucullus bei Lucullus ſpeist?“

Natürlich wurde nun hierüber in der Stadt viel geſprochen. Da kamen einmal, während er gerade keine Geſchäfte hatte, Cicero und Pompejus auf dem Forum zu ihm. Der Erſtere war ſein beſonders naher Freund. Gegen Pompejus beſtand zwar aus den Zeiten des Feldzugs immer noch ein gewiſſes Mißverhältniß; doch verkehrten ſie häufig mit einander und unterhielten ſich dann in freundlicher Weiſe. Cicero grüßte ihn alſo und fragte, ob er einen Beſuch annehme? „Recht gerne“ erwiderte Lucull und bat um einen ſolchen. — „Nun (hieß es), wir wollen heute bei dir ſpeiſen, aber bloß auf Haus-

mannskoſt.“ Lucullus ſuchte Einwendungen zu machen und wünſchte einen Tag Friſt zu erhalten. Allein beide gewährten ihm dieß nicht und ließen ihn nicht einmal mit ſeiner Dienerſchaft ſprechen, damit er keinen Befehl zu Weiterem geben könnte, als für ihn ſelbſt beſtimmt war. Lediglich nur ſo viel erlaubten ſie ihm auf ſeine Bitte, zu einem Sklaven in ihrer Gegenwart ſagen zu dürfen, daß er heut „im Apollo“ ſpeiſen werde; dieß war nämlich der Name von einem ſeiner Prachtzimmer. Und ebendamit hatte er die beiden überliſtet, ohne daß ſie es merkten. Denn bei jedem Speiſeſaal war, wie man ſieht, eine Summe für das Eſſen feſtgeſtellt; jeder hatte ſeine beſonderen Anſtalten und Anordnungen, ſo daß die Dienerſchaft bloß zu hören brauchte, wo er zu ſpeiſen wünſche, um ſogleich zu wiſſen, wie viel Geld verbraucht und überhaupt auf welche Weiſe nach Ordnung und Einrichtung das Eſſen gegeben werden ſollte. Im „Apollo“ pflegte er um fünfzigtauſend Drachmen zu ſpeiſen. Auch jetzt wurde dieſe Summe ausgegeben und Pompejus war bei der Größe dieſer Ausgaben namentlich über die Schnelligkeit der Zubereitung höchlich erſtaunt.

Für ſolche Dinge alſo verwendete Lucullus ſeinen Reichthum in hellem Uebermuth, — weil es eben nur wirklich ein erbeuteter und barbariſcher Reichthum war!

Cap. 42.

Sehr beachtens- und nennenswerth war ſeine Einrichtung hinſichtlich der Bücher. Er brachte viele ſchöne Handſchriften zuſammen und die Anwendung, die er davon machte, war noch edler, als die Erwerbung. Seine Bibliotheken wurden Jedermann zum Gebrauch überlaſſen. In den umgebenden Gallerien und Muſeen nahm man ohne alle Schwierigkeit die gelehrten Griechen auf, welche ſich daſelbſt, wie in einem Gaſthof der Muſen, häufig einfanden und nun tagelang mit einander verkehrten, indem ſie von allen anderen Geſchäften gerne abgingen. Oft unterhielt ſich Lucullus ſelbſt mit ihnen, erſchien plötzlich in den Gallerien und war dann den Philologen und Politikern behülflich, je nach ihren Bedürfniſſen.

Ueberhaupt war ſein Haus für Alle, welche nach Rom kamen, eine Heimat, ein griechiſches Prytaneum.

In der Philoſophie liebte er jedes Syſtem, war gegen jedes freundlich geſinnt, mit jedem vertraut. Doch hatte er von Anfang an eine beſondere Vorliebe, einen vorherrſchenden Eifer für die Akademie, — nicht für die ſogenannte neue, (obgleich dieſe damals durch Karneades' Abhandlungen unter Philo's*) Einfluß vorzugsweiſe blühte,) ſondern für die alte, die an Antiochus aus Askalon**) damals einen großen Denker und äußerſt beredten Meiſter beſaß.

Dieſen Antiochus, den Lucullus mit allem Eifer zu ſeinem Freunde und täglichen Geſellſchafter machte, ſtellte er der Philoniſchen Schule entgegen, zu welcher auch Cicero gehörte. Letzterer verfaßte eine hübſche Schrift über das Syſtem, worin er den Lucullus die Gründe für die Annahme entwickeln läßt, während er ſelbſt die Gegengründe ausführt; das kleine Buch iſt Lucullus betitelt***).

Beide Männer waren, wie ſchon bemerkt, ſehr befreundet und huldigten auch in der Politik den gleichen Grundſätzen. Denn auch Lucullus hatte ſich nicht völlig von der Politik zurückgezogen, ſondern nur den Ehrgeiz und den Kampf um die erſte Stellung und den bedeutendſten Einfluß, womit er manche Gefahr und manche Kränkung verbunden ſah, alsbald dem Craſſus und Cato überlaſſen. Denn dieſe waren es, welche man von Seiten aller, die Pompejus' Macht verdächtig fanden, zum Schutze des Senats in den Vordergrund ſtellte, eben weil Lucullus auf den erſten Rang verzichtete.

Doch ging er ſeinen Freunden zu liebe noch auf das Forum, aber in die Senatsſitzung nur, wenn es galt, irgend eine Beſtrebung oder ehrgeizige Abſicht des Pompejus zu hintertreiben. So gelang es ihm, die Anordnungen, welche jener nach ſeinem Sieg über die Könige getroffen hatte, wieder umzuſtoßen. Ebenſo, als Pompejus eine

---

*) Philo von Athen, floh zur Zeit des mithridatiſchen Kriegs nach Rom, wo er an Cicero einen Schüler und treuen Anhänger fand. Wie Karneades, der 100 Jahre früher lebte, der Stifter der dritten Akademie genannt wird, ſo nennt ihn Cicero den der vierten.

**) Antiochus ging wieder mehr auf die Lehrſätze der alten Akademie zurück und näherte ſich zugleich den Stoikern. Man ſah ihn als Begründer der fünften Akademie an. Cicero hörte ihn gleichfalls und Lucull hatte ihn als Begleiter in ſeinen Feldzügen bei ſich.

***) Es iſt das 4te Buch der Quaestiones academicae.

Landvertheilung an ſeine Soldaten beantragte, verhinderte er die Abgabe dieſer Güter, wobei ihn Cato unterſtützte, ſo daß Pompejus zu dem bekannten Freundſchaftsbündniß mit Craſſus und Cäſar, oder vielmehr zu einer Verſchwörung ſeine Zuflucht nahm, hierauf die Stadt mit Waffen und Soldaten anfüllte und mit Gewalt die Beſtätigung ſeiner Anträge durchſetzte, nachdem er den Anhang des Cato und Lucullus vom Forum weggejagt hatte.

Die beſten Bürger waren über dieſes Weſen empört. Da führten die Pompejaner einen gewiſſen Bettius heran, den ſie ergriffen haben wollten, als er dem Pompejus nach dem Leben trachtete. Man ſtellte deßhalb eine Unterſuchung an, wobei Bettius im Senate einige Andere angab, dagegen in der Volksverſammlung Lucullus als denjenigen nannte, der ihn zur Ermordung des Pompejus angerichtet hätte. Indeſſen achtete Niemand auf dieſe Aeußerungen. Schon im erſten Augenblicke lag es am Tage, daß es nur Heimtücke und Verleumdung war, weßhalb dieſer Menſch von ihnen vorgeführt wurde. Noch viel deutlicher kam man der Sache auf die Spur, als wenige Tage nachher ſein Leichnam aus dem Gefängniß auf die Straße geworfen wurde. Denn man ſprach hiebei zwar von einem freiwilligen Tod; allein man fand Merkmale von Erdroſſelung und Schlägen, ſo daß ſeine Ermordung eben durch diejenigen, die ihn angeſtiftet hatten, zur Wahrſcheinlichkeit wurde.

Cap. 43.

Solche Vorfälle führten den Lucullus noch mehr von der Politik ab. Und als Cicero von Rom verbannt, Cato nach Cypern fortgeſchickt wurde, machte er ſich vollſtändig davon los.

Auch ſoll er noch vor ſeinem Ende in eine Geiſteskrankheit verfallen ſein, wodurch ſeine phyſiſchen Kräfte allmälig aufgerieben wurden. Nach Cornelius Nepos lag der Grund ſeiner Verrücktheit nicht ſowohl im Alter, oder in einer Krankheit, als vielmehr darin, daß er von einem ſeiner Freigelaſſenen, Kalliſthenes, ein zerſtörendes Gift bekam. Dieſes Gift ſei ihm aber von Kalliſthenes nur beigebracht worden, um Lucullus' Zuneigung in höherem Maße zu gewinnen. Eine ſolche Wirkung ſchrieb nämlich Kalliſthenes dem Gifte zu; in

der That aber machte es den Lucullus wahnsinnig und raubte ihm den Verstand, so daß dessen Vermögen noch während seiner Lebzeiten von seinem Bruder verwaltet werden mußte.

Uebrigens schien es bei seinem Tode, als wäre er auf dem Höhepunkte seiner kriegerischen oder politischen Thätigkeit gestorben. Das ganze Volk zeigte die tiefste Trauer; Alles lief zusammen und suchte es zu erzwingen, daß man die Leiche, die von den vornehmsten Jünglingen nach dem Forum getragen wurde, auf dem Marsfelde bestattete, wo auch Sulla begraben lag. Niemand hatte so Etwas erwartet; auch waren die Vorbereitungen nicht leicht zu machen. Daher gewann endlich sein Bruder durch dringende Bitten und Entschuldigungen die Erlaubniß, daß die vorbereitete Beisetzung des Leichnams in dem Landgute bei Tusculum stattfinden durfte.

Auch dieser Bruder lebte nur noch kurze Zeit. Und wie er an Alter und Ruhm dem Lucullus nur wenig nachstand, so bewährte sich bei ihm die brüderliche Liebe nun auch in der Zeit seines Todes.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Plutarchs ausgewählte Biographien.

Deutsch

von

Ed. Eyth.

Sechzehntes Bändchen.

Agis und Kleomenes.

Stuttgart.
Krais & Hoffmann.
1866.

Vorwort.

Plutarch hat Agis III. und Kleomenes III. in eine paſſende Vergleichung gebracht mit den Gracchen in Rom. Beide Paare ſind ſich in dem Adel der Geſinnungen, in der Reinheit der Abſichten ähnlich, aber auch in dem Trauerloose ihres Untergangs. Man darf Jeden unter ihnen zu den großen Männern der Weltgeſchichte zählen; nur zerfallen eben die großen Männer nach ihrer Lebensſtellung und ihren Schickſalen, wie uns dünkt, in drei ſcharfbegränzte Klaſſen. Die Einen kommen zur rechten Zeit, die Andern kommen zu früh und die Dritten kommen — zu ſpät.

Glücklich — trotz aller Kämpfe, ohne welche es niemals eine wahrhafte Größe gibt — glücklich ſind ſolche Heroen des menſchlichen Geſchlechts zu nennen, welche, wie etwa unſer Luther, gleichſam nur den Brennpunkt bilden, worin ſich die Ideen ihrer Nation oder ihres Jahrhunderts vereinigen und zum lebendigen Ausdruck, zur Geſtaltung und Verkörperung gelangen. Unglücklich dagegen erſcheinen uns ſchon Solche, welche, wie Joſeph II., ihrer Zeit um mehr als ein Decennium vorangeeilt ſind, daher nirgends ein Verſtändniß

ihres Geiſtes, ihres Willens finden und endlich mit einer gewiſſen Naturnothwendigkeit ſich aufreiben, weil der genial wirkenden Kraft an keinem Orte der rechte Stoff ſich zeigen will. Noch weit tragiſcher indeſſen iſt der Anblick ringender Naturen, deren Ideal nicht vor ihnen, ſondern hinter ihnen, nicht in der Zukunft, ſondern in der Vergangenheit liegt. Sie kennen für ihr Volk und Vaterland beſſere, geſegnetere Zuſtände und möchten ſie zurückführen, aber die Blüthe, welche ſie zu ſchauen und zu ſchaffen wünſchten, iſt nicht ſowohl eine unentwickelte, ſie iſt bereits verwelkt. Der kühle Verſtand wird ſie daher vielleicht als Thoren verlachen, welche das Unmögliche unternehmen; aber das wärmere Herz wird ihnen ſeine Liebe, ſeine Theilnahme und Bewunderung nicht verſagen. Und dieß ſind die Empfindungen, welche ſich uns aufdrängen, wenn wir von dem römiſchen Brüderpaare leſen, oder von den beiden griechiſchen Dioskuren — von Agis und Kleomenes.

Agis.

Cap. 1.

Es war in der That kein unstatthafter oder schlechter Gedanke, wenn Einige vermutheten: die Sage von Ixion sei gegen den Ehrgeiz gerichtet. Ixion hatte ja nur die Wolke umfaßt anstatt der Hera, wodurch die Centauren entstanden. Ebenso beschäftigen sich die Ehrgeizigen nur mit einem gewissen Scheinbilde der Tugend, dem Ruhme. Sie können daher nichts innerlich Reines, nichts, das allgemeine Anerkennung fände, verrichten. Ihre Handlungen sind vielmehr von unächtem Gehalt und ein Gemenge von verschiedenen Bestandtheilen. Sie werden in stets neue Richtungen hineingetrieben und müssen jeder Laune und Leidenschaft folgen. Es ist gerade so, wie bei den Hirten des Sophokles, die bei ihren Heerden also sprechen:

„Wir sind die Herrn und leisten ihnen Knechtesdienst;
Fast müssen wir's noch hören, wenn sie stille sind."

Dies erfahren in Wahrheit alle Staatsmänner, welche sich nach den bloßen Wünschen und Neigungen des großen Haufens richten. Sie sind Sklaven, die hintennach laufen, um Führer und Leiter des Volks genannt zu werden. Wie die Matrosen auf dem Vorderdeck das, was vor ihnen liegt, weit besser sehen, als der Steuermann, aber dennoch ihr Auge nach diesem Steuermann gerichtet halten und sein Kommandowort vollziehen müssen: so ist auch ein Staatsmann, dessen Augenmerk der Ruhm ist, stets nur ein Diener des Pöbels und hat von dem Regenten nichts, als den Namen.

Cap. 2.

Ein vollkommen wackerer Mann im strengsten Sinne bedarf überhaupt der Ehre gar nicht, außer sofern sie ihm Bahn macht für seine Handlungen, und zwar durch das Vertrauen, das er genießt. Nur einem jungen ehrliebenden Menschen kann man nach schönen Thaten auch eine gewisse Eitelkeit verzeihen, womit er sich in seinem Ruhme gefällt. In diesem Alter kommt jede Tugend erst zum Entstehen und Aufkeimen; bei günstigem Erfolge erstarkt sie, nach Theophrast's Ausdruck, durch das Lob, das man ihr spendet, und wächst dann in der Folgezeit mit dem Selbstbewußtsein noch mehr unter dem Einflusse des gleichen Lobes. Aber das Uebermaß ist allenthalben gefährlich und bei dem politischen Ehrgeize geradezu verderblich. Denn es führt Jeden, der eine große Machtvollkommenheit erlangt hat, zur Narrheit und zum offenkundigen Wahnsinn, wenn er nicht mehr in dem Sittlichen die Quelle der Ehre erblicken will, sondern umgekehrt in der Ehre das Gute zu finden glaubt.

Als Antipater einmal dem Phokion eine unsittliche Handlung zumuthete, erklärte ihm dieser: „Du kannst nicht zu gleicher Zeit einen Phokion zum Freunde haben und zum Schmeichler!" Dies oder etwas Aehnliches hat man auch der Menge zu erklären: „Ihr könnt nicht an dem nämlichen Mann einen Führer haben und einen Bedienten!"

Es geht hier gerade wie in der Fabel von der Schlange. Der Schwanz fing Händel an mit dem Kopf und verlangte, daß er abwechslungsweise auch vorangehen dürfe und nicht immerfort dem Kopfe nachlaufen müsse! Er erhielt also die Führerschaft, kam aber dabei sehr übel weg, weil er im Unverstande seines Weges zog und den Kopf tüchtig verstauchte, der ganz gegen seine Natur gezwungen wurde, solchen Theilen zu folgen, welche blind und taub waren.

Den gleichen Jammer sehen wir Viele erleben, die bei ihrem politischen Handeln sich nur die Gunst zum Ziele setzen. Sie hängten sich an die Pöbelmassen, welche aufs Gerathewohl dahin-

fahren; deßwegen waren sie späterhin nicht im Stande, sich wieder zu fassen oder die Unordnung zum Stillstande zu bringen.

Diese und ähnliche Bemerkungen sind es, die sich mir aufdrängen beim Blick auf die Ehre, welche von der Menge kommt. Ich bemerkte den ungeheuern Einfluß, den diese Ehre ausübt, namentlich an den Lebensschicksalen eines Tiberius und Cajus Gracchus. Beide besaßen die edelste Natur; sie hatten die trefflichste Erziehung genossen, und ebenso trefflich waren die politischen Plane, welche sie faßten. Und dennoch gingen sie unter, nicht sowohl durch das Uebermaß ihrer Ruhmbegierde, als vielmehr durch eine gewisse Furcht vor dem Gegentheil, — eine Furcht, die aus einer durchaus nicht unedlen Quelle floß. Sie hatten schon zum Voraus ein großes Wohlwollen von ihren Mitbürgern genossen und schämten sich, so zu sagen, diese Schuld unbezahlt zu lassen. Und so entstand ein gewisser Wettstreit. Stets suchten sie durch wohlthätige politische Maßregeln die empfangenen Ehren noch zu überbieten und wurden sodann in Folge der Gunst, die ihre Maßregeln fanden, nur noch mehr geehrt. Auf diese Weise entzündeten sie sich selbst gegenüber dem Volke und das Volk gegenüber von ihnen mit dem gleichen Ehrgeiz, bis sie zuletzt unvermerkt ihre Hand an Unternehmungen gelegt hatten, bei welchen man ebenso wenig mit Anstand fortzumachen, als ohne Schimpf und Schande aufzuhören vermochte.

Dies wird dein eigenes Urtheil bestätigen, wenn du die nähere Schilderung gelesen hast. Und nun wollen wir ihnen ein Demagogenpaar aus Lakedämon an die Seite stellen, die Könige Agis und Kleomenes. Auch diese suchten das Volk emporzubringen, wie jene beiden Römer; auch sie beabsichtigten, eine schöne und gerechte Verfassung, welche seit langer Zeit in Abgang gekommen war, wiederherzustellen, und fanden daher den gleichen Haß bei der aristokratischen Partei, welche von ihren gewohnten Privilegien nicht lassen wollte. Zwar standen diese Lakedämonier nicht in dem Verhältniß von Brüdern zu einander; doch war wenigstens die Politik, welche sie trieben, eine nah verwandte und gleichsam verschwisterte. Der Anlaß ihres Wirkens lag in Folgendem.

Cap. 3.

Sobald in Sparta die Gier nach Silber und Gold eingedrungen war, kam mit dem Erwerbe des Reichthums zugleich die Habsucht und Knauserei; ebenso stellte sich mit dem Gebrauch und Genusse desselben auch Ueppigkeit, Weichlichkeit und Verschwendung ein. Sparta verlor nun die meisten seiner schönen Seiten und sank in den elenden, unwürdigen Zustand herab, welcher bis zu jenen Zeiten andauerte, worin Agis und Leonidas regierten.

Agis war ein Eurypontide, Sohn des Eudamidas, und stammte im sechsten Glied von Agesilaus, welcher sein Heer nach Asien übergeführt und die höchste Macht in Griechenland errungen hatte. Agesilaus' Sohn war nämlich Archidamus, der bei Mandurium in Italien im Kampfe gegen die Messapier fiel. Von Archidamus stammte sodann als der ältere Sohn ein Agis II. ab; der jüngere war Eudamidas, welcher den Thron erhielt, nachdem Agis, der kinderlos blieb, gegen Antipater bei Megalopolis seinen Tod gefunden hatte. Eudamidas war der Vater eines weiteren Archidamus, dieser der Vater eines zweiten Eudamidas, und letzterer endlich Vater des Agis, von welchem die gegenwärtige Schrift handelt.

Leonidas dagegen, Sohn des Kleonymos, gehörte dem andern regierenden Hause an. Er war ein Agiade, der achte von Pausanias, dem Besieger des Mardonius in der Schlacht von Platää. Pausanias hatte nämlich einen Sohn, Pleistoanax, Pleistoanax den Pausanias, der sich aus Lakedämon nach Tegea flüchtete, worauf dessen älterer Sohn, Agesipolis, König wurde; nach dem Tode des letzteren, der keine Kinder hinterließ, folgte der jüngere Kleombrotus. Von Kleombrotus stammte abermals ein anderer Agesipolis und Kleomenes. Dieser Agesipolis regierte weder lange Zeit, noch hatte er Kinder, weßhalb Kleomenes sein Nachfolger auf dem Throne wurde. Letzterer verlor seinen ältesten Sohn Akrotatos noch bei seinen eigenen Lebzeiten und hinterließ einen jüngeren Sohn, Kleonymos, der jedoch nicht König wurde, sondern vielmehr Areus, ein Enkel des Kleomenes und Sohn des Akrotatos.

Als Areus bei Korinth gefallen war, erhielt sein Sohn Akrotatos die Krone. Auch dieser starb bei einer Niederlage, welche ihm der Fürst Aristodemos in der Gegend von Megalopolis beibrachte. Sein nachgeborener Sohn erhielt an Leonidas, Kleonymos' Sohn, einen Vormünder, starb jedoch später noch vor seinem Eintritt in das Mannesalter.

So kam denn die Regierung an den genannten Leonidas, an welchem jedoch seine Unterthanen wenig Gefallen fanden. Denn obgleich bei dem verderbten Zustande der Verfassung bereits alle Spartaner gleicherweise gesunken waren, so zeigte sich doch in der Lebensweise des Leonidas eine ganz auffallende Abweichung von den alten Sitten. Er hatte sich eben lange Zeit an persischen Satrapenhöfen herumgetrieben und war bei Seleukus im Dienste gestanden; jetzt trug er den Hochmuth des dortigen Wesens in einer keineswegs passenden Weise auch in die griechischen Verhältnisse und eine gesetzlich beschränkte Regierung herüber.

Cap. 4.

Agis dagegen ging nicht nur ihm, sondern beinahe allen, welche nach dem großen Agesilaus den Thron bestiegen, an edlen natürlichen Anlagen, wie an Geistesgröße, unendlich weit voran. Er war noch nicht einmal zwanzig Jahre alt, war in der Fülle des Reichthums und der Ueppigkeit aufgewachsen, und zwar unter Weibern, seiner Mutter Agesistrata, und seiner Großmutter Archidamia, welche das größte Vermögen in Lakedämon besaßen; dennoch entsagte er unverzüglich und auf's kräftigste allen äußeren Vergnügungen und entkleidete seinen Leib alles eitlen Flitterstaates, der doch die Anmuth einer Gestalt so ganz besonders hervorzuheben scheint. Jede Pracht und Ueppigkeit wurde abgethan und streng gemieden. Dagegen gefiel er sich in einem ganz gewöhnlichen Mantel und liebte Mahlzeiten, Bäder und Lebensweise ganz nach lakonischer Art. Auch sprach er sich wiederholt dahin aus, daß die Krone für ihn keinen Werth hätte, wenn er nicht dadurch die Gesetze und das Leben der alten Zeit wiederherzustellen vermöchte.

Cap. 5.

Der Anfang des Verderbens und der krankhaften Zustände in den Verhältnissen Lakedämons ging beinahe auf die Zeit zurück, in welcher man die Hegemonie Athens gestürzt und sich selbst an Gold und Silber übermäßig bereichert hatte. Indessen so lange man nur die Zahl der Familien, welche Lykurgus festsetzte, bei der Vererbung einhielt und jeder Vater dem Sohne sein „Feldloos“ *) hinterließ, blieb diese Ordnung und Gleichheit unter den Bürgern wenigstens nothdürftig bestehen, so daß die Stadt sich von den Folgen ihrer sonstigen Gebrechen immer wieder erholte.

Allein nun wurde ein einflußreicher, jedoch stolzer und nach seinem Charakter unangenehmer Mann, Epitadeus, zum Ephorate erhoben. Dieser gerieth mit seinem Sohn in Streitigkeiten, weßhalb er ein Gesetz gab, wornach „Jedermann sein Haus und seinen Güterantheil nach Belieben einem Andern theils schon bei Lebzeiten übergeben, theils in seinem Testamente hinterlassen durfte.“

Bei Epitadeus war es nun blos eine gewisse Privatrache, die er mit dem Einbringen eines solchen Gesetzes zu erfüllen suchte; die Andern ließen sich durch ihre Habsucht zur Annahme desselben verleiten. Sie bestätigten es und richteten dadurch den besten früheren Stand der Dinge zu Grunde.

Von jetzt an konnten die Vornehmeren ihre Besitzungen bis zum Uebermaß ausdehnen, indem sie die rechtmäßigen Verwandten aus ihren Erbschaftsrechten verdrängten. Bald floß der Strom des Reichthums in der Hand von einigen Wenigen zusammen, während die Armut in der übrigen Stadt herrschend wurde. Dazu gesellte sich die weitere Folge, daß sich alle edlen Bestrebungen verloren und dagegen die niedrigsten Gesinnungen aufkamen, verbunden mit Neid und tiefer Mißstimmung gegen die Besitzenden.

Es blieben also nicht mehr als siebenhundert ächte Spartiaten übrig, und von diesen waren es vielleicht nur hundert, welche noch einen Landbesitz und Güterantheil innehatten. Die übrige

*) „Felbloos“, d. h. der bestimmte Antheil an dem Staatsgut.

Masse des Volks saß daneben in der Stadt — unbemittelt und verachtet. Brach ein auswärtiger Krieg aus, so führte sie die Vertheidigung ohne alle Energie und Bereitwilligkeit; dagegen lauerten diese Leute stets auf einen Augenblick, in welchem eine Veränderung und Umwälzung der vorhandenen Lage eintreten sollte.

Cap. 6.

Dieß waren also die Gründe, weßhalb es Agis (und zwar mit vollem Rechte) für eine schöne Aufgabe hielt, in Sparta den Grundsatz der Gleichheit und die volle Bürgerzahl wiederherzustellen.

Er sondirte nun unter den Menschen. Die jungen Leute hörten schneller, als er erwarten durfte, auf seine Ermahnungen; sie entschlossen sich insgesammt, zur alten Tugend wieder herabzusteigen, indem sie, um zur Freiheit zu gelangen, ihre Lebensweise wechselten, wie ein Gewand. Dagegen bei den Aelteren, die schon so lange Zeit in der Verderbniß gelebt hatten, zeigte es sich, daß die Meisten, gerade wie entlaufene Sklaven, die man wieder zu ihrem Gebieter zurückführt, förmlich zitterten und bebten vor Lykurgus. Sie tadelten Agis heftig, als dieser über den Stand der Gegenwart zu jammern begann und seine Sehnsucht nach der alten Höhe Sparta's ausdrückte.

Nur bei Lysander, Lybis' Sohn, bei Mandrokleidas, Ekphanes' Sohn und ferner bei Agesilaus fand er eine willige Aufnahme. Diese beeilten sich, auf seine edlen Bestrebungen einzugehen.

Lysander war einer der hochgeachtetsten Bürger, wie Mandrokleidas der tüchtigste Diplomat von Griechenland, — ein Mann, bei welchem sich diese hohe Verständigkeit und Schlauheit zugleich mit dem keckſten Muthe verband. Agesilaus endlich war ein Oheim des Königs, ein gewandter Redner, außerdem jedoch weichlich und geldsüchtig. Auf diesen wirkte sichtbar der ermunternde Einfluß seines Sohnes Hippomedon ein, der sich in vielen Kriegen ausgezeichnet hatte und durch seine Beliebtheit bei der Jugend überhaupt viel vermochte. Die eigentliche Ursache aber, wodurch Agesilaus bewogen wurde, sich an dem Plane zu betheiligen, lag in

der Menge seiner Schulden, von welchen er frei zu werden hoffte, wenn er eine Aenderung der Staatsverhältnisse herbeiführte.

Sobald daher Agis diesen Mann gewonnen hatte, machte er unverzüglich einen Versuch, in Verbindung mit ihm auch seine Mutter zu überreden. Letztere war eine Schwester des Agesilaus, — eine Frau, die bei der Menge ihrer Clienten, Freunde und Schuldner einen bedeutenden Einfluß in der Stadt besaß, ja sogar vielfach auf die öffentlichen Angelegenheiten entscheidend einwirkte.

Cap. 7.

Als diese Frau von der Sache hörte, erschrak sie anfänglich in hohem Grade und suchte den jungen Mann von seinen Bestrebungen abzubringen, deren Verwirklichung ihr ebenso unmöglich, als unnütz erschien. Allein Agesilaus belehrte sie, wie schön der Plan und von welch hohem Interesse dessen Ausführung sei.

Auch der König selbst bat seine Mutter, ihm ihren Reichthum für sein ehrenvolles und rühmliches Unternehmen zu überlassen. „An Geld und Geldeswerth," sagte er, „vermöge er freilich nicht, sich den andern Königen gleichzustellen. Der Diener eines Satrapen, der Sklave eines Hausverwalters bei Ptolemäus oder Seleukus besitze mehr, als alle Könige in Sparta miteinander. Wenn er aber die Ueppigkeit jener Leute mit Mäßigung, mit Einfachheit, mit Seelengröße überbiete, — wenn er den Grundsatz der Gleichheit und Gemeinsamkeit für seine Mitbürger wieder feststelle: so werde er sich den Namen und den Ruhm eines wahrhaft großen Königs erringen."

Diese Worte bewirkten einen völligen Umschlag in den Gesinnungen der Frauen. Von den rühmlichen Bestrebungen des jungen Mannes wurden sie selbst gehoben; ja, sie wurden von einer solchen Begeisterung für das Edle erfüllt, daß sie sogar den Agis auch ihrerseits aufmunterten und zur Eile antrieben. Sie beschieden ihre Freunde zu sich, sprachen ihnen zu und redeten auch mit den anderen Frauen; denn sie wußten eben recht wohl, daß die Lakedämonier stets willig auf die Stimme ihrer Weiber

hörten und denselben eine größere Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten gestatteten, als die Frauen es umgekehrt bei ihren eigenen häuslichen thaten.

Aber damals befand sich von den lakedämonischen Reichthümern der größte Theil in den Händen der Weiberwelt, ein Umstand, der für Agis seine Unternehmung sehr schwierig, ja fast unausführbar machte.

Denn die Frauen opponirten, nicht blos weil sie einen Luxus verlieren sollten, in welchem sie bei ihrer Unkenntniß des wahrhaft Edlen das höchste Glück fanden, sondern sie thaten es auch, weil sie für die Ehre und Macht, welche sie durch ihren Reichthum genossen, eine wesentliche Beschränkung voraussahen. Sie wandten sich daher an Leonidas mit der Aufforderung, als der Aeltere dem Agis Einhalt zu thun und die Ausführung seiner Plane zu verhindern.

Nun hatte zwar Leonidas große Lust, die Partei der Reichen zu unterstützen; auf der andern Seite fürchtete er sich vor dem Volk, welches die beabsichtigte Veränderung sehnlichst wünschte. Er that deßwegen nichts gegen Agis in offener Weise; dagegen suchte er heimlich der beabsichtigten Unternehmung Schaden zu thun und sie zu hintertreiben, indem er mit den höchsten Staatsbeamten sich besprach und den Agis verleumdete: „Agis," sagte er, „wolle nur eine despotische Macht gewinnen, wenn er der unbemittelten Klasse den Besitz der begüterten anbiete. Mit allen Schenkungen an Landbesitz, mit allem Nachlassen von Schulden wolle er lediglich eine Masse von Trabanten für sich selbst erkaufen, — keineswegs neue Bürger für Sparta!"

Cap. 8.

Demungeachtet setzte Agis die Ernennung des Lysander zum Ephoren durch und brachte alsbald durch dessen Vermittlung einen Gesetzesvorschlag an den Senat, von welchem die Hauptpunkte folgende waren: „alle Schulden sollen den Schuldnern erlassen sein; bei der neuen Landesvertheilung sollte der Strich, welcher

von dem Graben bei Pellene ausging und sich an den Taygetus, nach Malea und Sellasia erstreckte, zu 4500 Loosen gemacht werden; der weiterhinaus gelegene zu 15000 Loosen; der letztere sollte an diejenigen Periöken *), welche die Waffen zu tragen vermöchten, der innere dagegen an die Spartiaten selbst vertheilt werden; die Anzahl von letzteren sollte ergänzt werden durch Periöken und Fremde, welche eine edle Erziehung genossen hätten, außerdem eine stattliche Körperbildung besäßen und im waffenfähigen Alter ständen; dieselben sollten eingetheilt werden auf 15 Kosttische zu 400 und 200 Mann, und die Lebensweise, die sie führten, solle die gleiche sein, wie sie die Vorfahren einst gehabt hätten."

Cap. 9.

Nachdem dieser Vorschlag gemacht war, konnten sich die Mitglieder des Senats in ihren Ansichten darüber nicht vereinigen. Lysander berief daher eine Volksversammlung, worin er selbst mit den Bürgern sprach.

Auch Mandrokleidas und Agesilaus baten: „sie möchten nicht um einiger Weniger willen, die nur ihr Spiel mit ihnen trieben, die Augen gegen den Sturz der spartanischen Würde verschließen. Vielmehr sollten sie sich der früheren Orakelsprüche erinnern, welche ihnen geboten, sich vor der Geldgier, als dem Verderben Sparta's, zu hüten. Auch der neuesten von Pasiphaa ihnen gegebenen Weissagungen sollten sie gedenken. (Es war nämlich ein Tempel und ein hochgeachtetes Orakel der Pasiphaa in Thalamä; Pasiphaa selbst soll nach Einigen eine Tochter des Atlas gewesen sein, welche von Zeus den Ammon gebar; nach Andern war sie des Priamus Tochter Kassandra, welche hier starb und den Beinamen Pasiphaa empfing, der darauf hinwies, daß sie Jedermann Orakel ertheilte. Phylarchos dagegen erzählt, daß des

*) Periöken (Umwohner) sind die auf dem Lande wohnenden Lakedämonier, im Gegensatz gegen die in der Stadt befindlichen und allein mit dem vollen Bürgerrecht begabten Spartiaten.

Amyklas Tochter, Namens Daphne, welche den Nachstellungen Apollo's zu entfliehen suchte und nun bekanntlich in einen Baum verwandelt wurde, seither von dem Gotte hoch in Ehren gehalten und mit der Sehergabe beschenkt worden sei.)

Man sagte nun, daß auch ihre Orakelsprüche den Spartanern befohlen hätten, insgesammt in das Verhältniß der Gleichheit zu treten, gemäß dem Gesetze, welches Lykurg gleich anfänglich aufgestellt hatte. Ueber Alles jedoch ging der Umstand, daß König Agis öffentlich auftrat und nach einer kurzen Rede erklärte, die größten Beiträge für die Verfassung, die er aufstelle, selbst geben zu wollen. „Für's Erste lege er sein eigenes Vermögen auf den Altar des Vaterlands; dasselbe sei beträchtlich in Güterstücken für den Fruchtbau, wie für die Viehzucht, und abgesehen hievon enthalte es 600 Talente an Geld. Das Nämliche wollen auch ihre Mütter, Freunde und Verwandte thun, und dies seien die reichsten Personen in Sparta."

Cap. 10.

Das Volk war nun höchlich erstaunt über die Großherzigkeit des jungen Mannes und jubelte laut, daß nach 300 Jahren endlich wieder ein König auftrete, der Sparta's würdig sei!

Dagegen begann Leonidas eben jetzt hauptsächlich Streitigkeiten im Sinne des Widerstands. Er berechnete, daß er zwar genöthigt sein würde, das Gleiche zu thun, aber ohne bei seinen Mitbürgern den gleichen Dank dafür einzuernten. Vielmehr, wenn auch Alle in gleicher Weise ihren Besitzstand opfern müßten, so werde man doch nur Demjenigen die Ehre geben, welcher den Anfang gemacht habe.

Er richtete also an Agis die Frage, ob er glaube, daß Lykurg ein gerechter und edler Mann gewesen sei? Agis bejahte dies. „Nun denn," fuhr Leonidas fort, „wo hat denn jemals Lykurg entweder eine Abschaffung der Schulden verwilligt, oder Fremde in unsere Bürgergemeinde eintreten lassen, — er, der den Zustand Sparta's durchaus für keinen gesunden hielt,

wenn man gegen die Fremden nicht eine förmliche Austreibung vornahm?"

Agis erwiderte: „er wundere sich gar nicht über Leonidas, wenn derselbe, aufgewachsen im Ausland und verkuppelt an Satrapentöchter, gar nicht wisse, daß Lykurg auch alles Leihen und Entlehnen, sammt der Münze selbst, aus Sparta verbannt, und von den in den verschiedenen Städten befindlichen Fremden nur solche nicht habe leiden mögen, welche sich mit den Landessitten und Landesbräuchen nicht haben vereinigen können. Wenn er sie austrieb, so sei das kein Kampf gegen ihre Person gewesen, sondern eine Furcht vor ihrem Leben und ihrer Lebensweise, weil sie vielleicht bei ihrer Vermengung mit den Bürgern einen Hang zur Ueppigkeit, Weichlichkeit und Habsucht hätten erzeugen können. Terpander, Thales und Pherekydes seien auch Fremde gewesen; weil sie jedoch allezeit mit Lykurg übereinstimmten, in dem was sie sangen und dachten, so hätten sie in Sparta eine ausgezeichnete Hochachtung genossen. Du selbst," fuhr er fort, „lobst den Ekprepes, der als Ephore dem Musiker Phrynis zwei von seinen neun Saiten mit der Axt abhieb. Du lobst auch die, welche unter Timotheus ein anderes Mal gerade das Nämliche thaten. Uns dagegen tadelst du, weil wir Luxus, Verschwendung und Uebermuth aus Sparta vertilgen wollen! Als ob nicht auch sie das Hochmüthige und Ueberschwengliche in der Musik nur darum zu verhüten gesucht hätten, damit es nicht an einem Platze aufkomme, wo das Uebermaß und die Ueberschwenglichkeit im Betragen, in der Lebensweise unsere Stadt in sich selbst verstimmt und unharmonisch gemacht hat!"

Cap. 11.

Hierauf stellte sich die Masse des Volks völlig auf die Seite des Agis, während dagegen die Reichen den Leonidas aufforderten, sie nicht preiszugeben. Auch die Mitglieder des Senats, welche in der Vorbereitung der Berathungen ihre bedeutendste Macht hatten, wurden durch Bitten und Zureden aller Art so

weit von ihnen gebracht, daß sich für die Verwerfung des Vorschlags eine Majorität von einer Stimme bildete.

Aber Lysander, der noch im Amte stand, beeilte sich nun, den Leonidas gerichtlich zu verfolgen, und zwar gemäß einem gewissen alten Gesetze, welches jedem Herakliden verbot, sich mit einem ausländischen Weibe zu verehlichen, und jeden, der Sparta verließ, um sich anderwärts niederzulassen, mit der Todesstrafe belegte. Dies waren die Gründe, welche er einige andere Personen gegen Leonidas vorzubringen anstiftete. Er selbst lauerte mit seinen Amtsgenossen nur auf ein bekanntes Zeichen, das in Folgendem besteht:

Alle neun Jahre nehmen die Ephoren eine unbewölkte und mondlose Nacht und setzen sich in der Stille nieder, den Blick nach dem Himmel gerichtet. Wenn nun ein Stern von einer gewissen Seite nach einer anderen hinüber fliegt, so ist ihnen dies ein Zeichen davon, daß die Könige sich gegen die Gottheit versündigt hätten. Man enthebt sie also ihrer Würde, bis von Delphi oder Olympia ein Orakelspruch eingetroffen ist, der die verurtheilten Fürsten wieder freispricht.

Dieses Zeichen, behauptete Lysander, sei ihm wirklich geworden. Deßwegen brachte er den Leonidas vor Gericht und stellte Zeugen auf, daß derselbe von einer asiatischen Frau, die ein Unterfeldherr des Seleukus ihm zur Ehe gegeben hätte, zwei kleine Kinder besitze; weil er aber von seiner Frau schlecht behandelt und gehaßt werde, sei er gegen seine eigentliche Absicht in die Heimat zurückgekehrt und habe daselbst den gerade erledigten Thron an sich gerissen.

Zugleich mit der Einleitung des Processes bewog er den Kleombrotus, die Krone anzusprechen; dies war ein Schwiegersohn des Leonidas, und selbst von königlichem Geblüte.

In seiner Angst flüchtete sich nun Leonidas in den Tempel der Athene „vom ehernen Hause", und seine Tochter flüchtete gleichfalls zu ihrem Vater dorthin, indem sie den Kleombrotus verließ. Der Vorladung vor Gericht leistete er keine Folge, weßwegen man ihm durch richterlichen Spruch die königliche Würde entzog, um sie dem Kleombrotus zu übergeben.

Cap. 12.

Indeſſen mußte Lyſander ſein Regiment niederlegen, weil ſeine Zeit vorüber war. Die aufgeſtellten Ephoren ließen jetzt den Leonidas aus ſeinem Aſyl wieder hervortreten und hängten dagegen dem Lyſander und Mandrokleidas einen Proceß an, weil dieſelben gegen das Geſetz die Abſchaffung der Schulden und eine Landesvertheilung hätten beſchließen laſſen.

Von dieſer Gefahr bedroht ſuchten nun beide die Könige zu bewegen, „daß ſie feſt zuſammenſtünden und ſodann ſich um alle Anträge der Ephoren nichts bekümmern ſollten. Dieſe Behörde empfange ihre Stärke nur aus dem Zwiſte der Könige, indem ſie den beſſeren Antrag mit ihrer Stimme unterſtütze, wenn der eine König dem Staatsintereſſe widerſtrebe. Sobald jedoch beide ſich in ihren Abſichten vereinigten, könne ihre amtliche Vollmacht durch nichts aufgehoben werden, und die Ephoren würden bei einem Kampfe gegen die Könige ganz ungeſetzlich handeln. Nur wenn die Könige ſelbſt ſich bekämpfen, komme den Ephoren das Recht der ſchiedsrichterlichen Entſcheidung zu, während ihnen keine Einmengung geſtattet ſei bei der Eintracht der Könige!“

So ließen ſich denn beide überreden. Sie zogen mit ihren Anhängern auf den Marktplatz, wo ſie die Ephoren von ihren Stühlen vertrieben, um ſodann andere an ihrer Stelle einzuſetzen. Darunter befand ſich auch Ageſilaus. Sodann riefen ſie viele von der jungen Mannſchaft unter die Waffen, entließen die Gefangenen aus dem Kerker, und ließen ihre Gegner ernſtlich befürchten, daß ſie eine große Anzahl umbringen würden.

Doch wurde niemand von ihnen getödtet. Im Gegentheil, als Leonidas nach Tegea zu entwiſchen ſuchte und nun Ageſilaus ihn zu verderben trachtete, indem er Leute gegen ihn ausſandte, um ihn unterwegs zu überfallen: ſo ſchickte Agis, der dies erfuhr, andere vertraute Perſonen ab, welche den Leonidas in ihre Mitte nahmen und ſicher nach Tegea geleiteten.

Cap. 13.

Soweit ging denn ihr Unternehmen seinen Gang weiter fort. Niemand trat ihm mit Hindernissen in den Weg, — als plötzlich ein einziger Mann, Agesilaus, Alles wieder umwarf und verderbte, indem er den schönsten, ächt lakonischen Gedanken durch die schmählichste Pest, durch die Sucht nach Reichthum, völlig zu Grunde richtete.

Er selbst besaß nämlich ganz ungemein viele und gute Ländereien, war aber zugleich sehr mit Schulden belastet. Da er nun weder diese Schulden zu bezahlen vermochte, noch Lust hatte, seinen Güterbesitz fahren zu lassen, so überredete er den Agis, daß doch die gleichzeitige Ausführung beider Plane eine gar zu große Neuerung für die Stadt abgeben müßte; wenn man dagegen durch die Erlassung der Schulden zuerst den Begüterten einen Gefallen erweise, so würden sie nachher ohne Schwierigkeit und in aller Ruhe auch die Vertheilung sich gefallen lassen.

Dies leuchtete auch Lysander und seinem Anhang ein, welche gleichfalls von Agesilaus getäuscht wurden. Man brachte die Schuldverschreibungen, die man „Klaria" nennt, auf den Markt zusammen, wo man sie alle auf einen Haufen warf und verbrannte. Als die Flamme emporschlug, entfernten sich die reichen Gläubiger in tiefer Betrübniß; Agesilaus aber, um ihrer gleichsam noch zu spotten, äußerte, „daß er in seinem Leben noch kein helleres Licht und kein schöneres Feuer gesehen habe, als dieses!"

Nun verlangte aber das niedere Volk auch eine sofortige Vertheilung des Landes, und wirklich befahlen die Könige, so zu thun. Agesilaus warf jedoch stets einige Hemmungen in den Weg und brachte allerhand Vorwände zu Tage, um die Sache zu verschleppen, bis Agis in den Fall kam, mit dem Heere auszurücken, weil die Achäer als Bundesgenossen in Sparta um Hilfe nachsuchten. Denn man erwartete einen Einfall der Aetolier im Peloponnes und hiebei einen Durchmarsch über das megarische Gebiet. Um dies zu verhindern, sammelte der achäische Ober-

feldherr Aratus eben jetzt Truppen und schrieb zugleich an die Ephoren.

Cap. 14.

Letztere schickten unverzüglich den Agis ab, dessen Stimmung durch den Ehrgeiz und den Muth seiner Mitstreiter sehr gehoben war. Die Meisten waren jung und gehörten der ärmeren Klasse an. Sie hatten hinsichtlich der Schuldenlast, die ihnen abgenommen war, nichts mehr zu fürchten und hofften vielmehr, nach ihrer Rückkehr aus dem Feldzug auf eine alsbaldige Vertheilung der Ländereien. Deswegen war nun ihr Benehmen, Agis gegenüber, ein höchst ausgezeichnetes. So fanden sie auch die größte Anerkennung in allen Städten, weil sie, ohne irgend Schaden anzurichten, ganz ruhig und fast unhörbar durch den Peloponnes marschirten, — zur Verwunderung der Griechen, welche sich fragten: „was das erst für eine Pracht von einem spartanischen Heere sein müßte, wenn es einen Agesilaus oder jenen berühmten Lysander, oder den alten Leonidas an seiner Spitze hätte, da die ganze Mannschaft schon gegen einen jungen Mann, der seinen Jahren nach fast unter allen Andern stünde, eine solche Ehrerbietung, einen solchen Geist der Unterordnung zeigel"

Uebrigens war auch der junge Mann selbst durch seine Einfachheit, sein freudiges Ertragen aller Strapazen, wie durch seine Kleidung und Bewaffnung, die sich in nichts vor der des gemeinen Mannes hervorhob (und eben dies war sein Stolz), in der That ein würdiges Schauspiel, das bei der Menge die höchste Bewunderung fand. Freilich den Reichen gefielen seine Neuerungen nicht; denn sie fürchteten, er möchte durch sein Beispiel allenthalben dem niederen Volke einen Anstoß zur Bewegung geben.

Cap. 15.

In der Nähe von Korinth fand die Vereinigung des Agis mit Aratus statt. Letzterer besann sich noch über die Schlacht und Aufstellung gegen die Feinde; Agis aber zeigte die größte

Willigkeit und einen hohen Muth, der jedoch von Tollkühnheit und unüberlegtem Wesen weit entfernt war. Seine eigene Ansicht (erklärte er) gehe auf eine entscheidende Schlacht, wobei man den Krieg nicht erst in das Innere hereinkommen lasse, indem man die Pässe in dem Peloponnes preis gebe. Jedoch werde er nur nach den Ansichten des Aratus handeln. Dieser sei der ältere und zugleich der oberste Feldherr der Achäer. Er selbst sei nicht gekommen, um den Achäern Befehle zu geben, oder sie zu kommandiren, sondern nur, um mit ihnen und für sie zu fechten!

Allerdings berichtet Baton aus Sinope, daß Agis, trotz des Befehls von Aratus, keine Lust zum Kampfe gezeigt habe. Er hatte nicht gelesen, was Aratus hierüber zu seiner eigenen Vertheidigung geschrieben hat: daß er es nämlich für besser gehalten, wenn die Feinde erst, nachdem fast alles Getreide von dem Landvolk bereits eingebracht war, in das Land eindrängen, als wenn er selbst eine gefahrvolle Schlacht wagen sollte, bei der Alles auf dem Spiele stand.

Nachdem also Aratus sich nicht zum Kampfe hatte entschließen können, entließ er auch seine Bundesgenossen mit Worten der Anerkennung. Agis, den man allgemein bewunderte, brach wieder auf, während im Innern von Sparta bereits viele Verwirrung herrschte und Manches sich verändert hatte.

Cap. 16.

Agesilaus war daselbst noch Ephore. Aber befreit von Allem, was ihn vorher niedergedrückt hatte, scheute er sich vor keiner Ungerechtigkeit, sobald sie ihm Geld einbrachte. Er schob sogar, ohne daß damals der Zeitumlauf eine solche Maßregel verlangte, in vollem Widerspruch mit der gesetzlich bestimmten Zeitordnung einen dreizehnten Monat in das Steuerwesen ein, und betrieb darnach die Zahlungen.

Da er jedoch die Beeinträchtigten fürchten mußte und von Jedermann gehaßt war, so hielt er sich Trabanten und begab sich nur unter ihrer Bedeckung in das Regierungsgebäude. Den

einen König verachtete er vollständig; bei Agis dagegen wünschte er den Schein hervorzurufen, als ob er ihn mehr wegen seiner Verwandtschaft, als wegen seiner königlichen Würde noch einigermaßen in Ehren hielte. Auch ließ er das Gerücht ausſprengen, daß er nochmals das Ephorat übernehmen würde.

Deshalb mußten ſich alſo ſeine Feinde um ſo ſchneller von dieſer Gefahr befreien. Sie vereinigten ſich und führten in offenſter Weiſe von Tegea aus den Leonidas in das Regiment zurück, was denn auch von der Maſſe des Volks nur mit Vergnügen geſehen wurde. Denn dieſes war erbittert über die erlittene Täuſchung, indem man die Vertheilung des Landes unterlaſſen hatte.

Freilich wurde nun Ageſilaus ſelbſt durch ſeinen Sohn Hippomedon, welcher bei den Bürgern eine Fürbitte einlegte und wegen ſeiner Tapferkeit allgemein beliebt war, glücklich und wohlbehalten zur Stadt hinausgebracht. Von den beiden Königen nahm Agis ſeine Zuflucht in den Tempel der Athene „Chalkiökos“ *), während Kleombrotus in dem Poſeidontempel Schutz ſuchte. Denn gegen dieſen war Leonidas, wie man glaubte, noch mehr erbittert und zog daher mit Soldaten gegen ihn heran, während er den Agis unbeachtet ließ. Er machte dem Kleombrotus leidenſchaftliche Vorwürfe darüber, daß derſelbe, als ſein Schwiegerſohn, ſo ſchlimme Plane gegen ihn geſchmiedet, ihn vom Throne geſtoßen und aus der Heimath vertrieben hätte.

Cap. 17.

Kleombrotus vermochte nichts hierauf zu erwidern. In größter Verlegenheit ſaß er da und ſchwieg. Chilonis aber, die Tochter des Leonidas, hatte zwar früher, als ihr Vater mißhandelt wurde, dieſe Mißhandlungen mit ihm getragen, ja ſogar, als Kleombrotus den Thron an ſich riß, ſich von ihrem Gatten getrennt, um ſich an ihren Vater im Unglück anzuſchließen; ſo lange er in Sparta war, hatte ſie mit ihm ſich in den Tempel

*) Vom ehernen Hauſe.

eingeschlossen; als er flüchten mußte, verharrte sie in ihrer Trauer und ihrem Unwillen gegen Kleombrotus. Aber jetzt, als das Schicksal sich wendete, that sie es gleichfalls und man sah sie mit ihrem Gatten als Schutzflehende am Altare sitzen, indem sie ihn mit ihren Armen umschlang und von ihren Kindern das eine rechts, das andere links schirmend zur Seite behielt.

Jedermann verwunderte sich, Jedermann war gerührt über den Edelmuth und die Liebe dieser Frau, welche ihren Schleier und ihre Locken, die nachlässig herunterhingen, mit der Hand berührte, indem sie sprach: „Vater, diese Gestalt, dieses Aeußere hat mir nicht das Mitleid mit Kleombrotus gegeben; nein, dein Unglück, deine Verbannung ist es, weßhalb mir der Schmerz geblieben ist, als mein einziger Freund und Gefährte. Was soll ich thun? Soll ich, während du König in Sparta, während du der Sieger bist, fortleben in diesem Elend? Oder soll ich ein glänzendes, fürstliches Gewand anlegen und es darin mit ansehn, wie von dir der Gatte meiner Jugend gemordet wird? Wenn es ihm nicht gelingt, Verzeihung von dir zu erbitten, wenn er dich nicht bewegen kann durch die Thränen seiner Kinder und seines Weibes: dann muß er eine schwerere Strafe, als du selber wünschest, erdulden für sein schlimmes Unternehmen; er muß sehen, wie ich, die er so sehr geliebt, noch vor ihm sterbe. Wie könnte ich denn noch leben mit freiem Blicke gegen die andern Frauen, wenn ich weder von meinem Manne, noch von meinem Vater ein Erbarmen finde mit allen meinen Bitten? Nein, dann bin ich nur geboren, um als Weib und als Tochter unglücklich zu sein und Schmach zu dulden mit den Meinigen. Wenn er vielleicht nun auch einen scheinbar besseren Vorwand hatte, — ich hab' ihm diesen genommen, — damals genommen, als ich mit dir die Prüfung bestand und Zeugniß ablegte wider sein Beginnen. Du machst ihm bei seiner Schuld die Vertheidigung leicht, wenn du die königliche Macht so groß, so wünschenswerth darstellst, daß man um ihretwillen selbst einen Eidam morden und gegen die Bitten seiner Kinder taub sein darf!"

Cap. 18.

Bei dieſen flehenden Worten legte Chilonis ihr Angeſicht auf das Haupt des Kleombrotus und ließ einen erſtorbenen, thränenfeuchten Blick über die Anweſenden hinſchweifen. Nach einer kurzen Beſprechung mit ſeinen Freunden hieß nun Leonidas den Kleombrotus ſich erheben, um in die Verbannung zu gehen. Seine Tochter dagegen bat er zu bleiben und ihn nicht zu verlaſſen, da er ſie ſo innig liebe und ihr einen Beweis dieſer Geſinnung gegeben habe durch die Begnadigung ihres Mannes.

Allein er vermochte nicht, ſie zu bewegen. Vielmehr als ihr Mann ſich erhob, legte ſie ihm eines der beiden Kinder in die Arme, nahm ſelbſt das andere, betete noch an dem Altare der Göttin und verließ ſodann den Tempel mit ihm, ſo daß Kleombrotus, wenn er nicht von eitler Ruhmſucht völlig geblendet war, ſeine Verbannung für ein größeres Glück hätte halten müſſen, als ſelbſt die Krone, um eines ſolchen Weibes willen!

Sobald Leonidas nun den Kleombrotus entfernt und die erſten Ephoren abgeſetzt, dagegen andere an ihrer Statt eingeſetzt hatte, begann er alsbald ſeine Intriguen gegen Agis.

Anfänglich ſuchte er ihn zu bereden, daß er den Tempel verlaſſen ſollte, um mit ihm den Thron zu theilen, weil die Bürger ihm ihre Verzeihung gewährt hätten; denn er ſei eben als ein junger ehrgeiziger Mann von Ageſilaus hintergangen worden, wie Andere auch!

Agis ſchöpfte jedoch Verdacht und blieb an ſeinem Platze, weshalb Leonidas aufhörte, ihn mit ſeiner Heuchelei berücken zu wollen. Dagegen kamen Amphares, Damochares und Arkeſilaus ſehr häufig und unterhielten ſich mit ihm. Manchmal nahmen ſie ihn auch mit zum Bade, führten ihn dann von dem Tempel hinweg und brachten ihn nach dem Baden wieder in die Sicherheit des Tempels zurück. Sie waren insgeſammt vertraute Freunde von ihm. Amphares hatte ſogar erſt vor Kurzem koſtbare Kleidungsſtücke und Trinkgefäße von Ageſiſtrata entlehnt. Aber eben deshalb ſchmiedete er jetzt gegen den König und die

Frauen einen tückischen Plan, um ihnen diese Gegenstände zu entreißen. Er soll es hauptsächlich gewesen sein, der auf die Stimme des Leonidas achtete und die Ephoren aufhetzte, zu denen er selbst gehörte.

Cap. 19.

Da nun Agis die meiste Zeit in dem Tempel zubrachte, indessen manchmal, wenn es ihn ankam, auch zu dem Bad herunterstieg, so beschlossen sie, ihn dort festzunehmen, wenn er den Tempel verlassen hätte.

Sie warteten also, bis er mit dem Baden fertig war, gingen ihm dann entgegen, grüßten ihn und begleiteten ihn dann unter heiteren Gesprächen, wie man sie mit einem guten Freunde und jungen Manne zu führen pflegt.

Nun machte der Weg seitwärts eine Abbiegung nach dem Gefängniß hin. Als sie auf ihrem Gange an diesen Punkt gelangten, faßte Amphares kraft seines Amtes den Agis an mit diesen Worten: „Agis, ich führe dich zu den Ephoren; du mußt Rechenschaft ablegen für dein Treiben in Sparta!“ Und Damochares, ein kräftiger großer Mann, warf ihm sein Kleid um den Hals und zerrte ihn vorwärts. Andere stießen ihn von hinten, wie dies verabredet war. Niemand half ihm; keine Seele war in der Nähe. Und so schleppten sie ihn in das Gefängniß.

Jetzt erschien Leonidas unverzüglich mit einer großen Schaar von Trabanten und ließ die Kerkerstube von außen umzingeln. Die Ephoren traten zu Agis hinein; man berief die gleichgesinnten Mitglieder des Senats in die Stube, angeblich, um über ihn Gericht zu halten, und forderte ihn nun auf, sich wegen seiner Handlungen zu vertheidigen.

Als der junge Mann über ihre Heuchelei zu lachen begann, rief ihm Amphares zu: „er werde schon noch seufzen lernen und für seine Frechheit büßen!“

Ein Anderer von den Ephoren, welcher sich gegen Agis gemäßigter zu benehmen und ihm einen Ausweg aus seiner Schuld zu zeigen suchte, fragte ihn: „ob er das nicht gethan hätte, weil

Landvertheilung an ſeine Soldaten beantragte, verhinderte er die Abgabe dieſer Güter, wobei ihn Cato unterſtützte, ſo daß Pompejus zu dem bekannten Freundſchaftsbündniß mit Craſſus und Cäſar, oder vielmehr zu einer Verſchwörung ſeine Zuflucht nahm, hierauf die Stadt mit Waffen und Soldaten anfüllte und mit Gewalt die Beſtätigung ſeiner Anträge durchſetzte, nachdem er den Anhang des Cato und Lucullus vom Forum weggejagt hatte.

Die beſten Bürger waren über dieſes Weſen empört. Da führten die Pompejaner einen gewiſſen Bettius heran, den ſie ergriffen haben wollten, als er dem Pompejus nach dem Leben trachtete. Man ſtellte deßhalb eine Unterſuchung an, wobei Bettius im Senate einige Andere angab, dagegen in der Volksverſammlung Lucullus als denjenigen nannte, der ihn zur Ermordung des Pompejus angerichtet hätte. Indeſſen achtete Niemand auf dieſe Aeußerungen. Schon im erſten Augenblicke lag es am Tage, daß es nur Heimtücke und Verleumdung war, weßhalb dieſer Menſch von ihnen vorgeführt wurde. Noch viel deutlicher kam man der Sache auf die Spur, als wenige Tage nachher ſein Leichnam aus dem Gefängniß auf die Straße geworfen wurde. Denn man ſprach hiebei zwar von einem freiwilligen Tod; allein man fand Merkmale von Erdroſſelung und Schlägen, ſo daß ſeine Ermordung eben durch diejenigen, die ihn angeſtiftet hatten, zur Wahrſcheinlichkeit wurde.

Cap. 43.

Solche Vorfälle führten den Lucullus noch mehr von der Politik ab. Und als Cicero von Rom verbannt, Cato nach Cypern fortgeſchickt wurde, machte er ſich vollſtändig davon los.

Auch ſoll er noch vor ſeinem Ende in eine Geiſteskrankheit verfallen ſein, wodurch ſeine phyſiſchen Kräfte allmälig aufgerieben wurden. Nach Cornelius Nepos lag der Grund ſeiner Verrücktheit nicht ſowohl im Alter, oder in einer Krankheit, als vielmehr darin, daß er von einem ſeiner Freigelaſſenen, Kalliſthenes, ein zerſtörendes Gift bekam. Dieſes Gift ſei ihm aber von Kalliſthenes nur beigebracht worden, um Lucullus' Zuneigung in höherem Maße zu gewinnen. *Eine ſolche* Wirkung ſchrieb nämlich Kalliſthenes dem Gifte zu; in

der That aber machte es den Lucullus wahnsinnig und raubte ihm den Verstand, so daß dessen Vermögen noch während seiner Lebzeiten von seinem Bruder verwaltet werden mußte.

Uebrigens schien es bei seinem Tode, als wäre er auf dem Höhepunkte seiner kriegerischen oder politischen Thätigkeit gestorben. Das ganze Volk zeigte die tiefste Trauer; Alles lief zusammen und suchte es zu erzwingen, daß man die Leiche, die von den vornehmsten Jünglingen nach dem Forum getragen wurde, auf dem Marsfelde bestattete, wo auch Sulla begraben lag. Niemand hatte so Etwas erwartet; auch waren die Vorbereitungen nicht leicht zu machen. Daher gewann endlich sein Bruder durch dringende Bitten und Entschuldigungen die Erlaubniß, daß die vorbereitete Beisetzung des Leichnams in dem Landgute bei Tusculum stattfinden durfte.

Auch dieser Bruder lebte nur noch kurze Zeit. Und wie er an Alter und Ruhm dem Lucullus nur wenig nachstand, so bewährte sich bei ihm die brüderliche Liebe nun auch in der Zeit seines Todes.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Plutarchs ausgewählte Biographien.

Deutsch

von

Ed. Eyth.

Sechzehntes Bändchen.

Agis und Kleomenes.

Stuttgart.
Krais & Hoffmann.
1866.

Vorwort.

Plutarch hat Agis III. und Kleomenes III. in eine passende Vergleichung gebracht mit den Gracchen in Rom. Beide Paare sind sich in dem Adel der Gesinnungen, in der Reinheit der Absichten ähnlich, aber auch in dem Trauerloose ihres Untergangs. Man darf Jeden unter ihnen zu den großen Männern der Weltgeschichte zählen; nur zerfallen eben die großen Männer nach ihrer Lebensstellung und ihren Schicksalen, wie uns dünkt, in drei scharfbegränzte Klassen. Die Einen kommen zur rechten Zeit, die Andern kommen zu früh und die Dritten kommen — zu spät.

Glücklich — trotz aller Kämpfe, ohne welche es niemals eine wahrhafte Größe gibt — glücklich sind solche Heroen des menschlichen Geschlechts zu nennen, welche, wie etwa unser Luther, gleichsam nur den Brennpunkt bilden, worin sich die Ideen ihrer Nation oder ihres Jahrhunderts vereinigen und zum lebendigen Ausdruck, zur Gestaltung und Verkörperung gelangen. Unglücklich dagegen erscheinen uns schon Solche, welche, wie Joseph II., ihrer Zeit um mehr als ein Decennium vorangeeilt sind, daher nirgends ein Verständniß

nicht weniger, als früher die des Agis. Andererseits besaß er nicht jenes Vorsichtige und Sanfte. Vielmehr lag in seinem angeborenen Charakter noch ein gewisser Sporn der Leidenschaft und ein mit Heftigkeit verbundener Trieb zu allem Edlen, wo irgend dies sich ihm vor Augen stellte. Und als das Edelste erschien es ihm, Herr zu sein bei freiwilligem Gehorsam seiner Unterthanen; aber schön und edel fand er es auch, ohne ihre gutwillige Unterwerfung Meister zu bleiben, um so die Verbesserungsplane mit Gewalt durchzusetzen.

Cap. 2.

Nun gefielen ihm freilich die Verhältnisse in der Stadt keineswegs. Unthätigkeit und Vergnügungssucht hatte die Bürger völlig in Schlummer eingewiegt und der König ließ alle Geschäfte gehen, wie sie eben gingen; es sollte ihn nur Niemand stören, wenn er bei seinem großartigen Vermögen müssig zu gehen oder zu schwelgen wünschte. Die allgemeinen Interessen wurden vernachlässigt, während, Haus für Haus, jeder Einzelne den möglichsten Gewinn an sich zu ziehen suchte. An Einübung und Solidität der Jugend, an strenge Lebensweise oder Grundsätze der Gleichheit durfte man, ohne sich Gefahren auszusetzen, seit dem Untergange des Agis und seines Anhangs mit keinem Worte mehr erinnern.

Kleomenes soll in seinen jüngeren Jahren auch einigen philosophischen Unterricht genossen haben, indem Sphärus aus Borysthenis*) nach Lakedämon gerieth und sein Aufenthalt daselbst bei den jüngeren Klassen bis zum Mannesalter herauf nicht ohne Einfluß blieb. Dieser Sphärus gehörte zu den ausgezeichnetsten Schülern Zeno's (aus Kitium)**) und es ist wahrscheinlich, daß er bei Kleomenes das Männliche in dessen Natur liebgewonnen und seinen Ehrgeiz noch stärker entflammt hat.

---

*) Borysthenis, Stadt am Borysthenes (jetzt Dnepr). Sphärus schrieb unter Anderem ein Werk über Lakedämon.

**) Zeno, Stifter der stoischen Philosophenschule.

Von dem alten Leonidas*) erzählt man, daß er auf die Frage: „was er von dem Dichter Tyrtäus**) halte?“ die Antwort gab: „guat zum Anzünda für a jungs G'müath!“ Denn erfüllt von Begeisterung, die ihnen seine Gedichte einflößten, kannten sie in der Schlacht keine Schonung ihres Lebens. So enthält auch die stoische Philosophie für große, raschere Naturen ein Element des Gefährlichen und der Verwegenheit; wo sie dagegen sich mit einem tiefen und sanften Charakter verbindet, bewirkt sie die entschiedensten Fortschritte für jene Sittlichkeit, die in ihr liegt und nur in ihr.

Cap. 3.

Als Kleomenes nach dem Tode des Leonidas die Regierung übernahm, bemerkte er, daß die Bürger ebendamals sich in einem Zustande völliger Erschlaffung befanden. Die Reichen hatten über ihren Privatvergnügungen und ihrer Gewinnsucht kein Auge mehr für das Allgemeine, während die Armen bei ihrer bedrängten häuslichen Lage theils alle Geneigtheit für den Kriegsdienst verloren hatten, theils auch in der spartanischen Lebensführung gar keine Ehre mehr suchten. Er selbst führte nur den Namen eines Königs, die Herrschaft war ganz in den Händen der Ephoren.

Daher setzte er sich alsbald in den Sinn, den gegenwärtigen Zustand abzuändern und umzuschaffen. Da er nun einen Freund, Xenares, besaß, der sein früherer „Liebhaber“ ***) war, — ein Verhältniß, das die Lakedämonier mit dem Ausdruck „begeistert sein“ bezeichnen — so versuchte er es zuerst mit diesem Manne. Er erkundigte sich bei ihm nach Agis: „was das für ein König ge-

*) Leonidas, der bei Thermopylä fiel.

**) Tyrtäus, lahmer Dichter aus Athen, den die Athener im messenischen Kriege den Lakedämoniern auf deren Bitte um einen — General zusandten. Er war ihnen beinahe mehr. Durch seine Kriegslieder entflammte er den Muth der Truppen und der Sieg wurde gewonnen.

***) Wir haben — mit einigem Rechte — kein eigenes Wort für dieses hellenische Verhältniß, das, neben schönen Seiten, zugleich die Keime von so großer Corruption in sich trua.

weſen ſei, und auf welche Weiſe und mit wem er ſeine Bahn betreten habe?“ Xenares erinnerte ſich anfänglich nicht ungerne an die früheren Ereigniſſe und erzählte ihm daher mit großer Ausführlichkeit den näheren Hergang im Einzelnen. Als aber Kleomenes ganz unverkennbar eine gar zu leidenſchaftliche Aufmerkſamkeit verrieth, als der Eindruck, den die früheren Neuerungen des Agis auf ihn machten, ſich übermäßig ſtark zeigte und er daher oftmals das Nämliche zu hören wünſchte, ſo ſchalt ihn Xenares zornig als einen Menſchen, der nicht bei geſunden Sinnen ſei. Ja zuletzt gab er alle Unterhaltungen mit Kleomenes, wie auch alle Beſuche bei ihm, völlig auf. Indeſſen ſprach er ſich bei Niemand über die Gründe des Zerwürfniſſes aus, ſondern beſchränkte ſich auf die Aeußerung: „er kenne ihn.“

Nachdem Xenares auf dieſe Weiſe ſich widerſpenſtig gezeigt hatte, war Kleomenes überzeugt, daß es bei den andern ebenſo ſtehe. Er überlegte alſo ſein Vorhaben ganz allein für ſich ſelbſt. In der Meinung aber, daß er im Kriege eher, als im Frieden, die vorhandenen Umſtände umzuändern vermöchte, führte er einen Conflikt Sparta's mit den Achaiern herbei, welche ſelbſt mehrfach Anlaß zu Beſchwerden gaben.

Aratus nämlich, der damals in Achaia allmächtig war, wünſchte von Anfang an hauptſächlich, alle Peloponneſier zu einer einzigen organiſirten Vereinigung zu führen. Dies war bei ſeiner vielfachen Bekleidung der Stelle eines Oberbefehlshabers und ſeiner langen politiſchen Thätigkeit immer ſein Endziel geweſen, weil er die Ueberzeugung hegte, daß man nur auf dieſe Weiſe gegen jeden Angriff von auswärtigen Feinden geſichert ſein würde. Beinahe alle Andern waren ihm allmälig beigetreten; nur Lakedämon, Elis und ein Theil von Arkadien, der es mit Sparta hielt, waren noch zurück.

Unmittelbar nach dem Tode des Leonidas begann nun Aratus, die Arkadier zu beläſtigen. Namentlich ſuchte er dem an Achaia angrenzenden Theile Schaden zuzufügen. Er beabſichtigte hiebei, zugleich die Lakedämonier auf die Probe zu ſtellen, und den Kleomenes verachtete er als einen jungen, unerfahrenen Menſchen.

Cap. 4.

Infolge hievon ſchickten die Ephoren den Kleomenes zuerſt ab, um den Tempel der Athene bei Belbina *) zu beſetzen. Dieſer Punkt iſt ein Paß nach Lakonien, und gerade damals ſtritt man ſich um denſelben mit Megalopolis.

Kleomenes beſetzte und befeſtigte ihn, ohne daß Aratus irgend welche Einwendungen erhob; wohl aber rückte der letztere während der Nacht mit Truppen aus, um einen Angriff auf Tegea und Orchomenos zu machen. Als jedoch die gedungenen Verräther den nöthigen Muth zur Ausführung verloren, zog ſich Aratus wieder zurück, in der Meinung unbemerkt geblieben zu ſein. Aber Kleomenes ſchrieb ihm einige ironiſche Zeilen, worin er ſich bei ihm als ſeinem Freunde erkundigte: „wohin er denn Nachts habe gehen wollen?“ Aratus erwiderte, er habe gehört, daß Kleomenes die Abſicht hege, Belbina zu befeſtigen; der Zweck ſeines Kommens ſei alſo geweſen, dies zu verhindern. Jetzt ſchrieb ihm Kleomenes nochmals: „er ſei von der Wahrheit dieſer Angabe überzeugt; aber, ſetzte er hinzu, wenn dir's nichts ausmacht, ſo laß mich doch auch wiſſen, warum ſo viele Fackeln und Leitern mitgegangen ſind?“ Als Aratus über dieſen Spott lachte und ſich bei dieſem Anlaß näher nach dem Charakter des jungen Mannes erkundigte, ſo ſagte ihm der verbannte Lakedämonier Damokrates: „Wenn du etwas thun willſt gegen Lakedämon, ſo beeile dich, eh dem jungen Hahn die Sporen wachſen.“

Bald darauf erhielt Kleomenes, der mit einigen wenigen Reitern und 300 Mann Fußvolk in Arkadien lagerte, von Seiten der Ephoren, welche ſich vor dem Kriege fürchteten, den Befehl zum Rückzug. Er zog ſich wirklich zurück; als aber nun Aratus Kaphyä wegnahm, ließ man den Kleomenes abermals ausrücken. Er nahm Methydrion weg und machte einen raſchen Einfall in Argolis, weßhalb nun die Achaier mit 20,000 Mann Fußvolk und 1000 Reitern unter Ariſtomachos in's Feld zogen.

*) Belbina, Stadt auf dem Wege von Megalopolis nach Sparta.

Kleomenes rückte ihm bei Pallantium entgegen und wünſchte eine Schlacht. Allein Aratus fürchtete ſeine Kühnheit und duldete daher kein Wagniß bei ſeinem Feldherrn, ſondern entfernte ſich wieder, geſchmäht von den Achaiern, verhöhnt und verachtet von den Lakedämoniern, deren Anzahl nicht einmal 5000 Mann betrug.

Dadurch wurde das Selbſtbewußtſein des Kleomenes ungemein gehoben, der ſich nun laut vor ſeinen Mitbürgern rühmte und ſie dabei an die Aeußerung eines alten Königs erinnerte: „daß die Lakedämonier diesmal hinſichtlich ihrer Feinde umſonſt fragten, — nicht wie viel, ſondern wo ſie ſeien?“

Cap. 5.

Hierauf zog er den Eleern, die von den Achaiern angegriffen wurden, zu Hülfe. Letztere waren bereits im Abzug begriffen, als er bei Lykäon ſie überfiel, ihr ganzes Heer in die Flucht ſchlug und zerſprengte, wie auch eine große Anzahl niedermachte oder gefangen nahm, ſo daß ſich in Griechenland ſogar das Gerücht verbreitete: Aratus ſelbſt ſei gefallen.

Allein Aratus wußte den günſtigen Augenblick vortrefflich zu benützen, indem er unmittelbar nach jener verlorenen Schlacht vor Mantinea rückte und dieſe Stadt, in welcher ihn Niemand erwartet hatte, ſogleich wegnahm und beſetzt hielt.

Dadurch ſank den Spartanern ihr Muth wieder vollſtändig und ſie legten dem Kleomenes wegen aller weiteren Feldzüge Hinderniſſe in den Weg. Deßwegen beeilte er ſich, den Bruder des Agis, Archidamos, der von dem andern regierenden Hauſe ein Thronrecht beſaß, aus Meſſenien herbeizurufen, weil er glaubte, daß die amtliche Gewalt der Ephoren ihre Schneide verlieren würde, ſobald das Königthum wieder ins rechte Gleichgewicht und in den Beſitz ſeiner vollen Macht gelangte. Die Ephoren aber, welche früher den Agis umgebracht hatten, merkten dieſe Abſicht, und da ſie befürchteten, nach der Rückkehr des Archidamos für ihr Vergehen beſtraft zu werden, ſo empfingen ſie ihn zwar, als er heim-

lich in der Stadt ankam, und betheiligten ſich ſogar an ſeinem Einzuge, dann aber ließen ſie ihn ſogleich umbringen, ſei es nun, daß dies wider den Willen des Kleomenes geſchah, wie Philarchus meint, oder daß Kleomenes auf das dringende Zureden ſeiner Freunde ihnen dieſen Mann preisgegeben hatte, denn der größte Theil der Schuld fiel jedenfalls auf ſie, indem man bei Kleomenes einen Zwang annahm, dem er unterlag.

Cap. 6.

Indeſſen war er entſchloſſen, alsbald die Verhältniſſe in der Stadt umzugeſtalten. Deßwegen bewog er die Ephoren durch Geldſchenkungen, daß ſie ihm einen neuen Feldzug dekretiren ſollten. Er ſuchte auch noch viele andere Perſonen zu gewinnen und zwar durch ſeine Mütter Krateſikleа, die ihn reichlich mit ihren Mitteln unterſtützte und ſeinen Ehrgeiz theilte. Ja, ſie ging ſo weit, daß ſie, ohne ſelbſt nach einer neuen ehelichen Verbindung lüſtern zu ſein, dennoch um ihres Sohnes willen ſich abermals an einen höchſt angeſehenen und einflußreichen Bürger verheirathete.

Ausgerückt mit ſeiner Armee, nahm Kleomenes in dem Gebiete von Megalopolis zunächſt das befeſtigte Leuktra weg. Als daher die Achaier in größter Eile unter Aratus gegen ihn heranzogen, ſtellte er ſich unmittelbar vor der Stadt in Schlachtordnung auf, erlitt jedoch mit einem Theile ſeiner Truppen eine Niederlage.

Aratus duldete nun aber den Uebergang der Achaier über eine dort befindliche tiefe Schlucht nicht, ſondern gebot der Verfolgung Halt. Im Unwillen hierüber ließ Lydiadas aus Megalopolis ſeine Reiter anſprengen, gerieth aber bei dieſer Verfolgung in ein Terrain voll von Weinbergen, Gräben und Mauern. Seine Linien wurden auseinandergeriſſen und er erlitt bedeutende Verluſte.

Kaum bemerkte dies Kleomenes, als er die Tarentiner und Kreter gegen ihn anrücken ließ, von welchen Lydiadas nach einer heldenmüthigen Gegenwehr niedergemacht wurde.

Durch dieſen Vorfall bekamen die Lakedämonier neuen Muth.

Sie warfen ſich mit lautem Geſchrei auf die Achaier, deren ganzes Heer ſie in die Flucht jagten. Eine große Anzahl blieb todt auf dem Platze, die Uebrigen gab Kleomenes in Folge eines Vertrags, den man abſchloß, wieder frei. Der Leichnam des Lydiadas aber wurde auf ſeinen Befehl zu ihm herangebracht; er ließ ihn in einen Purpurmantel hüllen, ſetzte ihm einen Kranz auf's Haupt und ſchickte ihn ſo an die Thore von Megalopolis zurück. Dies war derjenige Lydiadas, welcher freiwillig die monarchiſche Gewalt niedergelegt, ſeinen Mitbürgern die Freiheit zurückgegeben und den Anſchluß der Stadt an den Achäiſchen Bund veranlaßt hatte.

Cap. 7.

Durch dieſe Ereigniſſe war das Bewußtſein des Kleomenes bereits ſehr gehoben. Er hegte die Ueberzeugung, daß er, ſobald er nach eigenem Belieben in dem Kampfe gegen die Achaier ſchalten und walten dürfe, ohne Schwierigkeit den Sieg davontragen würde. Daher belehrte er den Gatten ſeiner Mutter, Megiſtonus, daß man vor Allem ſich die Ephoren vom Halſe ſchaffen müſſe, um ſodann ſämmtlichen Beſitz den Bürgern preiszugeben und nach Wiederherſtellung der allgemeinen Gleichheit Sparta zur Hegemonie in Griechenland aufzuwecken und hinzuleiten.

Als jener für den Plan gewonnen war, zog er noch zwei oder drei weitere Freunde hinzu.

Zufällig ereignete es ſich in dieſen Tagen, daß auch einer von den Ephoren, welcher in dem Tempel der Paſiphae*) ſich zum Schlafe niederlegte, daſelbſt einen ſeltſamen Traum hatte. Er meinte, an dem Orte, wo gewöhnlich die Ephoren ſitzen, wenn ſie ihre Amtsgeſchäfte abmachen, — da ſtehe bloß noch ein einziger Stuhl, während die zwei andern weggenommen ſeien; und als er ſich darüber verwunderte, habe ſich eine Stimme aus dem Tempel hören laſſen, welche ſprach: „ſo ſei es zum Heile von Sparta!“

Als nun der Ephore dieſe Traumerſcheinung dem Kleomenes

*) Paſiphae, lakoniſche Orakelgöttin, zuweilen mit Kaſſandra oder Daphne für identiſch gehalten.

erzählte, war dieſer anfänglich ſehr betroffen, weil er einigermaßen den Verdacht hegte, daß man ihn nur auskundſchaften wolle. Nachdem er ſich jedoch überzeugt hatte, daß der Erzähler keine Heuchelei treibe, faßte er neuen Muth.

Er nahm ſämmtliche Bürger, von denen er am meiſten argwohnte, daß ſie ſeinem Unternehmen in den Weg treten würden, eroberte mit ihnen die Städte Heräa und Alſäa, die ſich den Achaiern untergeordnet hatten, brachte neuen Proviant nach Orchomenos, blokirte Mantinea und machte überhaupt durch lange Märſche, Land auf, Land ab, ſeine Lakedämonier vollſtändig matt. Dann ließ er auf ihre eigene Bitte die meiſten in Arkadien zurück, während er ſelbſt, blos von den Soldtruppen begleitet, wieder Sparta näher rückte. Noch unterwegs theilte er Denjenigen, auf deren gute Geſinnung er das meiſte Vertrauen ſetzte, ſeine Abſichten mit, marſchirte jedoch nur langſam vorwärts, um die Ephoren gerade bei der Tafel überfallen zu können.

Cap. 8.

In der Nähe der Stadt angelangt, ſchickte er den Eurykidas nach dem gemeinſamen Speiſelokal der Ephoren, angeblich, um in ſeinem Auftrage eine Meldung von der Armee zu überbringen. Aber Therykion und Phöbis nebſt zwei näheren Jugendfreunden des Kleomenes (welche man Mothakes nennt), kamen mit einer kleinen Schaar von Soldaten hintennach. Noch beſprach ſich Eurykidas mit den Ephoren, als die Soldaten plötzlich mit gezücktem Schwert eindrangen und ſie niederhieben.

Der Erſte, welcher verwundet wurde, ſank zur Erde nieder und wurde für todt gehalten. Es war Agyläus. Allein er raffte ſich in aller Stille wieder auf und ſchleppte ſich aus dem Saale fort, worauf er unbemerkt in ein kleines Gebäude hineinkroch, das ein Tempel des Phobos*) war und zufällig damals offen ſtand, während man es ſonſt immer verſchloſſen hielt. An dieſen Ort wußte er hineinzukommen und ſchloß die Thüre ab.

*) Phobos, allegoriſche Gottheit, die Furcht bezeichnend.

Die vier Andern wurden umgebracht, und ebenſo mehr als zehn weitere Perſonen, welche ihnen zu Hilfe eilten. Wer ſich ruhig verhielt, verlor das Leben nicht; ebenſowenig legte man der Entfernung aus der Stadt Hinderniſſe in den Weg. Man verſchonte ſogar den Agyläus, als dieſer am andern Tag wieder aus ſeinem Tempel hervorkam.

Cap. 9.

Die Spartaner haben übrigens nicht blos für den Gott der Furcht (Phobos), ſondern auch für den des Todes, des Lachens und anderer ähnlicher Gemüthsbewegungen beſondere Tempel. Den Phobos verehren ſie nicht wie böſe Gottheiten, welche ſie von ſich abwenden wollen; ſie halten ihn nicht für eine ſchädliche Macht, ſondern glauben vielmehr, daß ihr Staat eben vorzugsweiſe durch die Furcht zuſammengehalten werde. Deßwegen ließen auch die Ephoren, wie Ariſtoteles erzählt, beim Antritt ihres Amtes den Befehl an die Bürger ergehen: „ſie ſollten den Schnurrbart abſchneiden und Acht haben auf die Geſetze, damit ſie nicht in deren Strafe verfallen.“ Hinſichtlich des Schnurrbarts ging, nach meiner Anſicht, ihr Zweck lediglich dahin, die Jugend auch in der geringſten Kleinigkeit an Gehorſam gegen ihre Vorgeſetzten zu gewöhnen. Selbſt die Tapferkeit ſcheinen mir die Alten nicht für eine Freiheit von der Furcht, ſondern gerade für eine Furcht vor dem Tadel, für eine Angſt vor der Beſchimpfung anzuſehen. Wer ſich den Geſetzen gegenüber am meiſten fürchtet, iſt am muthigſten gegen den Feind, und vor keiner Gefahr erheben Menſchen, welche vor dem Verluſte ihrer Ehre zittern. Deßwegen iſt es ein vortreffliches Wort: „Wo Furcht iſt, iſt auch Ehrgefühl“, und ebenſo heißt es bei Homer:

„Innig verehrt, mein Schwäher, das biſt du mir, herzlich gefürchtet.“

Wie auch die Stelle:

„— ſchweigend in Furcht vor den Herrſchern.“

Denn das Gefühl der Achtung haben die meiſten Menſchen nur gegen diejenigen, welche ſie zugleich fürchten. Deßwegen hat man

auch zu Lakedämon neben dem Speiſeſaal der Ephoren die Bildſäule der Furcht aufgeſtellt, weil man die Regierungsgewalt möglichſt einer Monarchie nahe zu bringen ſuchte.

Cap. 10.

Als der Tag angebrochen war, ſprach Kleomenes über 80 Bürger die Aechtung aus; dieſe mußten Sparta verlaſſen. Auch die Stühle der Ephoren ließ er entfernen, mit Ausnahme eines einzigen, auf welchen er ſich ſelbſt niederlaſſen wollte, wenn er ſeine amtlichen Geſchäfte beſorgte.

Hierauf veranſtaltete er eine Volksverſammlung, worin er ſich wegen des Geſchehenen vertheidigte. Er ſagte: „von Lykurg ſeien den Königen noch die Mitglieder des Senats beigegeben worden. Lange Zeit habe man auf dieſe Weiſe den Staat regiert, ohne eine weitere Behörde zu bedürfen. Erſt ſpäter, als der meſſeniſche Krieg ſich in die Länge zog, hätten die Könige, ſtets mit ihren Feldzügen beſchäftigt, von ſelbſt einige Leute aus dem Kreis ihrer Freunde für das Richteramt ausgewählt und dieſelben, unter dem Namen von Ephoren, für ihre Mitbürger als Stellvertreter zurückgelaſſen. Die Ephoren ſeien nun anfänglich nie etwas Anderes geweſen, als Diener der Könige. Später hätten ſie allmälig die Amtsgewalt auf ihre eigene Perſon übergeleitet und auf dieſem Wege unvermerkt eine eigene hohe Behörde ſich zu rechte gemacht. Der Beweis liege darin, daß bis auf den heutigen Tag ein König, den die Ephoren berufen laſſen, auf die erſte und die zweite Ladung ſich weigere, dagegen erſt bei der dritten Ladung ſich erhebe, um ſich zu ihnen zu begeben. Der Erſte, welcher dem Amt der Ephoren ſeine Stärkung und Kräftigung gegeben, ſei Aſteropus geweſen; allein dieſer ſei erſt um viele Generationen ſpäter Ephore geworden. Hätten ſie nun (fuhr er fort) einige Mäßigung bewieſen, ſo war geduldiges Ertragen am räthlichſten. Allein ſie haben durch ihre angemaßte Vollgewalt das altehrwürdige Regiment aufgelöst, — ſo ſehr aufgelöst, daß ſie ſogar von den Königen mehrere verjagt, andere ohne richter-

lichen Spruch umgebracht haben und Jedermann bedrohen, der sich sehnt, die herrlichste, himmlisch schöne Ordnung der Dinge in Sparta wieder zu sehen. Und dieß ist unerträglich. Wenn es nun möglich wäre, ohne Blutvergießen die unnatürlichen, erst eingedrungenen Unheilsquellen Lakedämons zu verstopfen, als da sind: Ueppigkeit aller Art, Verschwendung, das ganze Schuldenwesen, und zwei noch ärgere Uebel, Reichthum und Armuth: dann würde er sich für den glücklichsten König halten, der, wie ein guter Arzt, das Vaterland geheilt, ohne ihm Schmerzen zu bereiten. Nun aber sei etwas Anderes zur Nothwendigkeit geworden, die ihm Lykurg verzeihen werde, — Lykurg, der, ohne König oder Staatsbeamter zu sein, nur als gewöhnlicher Bürger die Hand nach königlicher Macht ausgestreckt, indem er in Waffen auf den Markt gerückt, so daß der wirkliche König Charillus in seiner Angst nach einem Tempel flüchtete. Aber Charillus, ein rechtschaffener Mann und guter Patriot, habe bald die Plane des Lykurgus selber unterstützt und diese Aenderungen in der Staatsverfassung willig angenommen. Thatsächlich habe also Lykurgus Zeugniß davon abgelegt, daß die Umbildung eines Staates schwierig sei ohne Gewalt und Schrecken. Und diese Mittel (sagte Kleomenes) habe er nur mit großer Mäßigung angewendet. Nur Solche, die der Rettung Lakedämons wirklich im Wege standen, habe er — aus dem Wege geräumt. Den Andern insgesammt (fuhr er fort) gebe er sämmtlichen Grund und Boden zum Besten; die Schuldner befreie er von ihren Schulden; unter den Fremden beabsichtige er eine Sichtung und Prüfung, damit die Wackersten aus ihrer Mitte, Spartaner geworden, mit den Waffen unsere Stadt beschützen und wir aufhören, Lakonien als Beute in der Hand von Aetoliern und Illyriern zu erblicken, weil ihm die Menschen fehlen zur Vertheidigung!“

Cap. 11.

Hierauf legte er zuerst selbst sein Vermögen auf den Altar des Vaterlands. Das Gleiche that sein Stiefvater Megistonus

und jeder Einzelne von seinen andern Freunden, hierauf auch die übrigen Bürger insgesammt. Das Land wurde also vertheilt. Uebrigens theilte er auch jedem Bürger, der durch ihn flüchtig geworden war, einen Landesantheil zu und versprach, allen die Rückkehr zu gestatten, sobald die Verhältnisse wieder zur Ruhe gelangt wären.

Nachdem er ferner die Bürgerschaft durch die wackersten Leute von den Periöken *) wieder vollzählig gemacht hatte, errichtete er eine Schaar von viertausend Schwerbewaffneten, welche er anleitete, anstatt des kurzen Spießes mit beiden Händen eine lange Lanze zu führen, wie auch den Schild an einem Handgriff zu tragen, nicht mehr an Riemen.

Sodann wandte er seine Aufmerksamkeit auf die Heranbildung der Jugend und die sogenannte „Zucht", wobei ihm Sphärus persönlich die größte Beihilfe leistete. Bald erhielten sowohl die Leibesübungen, als die „Tischgenossenschaften" ihre gehörige Ordnung wieder, indem nur Wenige sich durch den Drang der Umstände, die Meisten aber freiwillig sich zu der bekannten einfachen, ächt spartanischen Lebensweise bequemten. Um jedoch das Unangenehme, das in dem Namen der Monarchie lag, abzuschwächen, ernannte er seinen Bruder Eukliḍas zum Mitregenten, — der einzige Fall, daß man in Sparta zwei Könige aus Einem Hause hatte.

Cap. 12.

Aber jetzt bemerkte Kleomenes, daß die Achäer und Aratus den Stand seiner Sache wegen der vorgefallenen Revolution für gefährdet ansahen und ein Ausrücken aus Lakedämon, ein Verlassen der Stadt, deren Zustände bei so großen Bewegungen noch in der Schwebe hingen, als unmöglich betrachteten. Gerade deßwegen

*) Periöken (eigentlich Umwohner), sind gleich den Lakedämoniern im engeren Sinne, die nicht so viele Rechte hatten, wie die Bewohner der Stadt, die Spartiaten, sondern mehr nur tributpflichtige Unterthanen waren, doch mit dem Rechte zu Grundeigenthum, Handel, Gewerbe und Kriegsdienst in den Reihen der Schwerbewaffneten.

erſchien es ihm ebenſo kühn, als vortheilhaft, den Feinden von dem willigen Muthe des Heers einen thatſächlichen Beweis zu geben.

Er machte daher einen Einfall in das Gebiet von Megalopolis, wo er theils eine Maſſe von brauchbaren Gegenſtänden zuſammenraffte, theils in der ganzen Gegend eine bedeutende Verheerung anrichtete. Zuletzt fing er gar einen Trupp von Komödianten auf, die von Meſſenien her durchpaſſirten. Nun wurde in Feindesland ein Theater aufgeſchlagen und eine Vorſtellung gegeben, die vierzig Minen koſtete. Kleomenes war ſelbſt einen ganzen Tag lang als Zuſchauer auf den Bänken, — nicht weil es ihm um eine Komödie zu thun war, ſondern weil er damit die Feinde verhöhnen und durch eine ſolche Demonſtration der Verachtung gewiſſermaßen ſeine volle Ueberlegenheit kundgeben wollte. Denn außerdem war, gegenüber von allen griechiſchen und königlichen Armeen, das ſpartaniſche Heer das einzige, welches keine Schauſpieler, keine Taſchenſpieler, keine Tänzerinnen oder Sängerinnen in ſeinem Gefolge hatte, vielmehr von aller Liederlichkeit, Poſſenreißerei und Schmauſereien ſich rein erhielt. Die Jüngeren brachten ihre meiſte Zeit mit körperlichen Uebungen zu, die älteren mit Unterweiſung von jenen. Hatten ſie je eine freie Stunde, ſo ließen ſie unter ſich ihre Erheiterungen nach alter Gewohnheit in ihren neckiſchen Witzen, in irgend einem lakoniſchen Bonmot beſtehen. Und welchen Nutzen eine ſolche Art von Erheiterungen mit ſich führt — darüber haben wir ſchon in dem Leben des Lykurgus geſprochen.

Cap. 13.

Er ſelbſt wurde der Lehrer von Allen. Sein ſparſames, einfaches Leben, das für Niemand etwas Drückendes oder über das Volk ſich Erhebendes hatte, war ein Vorbild der verſtändigen Nüchternheit, welches er zum allgemeinen Beſten aufſtellte. Und dies gab ihm auch in den helleniſchen Verhältniſſen ein gewiſſes entſcheidendes Gewicht. Wenn die Menſchen mit allen andern Königen in eine perſönliche Berührung kamen, ſo war ihr höch-

liches Erſtaunen über all' dieſen Reichthum, all' dieſe Herrlichkeiten nie ſo groß, als der Eckel, den ſie über den Stolz und Hochmuth empfanden, womit dieſe Fürſten in widerwärtigſter, härteſter Weiſe Jedermann behandelten, der vor ſie kam. Ging man dagegen zu Kleomenes, der doch auch ein König war und ein König genannt wurde, — da ſah man nirgend Etwas von Purpur und koſtbaren Gewanden an ſeinem Leibe, nirgend Etwas von kunſtvollen Ruhebetten und Sänften; kein Schwarm von Läufern und Thürſtehern, keine Vermittlung von Schreibern machte bei ihm eine geſchäftliche Verhandlung ſchleppend und ſchwerfällig. Er ſelbſt — in jeder beliebigen Kleidung — kam der einfachen Begrüßung mit Handſchlag entgegen; ſeine Unterredung, wobei er ſich immer die nöthige Zeit nahm, wenn man ihn ſprechen wollte, war heiter und freundlich. Dieß war der Zauber, den er ausübte, — dies ſeine Demagogenkunſt, welche bewirkte, daß man ihn, nur ihn „für Herakles' ächten Sohn" erklärte.

Was ſeine Mahlzeiten betrifft, ſo ſpeiste er gewöhnlich nur zu drei Perſonen*), und das Eſſen war außerordentlich kurz beiſammen, durchaus „lakoniſch". Dagegen wenn er Geſandte oder Gaſtfreunde empfing, ſo machte man die Einrichtung noch für zwei weitere Perſonen und die Diener mußten den Tiſch um ein klein wenig glänzender beſtellen. Dies geſchah jedoch keineswegs durch irgendwelche Leckerbiſſen oder koſtbares Backwerk, ſondern lediglich dadurch, daß der Wein beſſer und die aufgetragenen Gerichte reichlicher waren. So tadelte er einmal einen ſeiner Freunde, als er hörte, daß dieſer ſeinen fremden Gäſten mit nichts als ſchwarzer Suppe und Gerſtenbrod — nach der Sitte bei dem ſpartaniſchen Mittageſſen — aufgewartet hatte. „Bei ſolchen Dingen (ſagte er) und gegen Fremde darf man's mit dem Spartanerthum nicht gar zu pünktlich nehmen." War der Tiſch abgetragen, ſo brachte man auf einem Dreifußgeſtell einen ehernen Miſchkeſſel mit Wein, zwei ſilberne Schaalen, je zwei Kotylen**)

*) Im Text heißt es eigentlich: „Die Mahlzeit beſchränkte ſich auf drei Betten" (triclinium).

**) Kotyle, ein Flüſſigkeitsmaß.

faſſend, und ganz wenige ſilberne Becher. Daraus konnte nun trinken, wer Luſt hatte; Einem, der nichts verlangte, brachte kein Menſch einen Becher. Einen Ohrenſchmaus gab es nicht und ſuchte man nicht. Er ſelbſt war beim Trinken der leitende Mentor für die Geſellſchaft. Bald machte er eine Frage, bald gab er eine Erzählung preis, und in allen ſeinen Reden war ſelbſt der Ernſt nicht unangenehm und andererſeits auch der Scherz voll Anmuth und frei von jeder Gemeinheit. Denn während alle andern Fürſten ihre Jagd auf die Menſchen machten, indem ſie dieſelben durch Geld und Geſchenke ködern und verderben, ſo hielt er dies für eine Ungeſchicklichkeit, ja für ein Unrecht. Dagegen durch freundliches Benehmen, durch eine Unterhaltung, welche den Eindruck von Anmuth und Zuverläßlichkeit machte, — durch ſolche Mittel Allen, mit denen man in Berührung kommt, eine gewiſſe Zutraulichkeit einzuflößen und ſie an ſich zu ziehen: das erſchien ihm als das Schönſte, wahrhaft Königliche. Denn nur darin, glaubte er, unterſcheide ſich der Freund von einem Miethling, daß man den Einen durch Charakter und Wort, den andern lediglich mit Geld einfange.

Cap. 14.

Zuerſt riefen ihn nun die Mantineer zu Hilfe. Als er während der Nacht in ihre Stadt eindrang, halfen ſie ihm die achäiſche Beſatzung hinauswerfen; ſodann legten ſie ihr Schickſal völlig in ſeine Hand. Allein Kleomenes gab ihnen ſogleich ihre Geſetze und ihre Verfaſſung wieder zurück, um noch an dem gleichen Tage nach Tegea abzumarſchiren.

Bald darauf rückte er abſichtlich auf Umwegen über Arkadien gegen das achäiſche Pherä. Seine Abſicht ging dahin, entweder die Achäer zu einer Schlacht zu veranlaſſen, oder den Aratus in den böſen Leumund zu bringen, daß er davon laufe und ſein Land dem Feinde preisgebe. Denn obwohl eigentlich Hyperbatas damals die Feldherrnſtelle bekleidete, ſo lag doch bei den Achäern die ſämmtliche Gewalt in den Händen des Aratus.

Die Achäer rückten nun mit ihrem geſammten Kriegsvolke

aus und ſchlugen bei Dymä in der Nähe von dem Hekatombäon*) ihr Lager. Hier näherte ſich jetzt Kleomenes, wobei es freilich ungeeignet ſchien, gerade in der Mitte zwiſchen Dymä, einer feindlichen Stadt, und dem achäiſchen Heere ſich niederzulaſſen. Allein mit keckem Muthe bot er den Achäern die Schlacht an und zwang ſie, dieſelbe anzunehmen.

Der Sieg war entſcheidend. Er ſchlug nicht nur die feindlichen Truppen in die Flucht, ſondern tödtete auch eine beträchtliche Anzahl in der Schlacht und bekam eine Menge lebendig in ſeine Gewalt. Darauf rückte er gegen Langon, vertrieb auch dort die achäiſche Beſatzung und gab die Stadt an Elis zurück.

Cap. 15.

So war denn die Macht der Achäer auf's tiefſte erſchüttert und Aratus, ſonſt gewohnt, Jahr um Jahr ununterbrochen das Amt des Strategen zu führen, kündigte jetzt ſelbſt ſeine hohe Stellung auf und bat um ſeine Entlaſſung, trotz aller Berufungen und Bitten. Es war nicht ſchön von ihm, daß er gleichſam in einem Sturme, der ſtärker war, als die Verhältniſſe, einem Anderen das Steuerruder überließ und ſeine Vollgewalt niederlegte. Kleomenes ſeinerſeits ſchien anfänglich an die Achäer ganz gemäßigte Forderungen zu ſtellen. Aber bald ſchickte er andere Abgeſandte und verlangte die Uebertragung der oberſten Führung an ihn ſelbſt; im Uebrigen werde er ſodann keine Differenzen mehr mit ihnen haben, ſondern ihnen ſogar ihre Gefangenen unverzüglich zurückgeben und ebenſo ihre Ländereien.

In der That wollten die Achäer auf dieſe Bedingungen den Frieden annehmen. Sie luden den Kleomenes nach Lerna**) ein, wo ſie zu dieſem Zwecke eine Volksverſammlung abzuhalten gedachten. Unglücklicherweiſe wurde Kleomenes in Folge eines angeſtrengten Marſches und eines unzeitigen kalten Trunkes von einem Blutſturz befallen, der ihm die Sprache raubte. Er ſchickte

*) Hekatombäon, ungewiß — ob Dorf oder Tempel?

**) Lerna, bekannt durch die Lernäiſche Schlange, welche Herkules erlegte.

deshalb zwar von den Gefangenen die hervorragendsten Persönlichkeiten an die Achäer zurück, verschob jedoch die Versammlung auf spätere Zeit, um zunächst sich nach Lakedämon zurückzuziehen.

Cap. 16.

Dieses Ereigniß wirkte sehr nachtheilig auf die Verhältnisse von Griechenland ein, welches sich sonst in irgend einer Weise von seinen augenblicklichen Zuständen noch erholen und dem Uebermuth, der Habgier Makedoniens entrinnen konnte.

Aratus ließ sich entweder von Mißtrauen und Furcht vor Kleomenes leiten, oder von einem Gefühle des Neids gegen den so unerwartet emporgekommenen Mann. Nachdem er selbst dreiunddreißig Jahre die erste Stellung innegehabt hatte, dünkte es ihm doch entsetzlich, daß nun ein junger, nachgewachsener Mensch ihm seinen Ruhm und seine Macht entreißen, ihm die oberste Leitung über einen Staat, den er selbst so hoch gehoben und so lange Zeit beherrscht hatte, hinwegnehmen sollte!

Er machte daher zuerst einen Versuch, die Achäer selbst mit Gewalt an ihrem Vorhaben zu verhindern. Allein diese hörten nicht auf seine Mahnungen, weil sie von der Kühnheit des Kleomenes eingeschüchtert waren. Sie fanden vielmehr die Forderung der Lakedemonier sogar noch gerechtfertigt, wornach man dem Peloponnes wieder seine alte Organisation zurückgeben wollte.

Und so entschloß sich denn Aratus zu einer Handlung, die sich überhaupt für keinen Griechen eignete, aber gerade für ihn am schmachvollsten, seines bisherigen Verfahrens, seiner bisherigen Politik am unwürdigsten war. Er berief den Antigonus*) nach Griechenland und füllte den Peloponnes mit Makedoniern an, — Makedoniern, die er selbst in jüngeren Jahren, nach der Befreiung von Akrokorinth, aus dem Lande gejagt hatte. Alle dortigen Könige mißtrauten ihm, mit allen hatte er Streit gehabt, und eben über diesen Antigonus hatte er in den Memoi-

*) Antigonus mit dem Beinamen Doson.

ren, die er ſpäter hinterließ, unzählige böſe Dinge ausgeſagt! Ja, er erzählt ſelbſt, wie viel er gelitten und gewagt im Intereſſe der Athener, damit ihre Stadt der Beſatzung und der Makedonier los würde; und jetzt führte er den gleichen Feind mit Waffen gegen ſeine Heimath und an den Herd ſeines eigenen Hauſes, ja bis in's innerſte Gemach hinein! Und dagegen einen Nachkommen des Herakles, einen König von Sparta, der die Verfaſſung ſeiner Vorväter, wie einen verſtimmten Accord, wieder in's Reine bringen und auf das nüchterne, ächtdoriſche Geſetz und Leben Lykurg's zurückführen wollte, ließ er — aus Gründen der Ehre! — nicht zum Heerführer von Sikyon und Tritäa ernennen! Um dem Gerſtenbrode, dem ſchlichten Soldatenrock und (was das Schrecklichſte von allen ſeinen Vorwürfen gegen Kleomenes war) der Aufhebung des Reichthums und der Erleichterung der Armuth zu entfliehen, unterwarf er ſich ſelbſt ſammt Achaia in ſchnödeſter Weiſe dem Diadem und Purpur, den Befehlen von Makedoniern und von Satrapen! Um nur nicht den Schein zu haben, als gehorchte er einem Befehle des Kleomenes, feierte er das Feſt eines Antigonus und ſang in eigener Perſon, den Kranz auf dem Kopfe, hochtrabende Hymnen auf einen Menſchen, der von der Schwindſucht verzehrt wurde!

Indeſſen iſt es bei dieſen Bemerkungen nicht unſere Abſicht, dem Aratus Vorwürfe zu machen. Aratus war in vielen Stücken ein guter Patriot und großer Mann. Wohl aber bedauern wir hiebei die Schwachheit der menſchlichen Natur, wenn ſie nicht einmal bei ſolchen hervorragenden Charakteren voll der trefflichſten Eigenſchaften das Gute hervorzubringen vermag — ohne die tadelnswerthen Schattenſeiten.

Cap. 17.

Bald darauf fanden ſich die Achäer abermals zum Zweck einer Volksverſammlung in Argos ein. Da auch Kleomenes aus Tegea daſelbſt eintraf, ſo hoffte man allgemein und mit Entſchiedenheit auf eine Beendigung der Feindſeligkeiten. Allein Aratus, der ſich bereits mit Antigonus über alle Hauptpunkte ver-

ständigt hatte, hegte die Besorgniß, daß Kleomenes seine Zwecke insgesammt erreichen könnte. Daher bearbeitete er das Volk theils mit freundlichen Worten, theils mit Gewalt und verlangte jetzt: „Der König solle gegen Empfangnahme von dreihundert Geißeln ganz allein in ihre Mitte eintreten, oder auch außerhalb, bei der Ringschule Kyllarabium, mit seiner Armee zur Unterhandlung sich einstellen."

Als Kleomenes dies erfuhr, erklärte er es für eine schwere Beleidigung. „Man hätte ihm dies schon damals, alsbald und offen sagen sollen, nicht aber jetzt, da er vor ihrer Thüre stehe, ihn mit Mißtrauen behandeln und abweisen." Auch erließ er hierüber ein Schreiben an die Achäer, dessen Hauptinhalt aus Beschuldigungen gegen Aratus bestand.

Als nun aber auch Aratus sich vor der Volksversammlung in heftigen Schmähungen gegen Kleomenes erging, so brach dieser in aller Schnelligkeit auf und sandte einen Herold mit der Kriegserklärung an die Achäer. Indessen zog er nicht nach Argos, sondern nach Aegium, um, wie Aratus behauptet, ihren Rüstungen zuvorzukommen.

Jetzt entstand eine große Bewegung unter den Achäern und die Städte beeilten sich mit ihrem Abfall, weil das niedere Volk eben so sehr auf eine Vertheilung von Ländereien und völligen Schuldenerlaß hoffte, als ihrerseits die höheren Stände vielfach über Aratus Beschwerden hegten. Einzelne waren auch deshalb über ihn erbittert, weil er die Makedonier nach dem Peloponnes heranführte.

Durch alle diese Umstände ermuthigt machte also Kleomenes seinen Einfall in Achaia. Zuerst eroberte er Pellene durch Ueberrumpelung und vertrieb die Besatzung sammt den Achaiern. Hierauf brachte er Pheneon und Penteleion zum Anschluß.

Da nun die Achäer eine Verrätherei in Korinth und Sikyon fürchteten, welche allerdings im Werk war, so schickten sie ihre Reiterei und die fremden Miethtruppen aus Argos dahin ab, um Wache zu halten, während sie selbst zur Feier der nemeischen Spiele sich nach Argos begaben. Daher faßte Kleomenes die wohlbegründete Hoffnung, diese Stadt, die nun von einer Masse

von Festgästen und Zuschauern wimmelte, durch einen unerwarteten Anmarsch um so mehr in Verwirrung bringen zu können. Er führte also während der Nacht sein Heer vor die Mauern, besetzte den schwierigen und nicht leicht zugänglichen Platz bei dem „Schildhügel", gerade über dem Theater, und jagte hiedurch den Menschen einen solchen Schrecken ein, daß kein Einziger eine Vertheidigung versuchte, sondern vielmehr eine Besatzung eingenommen, aus der Mitte der Bürger zwanzig Geißel gestellt und ein Waffenbund mit Lakedämon abgeschlossen wurde, wobei Kleomenes den Oberbefehl erhielt.

Cap. 18.

Dieser Erfolg gab keinen geringen Beitrag zu seinem Ruhme, wie zu seiner Macht. Die alten Könige Lakedämons hatten trotz den vielfachsten Bemühungen niemals vermocht, Argos auf die Dauer zu sich heranzuziehen. Auch der gefürchtetste von allen Feldherrn, Pyrrhus, war zwar mit Gewalt hereingekommen, hatte aber die Stadt dennoch nicht erobern können; er hatte vielmehr seinen Tod gefunden und mit ihm war ein großer Theil seiner Streitmacht vernichtet worden. Deswegen fand die Energie und Klugheit des Kleomenes große Bewunderung. Alle, die ihn früherhin auslachten, indem sie äußerten: „er wolle mit der Schuldenerlassung und Gleichstellung des Besitzstandes den Solon und Lykurg nachäffen", — jetzt waren sie vollständig überzeugt, daß in jenen Eigenschaften allein der Grund dieser ganzen, mit den Spartanern vorgegangenen Veränderung liege. Denn zuvor war ihre Erniedrigung so groß, die Unfähigkeit, sich selbst zu helfen, so entschieden, daß die Aetoler bei einem einzigen Einfall in Attika fünfzigtausend Menschen in die Sklaverei fortschleppten, weßwegen auch ein älterer Spartaner die Aeußerung gethan haben soll: „die Feinde hätten doch Lakonien etwas genützt — durch Erleichterung." Aber nur eine geringe Zeit mußte vergehen, — sie mußten nur ihre alterthümlichen Gewohnheiten wieder erfaßt und sich wieder auf den Weg jener Lebensführung gestellt haben, als sie bereits dem Lykurgus, der gleichsam wieder

in ihrer Mitte zu weilen und an der Lenkung des Staates Theil zu nehmen schien, die großartigsten Beweise von Tapferkeit und Gehorsam gaben, indem sie die Hegemonie über Griechenland für Lakedämon zurückgewannen und ebenso sich wieder in den Besitz des Peloponneses zu setzen vermochten.

Cap. 19.

Nach der Eroberung von Argos und dem unmittelbar darauffolgenden Anschluß von Kleonä und Phlius an Kleomenes befand sich Aratus gerade in Korinth, um eine gewisse Musterung über Alle, denen man eine zu Sparta hinneigende Gesinnung zuschrieb, abzuhalten.

Jetzt traf aber die Nachricht von den obigen Ereignissen ein, wodurch er in die höchste Bestürzung gerieth. Er merkte wohl, daß die Stadt allmälig eine Schwenkung zu Kleomenes machte und dagegen von den Achäern loszukommen suchte. Deswegen lud er die Bürger zu einer Versammlung auf dem Rathhause ein, aber eben in dieser Zeit entwischte er unvermerkt zum Thore hinaus. Dort brachte man ihm ein Pferd, welches er bestieg, um sodann nach Sikyon zu entfliehen.

Die Korinther hielten nun ein solches Wettrennen nach Argos, um zu Kleomenes zu kommen, daß — nach Aratus' Behauptung — „allen Pferden der Leib zerbarst." Kleomenes aber habe den Korinthiern schwere Vorwürfe gemacht, daß sie den Aratus nicht festgenommen, sondern ihn hätten entwischen lassen. Indessen sei doch auch zu Aratus selbst ein gewisser Megistonus gekommen, — abgesandt von Kleomenes, welcher gegen die gewünschte Uebergabe von Akrokorinth, das noch bis dahin achäische Besatzung hatte, eine sehr bedeutende Geldsumme anbot. Er habe jedoch geantwortet: „daß er nicht mehr Herr über die Lage sei, vielmehr sei die Lage Herr über ihn!" Dies berichtet Aratus.

Jetzt rückte Kleomenes von Argos heran. Nachdem er zuvor Trözen, Epidaurus und Hermione zum Anschluß gezwungen hatte, kam er nach Korinth, dort ließ er die Burg mit einem

Belagerungswall umzingeln, weil die Achäer nicht abziehen wollten. Auch berief er die Freunde und Verwalter des Aratus zu sich und befahl ihnen das Haus und Vermögen desselben zur Aufbewahrung und weiteren Besorgung.

Doch sandte er abermals einen gewissen Tritymallus aus Messenien an ihn selbst ab, mit dem Vorschlage einer gemeinschaftlichen Besetzung Akrokorinths*) durch Achäer und Lakedämonier, wogegen er privatim dem Aratus eine Pension versprach, — doppelt so groß, als die, welche er vom König Ptolemäus genoß. Allein Aratus schenkte seinen Worten kein Gehör, sondern schickte seinen Sohn mit den anderen Geißeln zu Antigonus und bewog die Achäer zu dem Beschlusse, eben diesem Antigonus ihre Festung zu übergeben.

Unter diesen Umständen machte Kleomenes einen Einfall im Sikyonischen, das er verheerte. Das Vermögen des Aratus erhielt er, in Folge eines Beschlusses der Korinthier, zum Geschenk.

Cap. 20.

Als nun Antigonus mit einer bedeutenden Streitmacht über die Gerania**) heranzog, hielt es Kleomenes für zweckmäßig, nicht sowohl den Isthmus, als vielmehr Onea***) mit tüchtigen Werken zu versehen und besetzt zu halten, um die Makedonier lieber durch die Benützung des Terrains abzumatten, als sich mit so trefflich einexercirten Truppen in ein Handgemenge einzulassen.

Durch die Ausführung dieses wohlberechneten Plans setzte er wirklich den Antigonus in Verlegenheit. Denn dieser hatte sich keineswegs mit genügendem Proviant versehen; ebensowenig war es leicht, den Vorbeimarsch zu forciren, wo Kleomenes lag. Zwar versuchte er, während der Nacht seitwärts über Lechäum†)

*) Akrokorinth, d. i. die Burg von Korinth, auf einer die Stadt beherrschenden Anhöhe gelegen.

**) Gerania, Bergrücken von Megara nach dem Isthmus.

***) Onea (Eselsberg) gleichfalls ein Bergrücken.

†) Lechäum, westlicher Hafen von Korinth.

durchzukommen; allein es mißlang und er verlor dabei einige Mann Soldaten. Die Folge war, daß Kleomenes das vollkommenste Vertrauen gewann und seine Truppen von ihrem Siege begeistert waren, als sie an ihre Abendmahlzeit gingen, während dagegen Antigonus allen Muth verlor und sich durch die Noth zu sehr schwierigen Maßregeln hingedrängt sah.

Er faßte nämlich den Plan, nach dem Vorgebirge Heräum aufzubrechen und von dort seine Armee auf Schiffen nach Sikyon hinüberzubringen, — ein Plan, dessen Ausführung allerdings viele Zeit und ungewöhnliche Vorbereitungen erforderte.

Bereits war es beinahe Abend geworden, als von Argos, über das Meer, einige Freunde des Aratus eintrafen, die ihn dorthin beriefen, weil die Argiver wieder von Kleomenes abzufallen beabsichtigten. Der Anstifter des beabsichtigten Abfalls war ein gewisser Aristoteles. Dieser vermochte die Menge ohne alle Schwierigkeit zu bereden, weil eben das Volk selbst darüber ungehalten war, daß Kleomenes nicht, wie man gehofft hatte, eine Aufhebung der Schulden dekretirte. Aratus ließ sich also von Antigonus tausend fünfhundert Mann Soldaten geben, mit denen er nach Epidaurus segelte. Indessen wartete ihn Aristoteles nicht ab, sondern griff an der Spitze der Städter die Besatzung der Burg muthig an, wobei ihm Timorenes hilfreich zur Seite stand, indem er mit den Achäern aus Sikyon herbeieilte.

Cap. 21.

Dies Alles erfuhr Kleomenes erst in der zweiten Nachtwache. Er berief sogleich den Megistonus und ertheilte ihm im größten Zorne den Befehl, unverzüglich der Besatzung in Argos zu Hülfe zu ziehen. Denn dieser Mann war es hauptsächlich gewesen, der sich bei ihm für die Treue der Argiver verbürgt und ihn verhindert hatte, die Verdächtigen zu entfernen.

Nachdem er also den Megistonus mit zweitausend Mann abgefertigt hatte, richtete er selbst fortwährend seine Aufmerksamkeit auf Antigonus und suchte die Korinthier durch die Versicherung zu beruhigen, daß die Vorfälle in Argos von keiner erheb-

lichen Bedeutung, ſondern Alles nur ein Krawall ſei, der von einigen wenigen Leuten ausgehe.

Allein Megiſtonus wurde bei ſeinem Eindringen in Argos im Kampf getödtet und kaum vermochte die Beſatzung noch Widerſtand zu leiſten. Sie ſchickte daher Boten über Boten an Kleomenes, der nun wirklich befürchtete, daß die Feinde nicht nur Argos überwältigen und die Päſſe abſperren, ſondern alsdann auch das lakoniſche Gebiet ungeſtört verheeren und Sparta in ſeiner Verlaſſenheit belagern könnten.

Er führte daher ſeine Armee von Korinth weg. Dieſe Stadt war nun alsbald für ihn verloren; denn Antigonus rückte ein und legte eine Beſatzung hinein. Da machte Kleomenes einen Angriff auf Argos, deſſen Mauern er zu erſtürmen unternahm, weßhalb er ſeine auf dem Marſch befindlichen Truppen zuſammenzog. Der Sturm mißlang. Dagegen drang er durch die unter der Aſpis*) gelegenen Gewölbe, die er aufbrechen ließ, nach oben hinein, worauf er ſich mit denen, welche darin waren und noch immer ihren Widerſtand gegen die Achäer fortſetzten, vereinigte. Durch angelegte Leitern nahm er noch einige weitere Theile der inneren Stadt und ſäuberte die engen Gaſſen von Feinden, indem er die Kreter von ihren Pfeilen Gebrauch machen ließ.

Allein als er den Antigonus mit ſeiner Phalanx von den Anhöhen nach der Ebene herunterrücken ſah, während zugleich die Reiterei bereits, wie ein Strom, in die Stadt hineinjagte: da verzweifelte er dennoch an dem Siege. Deswegen ſammelte er alle die Seinigen in ſeiner unmittelbaren Nähe, rückte unangefochten wieder herunter und zog, der Mauer entlang, von dannen. Er hatte in möglichſt kurzer Zeit die größten Unternehmungen glücklich ausgeführt. Es fehlte nur wenig, ſo wäre er bei einem einzigen Umzug Herr von dem ganzen Peloponnes geworden; aber eben ſo ſchnell war Alles wieder verloren. Denn ein Theil ſeiner Truppen zog nun ſogleich von ihm hinweg; andere übergaben ſehr bald darauf ihre Städte an Antigonus.

*) „Aſpis“, Schildhügel.

Cap. 22.

So war es ihm ergangen in ſeinem Feldzuge. Als er ſeine Truppen hinweggeführt hatte, — es war bereits Abend, in der Gegend von Tegea, — da kamen von Lakedämon einige Boten mit einer Nachricht, die ſo traurig war, als das andere Mißgeſchick der Gegenwart. Seine Gattin war geſtorben, um derentwillen er nicht einmal bei ganz günſtig verlaufenden Kriegszügen ſich innerlich halten konnte, ohne daß er immer wieder nach Sparta eilte: ſo hoch ſtand Agiatis in ſeiner Liebe und in ſeiner Achtung. Darum fühlte er ſich jetzt auf's Schmerzlichſte betroffen, wie dies auch begreiflich iſt bei einem jungen Manne, dem eine ſo ſchöne, ſo tugendhafte Gattin entriſſen wurde.

Dennoch vermochte ſein Leid nicht ſo viel über ihn, daß er ſein Selbſtbewußtſein und ſeine Seelengröße irgend verunehrt oder preisgegeben hätte. Er wußte Stimme, Haltung und Geſtalt ganz in der Art ſeiner früheren Gewohnheit feſtzuhalten, ertheilte den Offizieren ſeine Befehle und ſorgte mit Bedacht für die Sicherheit der Tegeaten. Aber mit Anbruch des nächſten Tages reiste er nach Lakedämon. Dort vollzog er im Hauſe alle Trauergebräuche mit ſeiner Mutter und ſeinen Kindern; dann waren unverzüglich alle ſeine Gedanken wieder dem Wohle des Ganzen gewidmet.

Als um jene Zeit der ägyptiſche König Ptolemäus*), welcher ihm ſeine Unterſtützung zuſagte, hiefür die Kinder und die Mutter des Kleomenes als Geißeln zu erhalten verlangte, ſchämte ſich dieſer geraume Zeit, ſeiner Mutter ein Wort davon zu ſagen. Er beſuchte ſie häufig in ihrer Wohnung, und wenn er hart am Reden ſtand, ſo wurde er wieder ſtumm, ſo daß auch ſie Verdacht ſchöpfte und ſich bei ſeinen Freunden erkundigte: „ob er ihr nicht etwa eine Mittheilung machen wolle, die ihm ſchwer falle?“

Endlich nahm ſich Kleomenes ein Herz, zu ſprechen. Da

*) Ptolemäus Evergetes, der dritte König dieſer Dynaſtie.

lachte seine Mutter laut hinaus. „Also das war's (sagte sie), weßhalb du so oft einen Anlauf nahmst und immer wieder den Muth verlorst? Flink' bring mich in ein Schiff und schick' mich fort, — überall hin, wo du glaubst, daß dieser Leib für Sparta noch am nützlichsten sein kann, eh' er vor Alter hier in der müssigen Ruhe auseinanderfällt!"

Als Alles nun bereit war, kamen sie zu Land nach Tänarum und das ganze Heer gab ihnen im Waffenschmuck das Ehrengeleite.

Kurz vor ihrer Einschiffung führte Krateſiklea noch den Kleomenes allein in den Tempel des Poseidon und umarmte ihn dort auf's zärtlichste, während er in tiefster Trauer und Bestürzung sich befand. „Wohlan (sagte sie), König der Lakedämonier! Wenn wir draußen sind, darf uns Niemand weinen, Niemand etwas thun sehen, das Sparta's unwürdig ist! Dies allein steht in unserer Hand. Was sonst geschehen mag, das kommt vom Himmel!" Nach diesen Worten richtete sie ihr Antlitz festen Blickes nach dem Schiffe, dem sie zuging, das Kind an der Hand, und befahl unverzüglich dem Steuermann die Abfahrt.

In Aegypten angekommen erfuhr sie, daß Ptolemäus Unterhandlungen mit Antigonus führe und Gesandtschaften von ihm annehme. Ebenso vernahm sie über Kleomenes, daß derselbe, während die Achäer ihm Friedensanträge machten, um ihretwillen sich fürchtete, ohne Genehmigung des Ptolemäus den Krieg einzustellen. Sie schrieb ihm also: „er möge thun, was für Sparta anständig und nützlich sei, keineswegs aber um eines alten Weibes und eines kleinen Kindes willen stets in Angst leben vor einem Ptolemäus!" Gewiß ein schöner Zug von dem hohen Sinn, den diese Frau in ihrer traurigen Lage gezeigt haben soll.

Cap. 23.

Indessen hatte Antigonus Tegea weggenommen, Orchomenos und Mantinea geplündert; Kleomenes war auf das einzige Lakonien beschränkt. Er erklärte also jeden Heloten, der fünf attische

Minen*) zu erlegen vermochte, für frei und brachte dadurch fünfhundert Talente zusammen, womit er noch weitere zweitausend Mann auf makedonische Weise bewaffnen ließ, um sie den sogenannten „Weißschilden“**) auf Antigonus' Seite entgegenzustellen. Und jetzt faßte er den Gedanken an eine große Unternehmung, die für Jedermann überraschend sein mußte.

Megalopolis war damals, schon für sich allein gerechnet, nicht im geringsten kleiner oder schwächer, als Lakedämon, Es war als fester Punkt in Arkadien erst spät gebaut und mit den Einwohnern von 40 kleineren Städtchen und Dörfern bevölkert worden. Dabei genoß es noch einen Beistand von Seiten der Achäer und des Antigonus, welcher auf den Flanken der Stadt sich festgesetzt hatte und, wie man allgemein glaubte, hauptsächlich auf Betrieb der Megalopolitaner von den Achäern herbeigerufen war. Diese Stadt also beabsichtigte Kleomenes zu überrumpeln und auszuplündern; denn anders läßt sich das Schnelle und Ueberraschende in seinem Handeln nicht wohl erklären.

Er befahl seinen Truppen, sich auf fünf Tage mit Proviant zu versehen, und führte sie dann nach Sellasia, scheinbar um das Gebiet von Argos zu beschädigen. Plötzlich aber zog er südwärts gegen das Megalopolitanische, ließ bei Rhöteum das Abendessen einnehmen und zog sodann unverzüglich über Helikus gegen die Stadt.

Sobald er auf eine kleine Entfernung sich genähert hatte, schickte er Panteus mit zwei größeren Abtheilungen von Lakedämoniern ab. Dieser hatte Befehl, ein zwischen zwei Thürmen befindliches Stück Mauer wegzunehmen, welches von den Megalopolitanern am schwächsten besetzt war, wie man Kleomenes berichtete; mit der übrigen Armee kam er langsam hintennach.

Indessen fand Panteus nicht nur jene Stelle, sondern überhaupt einen großen Theil der Mauer völlig unbewacht. Er er-

---

*) Fünf Minen betragen den zwölften Theil eines attischen Talents, — etwas über 100 Thaler.

**) „Weißschilde“ — schwächere Nachahmung derjenigen Truppe Alexanders, welche den Namen der „Silberschilde“ trug.

oberte daher ein Stück ſogleich, ein anderes ließ er einreißen und ſämmtliche Bedeckungsſoldaten, auf welche er ſtieß, niedermachen, ſo daß Kleomenes höchſt unerwartet hereinkommen konnte und, ehe es die Megalopolitaner auch nur bemerkten, mit ſeiner Armee — drinnen war.

Cap. 24.

Als endlich den Einwohnern das geſchehene Unglück — mit Mühe — klar wurde, ſtürzte eine Anzahl ſogleich hinaus, indem ſie ihre werthvolle Habe möglichſt mitſchleppten. Andere rotteten ſich zuſammen, mit den Waffen in der Hand, ſtellten ſich dem Feinde in den Weg und wagten ſogar einen Angriff. Doch zeigte ſich ihre Kraft nicht genügend, um denſelben wieder hinauszuwerfen, wenn es auch gelang, den flüchtenden Mitbürgern wenigſtens ein ſicheres Entkommen möglich zu machen. Nicht mehr als tauſend Perſonen fanden ſich in der Stadt noch vor, während alle andern, ſammt Kindern und Weibern, rechtzeitig über die Grenze von Meſſenien kamen. Selbſt von denen, die zum Kampfe herbeigeeilt waren, konnte ſich die überwiegende Mehrzahl retten.

Nur ganz Wenige fielen in Gefangenſchaft, worunter ſich Lyſandridas und Thearidas befanden, — zwei angeſehene Männer, die in Megalopolis einen hervorragenden Einfluß beſaßen. Deswegen wurden ſie auch von den Soldaten unverzüglich nach ihrer Feſtnehmung vor Kleomenes geführt. Sobald Lyſandridas den Kleomenes von Ferne erblickte, rief er ihm mit lauter Stimme zu: „König der Lakedämonier, jetzt kannſt du eine That verrichten, weit herrlicher und königlicher, als die, welche du gethan; jetzt kannſt du den höchſten Ruhm dir erringen!“ Kleomenes ahnte den Sinn dieſes Zurufs und erwiderte: „Was meinſt du, Lyſandridas? Du verlangſt doch nicht, daß ich euch die Stadt wieder zurückgeben ſoll?“ Darauf ſagte Lyſandridas: „O ja! gerade das mein' ich, und rathe dir, eine ſo bedeutende Stadt nicht zu verderben, ſondern ſie voll zu machen mit treuen, zuverläſſigen Freunden und Waffenbrüdern, indem du den Mega-

lopolitanern ihre Stadt zurückgibst und für ein so großes Volk der Retter wirst!" Auf diese Worte schwieg Kleomenes einige Augenblicke; dann versetzte er: „Es ist schwer, dies zu glauben; aber die Ehre soll bei mir stets höher stehen, als das Interesse!" Und, dies gesagt, schickte er sogleich jene Männer nach Messene zurück, nebst einem Herold seinerseits, und ließ die Zurückgabe der Stadt anbieten unter der Bedingung: „Neben sofortiger Trennung von Achaia sich ihm als Freunde und Bundesgenossen anzuschließen."

Aber so wohlgemeint und freundlich dieses Anerbieten des Kleomenes sein mochte, so duldete doch Philopömen nicht, daß Megalopolis seinen Versprechungen gegen die Achäer untreu werden sollte. Indem er vielmehr gegen Kleomenes die Beschuldigung erhob, daß dieser nicht sowohl die Stadt zurückzugeben, als vielmehr auch noch die Bürger in seine Gewalt zu bekommen suche, verjagte er den Thearidas und Lysandridas aus Messene.

(Dies war der gleiche Philopömen, welcher späterhin in Achaia die erste Stellung einnahm und sich den höchsten Ruhm in Griechenland errang — worüber das Nähere in seiner besonderen Lebensbeschreibung zu finden ist.)

Cap. 25.

Als diese Nachrichten eintrafen, so gerieth Kleomenes, welcher bisher die Stadt mit der größten Sorgfalt unberührt und unbeschädigt erhalten hatte, so daß Niemand unentdeckt blieb, der auch nur das Geringste wegnahm, — jetzt, sage ich, gerieth er in die größte Aufregung und Erbitterung, ließ alle werthvollen Gegenstände plündern, alle plastischen Werke nnd Gemälde nach Sparta senden und von der Stadt selbst die meisten und bedeutendsten Theile niederreißen und vernichten.

Dann brach er auf, — der Heimat zu, aus Furcht vor Antigonus und den Achäern. Doch wurde von ihrer Seite nichts unternommen. Man hielt nämlich in Aegium gerade eine Berathung ab. Nachdem hier Aratus die Rednerbühne bestiegen hatte, fing er an, lange Zeit — zu weinen, das Gesicht mit dem

Mantel zugedeckt. Als man voll Verwunderung hierüber ihn sprechen hieß, sagte er nur: „Megalopolis ist zerstört von Kleomenes!“

Jetzt löste sich die Versammlung unverzüglich auf; denn die Achäer waren durch das Ueberraschende und die Größe des Jammers ganz niedergeschlagen. Nur Antigonus wollte einen Hülfszug unternehmen. Da jedoch seine Truppen nachher nur langsam aus ihren Winterquartieren sich erhoben, so gab er ihnen wieder Befehl, an Ort und Stelle zu bleiben, während er selbst sich nach Argos begab, in Begleitung von einer ganz geringen Anzahl seiner Soldaten.

Dies war der Grund, weßhalb der bekannte zweite Handstreich von Kleomenes unternommen wurde, und zwar, wie man glaubte, mit einer wahnsinnigen Verwegenheit; aber dennoch war, nach Polyb's Angaben, die Ausführung mit einer großen Planmäßigkeit verbunden. Diesem Schriftsteller zufolge wußte Kleomenes, daß die Makedonier in viele einzelne Städte zerstreut waren, — ebenso, daß Antigonus nur unter dem Schutze einer ganz kleinen Söldnerschaar mit seinen Freunden in Argos überwinterte. Er machte daher einen Einfall im Argivischen Gebiet, indem er berechnete, daß entweder Antigonus durch die drohende Schande zu einem Treffen aufgestachelt werden könne, worin er unterliegen würde, oder daß er, wenn er den Kampf nicht wagte, bei den Argivern in Mißkredit verfallen müßte.

Letzteres war wirklich der Fall. Als nämlich das Land von Kleomenes vollständig verheert und alles bewegliche oder unbewegliche Gut geplündert wurde, rotteten sich die Argiver, erfüllt von Unwillen, an dem Palaste des Königs zusammen. Laute Rufe erschallten, die von ihm eine Schlacht verlangten oder die Abtretung des Oberbefehls an einen tapfereren Mann. Allein Antigonus handelte, wie ein vernünftiger Heerführer handeln mußte. Sich unüberlegter Weise in eine Gefahr stürzen und die Sicherheit aufgeben, — das galt ihm für eine Schande, keineswegs aber die Schimpfereien von Laien in dieser Sache. Anstatt auszurücken, verharrte er also bei seinen eigenen Berechnungen. Dagegen rückte nun Kleomenes mit seiner Armee bis

an die Stadtmauern vor, bot dem Feinde Trotz und verwüſtete Alles, — worauf er ſich unangefochten wieder zurückzog.

Cap. 26.

Bald darauf vernahm er, daß Antigonus wieder gegen Tegea vorwärts marſchire, um von dort aus einen Einfall in Lakonien zu machen. Schnell ließ er ſeine Soldaten aufbrechen, zog auf anderen Wegen an dem Gegner vorüber und erſchien mit Tagesanbruch abermals vor der Stadt Argos. Das flache Land wurde verheert, das Getreide jedoch nicht, wie ſonſt gewöhnlich, mit Sicheln und Säbeln abgehauen, ſondern mit groben Holzſtücken, die in Form eines großen Schwerts ausgearbeitet waren, abgeſchlagen, als ob die Leute nur zum Scherze, beim Marſchiren, ohne die geringſte Bemühung, Alles zertrümmerten und auch das Getreide vernichteten.

Als ſie jedoch bei dem Gymnaſium Kyllarabis ankamen und bereits Hand anlegten, um daſſelbe in Brand zu ſtecken, duldete er's nicht — eine Andeutung davon, daß er auch ſein Verfahren gegen Megalopolis mehr als eine Handlung der Leidenſchaft, denn als eine ſchöne Handlung, anſah. Antigonus kehrte nun zuerſt ohne Verzug nach Argos zurück. Als er ſodann die Berge und hervorragenden Punkte insgeſammt zur Deckung beſetzen ließ, ſo nahm Kleomenes hiegegen die Miene einer verächtlichen Gleichgültigkeit an und ſchickte Herolde an ihn, durch welche er die Schlüſſel zum Heratempel zu erhalten wünſchte, „um vor ſeinem Abmarſch der Göttin noch ein Opfer darzubringen.“ Nach dieſen Aeußerungen eines ironiſchen Spottes opferte er wirklich der Göttin vor den Thoren des verſchloſſenen Tempels, worauf er ſeine Armee nach Phlius abführte. Hierauf verjagte er die Beſatzung von Oligyrtos und marſchirte dann ab, an Orchomenos vorüber.

Durch alles dies hatte er nicht nur ſeinen Mitbürgern ein hohes, muthiges Selbſtbewußtſein eingeflößt, ſondern ſich auch bei den Feinden in den Ruf eines tüchtigen Feldherrn geſetzt, der ſeine bedeutende Stellung verdiene. Denn mit den Truppen einer einzigen Stadt auszurücken und mit dieſen neben der makedoniſchen

Armee auch sämmtliche Peloponnesier und die subsidiarische Hülfe eines Königs zu bekämpfen, dabei nicht nur Lakonien unangetastet zu erhalten, sondern auch dem gegnerischen Gebiete wesentlichen Schaden zu thun und eine Anzahl bedeutender Städte einzunehmen: das konnte man doch nicht als das Werk einer alltäglichen Tüchtigkeit und Geisteskraft betrachten.

Cap. 27.

Indessen — wer zuerst das Geld den nervus rerum genannt hat, der hat es wohl hauptsächlich beim Blick auf die Verhältnisse des Kriegs gethan. Als die Athener einmal den Befehl ertheilten, die Kriegsschiffe in See zu bringen und zu bemannen, während sie übrigens kein Geld hatten, sagte Demades bei diesem Anlaß in ähnlicher Weise: „eh' man Brod backt, muß man den Teig kneten!“ So erzählt man ferner von dem alten Archidamus gegen den Anfang des peloponnesischen Kriegs etwas Aehnliches; als die Bundesgenossen von ihm die genaue Bestimmung der einzelnen Beiträge verlangten, sagte er: „der Krieg frißt nicht nach Rationen.“ Gerade wie Athleten, welche sich tüchtig eingeübt haben, selbst auch einen gewandten, kunstfertigen Gegner durch ihre Ausdauer endlich abmatten und niederkämpfen: ebenso handelte Antigonus. Während er selbst aus seinen reichen Hülfsquellen stets neue Kräfte für den Krieg zu schöpfen vermochte, brachte er den Kleomenes zur Ermüdung und zum Unterliegen im Kampfe, weil dieser nur knapp und mühsam den Sold für die Miethtruppen und den Proviant für seine Mitbürger aufzutreiben im Stande war.

Freilich — in allen anderen Stücken wirkte die Zeit zu Gunsten des Kleomenes, weil die Angelegenheiten seiner Heimath den Antigonus zum Aufbruch veranlaßten. Denn während seiner Abwesenheit erlitt Makedonien ringsum Angriffe und Einfälle von seinen barbarischen Nachbarn, und eben jetzt war ein starkes Heer von Illyriern im Norden eingedrungen, durch dessen Verheerungen sich die Makedonier veranlaßt sahen, nach Antigonus zu schicken.

Nur wenig fehlte, so wäre dieses Schreiben gerade noch vor der Schlacht in seine Hände gelangt. Wäre es ihm zugekommen,

so würde er ohne Zweifel abgezogen sein und hätte den Achäern ohne Umstände Lebewohl! gesagt. Allein das Schicksal pflegt oft die wichtigsten Entscheidungen durch eine Kleinigkeit herbeizuführen; auch hier zeigte es die Wichtigkeit und die Kraft eines Augenblicks. Die Schlacht bei Sellasia war bereits geliefert, Kleomenes hatte Heer und Stadt bereits verloren, als im nächsten Moment die Boten eintrafen, welche den Antigonus zurückberiefen, — ein Umstand, der das Mißgeschick des Kleomenes noch viel bedauerlicher machte. Er durfte nur zwei Tage lang noch die Sache hinhalten und dem Kampfe ausweichen, — dann bedurfte es für ihn gar keines Kampfes mehr; er konnte unter Bedingungen, wie sie ihm selbst beliebten, mit Achaia Frieden schließen; die Makedonier waren abgezogen. Aber jetzt, wie gesagt, zwang ihn der Geldmangel, Alles auf Entscheidung der Waffen zu setzen und mit bloß zwanzigtausend Mann, nach Polyb's Angabe, gegen dreißigtausend Feinde in Schlachtordnung zu treten.

Cap. 28.

Im Kampfe zeigte er sich selbst als einen bewunderungswürdigen Feldherrn. Auch seine Mitbürger fochten unter ihm mit außerordentlichem Muthe, wie denn sogar die Tapferkeit der fremden Söldner keinem Tadel unterlag. Allein durch die Art der feindlichen Ausrüstung und die Wucht der schwerbewaffneten Phalanx wurde er dennoch aus seiner Stellung gedrängt.

Phylarchus behauptet, daß auch eine Verrätherei stattgefunden und diese hauptsächlich für Kleomenes die Sache verderbt habe. Antigonus hatte (nach der Angabe dieses Schriftstellers) den Illyriern und Akarnaniern Befehl ertheilt, in einem weiten Bogen den einen Flügel zu umgehen, auf welchem Kleomenes' Bruder, Eukleidas, stand; hierauf ordnete er seine übrigen Truppen zur Schlacht. Von einem hohen Punkte aus recognoscirte nun Kleomenes. Da er jedoch nirgends die Waffen der Illyrier und Akarnanier erblickte, so fürchtete er, daß Antigonus sie eben zu einem solchen Plane möchte verwendet haben.

Er ließ daher den Damoteles berufen, der über die soge-

nannte „Krypteia“ *) gesetzt war; diesem befahl er, zu sehen und zu suchen, wie es im Rücken und auf beiden Flanken der Schlachtordnung stehe. Damoteles erwiderte ihm: — (denn er war, wie behauptet wird, schon früher von Antigonus bestochen worden) — „er solle ganz ruhig sein! Alles stehe gut! Er solle seine Aufmerksamkeit nur auf den Angriff in der Front richten und dort sich vertheidigen!“ Kleomenes glaubte ihm und rückte gegen Antigonus vor. Durch den nachdrucksvollen Anprall der Spartaner in seiner Umgebung drängte er die makedonische Phalanx aus ihrer Stellung, so daß diese sich etwa fünf Stadien weit zurückzog und Kleomenes mit Heftigkeit und überlegener Gewalt ihr folgte.

Aber bald wurde auf der andern Seite die Abtheilung des Eukleidas umringt. Er machte Halt, und als er die Gefahr vernahm, rief er: „Du bist verloren, theurer Bruder, du bist verloren! Aber du bist ein Held, — das Vorbild für Sparta's Jugend und der Preisgesang der Frauen!“

So wurde denn Eukleidas mit seinen Truppen niedergemacht. Dort Meister geworden, stürmten jetzt die Feinde heran, und als Kleomenes seine Soldaten voll Bestürzung sah, ohne den Muth zu längerem Widerstande zu besitzen, suchte er sich selbst zu retten. Auch von den Miethtruppen sollen viele gefallen sein, — von den Lakedämoniern alle, bis auf zweihundert Mann. Es waren sechstausend gewesen!

Cap. 29.

Bei seiner Ankunft in Sparta gab er den Bürgern, welche ihm entgegengingen, den Rath, dem Antigonus die Thore zu öffnen. „Er selbst — erklärte er — werde im Leben wie im Tode stets nur das Interesse Sparta's zur Richtschnur seines Handelns nehmen.“

*) „Krypteia“ bestand, wie schon der Name andeutet, darin, daß die jungen Leute unter mancherlei Unbequemlichkeiten sich selbst ihre Nahrung verschaffen mußten, indem sie auf den Bergen herumirrten und mit List das Nöthigste holten, ohne von Jemand gesehen zu werden. Die Uebersetzung mit Einem geeigneten Worte wird wohl unmöglich sein. — Andere denken an den Befehlshaber der Reserve.

Wie er ſah, daß die Frauen den mit ihm entronnenen Kriegern zuliefen, ihnen die Waffen abnahmen und zu trinken brachten, da begab er ſich wohl auch in ſeine Wohnung. Das Mädchen, welches er hatte, — eine Freigeborene aus Megalopolis, die er nach dem Tode ſeiner Gattin annahm, — eilte, wie gewöhnlich, auf ihn zu und wollte ihm eine Erquickung reichen, weil er aus dem Feldzug zurückkam. Aber trotz allem Durſte konnte er ſich nicht entſchließen, zu trinken, trotz aller Müdigkeit nicht, ſich niederzuſetzen. Wie er gerade war, in voller Rüſtung, ſtützte er die Hand ſeitwärts an eine Säule und legte das Geſicht auf den Arm. In dieſer Stellung ruhte er ſich einige Augenblicke aus, durchlief in Gedanken raſch alle möglichen Pläne und eilte ſodann mit ſeinen Freunden nach Gythium. Dort beſtiegen ſie einige für eben dieſen Zweck bereit ſtehende Fahrzeuge und ſegelten ab.

Cap. 30.

Antigonus brauchte nur heranzukommen, um ſogleich die Stadt einzunehmen. Doch behandelte er die Lakedämonier freundlich. Die Würde Sparta's wurde durch keinerlei Beſchimpfung oder Uebermuth gekränkt; vielmehr gab er den Spartanern ſogleich ihre Geſetze und ihre Verfaſſung zurück, opferte den Göttern und zog dann am dritten Tage wieder zurück, weil ihm die Nachricht zukam, daß in Makedonien ein ſtarker Krieg ausgebrochen ſei und das Land von den Barbaren verwüſtet werde.

Bereits hatte ihn auch ſeine letzte Krankheit mit Macht befallen und war in eine heftige Schwindſucht mit anhaltendem Bluthuſten ausgeartet. Dennoch verlor er den Muth nicht, ſondern dauerte die Kämpfe in ſeiner Heimat noch mit ſolcher Kraft aus, daß er zuvor erſt einen glänzenden Sieg erfocht und ein furchtbares Blutvergießen unter den Feinden anrichtete, ehe er um ſo ruhmvoller ſtarb. Und zwar ſtarb er, — wie es an ſich wahrſcheinlich iſt und namentlich auch von Phylarchus berichtet wird, — indem er ſich eben durch das laute Schreien im Kampfe innerlich

etwas zerſprengte. In den Schulen*) konnte man hören, daß ein lauter Freudenruf, den er nach dem Siege ausſtieß: „o ſchöner Tag!“ ihm einen Blutſturz zugezogen habe; ein anhaltendes Fieber geſellte ſich dazu und machte ſeinem Leben ein Ende. Soviel von Antigonus.

Cap. 31.

Kleomenes nahm bei ſeiner Abfahrt von Kythera ſeine Richtung nach einer anderen Inſel, Aegialia. Von hier beabſichtigte er, nach Kyrene überzuſetzen, als einer ſeiner Freunde, Therykion, ein Mann, der bei allen Handlungen einen hohen Geiſt gezeigt hatte, dabei aber in ſeinen Worten ſtets hochtrabend und ruhmredneriſch geweſen war, ihm unter vier Augen etwa folgende Vorſtellungen machte.

„Den ſchönſten Tod,“ ſagte er, „den Tod in der Schlacht haben wir uns entgehen laſſen. Und doch haben uns Alle ſagen hören: Antigonus werde nur über die Leiche des Spartanerkönigs hinſchreiten dürfen. Aber ein anderer Tod, an Heldenehre der zweite, bleibt uns noch übrig. Wohin ſegeln wir in unſerem Unverſtande? Wollen wir dem Unglück entfliehen, das uns nahe iſt, — wollen wir ihm nachjagen in weiter Ferne? Wenn es keine Schande iſt, daß Herakles' Enkel den Nachkommen eines Philippus und Alexander dienſtbar werden, ſo können wir uns eine weite Fahrt erſparen. Wir dürfen uns nur an Antigonus übergeben, der vermuthlich eben ſo hoch über Ptolemäus ſteht, als über den Aegyptern Makedoner. Achten wir's aber unter unſerer Würde, Solchen zu dienen, von denen wir mit den Waffen beſiegt ſind — warum machen wir denn einen Menſchen, der gar nicht geſiegt hat, zum Gebieter über uns? Etwa, daß wir vor der Welt daſtehen — ſchlechter — nicht nur, als Einer, ſondern als Zwei? Denn vor Antigonus fliehen wir; dem Ptolemäus ſchmeicheln wir! Oder wollen wir ſagen, daß wir deiner

*) In den „Schulen“, d. h. höheren Lehranſtalten wurden auch geſchichtliche Vorträge gehalten.

Mutter wegen nach Aegypten kommen? Da wäre es doch für sie ein schönes, beneidenswerthes Schauspiel, wenn sie dich den Weibern eines Ptolemäus zeigte, — den Erkönig als Gefangenen, ihren Sohn als Flüchtling! Nein, so lange wir noch Herren sind über unser eigenes Schwert und Lakonien noch in Sicht haben, wollen wir nicht uns hier frei machen von dem Schicksal, hier uns rechtfertigen gegen die, so bei Sellasia gefallen sind für Sparta? Oder wollen wir lieber in Aegypten hinsitzen und uns fragen: wen Antigonus als Satrapen für Lakedämon hinterlassen hat?"

Auf diese Worte Therykions erwiderte Kleomenes: „Schurke, wenn du dem Leichtesten in der Welt, was Jedermann haben kann, dem Tode, nachjagst, — da träumst du noch von einem Heldenthum? Und bist dabei doch auf einer Flucht, die schmählicher ist, als jene erste war! Dem Feinde sind schon Leute gewichen, die tapferer waren, als wir, — wenn das Glück sie betrog, oder wenn die Uebermacht sie überwältigte. Wer aber bei Mühsal und Leiden, wer bei Menschentadel und Menschenmeinungen den Muth sinken läßt, der unterliegt nur seiner eigenen Schwachheit. Der frei erwählte Tod darf nicht eine Flucht sein vor dem Handeln, sondern selbst ein Handeln. Es ist schmählich, nur für sich selbst zu leben, um für sich selbst zu sterben. Und dazu forderst du mich auf, weil du darauf dringst, uns loszumachen aus der Lage des Augenblicks, ohne sonst etwas Edles oder Nützliches dadurch ins Werk zu setzen. Meine Meinung ist: ich und du, — wir beide dürfen die Hoffnungen, die wir noch für das Vaterland hegen, nicht aufgeben. Wenn diese Hoffnungen uns aufgeben, dann werden wir leicht den Tod finden, welchen wir suchen!"

Auf diese Worte erwiderte Therykion nichts. Allein sobald er einen günstigen Augenblick erhaschte, um sich von Kleomenes zu entfernen, ging er beiseite — an das Ufer des Meeres und — erstach sich.

Cap. 32.

Kleomenes dagegen ſegelte jetzt von Aegiala ab und landete in Afrika, wo er unter Begleitung der königlichen Diener nach Alexandrien kam.

Er wurde dem Ptolemäus vorgeſtellt und anfänglich von dieſem mit einer gewiſſen allgemeinen Freundlichkeit und Herablaſſung behandelt. Bald jedoch gab er Proben ſeiner geiſtigen Befähigung und zeigte ſich als einen Mann von hohem Verſtande. Auch im täglichen Verkehr mit dem Könige war ſein ſchlichtes, ſpartaniſches Weſen mit der Anmuth einer feineren Bildung verbunden. Nirgends machte er ſeinem hohen Stande Unehre; nie ließ er ſich von ſeinem Schickſal niederbeugen.

Deßwegen erſchien er jetzt als ein Mann, der mehr Zutrauen verdiente, als alle Andern, deren Schmeichelworte ſich nur nach dem Wohlgefallen des Fürſten richteten. Ptolemäus empfand in hohem Grade ein Gefühl von Scham und Reue über die bisherige Vernachläſſigung einer ſolchen Perſönlichkeit und deren Preisgebung an Antigonus, welcher dadurch ebenſoſehr an Ruhm, als an Macht gewachſen war. Er ſuchte daher den Kleomenes durch Auszeichnungen und Freundlichkeiten wieder zu gewinnen. Ja, er ermuthigte ihn ſogar durch die Verſicherung, ihn mit Schiffen und Geld nach Griechenland ſchicken und wieder in ſein Königreich einſetzen zu wollen. Auch bewilligte er ihm zum Unterhalt eine Summe von vierundzwanzig Talenten auf jedes Jahr. Hievon beſtritt Kleomenes die nöthigen Ausgaben für ſich und ſeine Freunde in ſparſamer, vernünftiger Weiſe, während er den größten Theil auf liebevolle Unterſtützung von Solchen verwendete, die ſich aus Griechenland nach Aegypten hatten flüchten müſſen.

Cap. 33.

Allein nun ſtarb der ältere Ptolemäus, ehe er dem Kleomenes ſein Verſprechen der Rückſendung erfüllt hatte. Und da jetzt die Regierung alsbald in die tiefſte Schwelgerei, Trunkenboldswirthſchaft und Weiberherrſchaft verfiel, ſo wurden auch die Angelegenheiten des Kleomenes vernachläſſigt.

Der König selbst war durch Weiber und Wein geistig so sehr heruntergekommen, daß er, wenn er noch am ehesten nüchtern und verhältnißmäßig bei Verstande war, nur eben Feste feierte und dabei, mit der Pauke in der Hand, in der Residenz Umzüge hielt. Die wichtigsten Angelegenheiten der Regierung besorgte die Geliebte des Königs, Agathoklea, nebst deren Mutter und einem Bordellbesitzer Oenanthes.

Dennoch schien es anfänglich, als ob man immerhin den Kleomenes nicht ganz entbehrlich finde. Denn Ptolemäus*) fürchtete seinen Bruder Magas, weil dieser durch den Einfluß seiner Mutter bei der Armee in hoher Geltung stand. Er zog daher auch den Kleomenes herbei und ließ ihn an seinen geheimen Berathungen Theil nehmen, indem er die Ermordung seines Bruders beabsichtigte. Während nun alle Andern zur Ausführung dieses Planes aufforderten, blieb Kleomenes der Einzige, der mit Nein! stimmte. Er erklärte: „wenn es möglich wäre, müßte man dem Könige lieber noch mehr Brüder schaffen — zur Sicherheit und zum Bestand seiner Regierung."

Als nun Sosibius, welcher unter den näheren Vertrauten der einflußreichste war, sich dahin äußerte: „daß sie sich eben auf die Soldtruppen nicht gehörig verlassen könnten, solange Magas lebe!" so bat ihn Kleomenes, wegen dieses Punktes ganz unbesorgt zu sein. „Mehr als dreitausend Mann von den fremden Truppen seien Peloponnesier, und diese richteten sich nach ihm; er brauche nur zu winken, und alle würden bereitwillig, die Waffen in der Hand, sich einstellen!"

Diese Aeußerung vermehrte für den Augenblick das Vertrauen auf die guten Gesinnungen des Kleomenes nicht wenig, und ebenso den Glauben an seine bedeutende Macht. Späterhin aber, als durch die Schwachheit des Ptolemäus auch dessen Furchtsamkeit sich steigerte, und als — nach der häufigen Erfahrung bei gedankenlosen Menschen — Angst vor Allem und Mißtrauen gegen Jedermann für das Sicherste zu gelten anfing: da machte jenes gleiche Wort den Kleomenes bei den Höflingen zu einem Gegen-

*) Ptolomäus Philopator.

ſtande der Furcht, weil man ſeine bedeutende Geltung bei den Soldtruppen wahrnahm. Oft hörte man nun Aeußerungen, wie folgende: „er ſei ein Löwe, der ſich hier unter den Schafen umtreibe.“ Denn in der That — einen ſolchen Charakter zeigte er auch im Palaſte, wo er ohne Scheu die Augen umherlaufen ließ und alle Vorgänge beobachtete.

Cap. 34.

Um Schiffe und Truppen zu bitten, hatte er aufgegeben. Als er jedoch erfuhr, daß Antigonus geſtorben, die Achäer in einen Krieg mit den Aetoliern verwickelt ſeien und die Lage der Dinge ſeine perſönliche Anweſenheit aufs Dringendſte verlange, weil der Peloponnes ſich in voller Verwirrung und Zerſplitterung befinde: ſo verlangte er zwar, ganz allein mit ſeinen Freunden abgeſandt zu werden, aber er fand nichts, als taube Ohren. Der König hörte ohnehin nicht auf ihn, ſondern beſchränkte ſich auf Harem, Schmauſereien und Saufereien. Der Mann aber, welcher Alles leitete und einleitete, Soſibius, hegte die Anſicht: „daß Kleomenes, wenn er unfreiwillig bleiben müßte, ſchwer zu behandeln und ſehr zu fürchten ſein würde; entlaſſe man ihn aber, ſo ſei er zu kühn, — ein zu unternehmender Mann, der überdies das Königreich in ſeinem krankhaften Zuſtande mit Wohlgefallen geſehen habe.“ Denn auch Geſchenke vermochten nicht, einen Kleomenes freundlicher zu ſtimmen. Es war, wie bei dem Stier Apis, der im Ueberfluß ſeine Tage hinbringt und ſcheinbar das üppigſte Wohlleben führt, dabei aber dennoch ſich nach einem ihm natürlichen Leben ſehnt, wobei er frei umherlaufen und Sprünge machen darf; man merkt ihm die innere Unbehaglichkeit deutlich an, trotz aller Wartung unter den Händen der Prieſter. Ebenſo konnte keine erwieſene Zärtlichkeit den Kleomenes befriedigen;

— „o nein, es zehrt' ihm im Herzen“

wie dem Achilleus,

„Dort zu bleiben, — und ſehnte ſich doch nach des Kampfes Getümmel!“ *)

*) Vgl. Homer Il. I, 491 f.

Cap. 35.

So ſtanden ſeine Verhältniſſe, als der Meſſenier Nikagoras nach Alexandrien kam, — ein Mann, der den Kleomenes haßte, wiewohl er ſich als deſſen Freund gebärdete. Er hatte einmal ein ſchönes Landgut an Kleomenes verkauft und hatte — vermuthlich wegen Geſchäftsüberladung und kriegeriſcher Abhaltungen — das Geld dafür nicht bekommen.

Dieſen Mann alſo bemerkte jetzt Kleomenes, und zwar ſogleich beim Ausſteigen aus ſeinem Handelsſchiff; denn zufällig ging er gerade am Rand des Hafens ſpazieren. Er grüßte ihn freundlich und fragte: „was für ein Grund ihn nach Aegypten führe?“ Nikagoras, der den Gruß höflich erwiderte, gab ihm die Auskunft: „er bringe ſchöne Pferde für den König, — Streitroſſe!“ Da lachte Kleomenes und ſagte: „ei, da ſollteſt du eher mit Harfenſpielerinnen*) und geilen Buben kommen! Das iſt jetzt die Hauptpaſſion bei dem König!“ Auf dies verzog Nikagoras nur den Mund zu einem Lächeln; aber wenige Tage nachher erinnerte er den Kleomenes an das Landgut und ſprach den Wunſch aus: „wenigſtens jetzt den Werthbetrag in Empfang zu nehmen; — er würde ihn nicht beläſtigen, wenn er nicht bei dem Verkauf ſeiner Ladung einen ziemlichen Verluſt hätte.“ Kleomenes erklärte darauf: „daß ihm von allen empfangenen Geſchenken nichts mehr übrig geblieben ſei,“ worüber Nikagoras ſich dergeſtalt ärgerte, daß er dem Soſibius den ſpöttiſchen Witz des Kleomenes hinterbrachte.

Letzterer nahm wohl auch die Sache mit Freuden an; doch ſuchte er noch eine bedeutendere Schuld, um den König aufzuhetzen. Er veranlaßte daher den Nikagoras, einen Brief zum Nachtheil des Kleomenes zu ſchreiben und dann zu hinterlaſſen, woraus deſſen Entſchluß hervorgehe: „im Fall er Kriegsſchiffe und Soldaten vom Könige bekomme, mit dieſen Kyrene wegzunehmen.“

*) Wir haben hier freilich dem antiken Inſtrument ein modernes unterſchoben — und zwar wegen des häufigen Renommés derer, die es betreiben.

Nikagoras verfaßte wirklich einen ſolchen Brief; dann fuhr er ab. Vier Tage ſpäter überbrachte Soſibius den Brief an Ptolemäus, unter dem Vorgeben, ihn ſo eben erhalten zu haben. Hiedurch verſetzte er den elenden jungen Fürſten in heftigen Zorn und man beſchloß, den Kleomenes in ein großes Haus zu führen, wo ihm zwar ſeine ſonſtigen Unterhaltsmittel, wie bisher, gereicht, dagegen jeder Ausgang verwehrt werden ſollte.

Cap. 36.

Schon dieſe Vorfälle waren für Kleomenes betrübt genug; allein die Ausſichten, die er für die Zukunft hatte, geſtalteten ſich noch weit jämmerlicher durch folgendes Ereigniß.

Ptolemäus, Chryſermos' Sohn, ein Freund des Königs, hatte ſich die ganze Zeit ſtets nur in artiger Weiſe mit Kleomenes unterhalten; es fand ſogar bei ihnen eine gewiſſe Vertraulichkeit und gegenſeitige Offenheit ſtatt. Dieſen Mann alſo hatte Kleomenes um einen Beſuch gebeten. Er kam und zeigte ſich im Geſpräche ganz anſtändig. Als er jedoch wieder im Begriffe war, das Haus zu verlaſſen, und unvorſichtigerweiſe nicht bemerkte, daß Kleomenes hinter ihm bis an die Thüre mitging, ſchalt er die wacheſtehenden Soldaten tüchtig aus: „daß ſie die große, ſchwer zu hütende Beſtie ſo nachläſſig und leichtſinnig bewachten."

Dies hörte Kleomenes mit eigenen Ohren, zog ſich, bevor Ptolemäus dies bemerkte, wieder zurück und erzählte es nun ſeinen Freunden. Voll Erbitterung gaben nun Alle die früher gehegten Hoffnungen völlig auf und beſchloſſen, zuerſt ſich gegen die Ungerechtigkeit, den Uebermuth des Ptolemäus zu wehren und dann Sparta's würdig zu ſterben, keineswegs aber abzuwarten, bis man ſie, wie Opferthiere, erſt fettgemäſtet habe zum Abſchlachten. Man fand es empörend, wenn Kleomenes, der gegenüber von Antigonus, einem heldenmüthigen, energiſchen Manne, jede Verſöhnung gleichgültig abgewieſen hätte, nunmehr ruhig hinſitzen ſolle, bis ein bigotter*)

*) „Bigott" iſt wohl das geeignetſte Wort für das unüberſetzbare griechiſche, welches einen Menſchen bezeichnet, der herumläuft, um für die Göttermutter Cybele Gaben einzuſammeln.

König Zeit fände, die Pauke aus der Hand zu legen und das Saufgelage ſeiner Feſte aufzugeben, um ihn — umzubringen.

Cap. 37.

Nachdem dieſer Entſchluß gefaßt und glücklicherweiſe Ptolemäus nach Kanopus verreist war, ſprengten ſie vor Allem das Gerücht aus, daß Kleomenes von dem König aus ſeiner Haft entlaſſen werde. Sodann handelte man nach einer gewiſſen königlichen Gewohnheit, wonach Solchen, die aus dem Gefängniß freigegeben werden ſollten, ein Feſteſſen und ſonſtige Geſchenke überbracht wurden. Demgemäß ließen auch die Freunde des Kleomenes viele derartige Dinge für ihn herrichten und ſchickten ſie von auswärts hinein, indem ſie die Wächter täuſchten, welche Alles von dem Könige hergeſandt glaubten. Er hielt ſogar ein Opfer und gab ihnen von Allem ihren reichlichen Antheil, ſetzte Kränze auf den Kopf und ſchmauste behaglich und fröhlich mit ſeinen Freunden.

Indeſſen ſoll er früher, als ſeine Abſicht geweſen war, zu der Ausführung geeilt ſein. Er bemerkte nämlich, daß einer von den Sklaven, die um den Plan wußten, außerhalb des Hauſes ſeiner Geliebten einen Beſuch gemacht hatte. Somit befürchtete er eine Anzeige. Als es Mittag war und er ſeine Wächter in der Trunkenheit eingeſchlafen ſah, zog er ſein Unterkleid an, wovon er die Naht auf der rechten Schulter aufgetrennt hatte, und ſtürzte nun mit gezogenem Schwert zum Palaſte hinaus, in Begleitung ſeiner Freunde, welche in gleicher Weiſe ausgerüſtet waren, — dreizehn an der Zahl.

Hippitas, der etwas gelähmt war, drang Anfangs gleichfalls in ſtürmiſchem Muthe hinaus; als er jedoch ſah, daß die Andern um ſeinetwillen langſamer vorwärts zogen, forderte er ſie auf, ihn umzubringen und nicht die ganze Unternehmung zu verderben, indem ſie auf einen unbrauchbaren Menſchen warteten. Zufällig aber führte ein Einwohner von Alexandrien gerade ein Pferd an der Thüre vorbei. Dies nahmen ſie ihm ab, ſetzten flink den Hippitas hinauf und jagten nun durch die Straßen, wobei ſie zugleich das ganze Volk zur Freiheit aufriefen.

Allein diese Menschen besaßen, wie es scheint, nur Kraft genug, um die Kühnheit des Kleomenes zu preisen und zu bewundern, während Niemand den Muth hatte, ihm zu folgen, oder beizustehen.

Indessen kam Ptolemäus, Chrysermos' Sohn, vom Hofe dahergegangen; drei fielen alsbald über ihn her und tödteten ihn. Als auch ein zweiter Ptolemäus, der städtische Kommandant, in einem Wagen auf sie zufuhr, rannten sie ihm entgegen, jagten seine Diener und Trabanten nach allen Seiten auseinander, rissen ihn selbst vom Wagen herab und tödteten ihn gleichfalls.

Hierauf zogen sie nach der Burg, und beabsichtigten, daselbst das Gefängniß aufzubrechen, um die ganze Masse der Eingesperrten für ihre Zwecke zu verwenden. Allein die Wache hatte noch bei guter Zeit gehörig abgesperrt, so daß Kleomenes, nach dem völligen Scheitern auch dieses Versuchs, andere Richtungen einschlug und in der ganzen Stadt umherirrte. Kein Mensch schloß sich ihm an; Alles lief in ängstlicher Hast davon.

So resignirte er also und sprach zu seinen Freunden: „nun, da war's kein Wunder, daß hier Weiber herrschen, über Männer herrschen, die vor der Freiheit davonlaufen!" Zugleich ermahnte er alle, sein und ihrer früheren Thaten würdig zu sterben!

Zuerst wurde Hippitas, auf seine eigene Bitte, von einem der Jüngeren niedergestochen. Dann tödtete sich von den Andern Mann für Mann unerschrocken und furchtlos mit eigener Hand. Nur Panteus fehlte noch, welcher einst der Erste war, der die Mauern von Megalopolis erstiegen hatte. Dieser stand in der schönsten Blüthezeit des Lebens und war auch in seinem Benehmen der edelste aller Jünglinge. Der König hatte ihn daher als Liebling stets in seiner Nähe gehabt und befahl ihm jetzt: „wenn er ihn und alle Andern gefallen sehe, — erst dann sich den Tod zu geben."

Bereits lagen sie insgesammt am Boden. Da ging nun Panteus herum und gab Jedem mit dem Dolch einen kleinen Stich, um zu versuchen, ob in Keinem mehr noch etwa verstecktes Leben wäre. Auch den Kleomenes stach er, und zwar in die Ferse; und als er sah, daß dieser das Gesicht dabei verzog, küßte

er ihn; dann ſetzte er ſich neben ihn. Und als es mit ihm zu Ende war, umarmte er noch den Leichnam und gab ſich über ihm dann ſelbſt den tödtlichen Stich.

Cap. 38.

Kleomenes war ſechzehn Jahre lang König von Sparta geweſen, und jetzt mußte der große Mann ein ſolches Ende finden!

Schnell hatte ſich die Sage durch die ganze Stadt verbreitet. Krateſiklea, wiewohl ſonſt ein ſo hochherziges Weib, gab jetzt dennoch ihr ſtolzes Selbſtbewußtſein dahin — gegenüber von der Größe des Unglücks. Indem ſie die Kinder des Kleomenes heftig umſchlang, brach ſie in ein lautes Wehgeſchrei aus. Von dieſen Kindern rannte das älteſte plötzlich davon und, ohne daß Jemand ſo etwas ahnen konnte, ſtürzte es ſich vom Dach herunter auf den Kopf. So jämmerlich nun ſein Zuſtand war, — todt war es nicht, ſondern als man es aufhob, ſchien es voll Unwillen darüber, „daß man es nicht ſterben laſſen wolle!“

Als Ptolemäus dieſe Vorfälle vernahm, gab er Befehl, den Leichnam des Kleomenes in eine Thierhaut zu ſtecken und dann an's Kreuz zu heften, die Kinder aber, die Mutter ſammt den Frauen ihrer Umgebung umzubringen. Unter letzteren befand ſich auch Panteus' Gattin, die ſich durch ihre würdevolle Schönheit ganz beſonders auszeichnete. Noch waren ſie ganz junge Eheleute und ſtanden auf dem Höhepunkt ihrer Liebe, als das Unglück über ſie hereinbrach. Sie hatte nun gewünſcht, ſogleich mit Panteus das Schiff beſteigen zu dürfen, allein ihre Eltern litten es nicht; ſie wurde gewaltſam von ihnen eingeſperrt und wohl gehütet. Bald darauf gelang es ihr jedoch, ſich ein Pferd und eine kleine Summe Geld zu verſchaffen, womit ſie Nachts durchging. Sie jagte geſtreckten Laufs nach Tänarum und beſtieg daſelbſt ein Schiff, das nach Aegypten ſegelte. Dort gelangte ſie wieder zu ihrem Manne und ertrug mit ihm das Leben in der Fremde, — klaglos und ſogar fröhlich.

Sie war es, welche jetzt Krateſiklea, als dieſe von den Soldaten hinaustransportirt wurde, an der Hand führte, ihr das

lange Kleid tragen half und Muth einsprach, obwohl Krateſiklea ſelbſt ſich keineswegs vor dem Tode fürchtete, ſondern nur die eine Bitte ausſprach, vor den Kindern ſterben zu dürfen.

Als ſie an dem Platze ankamen, wo die Henker ihr Handwerk auszuüben pflegten, mordeten ſie zuerſt die Kinder und Krateſiklea mußte zuſehen. Dann kam die Reihe an ſie ſelbſt, wobei ſie trotz der maßloſen Größe ihres Unglücks doch nur das einzige Wort ſprach: „o liebe Kleine, wohin iſt's mit euch gekommen!“

Pantens' Gattin aber, eine kräftige, große Perſon, ſchürzte ſich den Rock auf, um ſodann jeder der Sterbenden ſchweigend und ruhig noch den letzten Dienſt zu leiſten, indem ſie deren Kleidung ordnete, ſoweit die Umſtände es erlaubten. Zuletzt nach allen machte ſie ſelbſt ihre Todestoilette und ließ die Gewandung nieder, duldete aber nicht, daß irgend ein Dritter herankam und ſie ſah, mit Ausnahme deſſen, der zur Vollziehung der Hinrichtung befehligt war. Sie endete als eine Heldin, und brauchte keine Hand, die ſie noch herausputzte oder zudeckte nach ihrem Tode. So blieb denn auch im Sterben noch die edle Schönheit ihrer Seele, und die ſorgſame Achtſamkeit, die ſie im Leben ihrem Leibe angedeihen ließ, wurde von ihr bewahrt bis zum letzten Augenblick.

Cap. 39.

Lakedämon hatte durch dieſes tragiſche Frauenſchickſal einen großartigen Wettkampf durchgekämpft, einen Kampf um die Männlichkeit mit der Männerwelt. Es hatte auch hier den Beweis geliefert, daß ſelbſt in Zeiten des äußerſten Unglücks die wahre Tugend nicht verhöhnt werden kann von dem Schickſal.

Wenige Tage nachher bemerkten die Leute, welche den gekreuzigten Leichnam des Kleomenes bewachen mußten, eine ungewöhnlich große Schlange, die ſich um ſeinen Kopf herumgeſchlungen hatte und hiedurch das Geſicht verdeckte, ſo daß kein fleiſchfreſſender Vogel heranflog. Dies erweckte in dem König eine abergläubiſche Beſorgniß und Angſt, wie es auch die Weiber zu ſeltſamen Reinigungen veranlaßte, indem man jetzt den Getödteten für einen

Liebling der Götter, ja ſelbſt für ein höheres Weſen anſah. Auch die Bewohner von Alexandrien kamen oft und zahlreich zu dem Ort heran und nannten den Kleomenes einen „Heros“, einen „Götterſohn“, bis endlich die Geſcheidteren der Sache ein Ende machten und zwar durch die Nachweiſung, daß bei dem Verweſungsproceß von dem Rindvieh Bienen, von den Pferden Weſpen ſich bilden, ebenſo unter der früheren Vorausſetzung aus den Eſeln lebendige Käfer hervorkommen, und endlich in ähnlicher Weiſe ein menſchlicher Leichnam, wenn die verſchiedenen Blutſäfte am Mark zuſammenfließen und eine gewiſſe Conſiſtenz in ſich annehmen, alsdann Schlangen hervortreten läßt. Dieſe Beobachtung wurde ſchon im Alterthum gemacht und war der Grund, weßhalb man kein anderes Thier, als gerade die Schlangen, mit den „Heroen“ in nähere Beziehung ſetzte.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Plutarchs ausgewählte Biographien.

Deutſch

von

Ed. Eyth.

Siebzehntes Bändchen.

Romulus und Numa.

Stuttgart.

Krais & Hoffmann.

1866.

Vorwort.

Die „römische Frage“ beschäftigt — neben verschiedenen andern, welche noch immer auf Antwort warten — seit etlichen Jahren die politische Welt in einem hohen Grade; genau genommen thut es „die römische Frage“ seit mehr als dritthalb Jahrtausenden. Es mag daher wohl der Mühe werth sein, der ersten Quelle eines so gewaltigen Stromes nachzuspüren, welcher ebenso sehr durch seine wohlthätigen, befruchtenden Wirkungen, als durch die zerstörende Furchtbarkeit seiner Ueberschwemmungen in verschiedenen Zeiten merkwürdig geworden ist. **Romulus** und **Numa** heißen die ersten Begründer einer Stadt, welche noch heute in gewissem Sinne ein Weltreich beherrscht. Ihre Größe verdankt sie zwei Faktoren, welche schon bei frühestem Beginn in der Person jener beiden Könige verkörpert vor dem Blicke des Betrachters zu stehen scheinen. In der ersten großen Hauptperiode, der heidnischen, gründete sich die Macht Roms auf die Gewalt, welche mit dem Schwerte in der Hand eine Welt unterjocht; in der zweiten dagegen, welche noch fortdauert, auf die Macht, die von der Religion, ihrem Cultus und ihren Formen auf die Gemüther der Menschen ausgeübt werden kann. *So liegen gleichsam* die Typen der ganzen nachfolgen-

den Zeit schon in dem frühesten Charakter des Anfangs eingeschlossen. Wieweit hier Sage oder Geschichte waltet, ist neuerdings von vielen gelehrten Forschern gründlich untersucht worden, ohne daß sich jemals die Meinungen völlig ausgleichen werden. Indessen dünkt uns, gegenüber einer Kritik, die zuweilen in eine wahre Zerstörungssucht ausartet, die Ansicht sehr billig und vernünftig, welche Plutarch selbst in folgenden Worten ausspricht: „Freilich (sagt er), scheint Manchem das Dramatische und, wie man glauben könnte, künstlich Gemachte verdächtig. Allein dieß rechtfertigt den Unglauben noch nicht, wenn man sieht, wie das Schicksal oft wirklich ein Schöpfer von ganz phantastischen Ereignissen ist, und wenn man ferner die Geschichte Roms in Erwägung zieht, welches sicherlich keine so hohe Stufe von Macht errungen hätte ohne einen providentiellen Ursprung, der nothwendig manches Bedeutende und Ueberraschende enthalten mußte."

Romulus und Numa.

Cap. 1.

„Rom" — das ist ein großer, weltberühmter Name; aber woher und durch welchen Anlaß diese Stadt einen solchen Namen erhalten hat, darüber herrscht keine Uebereinstimmung bei den Schriftstellern.

Nach Einigen waren es Pelasger, die den größten Theil der Erde durchzogen*) und eine Menge von Völkerschaften überwältigt hatten, bis sie zuletzt sich an dieser Stelle niederließen, und wegen ihrer „Stärke" im Waffenhandwerk die Stadt mit obigem Namen benannten**).

Anderen Nachrichten zufolge entrann bei der Eroberung von Troja eine kleine Schaar von Menschen. Sie hatten das Glück, Fahrzeuge anzutreffen, und wurden von dem Sturm an die tyrrhenische Küste verschlagen, wo sie nun am Tiberflusse ankerten. Ihre Frauen litten unter der Meerfahrt bereits so sehr, daß sie eine Fortsetzung derselben nicht ertragen konnten. Deßwegen legte ihnen eine aus ihrer Mitte, welche nach Geburt und Verstand für die hervorragendste galt und „Roma" hieß, den Gedanken nahe, die Schiffe in Brand zu stecken. Der Plan wurde ausgeführt, worüber anfänglich die Männer sehr ungehalten waren; aber dann siegte die Nothwendigkeit, und sie gründeten in der Gegend von Pallantium***) eine Niederlassung. In

*) Von den pelasgischen Wanderungen berichtet namentlich Dionysius von Halikarnaß.

**) „Roma" bedeutet als griechisches Wort „Stärke".

***) Pallantium, kleine Stadt, welche die eingewanderten Arkadier auf einem Berge an der Tiber, der davon der palatinische hieß, erbaut hatten.

kurzer Zeit gestalteten sich ihre Verhältnisse über Erwarten gut. Die Erfahrung bewies nicht nur die Vortrefflichkeit des Landes, sondern sie wurden auch von den Nachbarn freundlich aufgenommen. Dieß bewog sie, neben anderen Ehren, welche sie der „Roma" erwiesen, auch die Stadt, deren Begründung letztere veranlaßt hatte, nach ihr zu benennen.

Aus jener Zeit soll sich die Sitte erhalten haben, daß die Frauen ihre Verwandten und Angehörigen männlichen Geschlechts mit einem Kusse begrüßen. Denn als die Weiber damals alle Fahrzeuge verbrannt hatten, bezeugten sie gleichfalls auf diese Art den Männern ihre zärtliche, liebevolle Gesinnung, um sie dadurch zu erweichen und ihren Zorn hinwegzubitten*).

Cap. 2.

Eine weitere Sage behauptet, daß Roma, eine Tochter des Italus und der Leukaria, oder nach Anderen des Telephus, dessen Vater Herkules war, als Gattin des Aeneas, oder nach einer abweichenden Nachricht des Sohnes von Aeneas, Askanius, der Stadt ihren Namen gegeben habe.

Ferner soll auch Romanus, ein Sohn des Odysseus und der Kirke, die Stadt begründet haben. Auch von Romos, Emathions Sohne, der von Diomedes aus Troja abgeschickt wurde, behauptet man das Gleiche; und nicht minder von einem Lateinerfürsten Romis, der die Tyrrhener aus dem Lande jagte, welche zuerst aus Thessalien nach Lydien, sodann aus Lydien nach Italien gekommen waren.

Selbst Diejenigen, welche nach der wahrscheinlichsten Erzählung den Namen der Stadt von Romulus ableiten, stimmen wenigstens über die Abkunft dieses Mannes nicht überein. Etliche sagen: er sei ein Sohn des Aeneas und der Tochter des Phorbas, Dexithea, gewesen, und schon als kleines Kind mit seinem Bruder Remus nach Italien gebracht worden. In dem angeschwollenen Flusse gingen jedoch alle

*) Nach anderer Erklärung wollte man durch diesen Kuß in Erfahrung bringen, ob die Frauenzimmer gegen das Verbot — Wein getrunken hätten.

übrigen Fahrzeuge zu Grunde; nur das, worin sich die Knaben befanden, trieb gemächlich an ein sanft ansteigendes Ufer und wurde gegen alle Erwartung gerettet. Daher stamme denn der Name: „Roma".

Wieder eine andere Nachricht meldet, daß Roma, eine Tochter der genannten Trojanerin (Dexithea), die Gemahlin von Telemachus' Sohn, Latinus, und Mutter von Romulus gewesen sei. Andere nennen dagegen Aemilia, eine Tochter des Aeneas und der Lavinia, welche mit Mars in vertraute Verhältnisse trat. Endlich geben noch andere Schriftsteller die folgende, völlig mährchenhafte Erzählung von seiner Geburt.

Tarchetius, ein sehr despotischer und grausamer König von Alba, soll in seinem Hause eine übernatürliche Erscheinung gehabt haben. Ein Phallus erhob sich aus seinem Herde und blieb daselbst viele Tage lang. Nun gab es in Etrurien ein Orakel der Thetys*), von welchem Tarchetius den Wahrspruch erhielt: „daß eine Jungfrau sich mit jener Erscheinung einlassen solle; denn es würde von ihr ein weltberühmter Sohn geboren werden, der durch Tugenden, Glück und Stärke sich höchlich auszeichne." Tarchetius theilte diesen Orakelspruch einer von seinen Töchtern mit und befahl ihr hinzugehen. Allein sie verschmähte diesen Antrag für ihre eigene Person und schickte nur eine Sklavin. Als Tarchetius dieß erfuhr, wurde er zornig und ließ seine beiden Töchter festnehmen, um sie zu tödten. Allein im Traume erschien ihm die Vesta, welche ihm den Mord verbot. Deßwegen befahl er den beiden eingekerkerten Mädchen, ein Gewebe zu verfertigen, nach dessen Beendigung sie erst einem Manne würden zur Ehe gegeben werden. Sie woben also den ganzen Tag hindurch, aber andere Mädchen zogen in der Nacht, auf Tarchetius' Geheiß, das Gewebe wieder auf. Indessen hatte die Sklavin Zwillinge geboren, die jedoch Tarchetius einem gewissen Teratius übergab, mit dem Befehle, sie umzubringen. Teratius trug sie aber nur in die Nähe des Flusses, wo er sie auf den Boden legte. Hierauf kam zu wiederholten Malen eine Wölfin, die ihnen

*) Thetys, Gemahlin des Okeanos, Mutter der Stromgötter und Okeaniden, oft Personification des Meers. Die Meergötter haben vielfach mit Weissagungen zu thun; denn auf dem Meere sieht man in räumlichem Sinne nicht nur rückwärts, sondern auch vorwärts, was sodann auf die Zeit angewendet wird.

welche des Königs Tochter, Antho, bei ihrem Vater einlegte. Doch wurde sie eingesperrt und mußte ihre Tage in völliger Abgeschiedenheit zubringen, um nicht ohne Vorwissen des Amulius Mutter zu werden. Demungeachtet gebar sie bald darauf zwei Knaben von ungewöhnlicher Größe und Schönheit. Um so mehr gerieth Amulius in Furcht, weßhalb er einem Diener befahl, die Kinder fortzutragen und auszusetzen. Dieser Diener soll nach Einigen Faustulus geheißen haben, während Andere nicht sowohl ihm, als vielmehr dem Auffinder der Knaben, obigen Namen ertheilen. Er legte also die beiden Kinder in eine Wanne und ging sodann an das Ufer des Flusses, um sie hineinzuwerfen. Als er jedoch den Fluß stark angeschwollen fand und mit tobendem Wellenschlag dahinrauschen sah, bangte es ihm, näher hinzutreten. Er setzte sie daher bloß in der Nähe des Uferrands auf den Boden, worauf er sich wieder entfernte. Aber der Wasserschwall des ausgetretenen Flusses faßte die Wanne unten, hob sie in die Höhe und brachte sie ganz ruhig an einen sanft emporsteigenden Platz, der jetzt Kermalus heißt, vor Alters aber „Germanus" genannt wurde, — wahrscheinlich weil „Germanus" auch die Bedeutung von „Brüdern" hat.

Cap. 4.

In der Nähe befand sich ein wilder Feigenbaum, den man Ruminalis nannte, — entweder nach Romulus, wie die Meisten annehmen, — oder weil auf der Weide die wiederkäuenden (ruminans) Thiere wegen des Schattens dort ihre Mittagsruhe hielten, — oder am liebsten wegen des Säugens der beiden Kinder, weil bei den Alten die weibliche Brust ruma hieß. Auch eine gewisse Göttin, die, wie man glaubte, für das Aufziehen der Säuglinge sorgte, nennt man Rumilia und bringt ihr sogenannte „nüchterne" Gaben dar, indem man Milch statt Weins auf ihre Opfer gießt.

Hier lagen nun die Kinder, als eine Wölfin, der Sage nach, sich einstellte, um sie zu säugen, und ebenso ein Specht, um sie nähren und bewachen zu helfen. Beiderlei Thiere galten dem Mars für heilig. Dem Spechte namentlich widmen die Latiner eine ganz besondere religiöse Verehrung, und wegen dieser Umstände hauptsächlich fand die

den Zeit ſchon in dem früheſten Charakter des Anfangs eingeſchloſſen. Wieweit hier Sage oder Geſchichte waltet, iſt neuerdings von vielen gelehrten Forſchern gründlich unterſucht worden, ohne daß ſich jemals die Meinungen völlig ausgleichen werden. Indeſſen dünkt uns, gegenüber einer Kritik, die zuweilen in eine wahre Zerſtörungsſucht ausartet, die Anſicht ſehr billig und vernünftig, welche Plutarch ſelbſt in folgenden Worten ausſpricht: „Freilich (ſagt er), ſcheint Manchem das Dramatiſche und, wie man glauben könnte, künſtlich Gemachte verdächtig. Allein dieß rechtfertigt den Unglauben noch nicht, wenn man ſieht, wie das Schickſal oft wirklich ein Schöpfer von ganz phantaſtiſchen Ereigniſſen iſt, und wenn man ferner die Geſchichte Roms in Erwägung zieht, welches ſicherlich keine ſo hohe Stufe von Macht errungen hätte ohne einen providentiellen Urſprung, der nothwendig manches Bedeutende und Ueberraſchende enthalten mußte.“

Romulus und Numa.

Eine edle Körpergestalt ließ alsbald und schon in frühester Kindheit durch ihre Größe und Schönheit die wirkliche Natur deutlich ahnen, die in ihnen lag. Als sie heranwuchsen, waren beide beherzt und tapfer; sie hatten gegenüber von jeder Gefahr, die sich zeigte, einen Muth und eine Kühnheit, welche durch nichts erschüttert werden konnten.

Doch schien Romulus zugleich mehr Ueberlegung zu zeigen und mehr politischen Verstand zu besitzen. Auch in den Berührungen mit den Nachbarn, welche durch das Weiden oder Jagen herbeigeführt wurden, ließ er vielfache und deutliche Spuren davon erkennen, daß er mehr zum Gebieter, als zum gehorsamen Diener geschaffen sei. Daher waren denn auch Beide freundlich gegen Stammesgenossen oder Leute niedrigeren Standes, während sie auf die königlichen Vorstände, Aufseher und Oberhirten, die, wie sie meinten, „um kein Haar tapferer seien", stolz herunterſahen, ohne sich um deren Drohungen oder Zorn im mindesten zu kümmern. Sie wählten sich ferner nur Lebensgewohnheiten und Beschäftigungen, wie sie dem freien Manne anstehen. Müssiggang und Unthätigkeit war in ihren Augen eines freien Mannes nicht würdig, wohl aber körperliche Uebungen, Jagen, Rennen, Räuber vertreiben, Diebe einfangen und Bedrängte vor ferneren Gewaltthätigkeiten schützen. Durch solche Handlungen wurde bald ihr Name weit und breit mit Ehren genannt.

Cap. 7.

Nun bekamen einmal Amulius' Rinderhirten Händel mit denen des Numitor. Als man den ersteren ihre Heerden forttrieb, wollten dieß die Jünglinge nicht dulden, erschlugen zum Theil die Gegner oder jagten sie davon und nahmen ihnen das Meiste von der Beute wieder ab. Den Unwillen des Numitor hierüber achteten sie nicht; vielmehr wurde von ihnen eine ganze Schaar von Verarmten oder Sklaven theils gesammelt, theils angenommen, wodurch sie den Grund zu rebellischer Kühnheit und Gesinnung legten.

Als sich später Romulus zur Begehung eines Opfers entfernt hatte — wie er denn überhaupt ein Freund von Opferdienst und

Mantik war — so stießen zufällig die Hirten des Numitor auf Remus, der mit geringer Begleitung daherkam. Es entspann sich ein Kampf, wobei es beiderseits Schläge und Wunden setzte. Doch gewannen Numitor's Leute die Oberhand und bekamen den Remus lebendig in ihre Gewalt.

Dieser wurde nun zu Numitor abgeführt und verklagt. Numitor selbst strafte ihn nicht, weil er die bereits vorhandene Mißstimmung seines Bruders fürchtete. Wohl aber begab er sich zu Letzterem und verlangte Genugthuung als Bruder und als ein Mann, welcher von den Sklaven des Amulius, „welcher König sei", die größte Beleidigung erlitten habe. Auch die Einwohnerschaft von Alba theilte den Unwillen und man hielt allgemein dafür, daß dem Numitor ganz unverdienterweise ein großes Unrecht geschehen sei; dieß machte auf Amulius Eindruck, und er übergab den Remus dem Numitor selbst, um mit ihm anzufangen, was er wolle.

Numitor nahm seinen Gefangenen in Empfang. Als er jedoch nach Hause kam, mußte er sich schon über die äußere Erscheinung des jungen Mannes wundern, der an Größe und Stärke über alle andern hervorragte. Auch im Gesichte bemerkte er den Ausdruck einer kühnen unbeugsamen Seele, die von der Lage des Augenblicks nicht gebunden, noch berührt werden konnte. Ferner hörte er von den Thaten und Unternehmungen des Jünglings, welche mit dem, was er sah, völlig zusammenstimmten. Das Wichtigste aber bestand ohne Zweifel darin, daß er nach der Fügung eines Gottes, der hier den Beginn einer großen Sache einleitete, theils durch Ueberlegung, theils durch Zufall von selbst der Wahrheit nahe kam und daher fragte: „wer er sei und woher er stamme?" — Dabei flößte er ihm zugleich durch den sanften Ton seiner Stimme und durch einen freundlichen Blick Vertrauen und Hoffnung ein.

Voll getrosten Muthes sprach Remus: „ich werde dir nichts verheimlichen; denn du scheinst mir besser zum König zu taugen, als Amulius. Du hörst und fragst doch ehe du strafst; der Andere liefert aus, ohne zu untersuchen. Früherhin wußten wir uns nur als Kinder von Dienstleuten des Königs, von Faustulus und Larentia; wir sind Zwillinge. Seitdem wir aber bei dir verklagt und verleumdet worden sind, so daß es uns um's Leben geht, hören wir große Dinge

über uns. Ob sie wahr sind entscheidet vermuthlich jetzt die Gefahr, darin wir stehen. Unsere Geburt soll ein Geheimniß sein und unsere Auferziehung von frühester Kindheit an noch viel seltsamer. Wir wurden hingeworfen für die Vögel und wilden Thiere und — wurden von ihnen ernährt, — ernährt von der Brust einer Wölfin und von den Bissen eines Spechts, als wir in einer Wanne lagen an dem großen Fluß. Die Wanne ist noch vorhanden und wird aufgehoben. In ihren Reifen aus Erz sind unleserliche Buchstaben eingegraben, die vielleicht später einmal Erkennungszeichen abgeben für unsere Eltern. Aber diese Zeichen werden unnütz sein; wir sind dann — todt!"

Numitor, der aus diesen Reden und nach dem äußeren Anblick sich über die Zeit allerhand Vermuthungen machte, wich keineswegs den Erwartungen aus, die ihn in Unruhe versetzten. Dagegen besann er sich, wie er mit seiner Tochter wegen dieser Sache heimlich zusammen kommen könnte, um ihr Mittheilungen zu machen; denn sie befand sich noch immer in strengem Gewahrsam.

Cap. 8.

Sobald Faustulus die Gefangennahme und Auslieferung des Remus erfuhr, forderte er den Romulus zu dessen Befreiung auf. Erst jetzt enthüllte er ihm völlig die Geschichte seiner Geburt; früher sprach er nur in halbräthselhaften Worten und offenbarte ihnen nur so viel, als genügte, um ihre Gedanken, wenn sie darauf achteten, vor dem Kleinen zu bewahren. Er selbst holte die Wanne und wollte damit zu Numitor gehen, war aber voll Eilfertigkeit und Angst wegen der Wichtigkeit des Augenblicks. Dadurch erregte er Verdacht bei den königlichen Wachen am Thore. Er wurde von ihnen schief angesehen, war verdutzt in seinen Antworten, und so entdeckte man also, daß er die Wanne unter seinem Kleide zu verbergen suchte.

Zufälligerweise befand sich unter ihnen auch Einer von den Leuten, welche früher die Kinder zum Forttragen erhalten hatten und bei der Aussetzung zugegen waren. Als dieser jetzt die Wanne erblickte und sie theils an der Art, wie sie gemacht war, theils an den Buchstaben wieder erkannte, so errieth er den wahren Sachverhalt, den er

nicht unbeachtet ließ. Vielmehr meldete er unverzüglich den Hergang dem Könige und veranlaßte gegen Faustulus eine strenge Untersuchung.

Dieser vermochte zwar bei den vielfachen und starken Torturen, die man anwandte, nicht unüberwindlich auszuhalten; doch ließ er sich ebensowenig vollständig abzwingen. Er bekannte, daß die Kinder noch am Leben seien, aber — sie seien weit weg von Alba, — (gab er an) — und seien Hirten. Er selbst sei gekommen, um dieß Ding — (die Wanne) — zu der Ilia zu bringen, welche oft ein Verlangen gehabt hätte, es zu sehen und anzurühren, um dadurch ihre Hoffnung von den Kindern zu stärken!

Wie also Leute, die in der Bestürzung sind, und in der Angst oder nach den Eingebungen der Leidenschaft handeln, ganz leicht alles Mögliche erfahren können, so ging es nun eben auch dem Amulius. Er schickte einen Mann, der außerdem ein wackerer Mensch und zudem des Amulius Freund war, in aller Eile ab, mit dem Befehle, sich bei Numitor zu erkundigen, ob zu ihm irgend ein Gerücht hinsichtlich der Knaben, ihrer Rettung und ihres Lebens gekommen sei. Der Mensch kam und sah mit Erstaunen, wie Numitor nahe daran war, den Remus in der zärtlichsten Weise zu umarmen. Er bekräftigte ihre Hoffnung durch seine Versicherungen und ermahnte sie rasch an's Werk zu gehen. Auch schloß er sich selbst ihnen zur Mithilfe an.

Uebrigens wurde jede Zögerung schon durch die Umstände unmöglich gemacht, auch wenn man hätte zögern wollen; denn Romulus war bereits in der Nähe, und nicht wenige der Stadtbewohner liefen ihm zu, von Haß und Furcht vor Amulius getrieben. Auch führte er eine bedeutende Streitmacht mit sich, welche in Haufen von je hundert Mann (Centurien) eingetheilt war. An der Spitze jedes Haufens zog ein Mann, der ein Bündel Gras und Reisig hoch an einer Stange dahertrug. Solche Bündel heißen bei den Lateinern Manipeln und hievon nennt man noch jetzt in den Armeen solche Leute „Manipularen."

Da nun zu gleicher Zeit Remus innerhalb der Stadt den Abfall anstiftete, Romulus von außen heranzog, so vermochte der Tyrann weder etwas auszuführen, noch selbst zu erfinnen, was zu seiner

Rettung diente; hiezu war ſeine Unſchlüſſigkeit und Verwirrung allzugroß. Er wurde alſo überfallen und ermordet.

Das Meiſte der genannten Umſtände erzählt auch Fabius und Diokles von Pepareth, welcher zuerſt eine Entſtehungsgeſchichte Roms verfaßt zu haben ſcheint. Freilich ſcheint Manchen dabei das Dramatiſche und, wie man glauben könnte, künſtlich Gemachte verdächtig. Indeſſen rechtfertigt dieß den Unglauben noch nicht, wenn man ſieht, wie das Schickſal oft wirklich ein Schöpfer von ganz phantaſtiſchen Ereigniſſen iſt, und wenn man ferner die Geſchichte Roms in Erwägung zieht, welches ſicherlich keine ſo hohe Stufe von Macht errungen hätte ohne einen providentiellen Urſprung, der nothwendig manches Bedeutende und Ueberraſchende enthalten mußte.

Cap. 9.

Als Amulius umgebracht und wieder eine feſte Ordnung der Dinge hergeſtellt war, wollten die beiden Jünglinge nicht in Alba wohnen, ohne zu herrſchen; aber ebenſowenig wollten ſie die Herren ſein, ſolange ihr Großvater noch lebte. Sie gaben alſo dieſem vorerſt die Regierung zurück, wie ſie auch für die ihrer Mutter gebührende Ehre ſorgten. Dann aber beſchloſſen ſie, für ſich allein zu wohnen, indem ſie in den Gegenden, wo ſie anfänglich waren auferzogen worden, eine Stadt begründeten.

Dieß erſcheint von allen Urſachen, die man angibt, die paſſendſte zu ſein. Vielleicht war es auch bei der großen Anzahl von Sklaven und Ausreißern, die ſich ihnen angeſchloſſen hatten, durchaus nothwendig, an einem beſonderen Orte zuſammen zu wohnen, wenn nicht ihre ganze Macht durch die Zerſtreuung jener Leute wieder in ein Nichts ſich auflöſen ſollte. Denn daß die eigentlichen Einwohner von Alba keine Vermengung dieſer Ausreißer mit ihnen ſelbſt und keine Aufnahme in die Bürgerſchaft dulden wollten, bewies vor Allem ſchon die Geſchichte des Weiberraubs, die man nicht im Uebermuthe wagte, ſondern bloß nothgedrungen, aus Mangel an freiwilligen Eheverbindungen; nachher erwieſen ſie ja den geraubten Frauen alle erdenklichen Ehren! Ferner, als die Stadt allmälig ihre erſte bauliche Anlage

erhielt, errichteten sie einen nach dem Gotte Asyläus benannten Tempel, wohin sich alle heimathlosen Leute flüchten konnten. Hier nahmen sie Jedermann auf, lieferten weder einen Sklaven seinem Herrn, noch einen armen Schuldner seinem Gläubiger, noch einen Mörder seinen Behörden aus, sondern erklärten, daß sie in Folge eines pythischen Orakelspruchs Jedermann eine vollkommene Sicherheit gewährleisteten. Hiedurch gewann die Stadt in kurzer Zeit eine sehr große Einwohnerzahl; denn der ersten häuslichen Herde sollen es nicht mehr als tausend gewesen sein. Doch hievon erst später.

Kaum hatten sie jedoch ihren Bauplan ernstlich gefaßt, als bereits zwischen ihnen ein Streit über die Oertlichkeit ausbrach. Romulus baute also das sogenannte quadratische, d. h. „viereckige" Rom*) und beabsichtigte, diesen Ort zur Stadt zu erheben. Remus dagegen bestimmte dazu einen festen Punkt auf dem Aventinus, der nach ihm den Namen „Remonium" erhielt und jetzt Rignarium**) heißt.

Sie verabredeten nun den Streit durch Augurien zu entscheiden, und setzten sich deßhalb an zwei getrennte Plätze, worauf dem Remus sechs, dem Romulus aber doppelt so viele Geier erschienen sein sollen. Nach Einigen sah Remus die seinigen wirklich und wahrhaftig, während die Angabe des Romulus eine Lüge war; erst als Remus herankam, seien dem Romulus die zwölf erschienen, weßwegen noch jetzt die Römer bei ihren Augurien hauptsächlich die Geier beachten. Herodorus aus Pontus erzählt, daß auch Herkules sich jedesmal gefreut habe, wenn ihm bei einem Unternehmen ein Geier erschien. Denn der Geier ist das unschuldigste Thier von der Welt, das keinem Saatfeld, keiner Pflanzung, keiner Heerde den geringsten Schaden thut, sondern sich nur von todten Körpern nährt, ohne irgend ein lebendes Wesen umzubringen oder zu verletzen; an Vögel, in denen er seine Stammverwandte erkennt, geht er sogar dann nicht, wenn sie todt sind. Adler, Eulen und Habichte dagegen stoßen und morden ihresgleichen auch lebendig; — und doch heißt es bei Aeschylus:

„Wie kann ein Vogel ohne Sünde sein,
Wenn er von einem andern Vogel fraß?"

*) Roma quadrata war eine Verschanzung auf dem palatinischen Hügel.
**) Wahrscheinlich ein verfälschter Name.

Ueberdieß flattern die andern Arten stets so zu sagen vor unsern Augen herum, und lassen sich fortwährend blicken; der Geier ist ein seltenes Schauspiel, und wir wissen nicht leicht davon, daß man auf junge Geier gestoßen ist. Bei Manchen wurde dadurch sogar die seltsame Vermuthung erweckt, daß die Geier aus irgend einem andern Lande erst in unsere Gegenden herüberwandern, — eine Vermuthung, welche von der Seltenheit und von den Unterbrechungen ihrer Erscheinung herrührt, wie denn auch die Wahrsager Letzteres von Allem verlangen, was nicht naturgemäß oder von selbst eintritt, sondern durch göttliche Sendung sich offenbart.

Cap. 10.

Remus, der die Täuschung merkte, wurde darüber sehr aufgebracht. Als daher Romulus einen Graben zog, womit die Mauer rings umgeben werden sollte, spottete er über einen Theil dieser Arbeiten, bei einem andern Theil verhinderte er die Ausführung. Zuletzt sprang er gar hinüber, wurde aber jetzt — nach Einigen von Romulus selbst, nach Andern von einem Gefährten desselben, Celer — auf der Stelle todt geschlagen.

Bei dieser Schlägerei fiel auch Faustulus und ebenso Pleistinus, ein Bruder des Faustulus, der bei der Aufziehung des Romulus mitgeholfen haben soll. Celer verlegte späterhin seinen Wohnsitz nach Etrurien, und nach ihm nennt man bei den Römern schnelle und behende Leute „Celeres". (So erhielt auch Quintus Metellus, der nach dem Tode seines Vaters schon in wenigen Tagen Gladiatorenspiele hielt, wobei man die Raschheit seiner Veranstaltungen bewunderte, aus diesem Grunde den Beinamen: Celer.)

Cap. 11.

Romulus ließ nun sowohl den Remus, als auch seine beiden Nährväter, auf dem Platze Remoria begraben.

Hierauf setzte er den Bau der Stadt fort, nachdem er zuvor

Männer aus Etrurien hatte kommen laſſen, die ihm für alles Einzelne nach gewiſſen heiligen Satzungen und Urkunden Anleitung und Belehrung gaben, wie bei den Myſterien. Es wurde nämlich in der Gegend des jetzigen Comitiums*) eine kreisförmige Grube gezogen und Erſtlinge von Allem, was man nach dem Geſetz als erlaubt, oder nach der Natur als nothwendig gebrauchte, in dieſelbe niedergelegt. Zuletzt warf Jeder ein wenig Erde, das er aus dem Lande, woher er gekommen war, mitbrachte, dazu hinein, und dann mengte man Alles untereinander. Man benennt dieſe Grube mit dem gleichen Namen wie das Weltgebäude ſelbſt «mundus». Sie bildete nun gleichſam das Centrum für einen Kreis, indem man um den von ihr gebildeten Mittelpunkt herum den weiteren Stadtplan bezeichnete.

Der Begründer legt hiebei eine eherne Pflugſchar an einen Pflug, ſpannt einen Stier und eine Kuh davor und fährt ſodann im Kreiſe herum, wobei er für die Begränzungen eine tiefe Furche zieht. Das Geſchäft derer, die hinten nach gehen, beſteht darin, die Schollen, welche der Pflug aufwirft, nach der inneren Seite zu kehren und keine nach außen liegen zu laſſen. Durch dieſe Linie beſtimmt man alſo den Lauf der Mauer und nennt den inneren Raum, mit Weglaſſung einiger Buchſtaben, «pomoerium**)», d. h. im Rücken oder hinter der Mauer. Wo man aber ein Thor einzuſetzen gedenkt, nimmt man die Schar aus dem Boden und hebt den Pflug hinüber, ſo daß dadurch ein Zwiſchenraum entſteht. Aus dieſem Grunde hält man die ganze Mauer für heilig, mit Ausnahme der Thore. Wollte man auch die Thore für heilig achten, ſo könnte man manche Gegenſtände, welche zwar nothwendig, aber unrein ſind, nicht wohl ohne Gewiſſensſcrupel herein- oder hinauspaſſiren laſſen.

Cap. 12.

Daß nun die erſte Begründung Rom's auf den 21. April fällt, iſt die allgemeine Annahme. Auch begeht man in Rom dieſen Tag

*) Comitium, eigentlich „Verſammlungsplatz", ein Theil des römiſchen Forums, wo das Volk nach Curien zuſammenkam, um Geſetze zu geben, Prieſter zu wählen und dergl.

**) post muros.

feſtlich, indem man ihn den „Geburtstag“ der Vaterſtadt nennt. Anfänglich aber, wie man erzählt, opferten die Römer hiebei nichts Lebendiges, ſondern meinten, für ihre Vaterſtadt das Feſt, welches von der Begründung den Namen trägt, durchaus von allem Blute rein erhalten zu müſſen.

Indeſſen wurde bei ihnen auch ſchon vor Erbauung der Stadt auf obigen Tag ein Hirtenfeſt gefeiert, welches Palilia*) hieß. Heutzutage freilich zeigen die römiſchen Neumonde keine Uebereinſtimmung mehr mit den griechiſchen; doch ſoll der Tag, an welchem Romulus den Grundſtein zu ſeiner Stadt legte, genau der dreißigſte Tag (des griechiſchen Monats) geweſen ſein; an demſelben ſoll auch eine Sonnenfinſterniß eingetreten ſein, welche, wie man glaubt, Antimachus**), der bekannte Epiker aus Teos, berechnet hatte und die in's dritte Jahr der ſechsten Olympiade fiel.

Zu den Zeiten des Philoſophen Varro, eines Mannes, der zu Rom der fruchtbarſte Schriftſteller im hiſtoriſchen Fache war, lebte ein Freund deſſelben, Namens Tarrutius***), der ſich gewöhnlich mit Philoſophie und Mathematik beſchäftigte, daneben aber auch aus wiſſenſchaftlicher Liebhaberei Aſtrologie trieb, und in letzterem Fache für äußerſt geſchickt galt. Dieſem gab Varro die Aufgabe, die Geburt des Romulus nach Tag und Stunde auszurechnen, indem er aus den vollendeten Thatſachen, die man hinſichtlich des betreffenden Mannes berichtete, ſeine Schlüſſe ziehen ſollte, — gerade ſo, wie die Auflöſungen von geometriſchen Problemen hiezu Anleitung geben. Denn es müſſe der Wiſſenſchaft ebenſo gut möglich ſein, bei gegebenem Leben die Geburtszeit aufzufinden, als umgekehrt, wenn man die Geburtszeit eines Menſchen erhalten habe, deſſen Leben vorauszuſagen. Tarrutius†) that alſo was ihm aufgetragen war. Zuerſt waren es die Leiden und die Handlungen des Romulus, die er in Erwägung zog; hierauf vereinigte er die Dauer ſeines Lebens und die Art ſeines Todes

*) Palilia von der Hirtengöttin Pales.

**) Antimachus, Zeitgenoſſe Plato's, Dichter der Thebais.

***) Tarrutius. Auch Cicero nennt ihn einen Mann, der in den „chaldäiſchen Rechnungen“ ſehr bewandert war.

†) Tarrutius rechnete als Schüler der Aegypter in der Aſtrologie nach ägyptiſchen Monaten.

nebst allem Derartigen, und schließlich erklärte er mit der größten Bestimmtheit und Zuversicht: „die Empfängniß des Romulus habe stattgefunden im ersten Jahre der zweiten Olympiade, im Monat „Choiak“ nach ägyptischer Bezeichnung, am dreiundzwanzigsten zur dritten Stunde, in welcher eine völlige Sonnenfinsterniß eintrat; die Geburt auf die Welt im Monat „Thoth*)“, am einundzwanzigsten um Sonnenaufgang. Der erste Grund zu der Stadt Rom sei von ihm gelegt worden am neunten Tag des Monats Pharmuthi zwischen der zweiten und dritten Stunde. Denn auch das Schicksal einer Stadt, wie das eines einzelnen Menschen, — glaubt man — stehe unter der Herrschaft der Zeit, welche sich aus dem ersten Beginne der Stadt, verglichen mit den damaligen Constellationen, wissenschaftlich berechnen lasse.

Vielleicht werden diese und ähnliche Dinge durch das Gepräge des Fremdartigen und Seltsamen, das sie an sich tragen, mehr anziehend auf den Leser wirken, als daß sie durch ihren mährchenhaften Charakter einen unangenehmen Eindruck auf ihn hervorbringen.

Cap. 13.

Nach Begründung der Stadt theilte Romulus vor Allem die sämmtliche waffenfähige Mannschaft in einzelne Heerhaufen ab. Jeder Heerhaufen bestand aus dreitausend Mann Fußvolk und dreihundert Reitern. Der Name dafür war „Legion“ (Auswahl), weil die Streitbaren aus der ganzen Masse „ausgewählt“ waren. Die Andern bildeten sodann das Volk, und diese Masse hieß populus. Hundert — und zwar die Vornehmsten — bestimmte er zu Mitgliedern des Raths und gab ihnen den Titel „Patricier“, in ihrer Gesammtheit „Senat“.

Das Wort „Senat“ bedeutet einfach: „Rath der Alten“; „Patricier“ aber sollen die Rathsherren nach Einigen genannt worden sein, weil sie „Väter“ (patres) rechtmäßiger Kinder waren; nach Andern richtiger, weil sie selbst ihre Väter anzugeben vermochten, was unter der ersten zusammengelaufenen Bevölkerung der Stadt nicht ge-

*) Der Monat „Thoth“ war der erste Monat der Aegypter, unser September, Choiak, der vierte, unser December, Pharmuthi der achte, unser April.

rade bei Vielen möglich war. Noch Andere leiten den Namen vom Patronate ab. Denn ſo nannte man und nennt man noch heutzutage das Schutzverhältniß eines Höheren zu einem Geringeren, wobei man glaubt, daß unter den mit Evander Eingewanderten ſich ein gewiſſer „Patron“ befunden habe, — ein Mann, der ſich ein Geſchäft daraus machte, den niedriger Geſtellten in jeder Art Beiſtand und Hilfe zu leiſten, und der ſomit dieſer Thätigkeit einen nach ſeinem eigenen gebildeten Namen hinterließ. Doch wird man der Wahrſcheinlichkeit am nächſten kommen, wenn man annimmt, daß Romulus dieſen Namen feſtgeſtellt hat, weil er verlangte, daß die erſten und einflußreichſten Männer ſich pflichtshalber mit einer gewiſſen väterlichen Sorgfalt und Achtſamkeit der Geringeren annehmen ſollten, und ferner, weil er die Anderen anweiſen wollte, daß ſie ſich nicht fürchten, oder über die Ehre der Vornehmeren unzufrieden ſein, ſondern vielmehr in freundlicher Geſinnung mit ihnen verkehren ſollten, indem ſie dieſelben als ihre „Väter“ betrachteten und auch ſo betitelten. Und während man jetzt von Seiten des Auslands die Mitglieder des Senats häufig mit dem Namen von „Fürſten“ bezeichnet, heißen ſie noch immer bei den Römern ſelbſt nur patres conscripti, — ein Name, in deſſen Anwendung die größte Anerkennung und Ehre liegt, während er zugleich keine Spur von Mißgunſt in ſich ſchließt. Im Anfang bezeichnete man ſie ſelbſt nur als „Väter“, ſpäterhin jedoch, als noch eine größere Anzahl hinzugenommen wurde, als patres conscripti. Dieß war ſomit nach Romulus' Anordnung der höhere Name, um den Unterſchied des ſenatoriſchen Elements von dem gewöhnlichen Volke auszudrücken.

Noch auf andere Weiſe trennte er die Vornehmen von der Maſſe, indem er ſie „Patrone“ nannte, d. h. Schutzherrn, die Andern dagegen „Clienten“, d. h. Schutzbefohlene. Zugleich brachte er ihnen eine bewunderungswürdige Geſinnung des gegenſeitigen Wohlwollens bei, in welchem die Quelle zu bedeutenden Rechten für die Zukunft lag. Die Patronen gaben ſich zu verſchiedenen Dienſten her, — als Erklärer der Geſetze, als Vertheidiger bei Proceſſen, als Helfer mit Rath und That in allen Angelegenheiten; die Clienten dagegen erwieſen ihnen nicht nur alle mögliche Ehre, ſondern unterſtützten ſie auch, wenn ſie arm waren, bei der Ausſtattung ihrer Töchter, wie bei der Abtragung

ihrer Schulden. Ein Zeugniß legte der Schirmvogt ebenſo wenig gegen den Clienten ab, als umgekehrt; dazu nöthigte ſie weder ein Geſetz, noch eine Behörde. In ſpäteren Zeiten blieben zwar die anderen Gerechtſame; nur die Annahme von Geld aus den Händen der unteren Klaſſe galt als entehrend und unedel für die Vornehmen. Soviel über dieſen Gegenſtand.

Cap. 14.

Im vierten Monat nach der Gründung wagte man, wie Fabius berichtet, die bekannte Geſchichte mit dem Weiberraub. Einige behaupten: Romulus, der ſelbſt von Natur kriegsluſtig war, habe in Folge einiger Orakelſprüche die Ueberzeugung gehegt, daß Rom ſich nach dem Willen des Schickſals durch Kriege heben und nur auf dieſem Wege zu einer ſo außerordentlichen Größe aufſchwingen müſſe; deßwegen habe er zuerſt gegen die Sabiner ſich Gewaltthätigkeiten erlaubt; doch habe er keine große Anzahl, ſondern nur fünfzig Jungfrauen weggenommen, weil es ihm mehr um einen Kampf, als um Heirathen, zu thun war. Dieß iſt übrigens nicht wahrſcheinlich.

Vielmehr bemerkte er, daß zwar die Stadt ſich alsbald mit Bewohnern anfüllte, von dieſen aber nur Wenige im Beſitze von Weibern waren. Die Meiſten beſtanden aus einem Gemengſel von unbemittelten und geringen Leuten, die man allgemein geringſchätzte und von denen ſich kein dauerndes Zuſammenbleiben erwarten ließ. Zugleich hoffte er, durch dieſe Unbild gegenüber von den Sabinern gewiſſermaßen den erſten Anſtoß zu einer Vermiſchung und Gemeinſchaft für die Seinigen herbeizuführen, wenn ſie nur einmal die Weiber beſchwichtigt hätten. Er fing alſo die Sache auf folgende Weiſe an.

Vor Allem wurde das Gerücht ausgeſprengt, daß er einen unter dem Boden verſteckten Altar eines gewiſſen Gottes gefunden habe. Man nannte dieſen Gott Conſus, was vielleicht „Gott des Rathes“ bedeutete; denn noch heute heißt ein Rathſchlag consilium, und ebenſo die oberſten Staatsbeamten consules, gleichſam Ober-Rathgeber. Viel-

leicht ist auch der Neptunus Equestris*) darunter verstanden. Denn sein Altar steht in dem Circus maximus**) und bleibt die meiste Zeit unsichtbar; nur bei einem Wagenrennen wird er aufgedeckt. Manche behaupten überhaupt: da eine Berathung geheim und verborgen bleiben müsse, so sei nicht ohne guten Grund dem Gotte ein unterirdischer, versenkter Altar gewidmet worden.

Als derselbe nun aufgefunden war, so veranstaltete Romulus die Darbringung eines glänzenden Opfers auf demselben, verbunden mit Wettrennen und Volksfest, wozu er überall einladen ließ. In der That kam eine Menge Menschen zusammen, und er selbst führte mit den Vornehmsten das Präsidium, in ein prächtiges Purpurgewand gekleidet. Das Signal für den Augenblick des Unternehmens sollte darin bestehen, daß er sich erheben, den Purpurmantel ablegen und sodann wieder umwerfen würde. Mit Schwertern bewaffnet harrten Viele nur auf seinen Wink, und als das Zeichen gegeben ward, zogen sie das Schwert, stürzten mit Geschrei hervor und raubten die Töchter der Sabiner, während sie die Männer ungehindert entrinnen ließen.

Der Raub soll übrigens bloß an dreißig weiblichen Personen vollzogen worden sein, von denen nachher die Curien ihren Namen erhielten. Valerius aus Antium***) gibt dagegen fünfhundertsiebenundzwanzig an, Juba sechshundertdreiundachtzig Jungfrauen, und dieser Umstand war für Romulus die größte Entschuldigung; denn man konnte sagen, daß er keine Frau weggenommen habe, mit Ausnahme einer einzigen, Hersilia, die sie nicht als Frau erkannten; sie seien daher offenbar nicht im Uebermuth, oder aus bloßer Lust am Frevel an den Raub gegangen, sondern hätten lediglich die Absicht

*) Neptun soll in einem Wettstreit mit Minerva das Pferd geschaffen haben.

**) Circus maximus, „große Rennbahn", in dem Thale zwischen dem palatinischen und aventinischen Berge.

***) D. Valerius aus Antium, Verfasser eines verlorenen, aber sehr ausführlichen Geschichtswerks, lebte zu den Zeiten Sulla's. Juba, Sohn eines mauritanischen Königs, in seiner Jugend von Julius Cäsar im Triumphe aufgeführt, lebte als Gefangener in Rom, erwarb sich aber dort eine große Gelehrsamkeit, schrieb mehrere historische Werke, zum Theil in griechischer Sprache und erhielt von Augustus einen Theil seines väterlichen Reichs zurück.

gehabt, die Volksstämme durch die innigsten Familienbande auf's innigste zu verschmelzen.

Herfilia soll die Gattin eines sehr vornehmen Römers Hostilius geworden sein, nach Andern sogar des Romulus selbst, und dieser habe auch Kinder von ihr bekommen, nämlich eine Tochter Prima, welche nach der Zeitreihe ihrer Geburt diesen Namen erhielt, ferner einen einzigen Sohn, welchen er zum Andenken an die durch ihn vollzogene Sammlung der Stadtbewohner Aollius*) nannte. Manche geben nachher noch den Avillius an. Indessen findet Zenodot von Trözen allerdings bei diesen Angaben einen vielfachen Widerspruch.

Cap. 15.

Unter den Leuten, welche den Raub an den Jungfrauen begingen, sollen nun damals etliche von niederem Stande gewesen sein, die ein Mädchen wegführten, das sich durch Schönheit und Größe ganz besonders auszeichnete. Mehrere vornehme Personen begegneten ihnen und versuchten, sie ihnen wegzunehmen. Allein die Führer der Gefangenen riefen: „daß sie dieselbe dem Talassius brächten", einem zwar jungen, aber angesehenen und wackeren Manne. Sobald dieß die Ersteren hörten, wünschten sie Glück und klatschten mit lauter Zustimmung in die Hände. Einige kehrten in ihrem Wohlwollen und ihrer freundlichen Gesinnung gegen Talassius sogar um, geleiteten den Zug und riefen dabei mit lauter Stimme seinen Namen aus. Daher kommt es also, daß die Römer bis auf den heutigen Tag bei jeder Hochzeit dem Talassius ein Lied singen, wie die Griechen dem Hymenäus. Denn Talassius soll mit seiner Gattin sehr glücklich gewesen sein.

Sextius Sulla aus Karthago, ein Mann, der mit allen Musen und Grazien sehr befreundet ist, sagte mir dagegen wiederholt, daß Romulus bei dem Raube dieses Wort als Losung gegeben habe. Alle, welche eine Jungfrau herbeibrachten, riefen also: „Talassius!" und deßwegen hat sich diese Gewohnheit bei Hochzeiten erhalten.

*) „Aollius", von einem griechischen Wort, das „versammeln" bedeutet.

Dagegen nehmen die Meisten an (und unter ihnen befindet sich auch Juba), daß es eine Aufforderung, ein Zuspruch zum Fleiß und namentlich zur Wollenarbeit gewesen sei, indem damals die griechischen Namen noch nicht von römischen verschlungen waren. Wenn aber auch diese Annahme nicht so übel ist und vielmehr die Römer damals das Wort „Talasia" noch ebenso gebrauchten, wie wir, so könnte man doch eine andere Ursache vermuthen, welche mehr Wahrscheinlichkeit besitzt. Als sich nämlich die Sabiner nach beendigtem Kriege wieder mit den Römern ausglichen, wurde hinsichtlich der Frauen vertragsmäßig bestimmt, daß dieselben für ihre Männer keine andere Arbeit verrichten müßten, als was mit dem Wollengeschäft zusammenhängt. Es blieb also auch bei späteren Heirathen der Gebrauch, daß die, welche die Braut hergaben, oder beim Hochzeitzug begleiteten, oder überhaupt anwesend waren, scherzweise „Talasius!" riefen, um damit zu bezeugen, daß man die Frau zu keiner anderen Dienstleistung, als zum Wollekrempeln, in das Haus führe.

Bis auf den heutigen Tag hat sich auch die weitere Sitte erhalten, daß die Braut selbst nicht mit eigenen Füßen die Schwelle in's Zimmer überschreitet, sondern auf den Armen hineingetragen wird, weil sie auch damals mit Gewalt geschleppt werden mußten und nicht anders hineingingen.

Einige berichten ferner, daß auch das Herkommen, wornach man das Haar der Neuvermählten mit einer Lanzenspitze*) schlichtet, eine symbolische Hinweisung auf den Umstand sei, daß die erste Hochzeit nur unter Kampf und auf kriegerische Weise stattgefunden habe. Hievon ist in meiner Schrift: „von dem Ursprung römischer Gebräuche" ausführlicher gesprochen.

Der Raub wurde unternommen und ausgeführt — ungefähr am achtzehnten Tag des damaligen Monats Septilis, des jetzigen Augusts — an welchem Tage man das Fest der Consualien feiert.

---

*) Dieß war eine hasta caelibaris, ein Wurfspieß, der schon in dem Leib eines Gladiators gesteckt hatte. Dieser Gebrauch sollte theils an die Art erinnern, wie sich die Römer ihre Frauen erkämpft hatten, theils andeuten, daß der Mann vollständige Gewalt über die Frau habe.

Cap. 16.

Die Sabiner waren ein zahlreiches und kriegerisches Volk. Sie wohnten in Flecken, die unbefestigt blieben, weil es ihnen, wie sie glaubten, anstand, ein hohes Selbstbewußtsein zu zeigen und keine Furcht zu haben, da sie eine Kolonie der Lakedämonier*) seien.

Indessen sahen sie sich durch die theuersten Unterpfänder gebunden und waren in Sorgen um ihre Töchter. Sie schickten daher Gesandte, welche nur billige und gemäßigte Forderungen machten. Romulus sollte ihnen die Jungfrauen wieder herausgeben, die vorgefallene Handlung der Gewalt rückgängig machen und sodann auf dem Wege der Verhandlung und des Gesetzes ein freundschaftliches Verwandtschaftsverhältniß zwischen den verschiedenen Stämmen herbeiführen.

Allein Romulus verweigerte die Herausgabe der jungen Frauen und forderte zugleich die Sabiner zur Annahme der gesellschaftlichen Verbindung auf. Nun brauchten die Meisten eine geraume Zeit zu ihren Berathungen und Rüstungen. Aber Akron, König der Cäninenser, ein leidenschaftlicher und im Kriege höchst tüchtiger Mann, hatte schon die ersten kühnen Unternehmungen des Romulus mit argwöhnischen Blicken betrachtet und war durch den Streich hinsichtlich der Weiber nun vollends zu der Ueberzeugung gelangt, daß Romulus eine Gefahr für Alle sei und es daher nicht geduldet werden dürfe, daß er ohne Züchtigung bleibe. Er erhob sich daher schon vor den Andern zum Kriege und zog mit einer bedeutenden Streitmacht gegen ihn heran. Das Gleiche that Romulus gegen Akron.

Als sie sich nahe genug gekommen waren, um sich zu sehen, forderten sie einander zum Kampfe heraus, wobei die beiderseitigen Heere ruhig unter den Waffen stehen bleiben sollten. Romulus that nun ein Gelübde, daß er, wenn er siege und seinen Gegner niederwerfe, dem Jupiter dessen Waffen darbringen und widmen wolle. Und wirklich blieb er Sieger und warf ihn zu Boden.

*) Zu Lykurg's Zeiten soll eine Anzahl Unzufriedener ausgewandert und nach Italien gekommen sein, wo sie sich zuletzt unter den Sabinern niederließen.

Hierauf gelang es ihm, in der Schlacht, die ſich entſpann, auch das Heer zu ſchlagen, und zuletzt eroberte er ſogar die Stadt. Indeſſen that er den Einwohnern, die er darin antraf und gefangennahm, nichts zu Leide, ſondern befahl ihnen lediglich ihre Häuſer nieder zu reißen und ihm nach Rom zu folgen, um dort unter völlig gleichen Verhältniſſen Bürger zu werden.

Dieſes Verfahren trug mehr als alles Andere zum Wachsthum Rom's bei, welches allezeit bei den überwältigten Feinden den Anſchluß und die Eintheilung in die eigene Gemeinde vollzog.

Romulus aber richtete jetzt ſein Augenmerk darauf, ſein Gelübde dem Jupiter möglichſt wohlgefällig zu machen und zugleich ſeinen Städtern einen Anblick zu verſchaffen, der ihnen Freude bereitete. Er ließ daher nahe bei dem Lager eine koloſſale Eiche fällen und dieſelbe in die Geſtalt eines Siegesdenkmals zurichten, woran er von Akron's Waffenrüſtung jedes einzelne Stück in ſchönſter Ordnung aufhängen ließ. Er ſelbſt legte ein koſtbares Kleid an und bekränzte ſich ſein wallendes Lockenhaupt mit dem Lorbeer. Hierauf nahm er ſeine Trophäen auf die rechte Schulter, aufrecht in die Höhe gerichtet, und marſchirte damit vorwärts, indem er für ſein in den Waffen folgendes Kriegerheer einen Siegesgeſang anſtimmte. Von den Bürgern wurde er mit Jubel und Bewunderung aufgenommen.

Dieſer Aufzug gab den erſten Anſtoß zu den ſpäteren Triumphen und war zugleich für dieſelben das glänzendſte Vorbild. Das Siegeszeichen aber erhielt den Namen: „Weihgeſchenk des Jupiter Feretrius"; denn „einen Hieb beibringen" heißt auf lateiniſch: ferire; Romulus aber hatte ſich erbeten: „ſeinen Gegner zu treffen und niederzuwerfen", wie auch «Spolia opima», — nach Varro ſo genannt — weil der „Reichthum" gleichfalls mit dem Worte ops bezeichnet wird. Doch iſt die Erklärung von dem Gelingen der Handlung überzeugender; denn opus heißt „das Werk, die Handlung". Wenn nun ein Feldherr eine Heldenthat verrichtet, indem er mit eigener Hand einen feindlichen Feldherrn erlegt, ſo iſt ihm die Weihung der Spolia opima geſtattet. Nur drei römiſchen Heerführern gelang es, dieſes Glück zu erlangen, — zuerſt dem Romulus, der den Cäninenſer Akron erlegte; der zweite war Cornelius Coſſus, welcher den Etrusker Tolumnius tödtete; zuletzt kam noch Claudius Marcellus, der den

galliſchen König Britomactes*) überwältigte. Coſſus und Marcellus fuhren mit einem Viergeſpann in Rom ein, wobei ſie ſelbſt die Trophäen trugen; wenn aber Dionyſius behauptet, daß auch Romulus ſich bereits eines Wagens bedient habe, ſo iſt dieß unrichtig. Denn Tarquinius, des Demaratus Sohn, ſoll der Erſte unter den Königen geweſen ſein, der die Triumphe zu dieſer Geſtaltung und glänzenden Pracht hinaufſteigerte; nach anderen Nachrichten hielt Publicola zuerſt ſeinen Triumpheinzug auf einem Wagen. Auch kann man zu Rom Bildſäulen des Romulus ſehen, wobei er die Trophäen auf der Schulter hat; aber überall iſt er zu Fuße abgebildet.

Cap. 17.

Nach der Eroberung von Cänina erhoben ſich, da die anderen Sabiner noch immer mit ihren Rüſtungen beſchäftigt waren, zunächſt die Bewohner von Fidenä, Cruſtumerium und Antemna gegen die Römer. Es kam zu einer Schlacht, worin ſie gleichfalls eine Niederlage erlitten. Sie mußten ſich darein ergeben, daß Romulus ihre Städte eroberte, ihr Land vertheilte und ſie ſelbſt nach Rom verpflanzte.

Während jedoch Romulus alles übrige Land an ſeine Bürger austheilte, beließ er die Väter der geraubten Jungfrauen in dem vollſtändigen Beſitz ihrer früheren Güter. Hierüber waren die anderen Sabiner höchſt unzufrieden. Sie ernannten daher den Tatius zu ihrem Heerführer und zogen gegen Rom.

Aber der Zugang zu der Stadt war ſchwierig, weil ſie an dem jetzigen „Capitolium“ eine ſtarke Schutzwehr beſaß, worin eine Beſatzung ſtand. Der Befehlshaber derſelben war Tarpejus, nicht „die Jungfrau Tarpeja“, wie Einige behaupten, die hiedurch den Romulus als Einfaltspinſel darſtellen. Wohl aber war Tarpeja die Tochter des Kommandanten und verrieth die Burg an die Sabiner, weil es ſie nach den goldenen Armſpangen gelüſtete, welche ſie bei ihnen geſehen hatte, und weil ſie daher zum Lohn für ihre Verrätherei ſich ausge-

*) Bei Andern heißt er Viridomar.

beten hatte, „was sie an dem linken Arme trügen.“ Nachdem Tatius ihr dieß zugestanden, öffnete sie Nachts eine einzige Pforte und ließ die Sabiner herein. Und nun — wie es scheint — war es nicht Antigonus*) allein, welcher äußerte: „vorher liebe er einen Verräther, nachher hasse er ihn!“ — auch Cäsar nicht, der über den Thrakier Rymitalkes in ähnlicher Weise sagt: „er liebe die Verrätherei, den Verräther aber hasse er“; dieß ist vielmehr gegenüber von solchen Schurken ein gewisses allgemeines Gefühl bei denen, die ihre Dienste brauchen, — gerade wie man das Gift und die Galle von etlichen Thieren braucht. Wenn man ihre Dienste gewinnen will, ist man freundlich gegen sie; aber man verabscheut ihre Schlechtigkeit, sobald man sie hat.

Dieß war jetzt auch die Gesinnung des Tatius gegen Tarpeja. Er befahl den Sabinern, eingedenk der Uebereinkunft, ihr nichts vorzuenthalten, was sie am linken Arme trügen. Dann war er selbst der Erste, der in dem gleichen Augenblicke die Spange von der Hand herunterzog und den Schild über sie hineinwarf. Alle thaten das Gleiche. So wurde sie mit dem Golde geworfen und unter den Schilden begraben, bis sie unter der Masse und Schwere erlag.

Uebrigens wurde auch Tarpejus, in Folge einer von Romulus erhobenen Anklage, des Verraths für schuldig erkannt, — wie nach Juba's Angabe Sulpicius Galba berichtet. Ueber Tarpeja selbst gibt es auch noch andere Nachrichten. Ganz unwahrscheinlich klingt besonders eine solche Nachricht, wornach sie eine Tochter des sabinischen Heerführers Tatius gewesen sei und, weil sie gezwungen wurde, Romulus Gattin zu werden, das oben Berichtete für ihren Vater gethan und gelitten habe. Auch Antigonus hat diese Erzählung. Vollends unsinnig ist die Meinung des Dichters Simylus*), wornach Tarpeja das Capitolium nicht an die Sabiner, sondern an die Gallier verrathen haben soll, deren König ihr Herz gewonnen hatte. Seine Worte lauten so:

„Nah' Capitolium's Hügel — da hatte Tarpeja die Wohnung;
Doch jetzt wurde für Rom Mauervertilgerin sie.

*) Antigonus, Schriftsteller aus Euböa, zur Zeit des zweiten Ptolemäus.
*) Simylus, unbekannter Dichter, der vielleicht der Zeit Auguſt's nahe ſtand.

Weil sie dem Gallierkönig Gemahlin zu werden begehrte,
Hat sie die Vaterstadt nicht, wie sie sollte, bewacht."

Und einige Zeilen nachher heißt es über ihren Tod:

„Bojer bestatteten sie und unzählige Stämme der Kelten
Ohne geschorenes Haupt, diesseits der Fluthen des Po, —
Warfen die Waffen herein von kriegswahnsinnigen Händen
Ueber die klägliche Maid, machten zum Morde den Schmuck."

Cap. 18.

Von dem Orte, wo Tarpeja begraben wurde, hieß übrigens der dortige Hügel „der tarpejische", bis später der König Tarquinius dem Jupiter daselbst einen Tempel baute, weßhalb ihre Ueberreste anderswohin versetzt wurden und überhaupt der Name der Tarpeja sich verlor. Nur einen Felsen auf dem Capitolium nennt man noch jetzt den tarpejischen, — den Felsen, von welchem man die Verbrecher herunterstürzt.

Als nun die Burg von den Sabinern in Besitz genommen war, forderte sie Romulus ergrimmt zur Schlacht heraus, und auch Tatius besaß hiezu den nöthigen Muth, weil er sah, daß ihnen im Falle der Ueberwältigung ein starker Rückzugsposten zu Gebote stand. Denn der dazwischenliegende Platz, auf welchem der Zusammenstoß erfolgen mußte und der von vielen Hügeln umgeben ist, ließ zwar voraussichtlich für beide Theile einen hitzigen und wegen des ungünstigen Terrains sehr schwierigen Kampf erwarten; doch konnte im schlimmsten Falle jede Verfolgung, wie jede Flucht, sich in dieser Enge nur auf einen kleinen Raum erstrecken.

Zufällig war von dem Austreten des Flusses, das wenige Tage zuvor stattgefunden hatte, in den eben gelegenen Plätzen an dem heutigen Forum ein tiefer und unbemerkbarer Sumpf entstanden. Da derselbe sich dem Auge nicht offen bemerkbar machte, so konnte man sich nicht davor in Acht nehmen; auch außerdem war er schwierig und heimtückisch. Als die Sabiner aus Unkenntniß der Sache nach dieser Gegend hineilten, hatten sie noch großes Glück. Denn Curtius, ein angesehener, durch Ruhm und Selbstbewußtsein hochmüthiger Mann,

ritt allen Andern weit voraus. Als aber das Pferd im Moraſte zu verſinken anfing, verſuchte er noch einige Zeit lang, daſſelbe durch Schlagen und Zuruf hindurch zu treiben. Dieß zeigte ſich jedoch als unausführbar. Daher ließ er das Pferd Pferd ſein und war nur noch auf ſeine eigene Rettung bedacht. (Dieſer Platz trägt von ihm bis heutzutage den Namen: „Curtius'ſcher See".)

Die Sabiner, die ſich jetzt vor der drohenden Gefahr hüteten, lieferten nun eine gewaltige Schlacht, welche jedoch ohne Entſcheidung blieb, obgleich viele Menſchen fielen, unter denen ſich auch Hoſtilius befand. Letzterer ſoll der Gatte der Herſilia und Großvater des Hoſtilius geweſen ſein, der dem Numa auf dem Throne folgte.

Und abermals entſpannen ſich in kurzem viele weitere Kämpfe, wie natürlich. Ein Treffen und zwar das letzte wird beſonders hervorgehoben. In demſelben erhielt Romulus einen Steinwurf an den Kopf und wenig fehlte, daß er zu Boden fiel. Sein Widerſtand gegen die Sabiner ermattete; die Römer wankten und eilten fliehend nach dem palatiniſchen Berg, weil ſie aus der Ebene verdrängt wurden. Aber bereits erholte ſich Romulus von dem erhaltenen Stoße; er wollte, in entgegengeſetzter Richtung von den Fliehenden, den Feinden entgegenrücken und feuerte mit gewaltigem Ruf die Seinigen zum Standhalten und Kämpfen auf. Allein der Strom der Flucht ergoß ſich mächtig um ihn her und Niemand hatte den Muth, umzukehren. Da hob er ſeine Hände zum Himmel und betete zu Jupiter: „er möchte das Heer zum Stehen bringen und Rom nicht ſinken laſſen, ſondern wieder emporheben!" Nach dieſem Gebete wurden gar Manche von einem Gefühl der Beſchämung ihrem Könige gegenüber ergriffen und durch dieſe Umſtimmung kam neuer Muth in die Seele der Fliehenden. Sie hielten alſo Stand und zwar zuerſt an dem Platze, wo jetzt der Tempel des „Jupiter Stator" ſich befindet, — ein Wort, das man mit „Gott des Standhaltens" überſetzen könnte. Hierauf ſchloſſen ſie wieder ihre Reihen und drängten die Sabiner zurück, bis zu der jetzt ſogenannten Regia*) und dem Tempel der Veſta.

*) Regia war nach Vertreibung der Könige die Wohnung des ſogenannten Rex sacrificulus und ſtand in der Via sacra.

Cap. 19.

Hier rüſteten ſie ſich zu einem erneuerten Kampfe, als ihnen ein merkwürdiges Schauſpiel, ein ganz unbeſchreiblicher Anblick, plötzlich Halt gebot. Die geraubten Töchter der Sabiner zeigten ſich. Von allen Seiten ſtürzten ſie mit lautem Geſchrei und Jammerruf über die Waffen und Leichname herein, wie von einer höheren Macht innerlich getrieben. Sie eilten ihren Männern, ihren Vätern zu. Manche trugen unmündige Kindlein auf ihren Armen; andere ließen ihre aufgelösten Haare über das Geſicht flattern; alle riefen mit den theuerſten Namen bald die Sabiner, bald die Römer an.

Beide Theile waren tief erſchüttert und machten ihnen Platz, um ſich in die Mitte zwiſchen den Kämpferreihen zu ſtellen. Ein lautes Jammern lief durch alle hindurch, und ein tiefes Mitleiden ergriff die Herzen bei ihrem Anblick und noch mehr bei ihren Worten, die mit Zurechtweiſungen und offenen Vorwürfen begannen, um mit den eindringlichſten, flehendſten Worten zu endigen. „Was haben wir euch Arges oder Schmerzliches angethan (ſagten ſie), daß wir dieſen bitteren Jammer theils ſchon erleiden mußten, theils noch jetzt erleiden? Wir wurden geraubt von denen, welchen wir jetzt angehören, — mit Gewalt und widerrechtlich geraubt; aber als wir geraubt waren, dachten unſere Brüder, Väter und Verwandte ſo lange Zeit nicht mehr an uns, bis wir dadurch mit dem Feindlichſten, das es für uns gab, durch die engſten, unauflöslichſten Bande verſchmolzen waren; und jetzt zittern wir für unſere widerrechtlichen Räuber, wenn ſie kämpfen, und weinen um ſie, wenn ſie ſterben! Ihr ſeid nicht gekommen, um uns, als Jungfrauen, zu rächen an unſern Beleidigern; nein, jetzt reißt ihr das Weib von ihrem Gatten hinweg und die Mutter von ihren Kindern. Eure Hilfe, die ihr jetzt uns Unglücklichen bringt, — ſie iſt noch jammervoller, als die frühere Gleichgültigkeit, womit ihr uns dahingabt. So wurden wir geliebt von dieſen, und ſo fanden wir Mitleid von euch! Würdet ihr aus einem andern Anlaß kämpfen, ſo müßtet ihr aufhören, weil ihr durch uns Schwiegerväter, Großväter, die nächſten Verwandten geworden ſeid. Wenn aber um unſertwillen der Krieg geführt wird, ſo führt uns hin mit euren Eidamen, mit un-

neues Leben gab. Es kamen Zweige und ein großartiger Kornelbaum wuchs allmälig in die Höhe. Diesen hüteten und verehrten die Nachfolger des Romulus als eines der größten Heiligthümer, weßhalb sie ihn auch mit einer Mauer umgeben ließen. Wenn nun Jemand daherkam und meinte: „der Baum sei nicht frisch und grün genug — es fehle ihm an Nahrungssäften, er verdorre," — so rief er's unverzüglich Allen, die ihm in den Weg liefen, mit lauter Stimme zu. Diese schrieen nun um Wasser, wie wenn sie bei einem Brande helfen wollten, und von allen Seiten liefen sodann die Leute mit vollen Kübeln an den Ort zusammen. Allein als Kaiser Cajus Caligula späterhin, wie man erzählt, die Treppen restauriren ließ und die Handwerksleute bei diesem Anlaß den Boden in der Nähe umgruben, wurden die Wurzeln, ohne daß man es bemerkte, auf allen Seiten beschädigt und der Baum starb ab.

Cap. 21.

Ferner was die Monate betrifft, so nahmen die Sabiner diese von den Römern an und hierüber ist das Geeignete bereits in der Lebensbeschreibung des Numa gesagt. Dagegen führte Romulus die sabinischen Schilde ein und änderte überhaupt seine eigene und die römische Bewaffnung, indem die Römer früher argolische Schilde*) trugen.

Die Feste und Opfer feierten sie beiderseits mit einander. Alle, welche man bisher bei dem einen Stamme abhielt, blieben beibehalten und noch weitere neue wurden festgesetzt. Zu letzteren gehörten die Matronalien, zu Ehren der Frauen wegen der Beendigung des Kriegs, ebenso die Carmentalien. Carmenta war, wie Einige glauben, eine Parce, welche über die Geburt der Menschen gebietet, weßwegen sie auch besonders von den Müttern verehrt wird. Nach Anderen wurde die Gemahlin des arkadischen Evanders, welche die Wahrsagekunst verstand und ihre Sprüche in dichterische Formen einkleidete, Carmenta

*) Die argolischen Schilde bildeten ein längliches Viereck, die sabinischen waren rund.

genannt, denn Gedichte heißen carmina. Ihr eigentlicher Name war Nikostrate. Letzteres wird allgemein zugestanden. Das Wort Carmenta aber erklären Einige mit größerer Wahrscheinlichkeit als: „des Verstandes beraubt", weil die prophetische Begeisterung eine Art Wahnsinn ist. Denn „beraubt sein„ heißt carere und den Verstand nennt man mentem.

Von dem Feste der Palilien ist schon gesprochen worden. Die Lupercalien aber könnten hinsichtlich der Zeit als Reinigungsfest erscheinen; denn man hält sie an Feiertagen des Monats Februar*), den man „Reinigungsmonat" übersetzen könnte; auch nannte man den betreffenden Tag vor Alters selbst Februatus. Der Name des Festes bezeichnet das Nämliche, wie die griechischen „Lykäa" und es scheint deßhalb uralt zu sein und von den mit Evander eingewanderten Arkadiern herzurühren. Indessen ist letzterer Grund kein sonderlicher, indem der Name auch von „Lykaina" (die Wölfin) stammen kann. Denn wir sehen ja, daß die sogenannten „Luperci" ihren Umlauf an dem Punkte beginnen, wo, der Sage nach, die Aussetzung des Romulus stattgefunden hat. Was dabei geschieht, läßt die Ursache völlig unerklärt. Man schlachtet Ziegen, worauf zwei Jünglinge von vornehmer Geburt zu denselben herangeführt werden; einige Leute berühren sodann ihre Stirne mit einem blutgefärbten Messer und Andere wischen ihnen alsbald das Blut mit einem in Milch getauchten Stückchen Wolle, das sie mitbringen, wieder ab. Nach dem Abwaschen müssen die Jünglinge ein Gelächter aufschlagen. Hierauf, nachdem sie die Felle der Ziegen in Stücke geschnitten haben, laufen sie, bloß mit einer Schürze bekleidet, durch die Straßen, wobei sie Jeden, der ihnen in den Weg kommt, mit den Riemen schlagen. Die Frauen in jüngerem Alter aber vermeiden es nicht, sich schlagen zu lassen, weil sie glauben, daß dieß zu einer leichten Geburt und zum Eintreten gewisser Umstände mitwirke.

Eine Eigenthümlichkeit des Festes besteht auch darin, daß die Luperci einen Hund opfern. Ein gewisser Butas, welcher sagenhafte Veranlassungen hinsichtlich der römischen Gebräuche in elegischen Versmassen aufgezeichnet hat, berichtet: daß Romulus und sein Anhang

*) Das alte lateinische Wort februare heißt „reinigen".

nach der Ueberwältigung des Amulius voller Freuden an den Ort hingerannt seien, wo die Wölfin ihnen, als Säuglingen, das Euter gereicht hatte. Als Nachahmung jenes Laufes werde nun das Fest gefeiert und die Jünglinge von Stande rennen deßhalb durch die Stadt:

„Schlagend nach Allen im Wege, wie einst, als — Schwerter in Händen, —
Romulus und Remus liefen von Alba dahin."

Das blutige Schlachtmesser werde ihnen an die Stirne gesetzt als Symbol der damaligen Ermordung und Gefahr, während das Abwaschen mit Milch eine Erinnerung an ihre früheste Ernährung sei. Cajus Acilius berichtet ferner: noch vor der Gründung Rom's seien dem Romulus und dessen Leuten ihre Rinder abhanden gekommen; sie hätten deßwegen den Faunus angefleht und seien sodann zum Aufsuchen derselben hinausgelaufen, und zwar unbekleidet, um nicht vom Schweiße belästigt zu werden; dieß sei der Grund, warum nun auch die Luperci unbekleidet herumrennen. Was den Hund betrifft, so läßt sich behaupten, daß derselbe, wenn das Opfer eine Reinigung bezweckt, eben zum Behufe dieser Reinigung geschlachtet wird. Denn auch die Griechen tragen bei ihren Reinigungsopfern junge Hunde hinaus und veranstalten vielfach die sogenannten „Hundsopfer". Dagegen wenn man dabei eine Dankesfeier für die Wölfin wegen der Ernährung und Errettung des Romulus begehen will, so ist gleichfalls die Abschlachtung eines Hundes völlig am Platze; denn der Hund ist ein Feind des Wolfs. Sehr möglich ist es übrigens auch, daß man an diesem Thiere eine Strafe vollzieht, weil es häufig den Lupercen sehr unbequem in den Weg kommt, wenn sie ihren Umlauf halten.

Cap. 22.

Ferner soll Romulus auch der Erste gewesen sein, der den Dienst des heiligen Feuers einführte, indem er die sogenannten vestalischen Jungfrauen aufstellte. Andere führen dieß auf Numa zurück.

Uebrigens wird berichtet, daß Romulus auch sonst in ausgezeichneter Weise ein Verehrer der Götter, wie auch ein Kenner der Mantik, gewesen sei und zum Zwecke der Mantik gewöhnlich den sogenannten

ituus getragen habe. Dieß iſt ein gekrümmter Stab, womit man bei den Augurien den Himmel in einzelne Felder eintheilt. Dieſer Stab wurde der Sage nach auf dem Palatium aufbewahrt, bis er im galliſchen Kriege bei der Eroberung der Stadt abhanden kam. Späterhin jedoch, nach Vertreibung der ausländiſchen Feinde, wurde er unter tiefer Aſche wieder aufgefunden, ohne durch das Feuer gelitten zu haben, während eine Maſſe anderer Gegenſtände verloren gegangen oder verderbt war.

Außerdem gab Romulus noch einige weitere Geſetze, worunter ſich ein ſehr ſtrenges befindet, das jedem Weibe verbietet, ihren Mann zu verlaſſen, dagegen dem Manne erlaubt, ſein Weib zu verſtoßen wegen „Vergiftung der Kinder, oder Gebrauchs von falſchen Schlüſſeln, oder thatſächlichen Ehebruchs.“ Wenn Jemand aus anderen Gründen ſein Weib fortſchickte, ſo fiel nach Romulus Beſtimmung ein Theil ſeines Vermögens an dieſes Weib, ein anderer Theil wurde der Ceres geweiht. Auch mußte Jeder, der ſein Weib entließ, den unterirdiſchen Göttern opfern.

Eigenthümlich iſt es, daß Romulus keinerlei Strafe gegen Vatermörder feſtſetzte und zugleich jeden Menſchenmord als „Vatermord*)“ benannte, indem er ſchon den erſteren für fluchwürdig anſah, den anderen aber für rein unmöglich hielt. Und wirklich ſchien er lange Zeit hindurch Recht zu behalten, wenn er von einem ſolchen Frevel gar nichts wiſſen wollte; denn kein Menſch verübte eine ſolche That in Rom innerhalb einer Periode von ſechs Jahrhunderten. Der erſte Vatermord fällt in die Zeit nach dem zweiten puniſchen Kriege, und als Thäter wird ein gewiſſer Lucius Oſtius genannt. Doch genug hievon!

Cap. 23.

Im fünften Jahre der Regierung des Tatius begegneten einige nähere Bekannte und Verwandte deſſelben zufällig etlichen Geſandten

*) Lateiniſch parricidium aus patricidium.

von Laurentum*), die auf der Reiſe nach Rom begriffen waren. Sie wollten denſelben auf der Straße ihr Geld mit Gewalt abnehmen, und da die Geſandten es nicht hergaben, ſondern ſich wehrten, ſo ermordeten ſie dieſelben. Eine ſolche Frevelthat war zu entſetzlich, als daß nicht Romulus auf unverzügliche Beſtrafung der Verbrecher hätte dringen ſollen. Allein Tatius widerſetzte ſich und zog die Sache hinaus. Und dieß war bei ihnen der einzige Anlaß zu einem offenkundigen Zwieſpalt. Außerdem blieben ſie beide in der ſchönſten Ordnung und führten die Regierung möglichſt gemeinſam und in beſter Eintracht. Die Verwandten der Ermordeten aber, welche wegen Tatius durchaus nicht zu ihrem geſetzlichen Recht zu kommen vermochten, überfielen und tödteten ihn, als er in Lavinium, gemeinſchaftlich mit Romulus, ein Opfer bringen wollte. Den Romulus dagegen, in welchem ſie einen Mann der Gerechtigkeit erblickten, geleiteten ſie unter Segenswünſchen nach Hauſe. Letzterer ließ den Leichnam des Tatius zurückbringen und ehrenvoll beſtatten. Er liegt neben dem ſogenannten Armiluſtrium**) auf dem aventiniſchen Berge. An die Beſtrafung des Mordes aber ſchien Romulus durchaus nicht zu denken. Einige Schriftſteller erzählen ſogar, daß die Stadt Laurentum aus Beſorgniß vor den Folgen die Mörder des Tatius ausgeliefert habe; Romulus habe ſie jedoch wieder in Freiheit geſetzt, indem er äußerte: „der Mord ſei jetzt durch Mord gehoben!“ Dieß veranlaßte nun allerdings einiges Gerede, ſowie den Verdacht, daß es ihm ganz erwünſcht geweſen ſei, von ſeinem Mitregenten loszukommen.

Von all' dieſen Vorgängen vermochte indeſſen Nichts unter den Sabinern eine unruhige Bewegung oder gar einen Aufſtand hervorzurufen. Vielmehr war es bei einem Theile die Anhänglichkeit an ſeine Perſon, bei einem andern die Furcht vor ſeiner Macht, bei einem dritten ein beinahe religiöſer Reſpekt, was ihm ihre Treue und Bewunderung für immer ſicherte.

Auch bei den Ausländern fand Romulus vielfache Bewunderung.

---

*) Laurentum, alte Stadt in Latium; in der Nähe lag auch Lavinium, von der Gattin des Aeneas, Lavinia, ſo benannt.

**) Ein großes Gebäude, worin am 19ten Oktober ein Feſt zur „Waffenreinigung“ gefeiert wurde.

So ſchickten z. B. die älteren Latiner*) Geſandte, um ein Freundſchafts- und Waffenbündniß mit ihm abzuſchließen. Dagegen Fidenä, eine Nachbarſtadt Rom's, wurde von ihm erobert und zwar, wie Einige ſagen, indem er urplötzlich ſeine Reiter herſandte, mit dem Befehl, die Angeln der Thore unten abzuhauen, worauf er ſelbſt ganz unerwartet erſchien.

Nach anderen Nachrichten ſollen die Fidenaten zuerſt einen Einfall gemacht, Beute weggeführt, überhaupt das flache Land bis an die Stadt fürchterlich mitgenommen haben; Romulus habe ihnen deßhalb einen Hinterhalt gelegt, eine große Anzahl derſelben umgebracht und ihre Stadt ſelbſt erobert. Doch ließ er ſie keineswegs vernichten und zerſtören, ſondern machte ſie nur zu einer römiſchen Kolonie, indem er 2500 neue Bewohner dorthin abſandte (am 13. April).

Cap. 24.

Bald darauf brach eine Peſt aus, welche den Menſchen ohne vorangegangene Krankheit den Tod brachte, übrigens auch mit mangelndem Ertrag des Getreides, ſowie mit Unfruchtbarkeit des Viehs verbunden war. Dazu fiel in der Stadt auch ein Regen mit Blutstropfen, ſo daß ſich zu allen ſonſtigen unvermeidlichen Uebeln noch eine große Angſt vor den Göttern geſellte. Da indeſſen den Bewohnern von Laurentum das Gleiche begegnete, ſo glaubte man bereits auf's entſchiedenſte, daß die Umſtoßung alles Rechts in dem Falle des Tatius und die Ermordung der Geſandten einen Zorn des Himmels herbeigeführt habe, der nun auf beiden Städten laſte. Die Mörder wurden daher ausgeliefert und beſtraft, worauf beiderſeits eine unverkennbare Milderung der Nothzuſtände eintrat. Auch durch Reinigungsopfer ſühnte Romulus die Städte, wie dieſelben noch jetzt (den Nachrichten zufolge, die wir beſitzen) am ferentiniſchen Thore vollzogen werden.

Aber noch hatte die Peſt nicht aufgehört, als die Cameriner Rom

*) So hießen die Lateiner im Gegenſatz zu den Römern, weil ſie ſchon lange vor den Römern einen eigenen Staat bildeten.

angriffen und das Gebiet überfielen, weil ſie die Römer für unfähig zum Widerſtande hielten, wegen des eingebrochenen Unheils. Unverzüglich zog daher Romulus gegen ſie aus und lieferte ihnen eine ſiegreiche Schlacht, worin ſechstauſend Feinde umkamen. Darauf eroberte er ſogar ihre Stadt und verſetzte die Hälfte der Uebriggebliebenen nach Rom, wogegen er — am erſten Sextilis (oder Auguſt) — aus Rom Coloniſten nach Cameria abgehen ließ, und zwar im Verhältniß zu den Zurückgebliebenen die doppelte Anzahl. Einen ſolchen Ueberfluß an Stadtbürgern beſaß er bereits, kaum ſechszehn Jahre nach der Gründung Rom's. Unter den ſonſtigen Beuteſtücken brachte er auch ein ehernes Viergeſpann aus Cameria; dieſes ſtellte er im Tempel des Hephäſtus auf, nachdem er ſich ſelbſt als Standbild, wie er von einer Victoria bekränzt wird, hatte anfertigen laſſen.

Cap. 25.

Bei dieſem allmäligen Wachsthum der römiſchen Macht begannen die ſchwächeren Nachbarn bereits ſich zu ſchmiegen und waren völlig zufrieden, wenn ſie nur unangefochten blieben. In den ſtärkeren dagegen wirkte die Furcht und der Neid, ſo daß ſie glaubten, nicht länger mehr gleichgültig bleiben zu dürfen, ſondern die weitere Vergrößerung hindern und den Romulus in Schranken weiſen zu müſſen.

Unter den Etruskern waren die Vejenter die Erſten, welche als Beſitzer eines umfaſſenden Gebiets und einer bedeutenden Hauptſtadt den Krieg eröffneten, indem ſie die Zurückgabe von Fidenä, als ihnen zugehörig, beanſpruchten. Allein dieß war nicht nur ungerecht, ſondern ſogar lächerlich. Denn als die Fidenaten in Gefahr ſtanden und angegriffen wurden, hatten ſie ihnen lediglich keine Hilfe geleiſtet, ſondern einfach den Untergang dieſer Leute geſchehen laſſen; und jetzt wollten ſie Stadt und Land wieder zurückfordern, nachdem Beides in fremde Hände übergegangen war! Sie wurden daher von Romulus in ſeinen Entgegnungen ganz verächtlich behandelt, weßhalb ſie ſich in zwei Hälften theilten, mit deren einer ſie das Heer von Fidenä angriffen, während ſie mit dem andern Romulus ſelbſt entgegenrückten. Bei Fidenä ſiegten ſie dergeſtalt, daß zweitauſend Römer auf dem Platze

blieben; dagegen erlitten ſie von Romulus eine Niederlage, die ihnen mehr als achttauſend Mann koſtete.

Und nochmals wagten ſie eine Schlacht in der Nähe von Fidenä. In dieſer ſoll — übereinſtimmenden Nachrichten zufolge — Romulus ſelbſt das Meiſte geleiſtet haben, indem er neben ſeinem kühnen Muthe auch eine umfaſſende Feldherrnkunſt bewies, wie er denn auch eine Körperſtärke und Geſchwindigkeit entwickelte, die weit über das gewöhnliche Menſchenmaß hinausging. Was jedoch von Einigen behauptet wird, iſt völlig mährchenhaft, oder vielmehr durchaus unglaubwürdig: daß es nämlich von den vierzehntauſend gefallenen Feinden mehr als die Hälfte war, welche Romulus in Perſon mit eigener Hand erlegte. Hält man es doch ſchon bei den Meſſeniern für eine eitle Prahlerei, wenn ſie von Ariſtomenes*) berichten, daß er dreimal die ſogenannten Hekatomphonien**) geopfert habe, — als Sieger über die Lakedämonier.

Als die Flucht der Feinde entſchieden war, ließ Romulus die Uebriggebliebenen laufen, um gegen die Stadt ſelbſt vorzurücken. Dort konnte man nach dem erlittenen ſchweren Schlage keine Belagerung mehr aushalten. Man legte ſich auf's Bitten und ſchloß einen Freundſchaftsvertrag „auf hundert Jahre", wobei die Fidenaten einen großen Theil ihres Gebietes, das ſogenannte Septempagium, d. h. einen Diſtrict von ſieben Flecken, abtraten, ferner die Salzwerke an der Tiber den Römern überlaſſen und endlich fünfzig ihrer vornehmſten Bürger als Geißeln ausliefern mußten.

In Folge dieſer Ereigniſſe feierte Romulus einen abermaligen Triumph (am 15ten Oktober), wobei er neben andern zahlreichen Gefangenen, die er hatte, auch den Feldherrn der Vejenter aufführte. Dieß war ein alter Mann, der jedoch nach allgemeiner Anſicht in ſeinem Handeln einen großen Unverſtand und eine ſeinen Jahren wenig entſprechende Unerfahrenheit gezeigt hatte. Daher kommt es, daß man noch jetzt bei der Feier eines Siegesfeſtes einen alten Mann über das Forum nach dem Capitolium führt, — in einem Purpurkleide und mit einer Kinderbulle um den Hals, wobei der Herold zugleich: „feile

*) Ariſtomenes, der Held des zweiten meſſeniſchen Kriegs.

**) „Hekatomphonien", Dankopfer für die Erlegung von hundert Feinden.

Sardianer!“ ausruft. Denn die Etrusker ſollen ein Pflanzvolk der Sardianer*) ſein und Veji iſt eine etruskiſche Stadt.

Cap. 26.

Dieß war der letzte Krieg, den Romulus führte. Dann erging es ihm wie Vielen, oder vielmehr wie — mit wenigen Ausnahmen — Allen, die durch große und überraſchende Glücksfälle zu Macht und ausgezeichneter Stellung ſich erhoben haben. Auch er entging dieſem Schickſal nicht.

Voll Vertrauens auf den Stand ſeiner Sache und allmälig von einem Selbſtbewußtſein getragen, das Andern läſtig wurde, nahm er ſeine Stellung außerhalb des populären Elements und wandelte ſich in die Geſtalt eines Monarchen, welche in erſter Linie ſchon durch das Aeußere, in das er ſich einhüllte, Unwillen und Schmerz hervorrief. Er zog ein purpurnes Unterkleid an und trug eine purpurverbrämte Toga; auch ſaß er bei ſeinen amtlichen Geſchäften auf einem lehnſtuhlartigen Throne. In ſeiner Umgebung befanden ſich von der jungen Mannſchaft immer die Celeres, — ſo genannt von der Schnelligkeit in ihren Dienſtverrichtungen. Ihm voraus gingen wieder Andere, die mit Stöcken den Pöbel zurückdrängten und ſich Riemen umgeſchnallt hatten, um auf erhaltenen Befehl Jeden ſogleich binden zu können. „Binden“ heißt in der alten lateiniſchen Sprache: ligare, heutzutage alligare; deßwegen heißen jene Stabträger lictores, und die Stäbe baculi, weil ſie ſich damals gewöhnlicher Stecken bedienten. Doch iſt es denkbar, daß in ihren jetzigen Namen lictores das c nur eingeſchaltet iſt, ſo daß ſie früher litores geheißen hätten, was im Griechiſchen die Liturgen ſind. Denn mit Leiton bezeichnen die Griechen noch jetzt ein Gemeindehaus und mit Laos das Volk.

*) Sardes, Hauptſtadt in Lydien. Uebrigens erklärt ſich jener Ausruf leichter aus einer Thatſache ſpäterer Zeit. Als der Conſul Tib. Sempr. Gracchus die Inſel Sardinien erobert hatte, wurden ſo viele Gefangene gemacht, daß längere Zeit nur Sardinier als Sklaven verkauft wurden. Daher pflegte man zu ſagen; Sardi venales; alius alio nequior.

Cap. 27.

Nach dem Tode ſeines Großvaters Numitor in Alba war Romulus der rechtmäßige Nachfolger auf dem Throne. Um ſich nun die Gunſt der dortigen Bevölkerung zu erwerben, machte er die Regierung zu einer Gemeindeſache und ernannte alljährlich einen neuen Regenten für die Albaner. Dadurch lehrte er auch die einflußreichen Perſönlichkeiten in Rom nach einer Staatsverwaltung ſtreben, wobei man, ohne Königthum und mit ſelbſtgegebenen Geſetzen, im Regiertwerden und Regieren abwechſelte. Denn ſogar die ſogenannten Patricier hatten in Rom keinen Antheil an den Geſchäften; nur der Name und die äußere Tracht blieb ihnen als Auszeichnung, und mehr um der Gewohnheit, als um ihrer Abſtimmung willen, verſammelte man ſie in der Curie. Dann durften ſie mit ſchweigender Aufmerkſamkeit die Befehle des Königs anhören, und ohne vor dem Volke einen anderen Vorzug zu haben, als daß ſie zuerſt erfuhren, was verhandelt wurde, gingen ſie wieder nach Hauſe.

Doch alles Andere war nur von geringerer Bedeutung; daß er aber den eroberten Theil des Landes ganz eigenmächtig an ſeine Soldaten vertheilte und ebenſo den Vejentern ihre Geißeln zurückgab, im Gegenſatz gegen die Ueberzeugungen und Wünſche des Senats, das erſchien in den Augen dieſer Behörde als eine grobe Beleidigung.

Deßwegen gerieth auch der Senat in einen ſchweren, allgemein verbreiteten Verdacht, als Romulus bald darauf in unerklärlicher Weiſe verſchwunden war. Er verſchwand nämlich — nach dem jetzigen Monatsnamen — am ſiebenten Julius (oder damaligen Quintilis), und die einzig ſichere Behauptung, das einzig übereinſtimmende Ergebniß aller nachmaligen Forſchungen über ſeinen Tod beſchränkt ſich lediglich auf die Zeit, wie wir ſie angegeben haben. Denn noch jetzt werden an dem genannten Tage viele Ceremonien verrichtet, die ſich auf den damaligen unglückſeligen Vorfall beziehen.

Indeſſen darf man ſich über das Dunkel in dieſer Geſchichte nicht verwundern, da ja ſogar bei Scipio Afrikanus, der nach dem Abendeſſen in ſeinem Hauſe ſtarb, die Art ſeines Todes nicht in glaubwürdiger Weiſe nachgewieſen werden konnte, ſondern die Einen bloß einen

natürlichen Tod in Folge von körperlicher Kränklichkeit annehmen, während Andere einen Selbstmord durch Vergiftung und wieder Andere eine Erdrosselung durch seine Feinde behaupten, die ihn des Nachts überfallen hätten. Und doch wurde Scipio's Leiche vor Aller Augen öffentlich ausgestellt und erregte bei Jedermann, der sie sah, einen gewissen Verdacht und den entschiedenen Gedanken an gebrauchte Gewalt.

Romulus dagegen war urplötzlich abhanden gekommen, so daß kein Auge mehr einen Theil seines Leibes, oder auch nur ein Ueberbleibsel von seinem Kleide sehen konnte. Deßwegen vermutheten Einige: „die Senatoren hätten sich im Tempel des Hephästus plötzlich wider Romulus erhoben, ihn umgebracht, seinen Leib zerschnitten und sodann jeder Einzelne ein Stück davon im Schooße seines Kleides fortgetragen.

Eine andere Meinung geht dahin, daß sein Verschwinden weder in dem Tempel des Hephästus, noch bloß in der Anwesenheit des Senats stattgefunden habe. Der Hergang war nach ihren Angaben folgender: Romulus hielt gerade außerhalb der Stadt am sogenannten Ziegensumpfe eine Volksversammlung, als plötzlich in der Luft ganz seltsame, unbeschreibliche Zustände, ja ganz unglaubliche Veränderungen eintraten. Die Sonne verlor ihren Schein; es wurde vollständige Nacht, aber keine milde, oder ruhige Nacht, sondern eine Nacht, darin von allen Seiten Donnerschläge erfolgten und die Stürme mit wildem Ungestüm daherbrausten. Während dessen zerstreute sich der große Volkshaufen und lief davon; die Vornehmeren drängten sich unter einander näher zusammen. Als der Tumult aufgehört hatte und das Licht wieder hervordrang, fand sich auch die Menge wieder am gleichen Platze ein. Und nun erhob sich ein ängstliches Fragen nach dem vermißten König; aber die Vornehmen duldeten keine nähere Untersuchung und lange Bemühung, sondern ermahnten nur das ganze Volk, den Romulus in hohen, heiligen Ehren zu halten; denn „er sei zu den Göttern entrückt worden und werde ihnen fortan selbst ein gnädiger Gott sein, anstatt eines wackeren Königs.“ Die Masse glaubte diesen Versicherungen und entfernte sich voll Jubel und freudiger Hoffnung in anbetender Stimmung.

Doch gab es auch Einige, welche der Sache eine bittere und

feindſelige Auslegung beimaßen, in Folge deren ſie die Patricier in große Unruhe verſetzten. Denn ſie behaupteten böslicherweiſe: es ſei eine Schurkerei, was man hier das Volk zu bereden ſuche; die Patricier ſelbſt ſeien die Mörder des Königs!

Cap. 28.

So trat denn nun ein Mann, der unter den Patriciern durch ſeine Geburt die erſte Stelle einnahm, durch ſeinen Charakter im höchſten Anſehen ſtand, dem Romulus ſelbſt ein treuer, vertrauter Freund geweſen war, — ein Mann, welcher der albaniſchen Colonie angehörte, Julius Proculus, öffentlich auf das Forum, legte zuerſt, indem er dabei die ehrwürdigſten Heiligthümer berührte, einen feierlichen Eid ab, und erklärte ſodann vor allem Volk: „daß ihm auf einem Wege, darauf er ging, Romulus von der entgegengeſetzten Seite her erſchienen ſei; derſelbe habe ſchön und groß ausgeſehen, wie nie zuvor, und habe eine glänzende, feuerflammende Rüſtung getragen. Er ſelbſt, erſchrocken über dieſen Anblick, habe nun geſagt: „König, was iſt dir doch widerfahren, oder was haſt du gedacht, daß du uns in ungerechten, böswilligen Beſchuldigungen, und die ganze Stadt verwaist, ja in unendlicher Trauer zurückgelaſſen haſt?“ Darauf habe Romulus geantwortet: „es wär der Wille der Götter, Proculus, daß ich ſo lange Zeit unter den Menſchen ſein und dann nach Begründung einer Stadt, die zur größten Herrſchaft, wie zum höchſten Ruhme beſtimmt iſt, wieder in dem Himmel wohnen ſollte, von dannen ich kam. Sei fröhlich und getroſt, und verkünde den Römern, daß ſie Tugend und Mäßigkeit üben ſollen neben der Tapferkeit, und dann werden ſie zur höchſten Stufe menſchlicher Macht gelangen. Und ich will ihnen gnädig ſein, — ihr Schutzgott, — Quirinus!“

Dieſe ganze Erzählung erſchien nun den Römern glaubwürdig, theils überhaupt wegen des Charakters, den der Erzähler beſaß, theils wegen ſeines Eides. Ja, es ſchien ſogar ein gewiſſes überirdiſches

Gefühl, gleich einer göttlichen Begeisterung, sie gefaßt zu haben. Niemand widersprach; aller Verdacht, alle üblen Nachreden hörten auf, um Gebeten zu Quirinus und seiner göttlichen Vorsehung Platz zu machen.

Die Sache hatte übrigens einige Aehnlichkeit mit dem griechischen Mährchen von Aristeas aus Prokonnesus und Kleomedes aus Astypaläa.

Aristeas soll nämlich in der Werkstätte eines Walkers gestorben und sein Leichnam plötzlich verschwunden sein, als ihn seine Freunde abholen wollten; dann hätten etliche Leute behauptet: gerade, wie sie auf dem Rückweg von einer Reise gewesen, seien sie dem Aristeas begegnet, der nach Kroton gegangen.

So erzählt man ferner von Kleomedes: derselbe habe körperlich eine unmäßige Stärke und Größe besessen, sei jedoch geistig verrückt und ein Narr gewesen; er habe deßhalb viele Gewaltstreiche ausgeführt und zuletzt in einer Kinderschule den Balken, welcher die Decke trug, mit einem Faustschlag in der Mitte zerschmettert, so daß das Dach zusammenstürzte und alle Kinder umkamen. Man verfolgte ihn; aber er flüchtete sich in einen großen Kasten, schloß den Deckel ab und hielt von innen mit einer solchen Gewalt zu, daß eine ganze Menge von Leuten, welche zu gleicher Zeit alle Kräfte anstrengten, doch nicht vermochten, ihn wegzureißen. Sie sprengten also den Kasten auf, fanden jedoch den Menschen weder lebendig noch todt darin. Erschrocken hierüber schickten sie nach Delphi, um anzufragen. Und Pythia ertheilte die Antwort:

„Letzter des Heldengeschlechts — Diomedes von Astypaläa*).“

Ebenso wurde auch die Leiche der Alkmene**), als man sie bestatten wollte, plötzlich unsichtbar; dagegen sah man einen Stein auf ihrer Bahre liegen.

---

*) Astypaläa, eine der sporadischen Inseln bei Cos.

**) Alkmene, Mutter der Herkules, von der man jedoch an verschiedenen Orten Grabdenkmale zeigte.

Ueberhaupt fabelt man noch manches Unwahrſcheinliche ähnlicher
rt, um das Sterbliche unſerer Natur auf das Niveau der Gottheit
naufzuſchwindeln. Freilich wäre es frevelhaft und in hohem Grade
ıedel, der Tugend ihre göttliche Würde vollſtändig abzuſprechen;
ıer die Erde mit dem Himmel zu vermengen, bleibt dennoch eine
horheit. Laſſe man es alſo und halte nur feſt an der ſicheren Wahr-
it, daß — nach Pindar

„Zwar der Leib dem Tode folgt, der da Macht hat über Alles,
Doch lebendig noch ein Bild unſ'res Daſeins übrig bleibe;"

nn dieß allein iſt von den Göttern. Es kommt von dorten und kehrt
ırthin zurück, — nicht mit dem Leibe, ſondern wenn es möglichſt
ın dem Leibe befreit und getrennt iſt, und rein geworden in allen
tücken, erlöst vom Fleiſche und geheiligt. Denn ſoch' eine Seele iſt
ıch Heraklit's Bezeichnung eine „trockene" und darum die beſte, und
ie der Blitz aus der Wolke, zerſprengt ſie die Hülle des Körpers und
ıwebt empor. Welche aber mit dem Leibe vermengt und des Leibes
nerlich voll iſt, gleicht einem ſchweren, neblichten Dunſte, kann nicht
m Lichte ſich entzünden, noch ſich emporſchwingen. Man braucht
ſo keineswegs die Leiblichkeit eines guten Menſchen wider alle Natur-
ſetze in den Himmel hinaufzubefördern; dagegen darf man entſchie-
n glauben, daß tugendhafte Seelen ganz in Gemäßheit ihrer Natur
ıd der göttlichen Gerechtigkeit aus Menſchen zu Heroen, aus Heroen
Genien, aus Genien endlich — wenn ſie, gleich wie bei den My-
:rien, vollſtändig gereinigt und geheiligt ſind, auch allen Reſt der
terblichkeit und Leidenſchaft von ſich abgethan, — alsdann nicht
ıch einem willkürlichen Staatsgeſetze, ſondern nach der Wahrheit
ıd einer durchaus nur vernünftigen Entwicklung zu den Göttern
ıporgehoben werden und hier zum Lohn das ſchönſte, ſeligſte Ziel
rungen haben.

Cap. 29.

Was den Namen Quirinus betrifft, den Romulus jetzt erhielt,
verſtehen Einige darunter den Enyalios, d. h. den Kriegsgott;

Andere leiten ihn von der Benennung der Bürger als Quiriten ab; eine dritte Erklärung geht auf die Bedeutung des alten Wortes Quiris, „die Lanze", zurück, weßhalb man bei einer Bildsäule der Juno, die auf einer Lanze stehe, von einer Juno Quiritis spreche; so heiße auch der in der Regia aufgestellte Speer Mars, und eine Auszeichnung im Kriege belohne man gleichfalls mit einem Speere; um also den Romulus als tüchtigen Krieger und Helden des Speers zu bezeichnen, sei er der „Gott Quirinus" genannt worden.

Ein Tempel wurde ihm zu Ehren auf dem Quirinalischen Hügel gebaut, der nach ihm seinen Namen erhielt. Der Tag, an welchem er von der Erde schied, heißt: „Volksflucht", wie auch „Nonä*) Caprotinä", weil man an demselben zur Verrichtung eines Opfers aus der Stadt zu dem Ziegensumpfe hinzieht; denn eine Ziege heißt capra. Bei diesem Auszuge zum Opfern rufen sie viele der im Lande häufig vorkommenden Namen mit lautem Geschrei aus, z. B. „Marcellus! Cajus!" um dadurch das damalige Davonlaufen und ängstliche, verworrene Anrufen der Leute unter einander darzustellen. Doch behaupten auch Manche, daß diese Darstellung nicht eine Flucht, sondern nur eine drängende Eilfertigkeit ausdrücken solle, wobei sie ihre Angabe mit folgenden Gründen unterstützen.

Als die Gallier, welche Rom erobert hatten, von Camillus wieder hinausgejagt waren und die Stadt bei ihrer Schwäche sich noch nicht leicht zu erholen vermochte, zogen viele Latiner gegen sie, mit Livius Posthumius als Feldherrn an der Spitze. Dieser ließ sein Heer in geringer Entfernung von Rom sich lagern und schickte sodann einen Herold mit der Meldung: „die Latiner wünschten die bereits erloschene, ehemalige Haus- und Familienverbindung neu zu beleben, indem die Geschlechter durch neue Verehelichungen sich wiederum vermischten. Wenn sie daher eine möglichst große Anzahl von Jungfrauen und verwittweten Frauen schicken wollten, so würde man mit ihnen in friedliche und freundliche Verhältnisse eintreten, wie dieß in ähnlicher Weise einst den Sabinern gegenüber stattgefunden habe."

*) Nonae im März, Mai, Julius und Oktober der siebente Tag, in den andern Monaten der fünfte.

Als die Römer dieſe Vorſchläge vernahmen, ergriff ſie eine gewiſſe Angſt vor dem Kriege und zugleich glaubten ſie an der verlangten Uebergabe der Frauen etwas zu erhalten, das ebenſo wenig erbaulich war, als deren Gefangenſchaft. In dieſer Noth und Verlegenheit rieth ihnen nun eine Sklavin, Namens Philotis, oder nach anderer Angabe, Tutola: — „ſie ſollten keines von Beidem thun, ſondern durch Anwendung von Liſt zugleich dem Kriege, wie der Auslieferung von Geißeln ſich entziehen.“ Die Liſt beſtand nun darin, daß man die Philotis ſelbſt und mit ihr noch andere hübſche Sklavinnen als freigeborene junge Damen ausſtaffiren und ſo zu den Feinden ſchicken ſolle; dann wolle Philotis Nachts eine Fackel als Signal erheben, damit die Römer mit bewaffneter Hand herankämen und die Feinde im Schlaf überfielen! Dieſer Plan wurde ausgeführt, indem ſich die Latiner beſchwatzen ließen. Philotis hob die Fackel von einem wilden Feigenbaum aus in die Höhe, verdeckte ſie jedoch nach der hinteren Seite mit Tüchern und Vorhängen, ſo daß die Flamme den Feinden unſichtbar blieb, während ſie für die Römer vollſtändig helle war. Sobald ſie daher das Zeichen gewahrten, brachen ſie unverzüglich in größter Eile aus ihrem Lager hervor, wobei ſie — eben wegen der Eilfertigkeit — unter den Thoren einander vielfach mit Namen riefen. Sie überrumpelten die Feinde vollſtändig und überwältigten ſie, weßhalb man noch jetzt dieſes Feſt als Siegesfeſt begeht. Der Tag heißt nonae capratinae und zwar wegen des wilden Feigenbaums, der bei den Römern caprificus heißt. Sie bewirthen dabei ihre Frauen außerhalb der Stadt, unter dem Schatten von Feigenlaubwerk. Die Sklavinnen aber gehen herum, ſammeln ein und treiben hiebei allerhand Scherz; dann ſchlagen ſie einander, oder werfen einander mit Steinen, um anzudeuten, daß ſie auch damals auf Seiten der Römer geſtanden und dieſen im Kampfe wacker beigeſtanden hätten.

Dieſe Erklärung finden übrigens nur wenige Schriftſteller zuläſſig. Vielmehr ſcheint die Sitte, daß man das Anrufen mit Namen nach Tagesanbruch ſtattfinden läßt und zu dem Ziegenſumpfe hinzieht, um dort zu opfern, mehr für die erſtere Auslegung zu ſprechen. Die einzige Möglichkeit wäre in der That, wenn beide

Vorfälle in verschiedenen Zeiten zufällig ganz auf den gleichen Tag gefallen wären.

Romulus soll ein Alter von vierundfünfzig Jahren erreicht haben und im achtunddreißigsten Regierungsjahre gestanden sein, als er plötzlich für die Welt unsichtbar wurde.

Numa Pompilius.

Cap. 1.

Auch bei dem König Numa herrscht in Betreff seiner Lebenszeit eine höchst auffallende Verschiedenheit der Ansichten, obgleich die Geschlechtsregister von Anfang an mit großer Genauigkeit auf ihn zurückzuführen scheinen. Allein ein gewisser Clodius in seinem „chronologischen Nachweis“ (denn so ungefähr lautet der Titel des Buchs) gibt die bestimmte Versicherung, daß jene alten Aufzeichnungen in den Drangsalen des gallischen Kriegs, die über die Stadt kamen, spurlos verschwunden, dagegen die noch jetzt vorhandenen nicht wahrheitsgetreu, sondern durch Männer abgefaßt seien, welche etlichen Personen behilflich sein wollten, sich unbefugterweise in die Reihe der ersten Geschlechter und vornehmsten Häuser einzudrängen.

Es wird nun theilweise behauptet, Numa sei ein vertrauter Schüler des Pythagoras gewesen. Dagegen bestehen Manche darauf, daß sich bei Numa lediglich gar keine Spur einer griechischen Erziehung finde; entweder sei er gleichsam von Natur befähigt genug gewesen, um alle Vorzüge aus sich selbst zu entwickeln, oder habe er irgend einem Nichtgriechen, welcher den Pythagoras noch übertraf, seine Bildung zum Könige verdankt. Noch andere verweisen auf die spätere Lebenszeit des Pythagoras, welcher im Vergleich mit Numa nahezu um fünf Generationen jünger war. Dagegen sei ein Spartaner Pythagoras, Sieger in den olympischen Spielen der sechszehnten Olympiade, in deren drittem Jahre Numa den Thron bestieg, auf seinen Reisen durch Italien auch mit Numa zusammengetroffen und habe ihn bei der Einrichtung seines Staatswesens unterstützt. Von dieser Einwirkung des Pythagoras komme es auch, daß sich in den römischen Einrichtungen

so viele lakedämonische Elemente finden. Außerdem stammte auch Numa aus dem Sabinischen, und die Sabiner behaupten, lakedämonische Kolonisten zu sein.

Es ist also überaus schwierig, eine genaue Zeitbestimmung zu geben, und ganz besonders, wenn man nach den olympischen Siegen rechnet, deren Verzeichniß erst spät durch Hippias von Elis veröffentlicht worden sein soll, ohne daß derselbe von einer unumstößlich glaubwürdigen Grundlage ausging. Was wir aber an bedeutenderen Nachrichten über Numa in Erfahrung gebracht, werden wir in Folgendem mittheilen, schicken jedoch einige passende Notizen noch als Einleitung voran.

Cap. 2.

Rom stand bereits siebenunddreißig Jahre und Romulus war König. Am fünften Julius*), einem Tage, welcher jetzt Nonae Capratinae heißt, brachte Romulus außerhalb der Stadt in der Gegend von dem sogenannten Ziegensumpf ein öffentliches Opfer, wobei der Senat und der größte Theil des Volks zugegen war. Hier trat plötzlich eine bedeutende Veränderung in der Luft ein; die Wolken legten sich tief auf den Boden herab; zugleich erhob sich ein heftiger Sturm und Ungewitter, so daß die ganze Menschenmasse voll Bestürzung davonlief und sich zerstreute. Romulus aber verschwand und weder er selbst, noch sein Leichnam konnte mehr aufgefunden werden. Es war ein sehr mißlicher Verdacht, der nun die Patricier betührte, indem sich unter dem Volke das böse Gerücht verbreitete, daß sie, schon längst unzufrieden, einen König über sich erblicken zu müssen, und von der Absicht erfüllt, die Regierungsgewalt in ihre eigene Hand herüberzubringen, den König ermordet hätten. Denn allerdings schien das Benehmen des Königs gegen sie neuerdings unfreundlicher und despotischer geworden. Allein diesem Verdacht wußten sie eine bessere Wendung zu geben, indem sie ihm durch die Angabe: „Romulus sei nicht gestor-

*) Plutarch irrt sich hier, sofern die Nonae im Julius auf den siebenten fallen.

ben, ſondern zu einem höheren Schickſal eingegangen," auf eine göttliche Verehrung zurückführten. Ja, Proculus, ein angeſehener Mann, bekräftigte es eidlich: „daß er den Romulus in voller Waffenrüſtung habe gen Himmel fahren ſehen; auch habe er ſeine Stimme gehört, wie er gebot, ihn künftighin Quirinus zu nennen."

Aber neue Unruhen, neue Parteiungen herrſchten bald in der Stadt über die Frage: wer jetzt zum König ernannt werden ſollte? Denn die ſpäter hinzugekommenen Bürger hatten ſich mit den urſprünglichen noch nicht völlig verſchmolzen, ſondern das Volk wogte und ſchwankte noch vielfach in ſich ſelbſt, und ebenſo ſtanden auch die Patricier in Folge ihrer Streitigkeiten einander vielfach mit Mißtrauen gegenüber.

Indeſſen war man darüber allgemein einverſtanden, daß ein Königthum beſtehen ſolle. Der Streit und die Spaltung dagegen bezog ſich nicht nur auf die Perſon, ſondern ſogar auf den Volksſtamm, der den künftigen Fürſten ſtellen ſollte. Denen, welche unter Romulus zuerſt die Stadt mit einander angelegt hatten, erſchien es unerträglich, wenn die Sabiner, die erſt ſpäter auch einen Theil von Stadt und Land empfingen, ſich jetzt die Herrſchaft über diejenige Claſſe erzwingen wollten, welche ſie ebendarin aufgenommen hatte. Ebenſo war es aber in den Augen der Sabiner ganz vernünftig und begründet, wenn ſie, die nach dem Tode ihres Königs Tatius keine Meuterei gegen Romulus unternommen, ſondern denſelben als einzigen Regenten geduldet hatten, nun andrerſeits beanſpruchten, daß der künftige Herrſcher aus ihrer Mitte genommen werde. Denn „ſie hätten ſich keineswegs als die Untergeordneten, Schwächeren, an die Stärkeren angeſchloſſen, und wenn durch ihren Anſchluß die Bevölkerungszahl gewachſen und die Römer zu der geachteten Stellung einer großen Stadt emporgekommen ſeien, ſo ſei dieß in Verbindung mit ihnen geſchehen."

Hierüber brachen alſo die Streitigkeiten aus. Damit jedoch dieſe Händel nicht in Folge der Thronerledigung eine allgemeine Verwirrung herbeiführten, wurde von den Patriciern bei dieſem ſchwankenden Zuſtande der Staatsverwaltung die Beſtimmung getroffen, daß aus ihrem Stande, deſſen Mitgliederzahl ſich auf hundertundfünfzig belief, jeder Einzelne der Reihe nach die königlichen Inſignien anlegen ſolle, um ſodann theils den Göttern die herkömmlichen Opfer darzubringen,

theils die sonstigen Geschäfte zu versehen, und zwar „sechs Stunden der Nacht und sechs Stunden des Tags.“ Denn diese Zeiteintheilung für Tag und Nacht schien sich bei den Regierenden zu einer richtigen Gleichstellung zu eignen, wie auch dem Volke gegenüber ein solcher beständiger Wechsel in der machthabenden Gewalt jede Mißgunst entfernen konnte, indem man an dem gleichen Tage, in der gleichen Nacht den nämlichen Mann aus einem Könige zum schlichten Bürger werden sah.

Diese Art von Regierung nennen die Römer ein Interregnum.

Cap. 3.

Allein wiewohl die Patricier in der genannten Weise ihre Oberleitung ohne Bedrückung, ja mit Wohlwollen gegen die Bürger zu führen schienen, so verfielen sie doch allmälig in einen beunruhigenden Verdacht. Man glaubte, daß sie die Verwaltung in eine Oligarchie umzugestalten und den Staat nur in ihrem eigenen Kreise zu gängeln beabsichtigten, mit Ausschluß jedes ferneren Königthums.

Deßwegen kamen endlich beide Parteien mit einander überein, daß die eine aus der Mitte der andern einen König ernennen sollte. Denn so konnte man muthmaßlich bei der augenblicklichen Lage noch am ehesten die Eifersucht bannen und von dem gewählten Fürsten eine Billigkeit nach beiden Seiten erwarten, indem er die Einen liebte als seine Wähler und gegen die Andern schon wegen der Stammesgleichheit wohlwollend gesinnt war.

Die Sabiner überließen zuerst den Römern die Wahl und letztere entschlossen sich lieber, selbst einen Sabiner zu ernennen, als einen Römer zu stellen, der von der anderen Seite gewählt wurde. Nach einer in ihrer Mitte abgehaltenen Berathung ernannten sie aus den Sabinern den Numa Pompilius, einen Mann, der zwar nicht unter die nach Rom Uebergesiedelten gehörte, aber wegen seiner trefflichen Eigenschaften so allgemein bekannt und anerkannt war, daß die Sabiner noch freudiger, als die römischen Wähler selbst, den neuen König annahmen, sobald sein Name genannt wurde.

Man theilte nun dem Volke die gefaßten Beschlüsse mit und schickte sodann, gemeinschaftlich von beiden Seiten, die hervorragendsten Per-

ſönlichkeiten als Geſandtſchaft zu Numa, mit der Bitte, nach Rom zu kommen und die königliche Würde zu übernehmen.

Numa ſtammte aus einer bedeutenden ſabiniſchen Stadt, Cures, nach welcher ſich auch die Römer in ihrer Verſchmelzung mit den Sabinern „Quiriten“ nannten. Er war der Sohn eines angeſehenen Mannes, Pomponius, und von vier Brüdern der jüngſte. Seine Geburt fiel, offenbar durch einen providentiellen Zufall, gerade auf den Tag, an welchem Romulus mit ſeinen Leuten den Bau von Rom begann; dieß war der 21. April. Schon von Natur lagen in ihm alle Elemente eines vortrefflichen Charakters. Noch mehr hatte er ſelbſt zu ſeiner ſittlichen Bildung beigetragen — durch Lernen, Leiden und ernſtes Nachdenken. Er hatte nicht nur die allenthalben übelberufenen Leidenſchaften der menſchlichen Seele, ſondern auch die in der uncivilisirten Welt hochgeprieſenen Triebe zur Gewalt und Habſucht ſich gründlich aus dem Wege geſchafft, wogegen er den wahren Mannesmuth nur in der ſtrengen Beherrſchung aller Begierden durch die Vernunft erblickte. Hieraus ergab ſich, daß er insgeſammt alle Ueppigkeit, allen Luxus von Hauſe aus verbannte, dagegen ſich von Jedermann, mochte es ein Bürger oder ein Fremder ſein, als tadelloſer Richter und Rathgeber bereitwillig gebrauchen ließ, während er ſelbſt in ruhigen Tagen ſich keineswegs dem Genuſſe oder der Bereicherung hingab, ſondern ſeine Zeit mit gottesdienſtlichen Handlungen und mit Vernunftbetrachtungen über das Weſen und die Wirkungen der Götter ausfüllte. Dadurch erwarb er ſich einen ſo großen Namen, ein ſo bedeutendes Anſehen, daß auch Tatius, welcher in Rom den Thron mit Romulus getheilt hatte und nur eine einzige Tochter, Tatia, beſaß, ihn zu ſeinem Eidam machte.

Indeſſen ließ er ſich keineswegs durch dieſe vornehme Verbindung beſtimmen, ſeinen Wohnſitz in die Nähe ſeines Schwiegervaters zu verlegen. Vielmehr blieb er an dem gleichen Orte im Sabinerlande, um ſeinen alten Vater zu pflegen, wie denn auch Tatia gleichfalls die Ruhe des Privatlebens, die ihr Gatte genoß, der Ehre und dem Anſehen vorzog, welches ſie in Rom um ihres Vaters willen erwarten durfte. Dieſe Frau ſoll im dreizehnten Jahre nach ihrer Verbindung mit Numa geſtorben ſein.

Cap. 4.

Jetzt verließ Numa die Zerſtreuungen einer größeren Stadt, indem er meiſtentheils die Stille des Landlebens aufſuchte und lieber allein, bald da, bald dort, in den Hainen der Götter, auf heiligen Wieſenmatten und in einſamen Gegenden ſeinen Aufenthalt nahm. Daher bildete ſich denn auch hauptſächlich die bekannte Sage hinſichtlich der Göttin, — daß nämlich Numa nicht aus Melancholie oder Geiſtesſtörung ſich aus dem Verkehr mit anderen Menſchen zurückgezogen habe; dieß ſei vielmehr geſchehen, weil er die Freuden eines höheren Umgangs gekoſtet und einer göttlichen Ehe gewürdigt worden ſei; er habe im Umgang mit der Nymphe Egeria, die ihn liebte, ſeine Tage zugebracht und ſei dadurch ein glücklicher, ja ſogar ein durch Offenbarungen erleuchteter Mann geworden.

Daß nun alle dieſe Sagen mit vielen Mythen aus dem höchſten Alterthum eine Aehnlichkeit haben, iſt unverkennbar. So haben die Phrygier eine bei ihnen hochgeſchätzte Tradition von Attes, die Bithynier von Herodot, die Arkadier von Endymion*), und ſo gibt es noch viele Andere, von denen man glaubt, daß ſie hochbeſeligte Lieblinge der Götter geworden. Auch hat es doch wohl einen vernünftigen Grund, anzunehmen, daß die Liebe eines Gottes nicht auf ein Pferd oder einen Vogel, ſondern auf einen Menſchen gerichtet iſt, — daß daher ein Gott mit hervorragenden guten Menſchen gerne zuſammen iſt und den Verkehr mit einem heiligen, tugendhaften Manne nicht unwillig verſchmäht oder mißachtet. Daß jedoch auch ein menſchlicher Körper, eine jugendliche Schönheit für einen Gott oder überhaupt für ein höheres Weſen zu einem Gegenſtand der Gemeinſchaft und des Wohlgefallens werden kann, — dieß ebenfalls zu glauben, iſt bereits eine ſchwierige Aufgabe. Indeſſen ſcheint hier die Unterſcheidung der Aegypter nicht völlig unbegründet. Dieſe halten es bei einem Weibe nicht für unmöglich, wenn ihr der Hauch und Geiſt eines Gottes nahekommt, um in

*) Attes, ein phrygiſcher Hirte, wurde von der Göttin Rhea oder Kybele, Endymion von Diana geliebt. Ueber Herodotus iſt nichts bekannt.

ihr die ersten Keime einer Zeugung niederzulegen; bei einem Manne aber gebe es keine körperliche Vermischung und Gemeinschaft in dem Verhältniß zu einem Gotte. Sie wissen jedoch nicht, daß bei einer so engen Verbindung zugleich eine Mittheilung des eigenen Wesens stattfindet. Im Uebrigen mag man es immerhin für passend annehmen, daß ein Gott zu einem Menschen wenigstens in ein Verhältniß der Freundschaft und der freundschaftlichen Liebe eintritt, — einer Liebe, welche naturgemäß sittliche Tugendzwecke in sich schließt. Man hat nicht Unrecht bei dem Mythus, daß Phorbas*), Hyacinthus und Admet Lieblinge Apollo's gewesen seien, wie ferner auch Hippolytus aus Sikyon, welchem denn auch, der Sage nach, bei jeder Ueberfahrt von Sikyon nach Kirrha**) die pythische Priesterin, wie wenn der Gott es wüßte und sich darüber freute, folgenden Hexameter in prophetischem Tone entgegen rief:

Wiederum steigt der geliebte Hippolytos in das Gewässer.

In ähnlicher Weise soll nach der Mythologie Pan der liebende Freund Pindar's und seiner Gedichte gewesen sein. Auch einem Archilochus und Hesiodus erwies die Gottheit nach ihrem Tode eine gewisse Ehre um ihrer Lieder willen. Sophokles hatte sogar bei seinen Lebzeiten den Aeskulap als Gast im Hause, — eine Sage, welche heut zu Tage noch viele Beweisgründe beizubringen vermag***); ebenso ließ ihm, als er starb, ein anderer Gott†), wie man erzählt, sein Grab zu Theil werden. Gibt man nun das Letzterwähnte zu, so darf man es nicht wohl bezweifeln, wenn die Gottheit mit Zaleukus, Minos, Zoroaster, Numa und Lykurg, lauter Männern, welche Königreiche lenkten und Verfassungen schufen, in einen unmittelbaren öfteren Verkehr

*) Phorbas reinigte die Insel Rhodus von Schlangen und wurde zum Lohne dafür unter die Sterne versetzt. Hyacinth von Zephyrus aus Eifersucht getödtet; aus seiner Leiche wuchs die Blume gleichen Namens hervor. Für Admet hütete Apollo sogar drei Jahre lang die Heerden.

**) Sikyon am korinthischen Meerbusen; Kirrha an der Straße nach Delphi.

***) Der hauptsächlichste besteht wohl in einer Kapelle, die jenem angeblichen Ereigniß zu Ehren erbaut wurde.

†) Dieser „andere Gott" ist der Bacchus, der dem Lysander, welcher gerade Athen belagerte, im Traume befahl: die neue Sirene anständig beerdigen zu lassen.

eintrat. Ist es nicht vielmehr wahrscheinlich, daß bei ihnen der Umgang der Götter ein völliger Ernst war, weil sie eine Belehrung und Aufmunterung zu den edelsten Zwecken beabsichtigten, während ihr Verkehr mit Poeten und girrenden Lyrikern, wenn er überhaupt stattfand, vielleicht nur Spiel und Posse war? Man kann hierüber auch anderer Meinung sein; dann sage ich mit Bakchylides: „Nun denn, der Weg ist breit!“ Denn selbst eine weitere Erklärung, welche man über Lykurg, Numa und andere derartige Männer abgibt, enthält durchaus nichts Ungeschicktes. Um Menschenmassen, welche schwer in Schranken zu halten oder in Ordnung zu bringen waren, dennoch zu bändigen und bedeutende neue Einrichtungen in der Verfassung einzuführen, gaben sie sich vielleicht den künstlichen Schein, den sie von der Gottheit entlehnten und der gerade denjenigen selbst am meisten zum Heile gereichte, denen er galt.

Cap. 5.

Doch genug hievon. Numa stand bereits im vierzigsten Lebensjahre, als von Rom die Gesandten ankamen, welche ihn auf den Thron beriefen. Ihre Sprecher waren Prokulus und Velesus, von denen, wie man früher erwartet hatte, das Volk den einen oder den andern zum Könige wählen würde; denn Prokulus genoß die Anhänglichkeit besonders von den Unterthanen des Romulus, wie Velesus von denen des Tatius.

Ihre Anrede war sehr kurz, weil sie meinten, dem Numa würde ein solches Glück in hohem Grade willkommen sein. Allein es war, wie man sah, keine kleine Aufgabe, sondern ein Stück Arbeit, das viele Worte, viele Bitten erforderte, die Gedanken eines Mannes, der bisher in Ruhe und Frieden gelebt hatte, zu überzeugen und ihn auf einen solchen Standpunkt zu stellen, daß er zur Uebernahme der Regierung eines gewissermaßen nur durch den Krieg entstandenen und emporgekommenen Staates bereit war.

Numa erwiderte in Anwesenheit seines Vaters und eines seiner Verwandten, Marcius, Folgendes: „Jede Veränderung im menschlichen Leben ist etwas Gefährliches. Wem es an nichts fehlt, um seine

Bedürfniſſe zu befriedigen, — wer keine Urſache hat, ſich über ſeine augenblicklichen Verhältniſſe zu beklagen, den kann nichts Anderes, als nur die Gedankenloſigkeit aus ſeiner Ordnung bringen und aus ſeiner ganzen gewohnten Lage herausführen. Möglich, daß dieſe Lage keinen ſonſtigen Vortheil bietet; durch die größere Sicherheit hat ſie dennoch einen Vorzug vor dem Ungewiſſen. Aber nicht einmal ungewiß ſind die Verhältniſſe des Königthums, und der Beweis hiefür liegt in den traurigen Schickſalen des Romulus. Er ſelbſt mußte den ſchnöden Ruf hinnehmen, ſeinem Mitregenten Tatius nach dem Leben getrachtet zu haben; und den andern Gliedern des höchſten Standes gab er den ſchnöden Ruf, daß ſie ſeine Mörder ſeien. Und doch prieſen dieſe den Romulus in allen ihren Worten als ein Kind der Götter; ſie erzählen von einem Wunder ſeiner Ernährung und von einer unglaublichen Rettung in der früheſten Kindheit. Ich bin nur ein gewöhnlicher Erdenſohn, bin nur von Menſchen genährt und auferzogen worden, wie ihr ja wohl wißt. Alles, was man an meinem Weſen lobt, ſind Eigenſchaften, die von ferne nicht einem Manne angehören, welcher zum Throne berufen iſt, — meine große Ruhe, meine Beſchäftigung mit geiſtigen Dingen, die nichts mit dem Staate zu ſchaffen haben, dieſe meine außerordentliche, mit mir ganz verwachſene Neigung zum Frieden und zu unkriegeriſchen Dingen, wie auch zu Menſchen, die ſich nur in Zwecken der Religion und der Liebe verſammeln, während außerdem jeder für ſich den Acker baut, oder die Heerde weidet. Euch, ihr Römer, hat Romulus viele, vielleicht ſehr unerwünſchte Kriege hinterlaſſen; um ſie durchzufechten bedarf die Stadt eines Königs voller Erfahrung und energiſcher Kraft. Zudem iſt bei dem Volke auch die Gewohnheit und die Neigung ſtark geworden durch das Glück, und es iſt Niemand verborgen, daß dieſes Volk noch mehr zu wachſen, noch mehr über andere zu herrſchen wünſcht. Darum wäre es beinahe eine Lächerlichkeit, mit Vorliebe das Meinige zu treiben, indem man eine Stadt lehren wollte, die Götter und das Recht zu ehren, dagegen Gewalt und Krieg zu haſſen, — eine Stadt, die mehr einen Feldherrn braucht, als einen König!“

Cap. 6.

Dies waren ungefähr die Gründe, womit Numa das Königthum abzulehnen suchte.

Aber jetzt machten die Römer die größten Anstrengungen, indem sie ihn fast fußfällig baten, sie nicht abermals in Parteihader und Bürgerkrieg hineinzuwerfen; es sei nun einmal kein Anderer da, auf den sich beide Parteien vereinigen könnten.

Ebenso lagen ihm, nachdem die Römer sich entfernt hatten, sein Vater und Marcius im häuslichen Kreise dringend an und suchten ihn zur Annahme eines so großen Geschenkes, einer wahren Himmelsgabe, zu bewegen. „Du selbst," sagten sie, „brauchst vielleicht keinen Reichthum, denn du bist zufrieden. Auch die Ehre der Herrschaft und Macht waren niemals ein Gegenstand deines Strebens; denn du besitzest die Ehre der Tugend, und diese steht höher. Aber betrachte das Königthum als einen Gottesdienst. Gott will dich erheben und duldet nicht, daß eine Gerechtigkeit, wie sie in dir liegt, müßig verkümmert. Darum fliehe die Herrschaft nicht, entrinne ihr nicht mit Gewalt; denn für einen verständigen Mann ist sie das Gebiet eines schönen und großartigen Handelns, ein Gebiet, auf welchem auch die Verehrung der Götter in erhabener Pracht möglich ist, sowie die Heranbildung verwilderter Menschen zur Frömmigkeit. Durch Niemand lassen sie sich leichter, durch Niemand schneller zum Besseren umwandeln, als durch den, der ihr Gebieter ist. Sie haben auch einem Tatius ihre Liebe geschenkt, und Tatius war ein Fürst aus der Fremde. Das Andenken eines Romulus vergöttern sie in den Ehren, die sie ihm erweisen. Und wer weiß, ob nicht auch ein siegreiches Volk des Krieges endlich satt wird, und ob sie nicht, überfüllt von Triumphen und geraubter Beute, einen sanften Fürsten, einen Freund des Rechtes sich ersehnen, um endlich gesetzliche Zustände und Frieden zu erlangen? Aber selbst, wenn es ihnen vollkommen unmöglich ist, ihre Lust zu zügeln, — wenn sie ganz wahnsinnig auf den Krieg erpicht sind: ist es nicht besser, ihrem wilden Drange eine andere Richtung zu geben, indem du die Zügel in der Hand behältst und so der Heimat und dem ganzen Stamme der

Sabiner ein Band der Liebe und Freundschaft mit einem kraftvollen und mächtigen Staate zu werden?"

Zu diesen Vorstellungen gesellten sich, wie man erzählt, noch günstige Vorzeichen, wie auch die eifrigsten Bemühungen seiner Mitbürger, die bei der Kundwerdung der Gesandtschaft ihn baten, doch nach Rom zu gehen und den Thron zu übernehmen, um hiedurch eine Gemeinschaft und Vermischung seiner Landsleute mit Rom herbeizuführen.

Cap. 7.

Als nun sein Entschluß gefaßt war, brachte er zuerst den Göttern ein Opfer und zog sodann nach Rom hinweg. Senat und Volk gingen ihm mit begeisterter Liebe entgegen; von den Frauen wurde er mit entsprechenden Segenswünschen empfangen; in den Tempeln opferte man. Es war ein allgemeiner Jubel, wie wenn die Stadt nicht einen König, sondern ein Königreich erhielte.

Als man auf dem Forum Halt machte, ließ Spurius Vettius, der gerade in diesen Stunden das Amt des Interrex bekleidete, die Bürger zur Abstimmung schreiten, was ohne alle Ausnahme mit einem: Ja! geschah. Hierauf brachte man ihm die königlichen Insignien.

Allein jetzt sprach er den Wunsch aus, in der Sache nicht weiter zu gehen, indem er auch die Bestätigung des Himmels für sein Königthum bedürfe. In Begleitung von Wahrsagern und Priestern bestieg er hierauf das Kapitol; die damaligen Römer nannten es noch den Tarpejischen Hügel. Hier stellte ihn der Oberste der Wahrsager mit verhülltem Antlitz in die Richtung gegen Mittag, während er selbst hinter Numa stehen blieb, seine Rechte ihm sanft auf's Haupt legte, über ihm betete und dabei nach den Offenbarungen, welche von den Göttern durch Vögelflug oder andere Zeichen kommen sollten, umherschaute, indem er seine Blicke nach allen Seiten hin schweifen ließ.

Trotz der großen Volksmenge herrschte auf dem Forum eine unglaubliche Stille. Man wartete mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf das, was kommen sollte, bis sich plötzlich günstige Vögel zur rechten Seite zeigten und die Bestätigung brachten.

So legte denn Numa den Königsmantel an und begab sich lang-

ſamen Schrittes von der Burg herunter in die Mitte des Volks. Und jetzt brach ein ſtürmiſches Rufen aus; alles gab ihm die Hand; man empfing ihn als den frömmſten der Menſchen, als den größten Liebling der Götter.

Nach der Uebernahme der Herrſchaft löste er vor Allem die Schaar der dreihundert Mann auf, welche Romulus ſtets als Leibwache unter dem Namen „Celeres", d. h. leichte Truppen, gehalten hatte. Denn Numa wollte das Vertrauen nicht mit Mißtrauen erwidern und überhaupt nicht König ſein, wenn man ihm kein Vertrauen ſchenkte.

Seine zweite Handlung beſtand darin, daß er den ſchon vorhandenen Prieſtern des Jupiter und Mars noch einen dritten für Romulus beigeſellte, welchem er den Namen „Flamen Quirinalis" gab. Uebrigens nannte man auch ſchon die älteren Prieſter „Flamines", und zwar von ihren Hüten*), die ſie auf dem Kopfe tragen. Dieſelben ſind von Filz, pilus, gemacht, wie man erzählt, indem damals noch mehr als jetzt griechiſche Wörter ſich in die lateiniſche Sprache eingedrängt hatten. Denn auch die „Laena," welche die Prieſter trugen, iſt nach Juba's Angabe lediglich die griechiſche „Chlaena", wie auch der Knabe, welcher dem Prieſter des Jupiter dienen und noch Vater und Mutter haben muß, nach demſelben Schriftſteller Camillus hieß, — ein Name, welchen einige griechiſche Stämme auch dem Merkur wegen ſeiner dienſtbaren Stellung ertheilen.

Cap. 8.

Alle dieſe Maßregeln traf Numa in der Abſicht, ſich das Wohlwollen und die Gunſt des Volkes zu erwerben. Jetzt aber begann er unverzüglich ſeine Arbeit an der Stadt ſelbſt.

Rom glich damals einem Eiſen, und er ſuchte es aus einem harten Stoffe zu einem weicheren umzubilden und die Kriegsluſt in Rechtsgefühl zu verwandeln. Einfach geſagt, was Plato eine Stadt in der

*) Dieſer Hut hieß apex, war ſpitzig, mit einem Oelzweig umgeben und hatte oben einen Büſchel Wolle.

Fieberhitze nennt, eben das war Rom. Schon die erste Vereinigung beruhte von Anfang an auf einer gewissen Keckheit und einem mit Todesverachtung verbundenen Muth, indem sich die kühnsten und tapfersten Leute von allen Seiten an diesem Punkte zusammendrängten. Aus den vielen Feldzügen und anhaltenden Kriegen zog es sodann seine Nahrung und das Wachsthum seiner Macht. Wie Bäume, welche man in den Boden setzt, durch heftige Erschütterung nur noch fester stehen, so schien auch Rom sich durch alle Gefahren blos zu befestigen. Bei einem so hochfahrenden und verwilderten Volke hielt es denn also Numa für seine Aufgabe, die keine kleine oder geringfügige Arbeit erforderte, dasselbe zu zügeln und zu geordneten Friedenszuständen hinzuleiten.

Deßwegen nahm er die Unterstützung der Götter in Anspruch, indem er größtentheils durch Opfer, Processionen und Festaufzüge, welche er selbst anordnete und einführte, und die neben der Feierlichkeit zugleich eine anmuthige Unterhaltung und ein heiteres Vergnügen gewährten, das Volk zu leiten und dessen stürmische Kriegslust zu zähmen suchte. Manchmal weissagte er auch furchtbare Ereignisse, die vom Himmel drohten, er redete von abenteuerlichen Geistererscheinungen und von furchtbaren Stimmen, die sich hören ließen. Auf diese Art bändigte und demüthigte er den Geist seiner Unterthanen durch den religiösen Aberglauben.

Daher entsprang denn auch hauptsächlich aus dieser Quelle die allgemeine Sage, daß Numa seine Weisheit und Bildung einem früheren Umgange mit Pythagoras zu verdanken habe. Wie bei letzterem ein Hauptstück seiner Philosophie, so bestand bei Numa ein Hauptstück der Politik in seinen nahen Beziehungen zu der Gottheit und seinem Umgange mit ihr.

So soll er auch den äußeren Nimbus und die ganze Gestaltung, worein er sich hüllte, in dem gleichen Gedanken angelegt haben, wie Pythagoras. Letzterer machte, wie man glaubt, einen Adler zahm, so daß dieser bei einem gewissen Ruf im Fluge anhielt und aus der Höhe zu ihm herniederfuhr. Auch ließ er zu Olympia eine goldene Hüfte ein wenig herausſehen, als er durch die Volksmenge hindurchging. Und so berichtet man von ihm noch andere Kunstgriffe und Handlungen,

die in's Wunderbare hineinſpielten, weßhalb auch Timon aus Phlius*) ſchrieb:

Und wie Pythagoras ſich zum Scheine der Zauberer hinneigt,
Nur um Menſchen zu fah'n, der Sprecher erhabener Worte.

Numa ſpielte eine ähnliche Komödie. Dies war ſein Liebesverhältniß zu einer Göttin oder Bergnymphe und ihr geheimer Umgang mit ihm, wie oben ſchon berührt wurde; ferner auch ſeine vertrauten Unterhaltungen mit den Muſen. Denn die meiſten ſeiner Weiſſagungen führte er auf die Muſen zurück, und eine Muſe war es in ganz eigenthümlichem, hervorragendem Sinne, deren Verehrung er die Römer lehrte. Er nannte ſie Tacita, gleichſam die „ſchweigſame" oder ſtumme, wobei er an die Pythagoräiſche Zurückhaltung im Sprechen gedacht zu haben ſcheint, um dieſe zu Ehren zu bringen.

Auch ſeine Geſetzgebung über bildliche Darſtellung der Götter ſteht mit den Lehren des Pythagoras in der innigſten Verwandtſchaft. Letzterer glaubte, daß das Urweſen weder Sinneswerkzeuge noch Leidenſchaften habe, dagegen unſichtbar, unerſchaffen und geiſtiger Art ſei. In ähnlicher Weiſe duldete es Numa nicht, daß die Römer das Bild eines Gottes mit menſchlichem Ausſehen oder in Thiergeſtalt ſich dachten. Ebenſo wenig gab es bei ihnen in früheren Zeiten eine maleriſche oder plaſtiſche Darſtellung von einem Gotte. Zwar bauten ſie in den erſten hundert und ſiebzig Jahren auch Tempel und ſtellten heilige Capellen auf, ohne jedoch irgend einmal ein Bildniß in leiblicher Geſtalt zu machen. Es galt ihnen für ſündhaft, das Höhere dem Niedrigen zu verähnlichen; daher erſchien es ihnen unmöglich, irgend Gott anders zu faſſen, als im reinen Gedanken.

Auch der Opferdienſt ſteht in ſehr naher Beziehung zu der Pythagoräiſchen Religioſität. Die meiſten Opfer waren unblutig und beſtanden blos in Mehl, Wein und den wohlfeilſten Gegenſtänden.

Abgeſehen von all Dieſem bemühen ſich Manche auf's eifrigſte, noch aus weiteren, mehr von äußerlichen Dingen hergenommenen Beweiſen jene beiden Männer in ein inniges Verhältniß zu einander zu verſetzen. Unter Anderem beſteht ein Grund darin, daß die Römer den

*) Phlius, Stadt in der Nähe von Korinth, im Peloponnes.

Pythagoras in ihr Bürgerrecht aufnahmen, wie der alte Komiker Epicharmus, der sich selbst an der pythagoräischen Lebensweise betheiligte, in einer Schrift an Antenor berichtet. Ein zweiter Grund ist, daß Numa von seinen vier Söhnen, die ihm geboren wurden, einen nach Pythagoras' Sohne Mamerkus nannte. Von jenem soll auch das Aemilische Haus, das in der Liste der Patricier steht, seinen Namen erhalten haben, indem der König auf diese Weise die Liebenswürdigkeit (haemylia) und Freundlichkeit jenes Mannes im Reden wohlwollend zu ehren suchte. Ich selbst habe zu Rom viele Personen ausführlich erörtern hören, daß die Römer in Folge eines Orakels, das sie einmal erhielten, und wonach „sie dem klügsten und dem tapfersten Manne Griechenlands" in ihrer Mitte ein Monument aufstellen sollten, auf dem Forum zwei eherne Bildsäulen errichten ließen, deren eine den Alcibiades, wie die andere den Pythagoras darstellte.

Diese Nachrichten unterliegen nun freilich noch mancherlei Zweifeln, und es würde sowohl ein ausführliches Rütteln an ihnen, als eine ausführliche Behauptung ihrer Wahrheit, nur eine kindische Disputirsucht verrathen.

Cap. 9.

Dem Numa wird auch die Anordnung und Aufstellung derjenigen hohen Priesterklasse, welche man Pontifices nennt, zugeschrieben, und er selbst soll einer von ihnen, und zwar der erste, gewesen sein.

Die Benennung „Pontifices" leiten einige davon ab, weil sie den Göttern dienen, als den mächtigen Herren aller Dinge; denn „mächtig" heißt im Lateinischen potens. Andere leiten den Namen von einem gewissen Vorbehalt „des Möglichen" ab, indem der Gesetzgeber von den Priestern nur die Vollziehung der möglichen Opfer verlange, ohne splitterichten zu wollen, wenn etwa ein bedeutendes Hinderniß eintrete. Die Meisten sprechen sich sogar für eine ganz lächerliche Erklärung des Wortes aus, sofern jene Priester lediglich „Brückenmacher" heißen sollen, und zwar von den Opfern, welche in der Nähe der Brücke verrichtet wurden, und die ebenso durch ihre Heiligkeit, als ihr Alter sich auszeichneten; pons ist nämlich das lateinische Wort für

„Brücke“. Uebrigens komme den Prieſtern auch die Pflicht der Beaufſichtigung und Reparatur ſelbſt zu, nicht minder, als die Verrichtung von irgend einem unveränderlichen und altherkömmlichen Opferdienſte; denn der Abbruch der hölzernen Brücke würde in Rom für eine ſündhafte, fluchwürdige Handlung gelten. Auch ſagt man, daß das ganze Brückengerüſte wegen eines Orakelſpruchs ohne alles Eiſen, blos mit hölzernen Nägeln, zuſammengenietet ſei. Die ſteinerne Brücke wurde erſt Jahrhunderte ſpäter von einem Aedil Aemilius gebaut. Uebrigens behauptet man, daß auch die hölzerne hinter die Zeiten Numa's falle und erſt von dem König Ancus Marcius, Numa's Tochtermann, vollendet worden ſei.

Der ſogenannte Pontifex Maximus nimmt gleichſam die Stellung eines Dolmetſchers der Gottheit, eines Propheten, oder vielmehr des Hierophanten ein. Er hat nicht nur für die öffentlichen Gottesdienſte zu ſorgen, ſondern auch die Privatopfer zu beaufſichtigen und jede Ueberſchreitung der alten Regulative zu verhindern, wie auch Belehrung darüber zu geben, was irgend ein Einzelner zur Ehre oder Verſöhnung der Götter braucht.

Ferner bildet er die Aufſichtsbehörde für die heiligen Jungfrauen, welche man Veſtalinnen nennt. Denn dem Numa ſchreibt man ja auch die Stiftung des Ordens der veſtaliſchen Jungfrauen und überhaupt den ganzen Ehrendienſt bei dem ewigen Feuer zu, welches dieſelben zu hüten haben. Vielleicht erblickte er das Weſen des Feuers in deſſen unzerſtörbarer Reinheit und wollte es daher nur gleichfalls lauteren und unbefleckten Perſönlichkeiten übergeben haben; vielleicht lag auch in dem Unfruchtbaren und Sterilen des Feuers der Grund, warum er es mit dem jungfräulichen Stande in eine ſo enge Beziehung brachte. Iſt es ja doch auch in Griechenland überall, wo man ein ewigbrennendes Feuer unterhält, wie z. B. zu Delphi und Athen, ſo, daß zwar keine Jungfrauen, wohl aber ältere Wittwen das Geſchäft beſorgen. Wenn es jedoch durch irgend einen Zufall ausgeht, wie denn zu Athen das heilige Licht unter der Gewaltherrſchaft Ariſtions*) ausgelöſcht ſein ſoll, ebenſo in Delphi bei der Verbrennung des Tempels durch

*) Ariſtion bemächtigte ſich Athens mit Hilfe des Mithridates, wurde aber von *Sulla ſpäter wieder* vertrieben.

die Perſer, und wie ferner zu Rom um die Zeit der Mithridatiſchen und Bürgerkriege das Feuer ſammt dem Altare verſchwand, ſo darf man es angeblich nicht an einem andern Feuer wieder anzünden. Man muß vielmehr ein friſches und neues ſchaffen, indem man eine reine, fleckenloſe Flamme an der Sonne ſich entzünden läßt. Dies thut man hauptſächlich vermittelſt der Hohlſpiegel, welche man durch Aushöhlung von der Seite eines gleichſchenklichen, rechtwinkligen Dreiecks aus verfertigt, ſo daß Alles von der Peripherie aus in einem Mittelpunkte convergirt. Werden ſie nun in eine Lage gebracht, wodurch ſie der Sonne direkt gegenüber ſtehen, ſo daß ſich die von allen Seiten reflektirten Strahlen an dem Mittelpunkte ſammeln und verbinden, ſo ſcheiden ſie die Luft ſelbſt, welche ſich verdünnt, und entzünden raſch die leichteſten und trockenſten Gegenſtände, die man in die Nähe bringt, weil durch den Gegendruck der Lichtſtrahl gleichſam einen Körper bekommt und in Feuer ausſchlägt*).

Einige glauben nun, daß die heiligen Jungfrauen lediglich nur von jenem ewigen Feuer die Hüterinnen ſind. Manche ſprechen aber auch noch von anderen Heiligthümern, welche dem Auge der übrigen Welt verborgen bleiben, und worüber in dem Leben des Kamillus Alles geſagt iſt, was ich ohne Verſündigung erfahren und mittheilen durfte.

Cap. 10.

Das erſte Mal ſollen von Numa bloß Gegania und Verenia eingeweiht worden ſein; das zweite Mal Canuleja und Tarpeja; nachher fügte König Servius noch zwei weitere Jungfrauen hinzu, und dieſe Anzahl wurde ſodann bis auf die jetzigen Zeiten beibehalten.

Auch wurde den heiligen Jungfrauen ein dreißigjähriges Verbleiben im ledigen Stande feſtgeſetzt, wovon ſie die erſten zehn Jahre hindurch ihren Dienſt erlernen, die mittlere Zeit den gelernten Dienſt ausüben und im letzten Drittel ſelbſt wieder andere unterrichten müſſen.

Nach Verfluß der genannten Zeit iſt es ſodann dem Belieben

*) Es iſt hier von paraboliſchen Brennſpiegeln die Rede, über die ſich jedoch Plutarch ſelbſt nicht mit der gehörigen Klarheit auszudrücken vermochte.

einer Jeden anheimgeſtellt, ſowohl in die Ehe zu treten, als überhaupt eine andere Lebensweiſe zu beginnen, unter Aufgebung aller prieſterlichen Verrichtungen. Doch ſollen es nur wenige geweſen ſein, welche an dieſer Erlaubniß Freude fanden, oder, wenn ſie es thaten, dadurch ihr Lebensglück begründeten. Meiſtens brachten ſie den Reſt ihrer Tage in Reue und niedergeſchlagener Stimmung zu, wodurch ſodann auch die andern in Gewiſſensangſt verfielen, ſo daß ſie lieber bis zum Alter und bis zum Tode in dem Stand der Enthaltſamkeit und Jungfräulichkeit verharrten.

Die Auszeichnungen, die ihnen Numa zuerkannte, waren ſehr bedeutend. Unter anderem beſaßen ſie das Recht, ſogar ſchon bei Lebzeiten ihres Vaters ſelbſtändig ein Teſtament zu machen und alle anderen Geſchäfte zu bereinigen, ohne jemals einen Beiſtand nehmen zu müſſen, gerade wie heutzutage eine Mutter von drei Kindern. Bei jedem Ausgange begleitet ſie ein Liktor, und wenn ſie einem Menſchen, der zum Tode geführt wird, von ſelbſt begegnen, ſo unterbleibt die Hinrichtung. Doch muß die Veſtalin einen Eid ablegen, daß die Begegnung lediglich eine zufällige und nicht beabſichtigte geweſen ſei. Wer unter ihre Sänfte tritt, wenn ſie ſich austragen laſſen, muß ſterben.

Die Beſtrafung dagegen für ihre meiſten Verfehlungen beſteht bei den Veſtalinnen in Schlägen, wobei der Pontifex Maximus die Züchtigung vornimmt. In manchen Fällen muß ſich die Sünderin ſogar entkleiden, und dann wird in einem dunklen Gemache ein Tuch herübergeſpannt.

Hat eine ihre jungfräuliche Ehre verloren, ſo wird ſie in der Nähe des Colliniſchen Thores lebendig begraben. Dort iſt, noch innerhalb der Stadt, eine Erderhöhung, die ſich weit hinaus erſtreckt und im Lateiniſchen Agger heißt. Hier richtet man nun ein unterirdiſches Zimmer ein und zwar von unbedeutendem Umfange, mit dem Eingange von oben. Darin ſteht ein vollſtändiges Ruhebett, ein brennendes Licht und eine geringfügige Kleinigkeit von den nothwendigſten Lebensmitteln, z. B. Brod, Waſſer in einem Gefäß, Milch, Oel und dergl., um gleichſam die Schuld nicht auf ſich kommen zu laſſen, daß man eine Perſon, deren Leben den bedeutendſten religiöſen Verrichtungen gewidmet war, dem Hungertode preisgegeben habe. Die Deliquentin ſelbſt

setzt man in eine Sänfte, welche von außen dicht verhüllt und mit Riemen verschnürt wird, so daß selbst ihre Stimme nicht mehr gehört werden kann. So trägt man sie über das Forum. Schweigend geht Jedermann aus dem Wege und begleitet sie lautlos in tiefster Trauer. Es gibt in der That kein anderes gleich schauderhaftes Schauspiel und keinen Tag, den die Stadt in solcher Betrübniß zubringt, wie diesen Tag. Ist die Sänfte an dem Orte angelangt, so machen die Diener die Bande los, der Oberste der Priester verrichtet einige geheimnißvolle Gebete, erhebt die Hände vor der letzten Noth zu den Göttern, läßt die Tiefverhüllte heraustreten, und stellt sie auf die Leiter, welche in das Gemach hinunterführt. Sodann wendet er sich selber ab, und ebenso die anderen Priester. Ist sie hinuntergestiegen, so wird die Leiter weggenommen und das Gemach zugedeckt, indem man oben eine Masse von Erde herbeiträgt, so daß der Ort mit dem übrigen Damme wieder in gleicher Ebene liegt.

Dieß ist die Strafe für die Vestalinnen, welche ihre geheiligte jungfräuliche Würde preisgegeben haben.

Cap. 11.

Numa soll ferner auch die Rotunde der Vesta gebaut haben, die das ewige Feuer zu dessen Behütung umgab. Er beabsichtigte hiemit nicht die Gestalt der Erde, die er etwa als Vesta auslegen konnte, bildlich darzustellen, sondern vielmehr die Gestalt des Universums, in dessen Mittelpunkt die Pythagoräer sich das Feuer gesetzt denken, welches sie denn auch Vesta und Einheit nennen. Die Erde ist nach ihrer Ansicht weder unbeweglich, noch in der Mitte der Weltumdrehung befindlich, sondern sie schwebt im freien Raume kreisförmig um das Feuer, ohne zu den edelsten oder ersten Theilen des Universums zu gehören.

Das sollen auch die Ansichten Plato's in seinem höheren Alter über die Erde gewesen sein. Er setzt sie gleichfalls an einen andern Ort, wogegen er den hauptsächlichsten Platz im Mittelpunkte einem sonstigen besseren Weltkörper zuerkennt.

Cap. 12.

Die Pontifices haben auch die altherkömmlichen Begräbnißgebräuche auf Verlangen zu erklären. Denn nach Numa's Anweiſung hat man in derartigen Dingen keine Verunreinigung zu erblicken; man ſoll vielmehr auch die Götter des Jenſeits in vorgeſchriebener Weiſe ehren, weil ſie den edelſten Theil von uns bei ſich aufnehmen.

Ganz vorzugsweiſe ſoll man dieß der ſogenannten Göttin Libitina thun, welches die Wächterin iſt über die heiligen Pflichten gegen die Todten. Vielleicht verſteht man darunter Proſerpina, vielleicht, und noch wahrſcheinlicher, nach der Annahme der gelehrteſten römiſchen Forſcher, Aphrodite, indem man nicht ohne gute Gründe Geburt und Tod mit der Wirkung der gleichen Göttin in Verbindung bringt.

Numa war es auch, der über die Trauer, hinſichtlich des Alters und der Zeit, Beſtimmungen gab. Bei einem Kind z. B. ſollte man gar nicht trauern, wenn es noch jünger als dreijährig war, und auch wenn es älter war, nur ſo viele Monate, als es Jahre gelebt hatte, bis auf zehn Jahre. Weiter ſollte ſich die Trauer überhaupt bei keiner Altersſtufe ausdehnen. Ihr höchſtes Zeitmaß durfte alſo zehn Monate umfaſſen, und ſo lange ſollte auch die Frau eines Verſtorbenen im Wittwenſtande bleiben. Wenn Eine ſich früher wieder verheirathete, ſo opferte ſie nach Numa's geſetzlichen Vorſchriften eine trächtige Kuh.

So wurden von ihm noch viele andere prieſterliche Dienſtämter eingerichtet, von denen ich nur zwei erwähnen will, das der Salier und das der Fetialen, welche ganz beſonders die Frömmigkeit dieſes Mannes an den Tag legen.

Die Fetialen ſind eine Art von Wächtern des Friedens und haben, wie mir ſcheint, von ihrer Beſtimmung auch ihre Benennung erhalten. Sie ſuchten jede Streitigkeit auf dem Wege des Wortes zu verhindern und duldeten den Beginn eines Feldzugs nicht früher, als bis jede Hoffnung einer rechtlichen Entſcheidung abgeſchnitten war. Auch die Griechen nennen den Frieden „Eirene“ (von „ero“ ſprechen), wenn ſie ihre gegenſeitigen Streitigkeiten nicht durch Gewalt, ſondern durch das Wort zum Austrag brachten. Die römiſchen Fetialen *begaben ſich oftmals* zu der Partei, welche im Unrecht war, um ſie per-

sönlich zu besseren Gesinnungen zu bewegen. Gelang ihnen dieses nicht, so riefen sie die Götter zu Zeugen an und sprachen viele furchtbare Verwünschungen über sich selbst, wie über ihr Vaterland, aus, wenn das Recht bei dem Angriff nicht auf ihrer Seite stehe; erst dann erklärten sie ihnen den Krieg. Wenn sie Einsprache thaten, oder auch nur die Sache nicht billigten, so durfte kein römischer Soldat und kein römischer König die Waffen ergreifen. Von ihnen mußte jeder Befehlshaber vor Allem den Beginn eines Krieges als eine Sache des Rechts gleichsam in Empfang nehmen, um dann erst an den Gewinn zu denken.

Auch das bekannte Elend des gallischen Kriegs soll nur deßhalb über die Stadt gekommen sein, weil man diese Priesterschaft wider das Gesetz außer Acht ließ. Die Barbaren belagerten nämlich gerade damals die Stadt Clusium und Fabius Ambustus wurde in ihr Lager abgesandt, um zu Gunsten der Belagerten einen Friedensabschluß zu vermitteln. Er erhielt jedoch eine abweisende Antwort. Und hiemit hatte, wie er meinte, seine Gesandtschaft ihr Ende erreicht. Er ließ sich daher von jugendlicher Unbesonnenheit so weit fortreißen, daß er für die Sache der Clusiner die Waffen ergriff, und den tapfersten Streiter des feindlichen Heeres herausforderte. Der Zweikampf fiel nun zwar glücklich aus, indem er seinen Gegner zu Boden streckte und der Rüstung beraubte. Allein die Gallier kannten ihn und schickten einen Herold nach Rom, um den Fabius zu verklagen, „daß er wider die Verträge, und treuloser Weise ohne vorangegangene Kriegserklärung den Krieg gegen sie eröffnet hätte.“ Hier suchten nun die Fetialen den Senat zur Auslieferung des Fabius an die Gallier zu bewegen. Allein er nahm seine Zuflucht zu den Massen und die Sympathien des Volkes, die er für sich hatte, ließen ihn einer Verurtheilung entgehen. Aber bald darauf rückten die Gallier heran und zerstörten Rom mit Ausnahme des Capitols. (Die nähere Erzählung hievon vergleiche man in der Lebensbeschreibung des Camillus.)

Cap. 13.

Wir gehen zu den salischen Priestern über, deren Aufstellung angeblich durch folgenden Anlaß begründet war.

In Numa's achtem Regierungsjahre wüthete eine peſtartige Krankheit, die in Italien herumging, auch zu Rom. Es herrſchte die tiefſte Niedergeſchlagenheit, als plötzlich, wie man berichtet, ein eherner Schild vom Himmel herniederfuhr und dem Numa in die Hände fiel. Ueber dieſen Schild erzählte nun der König gar wunderbare Dinge, die er von Egeria und den Muſen erfahren haben wollte. „Dieſes Waffenſtück ſei gekommen, um die Stadt zu ſchützen, und man müſſe es ſorgfältig aufbewahren, indem man noch elf andere Stücke von völlig gleicher Geſtalt, Größe und Form machen laſſe, damit es bei der Aehnlichkeit aller unter einander für einen Dieb unmöglich ſei, gerade den vom Himmel gefallenen Schild herauszufinden. Auch ſolle man den Muſen jenen Platz ſammt den umgebenden Wieſen, wo ſie ſo oft zum Umgange mit ihm ſich einfänden, als Eigenthum weihen. Endlich ſolle man die Quelle, welche auf dieſem Platz entſpringe, für ein heiliges Waſſer erklären, das den Veſtalinnen gehöre, damit ſie dort alle Tage ihren Bedarf für die Reinigung und Beſprengung des Tempels holen könnten."

Für dieſe Angaben legte auch der Umſtand ein Zeugniß ab, daß die Krankheit urplötzlich aufhörte. Numa ſtellte den Schild nun öffentlich aus und forderte die Künſtler zu einem Wettſtreit auf hinſichtlich der Nachbildung deſſelben. Allein keiner wagte ſich an die Sache, außer Veturius Mamurius, einer der bedeutendſten Männer des Gewerbeſtandes. Dieſer erreichte ſo ſehr den höchſten Grad der Aehnlichkeit und verfertigte alle ſo vollkommen gleich, daß ſogar Numa ſie nicht mehr zu unterſcheiden vermochte. Für dieſe Schilde ſtellte er jetzt als Hüter und Diener die ſaliſchen Prieſter auf. Salier wurden ſie genannt, — nicht wie Einige fabeln, von einem Mann aus Samothrake oder Mantinea, Namens Salius, der ſie zuerſt den bekannten Waffentanz gelehrt haben ſoll, ſondern vielmehr von dem ſprungartigen Tanze ſelbſt, den ſie bei ihrem Zuge durch die Stadt ausführen, wenn ſie im Monat März die heiligen Schilde an den Arm nehmen, mit purpurnen kurzen Röcken angethan, mit breiten Binden aus Erz darüber umgürtet, eherne Helme auf dem Haupte und mit kleinen Dolchen an die Waffen ſchlagend. Alles Andere bei dieſem Tanze iſt Sache der Füße. Man ſieht mit Vergnügen ihre Bewegungen an, bei denen ſie in raſchem *Takte* verſchiedene Wendungen und veränderte Stellungen ausführen,

die ihre Raſchheit in Verbindung mit Kraft und Gewandtheit darlegen. Die Schilde ſelbſt nennt man von ihrer Geſtalt Ancilien (Hohlſchilde); denn es iſt kein Kreis, auch ſtellt es nicht die Peripherie dar, wie der gewöhnliche Schild, ſondern hat den Ausſchnitt einer gewundenen Linie, deren Spitzen ſich einbiegen und an der breiteſten Stelle ſich einander wieder zukehren, wodurch ſie eine hohle Figur bilden (schema ancylon). Oder kommt der Name von ancon, Ellenbogen, an dem ſie getragen werden. Denn dieß behauptet Juba, der die Benennung durchaus graeciſiren will. Doch kann ſie auch von anecathen, „obenher", abgeleitet werden, weil die Schilde vom Himmel kamen, ebenſo von acesis, Heilung der Kranken, oder von auchmos, wegen der Aufhebung der Dürre, wie endlich auch von anaschesis, Einhalt des Elends, weßhalb auch die Dioskuren in Athen „Anakes", Heilende, genannt wurden, wenn man ja den Namen auf die griechiſche Sprache zurückführen will.

Der Lohn, den Mamurius für ſein obengenanntes Kunſtſtück erhielt, beſtand in einer Erwähnung in dem Liede, das von den Saliern bei dem Waffentanze durchgeſungen wurde. Freilich ſagen Etliche: man habe nicht Veturius Mamurius darin genannt, ſondern veterem memoriam, d. h. „das alte Andenken".

Cap. 14.

Nachdem er die Prieſterſtellen in Ordnung gebracht hatte, baute er ſich in der Nähe des Veſtatempels die ſogenannte Regia, eine Art von königlichem Palaſte. Hier brachte er den größten Theil ſeiner Zeit zu, theils mit Opfern oder Unterweiſung der Prieſter beſchäftigt, theils in ſtilles Nachdenken über religiöſe Gegenſtände verſunken. Doch beſaß er auch noch ein anderes Haus in der Nähe des Quirinaliſchen Hügels, deſſen Platz man noch heutzutage zeigt.

Bei Proceſſionen, überhaupt bei feierlichen Prieſteraufzügen, gingen Herolde voraus, welche die Straßen entlang vollſtändige Ruhe und Einſtellung aller Arbeit geboten. Denn wie der Sage nach die Pythagoräer nicht duldeten, daß man den Göttern nur gleichſam im Vorbeigehen eine Kniebeugung machte, oder ein Gebet an ſie richtete,

indem man vielmehr bei dieſer Abſicht ſchon die Schwelle des eigenen Hauſes nur mit geſammeltem Gemüthe verlaſſen ſolle: ebenſo glaubte auch Numa, daß die Bürger nichts Religiöſes nur ſo beiläufig und gleichgültig anhören und anſehen dürften. Nein, ſie ſollten dabei von allem Andern feiern und ihren Geiſt feſt auf eine fromme Handlung gerichtet halten, weil es die wichtigſte Handlung ſei. Alles Geräuſch, Lärmen, Fluchen, und was derartiges die nothwendigen und handwerksartigen Geſchäfte begleitet, ſollte bei ihnen während jeder heiligen Verrichtung von den Straßen entfernt bleiben. Eine Spur davon hat ſich bis auf den heutigen Tag erhalten. Wenn ein höherer Staatsbeamter mit Augurien oder Opfern beſchäftigt iſt, ſo wird laut ausgerufen: «hoc age», ein Wort, welches bedeutet: „treibe nichts anderes!“ und deſſen Zweck iſt, Alle, die zufällig in der Nähe ſind, zur Aufmerkſamkeit und in die Ordnung zu weiſen.

Auch ſonſt waren viele ſeiner Befehle den Anweiſungen des Pythagoras ähnlich. Von dieſem war es verboten, auf einen Chönix*) zu ſitzen, mit einem Schwert durch das Feuer zu hauen, beim Antritt einer Reiſe ſich umzukehren; ferner ſollte man den Göttern im Himmel Opfer in gerader Zahl ſchlachten, den unterirdiſchen in ungerader Zahl, — lauter Dinge, deren tieferen Sinn man vor der Menge verborgen hielt. So haben auch von Numa's alten Geſetzen manche einen verborgenen Sinn, z. B. daß man den Göttern keinen Wein von unbeſchnittenen Rebſtöcken zur Spende weihen und kein Opfer ohne Mehl darbringen ſoll; auch ſoll man ſich bei der Adoration umdrehen und nach derſelben niederſetzen.

Die beiden erſten Vorſchriften ſcheinen offenbar die Cultivirung des Bodens zu beſichtigen, was Numa gleichfalls als einen Theil der frommen Geſinnung betrachtet. In dem Umdrehen bei der Anbetung findet man eine Darſtellung der Weltbewegung; doch hat eine andere Erklärung noch mehr Wahrſcheinlichkeit. Da die Richtung der Tempel gegen Oſten ſieht, ſo iſt man beim Anbeten zunächſt nicht in der Linie

*) Der „Chönix“, welchen Plutarch nennt, war der achtundvierzigſte Theil eines attiſchen Scheffels und faßte ſoviel, als man für die Tageskoſt eines Menſchen rechnete. Der Sinn dieſes Verbots wird auf mancherlei Weiſe gedeutet; die einfachſte Deutung *wird wohl, wie meiſtens,* die beſte ſein.

gegen Sonnenaufgang; man ändert nun ſeine Stellung nach dieſer Seite und kehrt ſich ſodann abermals zu dem Gotte herum, ſo daß man einen Kreis beſchreibt und die Vollendung des Gebetes durch beide Bewegungen vollſtändig ausführt. Doch könnte ſehr wohl der Wechſel der Stellung in einem ſo dunkeln Symbol auch eine ähnliche Bedeutung haben, wie das ägyptiſche Rad. Sie könnte andeuten, daß nichts Irdiſches beſteht, ſondern der Menſch jede Wendung und jede Entwicklung unſeres Lebens, wie Gott ſie ſchickt, mit Zufriedenheit und Ergebung aufzunehmen die Pflicht hat. Das Niederſitzen nach der Anbetung deutet man als ein Sinnbild für die ſichere Gewährung der Gebete und für die bleibende Dauer der erwünſchten Güter. Auch ſoll in dem Ausruhen eine gewiſſe Scheidung der verſchiedenen Handlungen liegen. Man gebe hiemit (ſagt man), der vorangehenden Handlung ein Ziel und ſetze ſich vor den Göttern nieder, um von ihnen ſodann den Anfang für eine nachfolgende zu erlangen. Doch kann auch noch eine andere Erklärung mit dem früher geſagten übereinſtimmen. Der Geſetzgeber will uns daran gewöhnen, unſere Bitten, die wir an die Gottheit richten, in keinem Geſchäftsdrange nur nebenbei und gleichſam eilfertig auszuſprechen, ſondern bloß, wann wir Zeit haben und durch nichts Anderes in Anſpruch genommen ſind.

Cap. 15.

Eine derartige religiöſe Erziehung hatte die Folge, daß die Stadt vollkommen lenkſam wurde und Numa's Kraft über alle Maßen anſtaunte. Behauptungen, die nach ihrer Seltſamkeit vollkommen einem Märchen glichen, nahm man willig an und hielt nichts für unglaublich oder unmöglich, wenn es der König wollte.

So lud er einmal z. B., wie man erzählt, eine größere Anzahl von Bürgern zur Tafel, ließ ihnen jedoch ganz ſchlechte Geſchirre und ein äußerſt einfaches, gewöhnliches Eſſen vorſetzen. Aber nach dem Beginne der Mahlzeit warf er die Aeußerung hin, daß die Göttin, die ſeine Vertraute ſei, zu ihm gekommen wäre, und im nächſten Augenblick ließ er das Haus voll koſtbarer Pokale und alle Tiſche mit den mannigfaltigſten Speiſen und einer glänzenden Einrichtung reich beſetzt erſcheinen.

Aber alle sonstige Abgeschmacktheit übersteigt das Mährchen von seinem Bekehrer mit Zeus. Man erzählt nämlich: Auf den aventinischen Hügel, welcher damals noch keinen Theil der Stadt bildete und noch nicht bewohnt war, sondern nur reichhaltige Quellen und schattige Schluchten in sich faßte, seien oftmals zwei göttliche Wesen gekommen, Picus und Faunus. Man könnte dieselben in jeder andern Hinsicht mit den Satyrn oder einem Pan in Vergleichung bringen; dagegen besaßen sie bedeutende Kenntniß in der Heilkunst und eine große Geschicklichkeit in der Zauberei, womit sie ähnlich den von den Griechen sogenannten idäischen Daktylen*), ihre Kunststücke machten und dabei Italien durchwanderten. Diese soll Numa gebändigt haben, indem er in die Quelle, aus welcher sie gewöhnlich tranken, Wein und Honig schüttete. Als sie ergriffen wurden, verwandelten sie sich in mancherlei Gestalten, in welche sie ihr natürliches Wesen umänderten. Es waren höchst wunderliche, schreckenerregende Formen der äußeren Erscheinung, die sie zu ihrem Schutze annahmen. Aber endlich mußten sie erkennen, daß sie gefangen waren, ohne die geringste Hoffnung entfliehen zu können. Und nun gaben sie ihm vielfache Enthüllungen über die Zukunft und belehrten ihn auch für den Fall, daß der Blitz einschlug, über das betreffende Reinigungsopfer, welches bis auf den heutigen Tag mit Zwiebeln, Haaren und Sardellen dargebracht wird!!

Nach Einigen waren es jedoch nicht die genannten Halbgötter, welche ihm das Reinigungsopfer angaben. Dagegen sollen sie ihm durch ihre magischen Künste den Jupiter herunterbeschworen haben. Schwer erzürnt befahl der Gott dem Numa, daß das Reinigungsopfer mit „Köpfen“ geschehen müsse. Rasch fragte Numa: „von Zwiebeln?“ „„Nein (sprach Jupiter), von Menschen.““ Und abermals suchte der König dem Schrecken des Gebotes auszuweichen durch die Frage: „Mit Haaren?“ Da erwiderte Jupiter: „mit lebendigen““ — und schnell fügte Numa hinzu: „Sardellen**)?“ — ein Wort, zu welchem er von Egeria angeleitet worden war. Hierauf habe sich der Gott in der gnädigsten Stimmung wieder entfernt und der Ort hievon den

*) Die idäischen Daktylen wohnten am Berg Ida in Creta, erfanden das Feuer und die Metallbearbeitung und wurden dafür mit göttlichen Ehren belohnt.

**) Jedenfalls ist hier unter „Mänen“ eine Art kleiner Seefische verstanden.

Namen Ilicius *) erhalten; auch werde das Reinigungsopfer noch jetzt in der angegebenen Weise dargebracht.

Diese fabelhaften und lächerlichen Geschichten zeigen den religiösen Geist der damaligen Menschen, wie er ihnen durch die Gewohnheit eingepflanzt wurde. Numa selbst soll mit einem solchen Vertrauen an der Gottheit gehängt sein, daß er sogar bei der Nachricht von dem Anrücken der Feinde, die man ihm einmal brachte, nur freundlich lächelte und sagte: „aber ich opfere."

Cap. 16.

Er war der Sage nach der Erste, welcher der Fides und dem Terminus einen Tempel baute. Durch ihn wurde Fides (die Treue) der höchste Gegenstand, bei welchem die Römer schworen, und diese Sitte hat sich bis auf unsere Tage erhalten. Terminus mag etwa Grenzgott bedeuten, und man opfert ihm sowohl von Seiten des Staats, als auch einzelner Bürger, an den Umgrenzungen der Ländereien, und zwar heutzutage lebendige Wesen, während dagegen vor Alters das Opfer ein unblutiges war; denn Numa hatte die tiefere Ansicht, daß ein Gott der Grenze als Wächter des Friedens und Zeuge der Gerechtigkeit von jeder Tödtung rein bleiben müsse.

Ueberhaupt scheint dieser König erst dem Lande seine Grenzen gegeben zu haben; denn Romulus hatte keine Lust, durch das bestimmte Maß des eigenen Besitzes ein Bekenntniß von der Wegnahme des fremden Eigenthums abzulegen. Er sah in den Grenzen ein hemmendes Band der Macht, wenn sie eingehalten würden, und wenn sie nicht eingehalten würden, einen Beweis für das begangene Unrecht.

Uebrigens besaß die Stadt anfänglich nur ein Gebiet von geringer Ausdehnung; den größten Theil hatte Romulus erst mit dem Schwert erobert. Dieses ganze Land vertheilte Numa an die unbemittelte Bürgerklasse, in der Absicht, durch Entfernung der Mittellosigkeit derselben auch die Nothwendigkeit ungerechter Handlungen zu benehmen und das Volk zum Landbau hinzuleiten, durch den es zugleich mit dem Lande kultivirt werden sollte. Denn es gibt keine andere

*) Plutarch leitet, ohne Zweifel fälschlich, von dem griechischen Worte „hileos" ab.

Beſchäftigung, welche gleich entſchieden und gleich ſchnell auf Friedensliebe hinwirkt, wie das Leben vom Bodenertrag, bei welchem von dem kriegeriſchen Muthe die Fähigkeit zur Vertheidigung der Heimath für immer erhalten bleibt, während der zügelloſe Hang zum Unrecht und zur Eroberungsluſt vollſtändig abgeſchnitten iſt.

Dieß war der Grund, warum denn auch Numa die Liebe zum Landbau ſeinen Bürgern gleichſam als ein Zaubermittel des Friedens einflößte. Er liebte dieſe Kunſt mehr wegen ihres Einfluſſes auf den Charakter, als wegen ihrer Wirkungen für den Wohlſtand. Deßwegen zerlegte er das Land in einzelne Theile, welche er pagi nannte, und ſtellte in jedem einzelnen pagus Aufſeher und Vögte auf.

Bisweilen nahm er auch ſelbſt eine Beſichtigung vor und ſuchte aus den geleiſteten Arbeiten die Charaktere der Bürger zu erkennen, worauf er einzelne zu Ehrenſtellen und Vertrauensämtern emporſteigen ließ, dagegen leichtſinnige und nachläſſige Menſchen durch Tadel und Rügen, die er ertheilte, zu witzigen ſuchte.

Cap. 17.

Unter ſeinen ſonſtigen politiſchen Einrichtungen findet namentlich ſeine Eintheilung des Volkes nach Gewerbsarten eine große Bewunderung.

Die Stadt war nämlich, nach dem Obigen, ſcheinbar aus zwei Volksſtämmen zuſammengeſetzt, oder richtiger geſagt, in dieſelben getheilt; denn ſie wollte in keinerlei Weiſe zu einer Einheit werden, oder die Ungleichartigkeit und Differenz verwiſchen; vielmehr herrſchten in ihr unaufhörliche Reibungen und Streitigkeiten der beiden Theile. Nun überlegte Numa, daß man auch ſonſt Körper, welche naturgemäß durch ihre Sprödigkeit ſich einer Vermengung widerſetzen, durch Zerſtoßung und Trennung in ihre Elemente zu vermiſchen im Stande iſt, weil kleine Theile leichter in einander eingehen. Daher beſchloß er, die Geſammtmaſſe des Volks in eine größere Menge von kleineren Stücken zu zerſchneiden. Er warf ſie in andere Unterſchiede hinein, wodurch es gelang, jenen erſten großen Unterſchied völlig aufzuheben, indem er ihn durch die kleineren gleichſam zerſplitterte.

Die Eintheilung geſchah nach den Gewerben, in Muſiker*), Goldarbeiter, Bauhandwerker, Färber, Schuſter, Gerber, Schmiede und Töpfer. Die übrigen Gewerbe vereinigte er insgeſammt und bildete aus ihnen allen eine einzige zuſammengehörige Zunft. Dabei führte er bei jeder Berufsart einen angenehmen inneren Verkehr, Zuſammenkünfte und religiöſe Culte ein. Dadurch hob er jetzt zum erſten Mal in der Stadt alle Aeußerungen und alle Gedanken an einen Unterſchied zwiſchen Sabinern und Römern, zwiſchen den Unterthanen des Tatius und denen des Romulus vollſtändig auf. Die Folge war, daß die vorgenommene Scheidung eine harmoniſche Vereinigung und Verſchmelzung Aller mit Allen herbeiführte.

Ferner rühmt man unter ſeinen ſtaatlichen Einrichtungen auch die Verbeſſerung eines bekannten Geſetzes, welches jedem Vater den Verkauf ſeiner Kinder geſtattete. Numa entzog dieſem Geſetz alle verheiratheten Söhne, wenn die Verehelichung mit Gutheißen oder nach dem beſtimmten Willen des Vaters geſchehen war. Denn er fand es empörend, daß eine Frau, die einen freien Mann zu beſitzen gehofft hatte, ſpäter das Weib eines Sklaven werden ſollte.

Cap. 18.

So befaßte er ſich auch mit aſtronomiſchen Gegenſtänden, worin er zwar kein gründlicher Gelehrter, aber auch nicht ohne alle Kenntniſſe war.

Unter Romulus Regierung hatte man lauter Monate, die jeder vernünftigen Ordnung entbehrten. Einige derſelben zählten nicht einmal zwanzig Tage, andere fünfunddreißig oder gar noch mehr. Von einer Ungleichheit hinſichtlich des Mond- oder Sonnenlaufes hatte man keine Vorſtellung. Man hielt nur das Eine feſt, daß ſich das Jahr auf 360 Tage belaufen müſſe. Numa berechnete nun, daß der Unterſchied, der ſich aus jener Ungleichheit ergab, elf Tage ausmache, weil das Mondsjahr blos 354 Tage hatte, dagegen das Sonnenjahr 365. Indem er dieſe elf Tage verdoppelte, fügte er je über das andere Jahr

*) Dieſe waren für den Gottesdienſt, für öffentliche Spiele und Leichenbegängniſſe unentbehrlich.

nach dem Februar den Schaltmonat ein, der von den Römern Mercedinus*) genannt wird und zweiundzwanzig Tage hat. Diese Verbesserung der Unregelmäßigkeit, die er vornahm, sollte übrigens später noch größerer Verbesserungen bedürfen.

Auch die Reihenfolge der Monate wurde von ihm abgeändert. Den März, bisher den ersten, machte er zum dritten, dagegen den Januar, der unter Romulus der elfte war, zum ersten; ferner erhielt der zwölfte und letzte Monat, Februar, seine Stellung als der zweite, die er noch jetzt besitzt.

Es wird vielfach behauptet, die genannten Monate, Januar und Februar, seien von Numa erst hinzugefügt worden, anfänglich habe man nur zehn Monate für das Jahr gehabt, wie einige Völker des Auslandes nur drei, die Arkadier in Griechenland vier, die Akarnanier sechs; in Egypten zählte das Jahr sogar nur einen Monat, erst späterhin vier, wie man erzählt. Deßwegen scheinen die Egypter auch, ungeachtet sie das jüngste Land**) bewohnen, dennoch das älteste Volk zu sein und führen in ihren Genealogien eine ganz unglaubliche Masse von Jahren auf, eben weil sie die Monate als Jahre berechnen.

Cap. 19.

Daß die Römer zehn Monate für das Jahr feststellten, nicht zwölf, dafür liegt der Beweis in der Benennung des letzten Monats. Denn sein Name ist bis auf den heutigen Tag December. Daß aber der März der erste war, ergibt sich aus seiner Stellung; denn der fünfte nach ihm hieß Quintilis, der sechste Sextilis und in ähnlicher Weise jeder folgende der Reihe nach. Wollte man den Januar und Februar noch dem März vorangehen lassen, so würde sich als Folge ergeben, daß man den genannten Monat zwar als den fünften benennen, aber als den siebenten zählen würde.

Auch außerdem hatte es seinen guten Grund, wenn man den März, welcher von Romulus dem Mars gewidmet wurde, als ersten Monat aufführte, sodann als zweiten den April, welcher seinen Namen

*) Dieser Schaltmonat wird bei römischen Schriftstellern außerdem nicht erwähnt.

**) Weil das Delta erst später angeschwemmtes Land ist.

von Aphrodite erhielt, weßwegen man in ihm dieſer Göttin Opfer darbringt und am erſten Monatstage die Frauen, mit Myrthenkränzen geſchmückt, ſich baden. Doch leiten Manche den „April“ nicht von Aphrodite ab, ſondern nach der einfachen Bedeutung des Namens ſoll er „April“ heißen, weil er in der ſchönſten Frühlingszeit die Pflanzenknospen öffnet und enthüllt; denn dieß iſt die ſprachliche Bedeutung (von aperire).

Unter den folgenden Monaten trägt in der Reihenfolge der Mai ſeinen Namen von Maja, denn er iſt ihrem Sohne, Merkur, gewidmet, Junius von Juno. Doch leiten auch Einige dieſe Benennungen von einer höheren oder niedrigeren Altersſtufe ab; denn majores heißen in Rom die älteren, juniores die jüngeren Leute.

Von den übrigen Monaten wurde jeder nur gleichſam nach ſeiner Ordnung gezählt. Sie hießen daher Quintilis, Sextilis, September, Oktober, November, December. Später erhielt der Quintilis nach Cäſar, dem ſiegreichen Gegner des Pompejus, den Namen Julius, der Sextilis nach dem zweiten Gebieter Roms und deſſen Ehrentitel den Namen Auguſtus. Die nächſtfolgenden Monate benannte Domitian nach ſeinen eigenen Beinamen*), was jedoch nicht lange Zeit währte; ſie erhielten nach ſeiner Ermordung wieder ihren urſprünglichen Namen und laufen noch jetzt als September und Oktober. Nur die beiden letzten behielten ihre Benennung nach der Reihenfolge ſtets ohne Unterbrechung fort, wie ſie dieſelben von Anfang an beſeſſen hatten.

Unter denjenigen, welche von Numa hinzugefügt oder verſetzt wurden, dürfte der Februar**) etwa der „Reinigungsmonat“ ſein. Dies iſt die nächſte Bedeutung des Worts; auch findet um dieſe Zeit ein Todtenfeſt ſtatt, ſowie die Feier der Lupercalien, die nach ihren meiſten Theilen einem Reinigungsopfer ähnlich ſieht. Der erſte Monat, der Januar, trägt ſeinen Namen von Janus. Den März, welcher nach Mars benannt iſt, hatte Numa aus ſeiner erſten Stellung entfernt, ohne Zweifel, weil er wünſchte, daß in allen Stücken die Geltung des bürgerlichen Elements der des kriegeriſchen vorangehen ſolle. Denn Janus war im grauen Alterthum, mag man ihn nun für einen Gott

*) Den September nannte er Germanicus, den Oktober Domitian.

**) „Februare“ heißt: reinigen.

oder einen König anſehen, ein Weſen für die bürgerliche Gemeinſchaft und hatte die Lebensordnungen der Menſchen von ihrem thieriſch wilden Charakter befreit. Deßwegen wird er auch mit doppeltem Geſichte abgebildet, weil er dem Leben eine ganz veränderte Geſtalt und Stimmung gegeben hatte.

Cap. 20.

Es ſteht zu Rom auch ein Tempel des Janus, mit zwei Eingängen verſehen und Kriegspforte genannt. Denn es iſt alte Sitte, daß er nur in Kriegszeiten geöffnet wird, dagegen während des Friedens geſchloſſen bleibt. Letzteres geſchieht freilich nur ſchwer und in ſeltenen Fällen, da die römiſche Herrſchaft ſtets in irgend einen Krieg verwickelt iſt und bei der Größe ihres Gebietes beſtändig mit den ringsum zerſtreuten fremden Völkerſchaften hartnäckige Kämpfe zu beſtehen hat. Nur ausnahmsweiſe unter Kaiſer Auguſtus war der Tempel geſchloſſen, und zwar nach Ueberwältigung des Antonius. Auch früherhin geſchah dies unter dem Conſulat des M. Attilius und Tit. Manlius, jedoch nur auf kurze Zeit; dann wurde er alsbald wieder geöffnet, weil eine neuer Krieg ausbrach.

Dagegen zu der Zeit von Numa's Regierung ſah man ihn nicht einen einzigen Tag lang offen ſtehen, ſondern dreiundvierzig Jahre hindurch blieb er ohne alle Unterbrechung zugeſchloſſen. So vollſtändig und allenthalben war alles verbannt, was irgend zum Kriege gehörte. Denn nicht blos das römiſche Volk war durch die Rechtlichkeit und Milde des Königs in eine freundliche und friedliche Stimmung gebracht, ſondern auch über die umliegenden Staaten kam, wie wenn von Rom her ein freundlicher Wind oder eine geſunde Luft wehte, der Anfang einer gewiſſen Veränderung. Alle Gemüther wurden durchdrungen von dem ſehnſüchtigen Wunſche nach geſetzlichen Zuſtänden und Frieden, um ſo das Land zu bauen, in Ruhe der Familie zu leben und die Götter zu ehren. Man feierte Feſte, hielt freundliche Gelage, machte ſich furchtlos herüber und hinüber Beſuche der herzlichſten Art, und dies wurde herrſchende Sitte in ganz Italien. Numa's Weisheit war gleichſam die Quelle, aus welcher der Sinn für Tugend und Recht in *alle Herzen* einſtrömte und die tiefe Ruhe, die ihn umgab, ſich nach

allen Seiten verbreitete, so daß selbst die dichterischen Uebertreibungen, wie man erzählt, hinter der Wirklichkeit der damaligen Zustände zurückblieben. „In den eisernen Schildringen, hieß es, liegen die Gewebe der Spinnen; der Rost frißt an der Lanzenspitze und dem zweischneidigen Schwert, und nimmer hört man eherner Trompeten Schall, noch wird der süße Schlaf geraubt von den Augenliedern."

Denn es wird weder von einem Kriege, noch einem Aufstande oder politischen Unruhen aus Numa's Regierungszeit berichtet. Ebenso wenig findet sich eine Spur von Feindschaft oder Haß gegen seine eigene Person, hinterlistigen Planen oder Verschwörungen ehrgeiziger Menschen, die nach dem Throne trachteten. Vielleicht wirkte hier die Furcht vor den Göttern, unter deren besonderem Schutze man den König stehen glaubte; vielleicht war es auch die Hochachtung vor seinen Tugenden, oder eine Fügung des Himmels, wodurch das Leben unter ihm von jeder Sünde unberührt und rein erhalten wurde. Kurz, man hatte hier ein leuchtendes Beispiel und Zeugniß jenes Wortes vor sich, welches Plato, ein Philosoph späterer Jahrhunderte, über den Staat zu äußern wagte: „daß nur in Einem Ruhe und Erlösung von allem Uebel für die Welt zu finden sei, wenn durch höhere Schickung die Macht des Königs zusammenfalle mit dem Geiste des Philosophen, und so das Gute stark und siegreich über alles Böse mache." Denn glücklich, ja glücklich in hohem Grade ist vor allem der Weise selbst (dies ist gewißlich wahr); glücklich sind auch die, so die Worte hören dürfen, die aus des Weisen Munde kommen. Bald bedarf es dann auch bei der Menge keines Zwanges, keiner Drohung mehr. Wenn sie die Tugend in einem klaren Bilde, in dem leuchtenden Lebensbeispiele ihres Fürsten erblicken, so kommen Alle von selbst und mit Freuden zu nüchterner Vernunft und lassen sich zu einem Leben in gegenseitiger Liebe und Eintracht sammt Gerechtigkeit und Mäßigung, zu einem untadelhaften und hochbeglückten Leben umwandeln, und darin liegt ja doch das schönste Ziel von jeder Staatsverfassung. Und der tüchtigste aller Könige ist der, welcher solch ein Leben und solch eine Gesinnung in dem Herzen seiner Unterthanen zu schaffen vermag.

Das war es nun eben, was Numa mehr, als jeder Andere, entschieden und vollständig begriffen hatte.

Cap. 21.

Ueber seine Familienverhältnisse finden sich bei den Geschichtschreibern sehr widersprechende Angaben. Nach Einigen trat er nur einmal in die Ehe — mit Tatia, und war auch nur Vater eines einzigen Kindes, seiner Tochter Pompilia. Andere sprechen neben der letzteren noch von vier Söhnen Numa's, Pompon, Pinus, Calpus, Mamerkus, deren jeder wiederum Nachkommenschaft hinterließ und ein angesehenes Geschlecht begründete. Denn von Pompon soll die Familie Pomponius stammen, von Pinus die Pinarier, von Calpus die Calpurnier, von Mamerkus endlich die Mamercier, welche deßhalb auch den Beinamen reges, d. h. Könige, tragen.

Eine dritte Classe bilden solche Schriftsteller, welche den vorhin genannten vorwerfen, daß sie den hohen Familien zu Gefallen unwahre Genealogien für Numa's Nachkommenschaft entworfen hätten; auch ist nach ihrer Behauptung Pompilia keineswegs eine Tochter der Tatia, sondern einer andern Gemahlin, welche Numa bereits als König heirathete, nämlich der Lucretia.

Nur darin herrscht eine allgemeine Uebereinstimmung, daß Pompilia die Gattin des Marcius geworden ist. Letzterer war ein Sohn desjenigen Marcius, der den Numa zur Annahme der Krone veranlaßt hatte. Er begleitete denselben schon bei seiner Einwanderung in Rom, war später ein angesehenes Mitglied des Senats und bewarb sich nach Numa's Tode neben Hostilius eifrig um den Thron; allein er unterlag hiebei, weßwegen er sich durch Aushungerung den Tod gab. Sein Sohn, Marcius, der Gemahl Pompilia's, blieb übrigens in Rom, und von ihm stammte Ancus Marcius, welcher nach Tullus Hostilius König wurde.

Dieser war, so viel wir wissen, erst fünf Jahre alt, als Numa starb, dessen Ende nicht schnell oder plötzlich eintrat, indem er vielmehr — nach den Angaben des Geschichtschreibers Piso — in Folge des Alters und einer schleichenden Krankheit nur ganz allmälig dahinwelkte. Er starb, nachdem er sein Leben auf etwas mehr als achtzig Jahre *gebracht hatte.*

Cap. 22.

Indeſſen war dieſes Leben auch noch durch ſein Begängniß höchſt beneidenswerth. Die verbündeten und befreundeten Völkerſchaften kamen mit Kränzen und öffentlichen Opferbeiträgen insgeſammt zu der Beſtattung herbei, die Patricier trugen die Bahre, auch die Prieſter der Götter fanden ſich ein, um ihm noch das Ehrengeleite zu geben. Unter der übrigen Menſchenmaſſe bemerkte man auch eine Menge von Weibern und Kindern, und die Anweſenheit all dieſer Menſchen ſchien nicht der Beſtattung eines grau gewordenen Königs zu gelten, ſondern es war, wie wenn jeder Einzelne ein ſchwer vermißtes nahes Glied der eigenen Familie auf dem Höhepunkte des Lebens in tiefſter Trauer zum Grabe begleitete.

Doch übergab man nun ſeinen Leichnam nicht dem Feuer; er ſelbſt hatte es verboten, wie man erzählt. Dagegen ließ man zwei ſteinerne Särge machen, die man am Fuße des Janiculum beiſetzte. Der eine enthielt den Leichnam, in dem andern lagen die heiligen Bücher, welche er mit eigener Hand geſchrieben hatte, wie die griechiſchen Geſetzgeber ihre Geſetzestafeln. Er hatte die Prieſter noch bei ſeinen Lebzeiten über das Niedergeſchriebene gründlich belehrt, hatte ihnen den Inhalt und Sinn von Allem beigebracht und deßhalb nun den Befehl gegeben, daß dieſe heiligen Schriften zugleich mit ſeinem Körper begraben werden ſollten, weil ſo tiefe Lehren keineswegs in dem ſeelenloſen Buchſtaben den rechten Platz zu ihrer Aufbewahrung finden könnten.

Die gleiche Anſchauung ſoll auch die Pythagoräer abgehalten haben, ihre Gebote in der Schrift niederzulegen; ſie wollten die Erinnerung daran und ihre bildende Wirkung ohne alle Schrift in dem Inneren von Menſchen bergen, die deſſen würdig waren. Sogar bei der Beſchäftigung mit den ſchwierigen und, wie man ſich ausdrückte, geheimen Sätzen der Geometrie fand etwas Aehnliches ſtatt. Wurde ſo etwas an einen Unwürdigen ausgeſchwatzt, ſo behaupteten ſie, daß der Himmel ſelbſt ein Zeichen gebe und durch ein großes allgemeines Unglück die begangene Uebertretung und Sünde heimſuche. Man muß es daher durchaus verzeihlich finden, wenn Manche ſich eifrig beſtreben, bei ſo vielen vorhandenen Aehnlichkeiten den Numa mit Pythagoras in Eins *zuſammenzuführen.*

Valerius von Antium gibt ferner die Zahl der prieſterlichen Bücher und ebenſo die der andern philoſophiſchen Schriften in griechiſcher Sprache, welche in dem Sarg beigeſetzt wurden, je auf zwölf an.

Nach Verfluß von etwa vierhundert Jahren, unter dem Conſulate des Publius Cornelius und Marcus Bäbius, ereignete es ſich, daß in Folge heftiger Gewitterregen der Erdhügel zerbarſt und das ſtrömende Gewäſſer die Särge bloßlegte. Nachdem die Deckel heruntergefallen waren, zeigte ſich der eine Sarg vollſtändig leer, nicht einmal das kleinſte Stückchen oder Ueberbleibſel des Körpers war mehr vorhanden. Dagegen fanden ſich in dem anderen noch die obigen Schriften vor, welche nun der damalige Prätor Petilius geleſen haben ſoll. Bald jedoch wendete er ſich an den Senat mit dem Anbringen, daß es ihm unerlaubt und ſündhaft ſcheinen würde, dem größeren Publikum von dem Inhalte nähere Kunde geben zu laſſen. Deßwegen ſeien nun ſämmtliche Bücher auf das Comitium gebracht und verbrannt worden.

Allen rechtſchaffenen und tugendhaften Menſchen wird nach ihrem Tode ein erhöhter Nachruhm zu Theil; der Haß überlebt ſie nicht lange Zeit; bei Manchen ſtirbt er ſogar vor ihnen ſelbſt. Bei Numa trugen indeſſen auch die Geſchicke der ſpäteren Könige weſentlich dazu bei, um die Ehre ſeines Namens noch glänzender zu machen. Er hatte fünf Nachfolger. Der letzte derſelben wurde vom Throne geſtoßen und alterte in der Verbannung. Von den vier anderen ſtarb kein einziger eines natürlichen Todes. Drei von ihnen fanden ihr Ende durch Meuchelmord, und Tullus Hoſtilius, Numa's nächſter Thronerbe, der die meiſten von Numa's ſchönen Seiten, vor Allem und hauptſächlich aber ſeine gewiſſenhafte Religioſität mit Spott und Hohn überſchüttete, weil er in ihr eine Quelle der Unthätigkeit und Verweichlichung ſah, und der deßhalb den römiſchen Bürgern wieder eine kriegeriſche Richtung gab, — auch dieſer Tullus Hoſtilius ſelbſt blieb ſeinen frechen Geſinnungen nicht treu, ſondern in Folge einer ſchweren, wechſelvollen Krankheit änderte er ſeine Anſichten vollſtändig und ſchlug in einen frömmelnden Aberglauben um, der mit Numa's ächter Frömmigkeit nicht das Mindeſte gemein hatte; ja, er war der Anlaß, daß die gleiche unnatürliche Stimmung auch in den Andern ſich einniſtete, als er der Sage nach vom Blitz erſchlagen wurde!

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Plutarchs ausgewählte Biographien.

Deutſch

von

Ed. Eyth.

Achtzehntes Bändchen.

Theſeus und Valerius Publicola.

Stuttgart.
Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.
1866.

Allgemeine Staatsrechtslehre.

Von

G. Jellinek.

Theorie und Interpretation Verfassungsgesetze.

Theseus.

Cap. 1.

Die Naturforscher im Gebiete der Geographie, mein lieber Sosius Senecio, pflegen Alles, was ihrer näheren Kenntniß entgeht, auf dem äußersten Ende ihrer Karten zusammenzudrängen und fügen zuweilen die Randbemerkung bei, daß Alles, was drüber hinaus liege, lediglich aus wasserlosen Sandwüsten voll wilder Thiere, oder unergründlichen Moräſten, aus ſkythiſchen Schneefeldern, oder Eismeeren beſtehe. So geht es mir, nachdem ich bei der Abfaſſung meiner Parallelbiographien die Zeit durchwandert habe, welche für eine glaubwürdige Schilderung erreichbar iſt und für eine geſchichtliche Forſchung, die ſich an Thatſachen hält, hinreichend geſicherte Grundlagen bietet. Was noch tiefer in's Alterthum zurückgeht, davon ließe ſich füglich ſagen: „Alles Weitere iſt Mährchen und Dichtung; Poëten und Romanſchreiber haben dort ihr Revier; da gibt es keine Zuverläſſigkeit, keine Klarheit mehr!“

Indeſſen, da ich die Geſchichte des Geſetzgebers Lykurgus und des Königs Numa veröffentlicht habe, ſo glaubte ich es nicht unangenehm finden zu müſſen, wenn ich vollends bis auf Romulus zurückginge, deſſen Zeiten ich in meiner geſchichtlichen Forſchung ſo nahe gekommen war. Als ich nun überlegte (um mit Aeſchylos zu ſprechen)[1]:

---

[1] Aus den „Sieben gegen Theben“ V. 397, 398 und 427, welche Plutarch zuſammengezogen hat.

„Wer neben einem ſolchen Manne ſchreiten ſoll?
Wen ſtell' ich ihm zur Seite? Wer iſt groß genug?"

Da erſchien es mir am geeignetſten, den Begründer des ſchönen, viel geprieſenen Athens dem Vater der unüberwindlichen, ruhmvollen Roma vergleichend gegenüberzuſtellen. Möge es mir gelingen ſo zu ſchreiben, daß ſich das Sagenhafte, durch vernünftige Kritik gereinigt, in die Ordnung fügt und die Geſtalt der Geſchichte annimmt! Wo ſich aber der Stoff hartnäckig gegen alle Glaubwürdigkeit ſträuben ſollte, ohne irgend eine Verſchmelzung mit dem Wahrſcheinlichen zuzulaſſen, — da werden wir eben freundliche Leſer brauchen, welche auch die Mährchen der Vorzeit mit Nachſicht aufnehmen.

Cap. 2.

Theſeus ſcheint wirklich in manchen Aehnlichkeiten mit Romulus zuſammenzutreffen. Bei Beiden war ihre Abkunft unſicher und in Dunkel gehüllt, weßwegen ſie für Götterſöhne galten. Auch waren

„beide gewaltige Kämpfer, wie wir dieß alle gewahrten[1];"

und zugleich waren ſie Männer, welche mit der Kraft eine hohe Intelligenz verbanden. Zu den hervorragendſten Städten gehört Rom, das der Eine gründete, und Athen, wo der Andere die ganze Bevölkerung vereinigte. Ein Weiberraub wurde von Beiden begangen. Dagegen entgieng keiner von Beiden dem Unglück im eigenen Hauſe und einer Nemeſis innerhalb der Familie. Es ſollen ſogar Beide zuletzt noch mit ihren eigenen Mitbürgern in Conflikt gerathen ſein, wenn anders Nachrichten, die am wenigſten eine poetiſche Ausſchmückung erfahren zu haben ſcheinen, für die Wahrheit der Geſchichte von Bedeutung ſind.

[1] Homers Ilias VII, 231.

Cap. 3.

Das Geſchlecht des Theſeus geht von väterlicher Seite auf Erechtheus [1]) und die erſten Ureinwohner zurück; von mütterlicher Seite war er ein Pelopide. Pelops ſelbſt verdankte theils der Größe ſeines Reichthums, theils — und noch mehr — der großen Anzahl ſeiner Kinder die bedeutendſte Machtſtellung unter allen Königen im Peloponnes. Er verehelichte viele Töchter an die Vornehmſten, wie er auch viele Söhne da und dort in den verſchiedenen Staaten als Regenten einſetzte.

Einer von ihnen, Pittheus, der Großvater des Theſeus, baute eine kleine Stadt, Trözen [2]), und beſaß zugleich in der damaligen Zeit den Ruhm eines der Rede mächtigen, hochverſtändigen Mannes im hervorragendſten Sinne. Was man einen ſolchen Verſtand nannte, hatte ohne Zweifel die Geſtalt und Bedeutung, wie wir ſie bei Heſiod finden, der gleichfalls durch ähnliche Sinn- und Sittenſprüche in ſeinen „Werken und Tagen“ ſich einen ſo hohen Ruhm erwarb. Einen von dieſen Sprüchen ſchreibt man dem Pittheus zu: —

„Einem befreundeten Manne genügt die verheißene Ahnung [3]).“

Dieß behauptet wenigſtens der Philoſoph Ariſtoteles. Auch Euripides, welcher den Hippolytos einen „Zögling des heiligen Pittheus“ nennt, beweiſt dadurch deutlich die hohe Meinung, die man von Letzterem hegte [4]).

Aegeus, welcher bisher kinderlos geblieben, erhielt nun von der pythiſchen Prieſterin, wie man erzählt, jenen allbekannten Orakelſpruch, der ihm jede Gemeinſchaft mit einem Weibe verbot, „bevor er nach Athen gekommen“. Indeſſen war er doch über den Sinn der Worte nicht völlig im Klaren. Deßwegen

---

1) Erechtheus, nach Apollodor ein Sohn Vulkans und der Erde.
2) Trözen auf der Oſtküſte des Peloponnes.
3) Heſiod, Werke und Tage V. 36.
4) Vergl. Euripides' Hippolytus V. 11.

begab er sich nach Trözen, wo er dem Pittheus den Ausspruch der Gottheit mittheilte. Es war folgender:

„Löse des Schlauchs vorragenden Hals, o trefflicher Herrscher,
„Nimmer, bevor du gelangt zu dem wackeren Volk von Athenä."

Offenbar verstand Pittheus den Sinn; denn er bewog den Aegeus durch Gründe oder List, daß er mit Aethra zusammenkam. Erst nachdem dieß geschehen, merkte Aegeus, daß es Pittheus' Tochter gewesen. Als er die Folgen vermuthete, entfernte er sich mit Zurücklassung seines Schwertes und seiner Sandalen, die er unter einem Fels versteckte, welcher im Innern eine hinreichend große Vertiefung hatte, um zur Aufnahme der darin niedergelegten Gegenstände den passenden Raum zu enthalten. Nur gegen Aethra hatte er noch die Anweisung ausgesprochen: „falls sie ihm einen Sohn gebären würde und dieser späterhin beim Eintritt in das männliche Alter die erforderliche Kraft besäße, um den Stein aufzuheben und die hinterlassenen Gegenstände darunter wegzunehmen, sollte sie ihn mit denselben zu ihm schicken; doch sollte dieß ohne Vorwissen irgend eines Dritten geschehen, möglichst geheim vor aller Welt." (Denn er fürchtete sich in hohem Grade vor den „Pallantiden", die ihm nach dem Leben trachteten, und ihn wegen seiner Kinderlosigkeit gering schätzten; dieß waren nämlich fünfzig Söhne des Pallas*).

Cap. 4.

Nach seiner Entfernung gebar Aethra einen Sohn, der nach Einigen sogleich den Namen Theseus erhielt, wegen des Niederlegens (Thesis) der Erkennungszeichen; nach Andern gab man ihm erst späterhin in Athen diesen Namen, als Aegeus ihn als Sohn anerkannte (Thesthai).

*) Pallas war ein Sohn des Pandion, Bruder des Aegeus, und wurde mit seinen *Söhnen später* von Theseus erschlagen.

Er wurde von Pitthens aufgezogen und hatte einen Lehrmeiſter und Aufſeher an Kommidas, welchem bis auf den heutigen Tag die Athener je einen Tag vor dem Theſeusfeſte einen Widder opfern. Und in der That ſteht ſein Gedächtniß noch mit weit beſſerem Rechte in Ehren, als das eines Silanion und Parrhaſius [1]), welche nur das Bild des Theſeus gemalt oder in Stein gehauen haben.

Cap. 5.

Damals beſtand noch die Sitte, daß man beim Austritt aus dem Knabenalter nach Delphi ging, um dem Gotte die Erſtlinge ſeines Haares darzubringen. So begab ſich denn auch Theſeus nach Delphi, und noch jetzt ſoll daſelbſt ein gewiſſer Ort von ihm den Namen Theſea tragen. Er ſchnitt ſich aber die Locken nur vorn am Kopfe ab, wie Homer dieß von den Abanten [2]) erzählt; und dieſe Art von Tonſur heißt daher nach ihm die „theſeiſche“. Die Abanten waren die Erſten, bei denen ſich die gleiche Manier findet, — nicht als ob ſie es von den Arabern gelernt hätten, wie Einige glauben, auch nicht weil ſie es den Myſiern nachthun wollten, ſondern vielmehr weil ſie kriegeriſche Leute waren, bei denen es hieß: „Mann gegen Mann,“ — Leute, die es wohl von Allen am beſten verſtanden, ihrem Gegner unmittelbar auf den Leib zu gehen, wie dieß Archilochus in folgenden Verſen bezeugt:

„Dort wird nicht viel Bogen geſpannt, nicht häufige Schleudern
Braucht man, ſobald Ares Heere zum Streite geführt
In dem Gefild'; mit dem Schwert vollbringt man das Jammergeſchäft dort;
Denn in ſolcherlei Kampf ſind ſie dämoniſcher Art,
Sie, Euböas' Gebieter, die ſpeereberühmten Abanten; —

---

1) Silanion, Bildhauer, Parrhaſius, berühmter Maler, beide zu der Zeit Alexanders des Großen.

2) Abanten, altes Volk auf Euböa; vergl. Hom. Ilias II, 542.

Damit nun ihre Locken dem Feinde keine Möglichkeit bieten könnten, sie daran zu fassen, schnitten sie dieselben ab.

An diesen Punkt hat ohne Zweifel auch der makedonische König Alexander gedacht, wenn er seinen Generalen, wie man erzählt, den Befehl gab, dafür zu sorgen, daß jeder Soldat sich den Bart abnehmen solle, weil ein Griff nach diesem wirklich in einer Schlacht sehr nahe liegt.

Cap. 6.

Aethra suchte nun lange Zeit die wahre Herkunft des Theseus geheim zu halten, während zugleich Pittheus das Gerücht verbreiten ließ, daß Poseidon dessen Vater sei. Poseidon wird nämlich in Trözen ganz vorzugsweise verehrt; dieser Gott ist der Schutzpatron ihrer Stadt; man bringt ihm die Erstlinge der Früchte dar und hat den Dreizack als Münzstempel angenommen.

Indessen war Theseus zum Jüngling herangewachsen und zeigte neben seiner Körperstärke zugleich einen tapferen Muth und einen mit Verstand und Einsicht verbundenen beharrlichen Geist. Daher führte ihn jetzt Aethra zu dem Felsen, und nachdem sie ihm über seine Geburt die richtige Mittheilung gemacht, hieß sie ihn die Wahrzeichen seines Vaters hervorziehen und sodann nach Athen absegeln.

Theseus schlüpfte unter den Fels und drückte ihn ohne alle Schwierigkeit hinweg. Dagegen konnte er sich zu der Meerfahrt nicht entschließen, obgleich keine Gefahr damit verbunden war, auch Großvater und Mutter ihn mit Bitten bestürmten. Denn eine Reise auf dem Landwege nach Athen zu unternehmen, war etwas Mißliches, weil auch nicht die geringste Strecke völlig sauber, oder vor Räubern und Mördern gesichert war. Brachte doch überhaupt die damalige Zeit Menschen hervor, die zwar in der Kraft ihres Armes, der Schnelligkeit ihrer Füße und der Leibesstärke überhaupt, wie es scheint, riesenhaft und unermüdlich *waren*, aber ihre Natur niemals zu irgend etwas Milderem oder

Gemeinnützlichem anwandten. Trotziger Uebermuth war ihre Luſt; der Genuß ihrer Macht beſtand in Rohheit und Grauſamkeit, in der Beſiegung, Ueberwältigung und Vernichtung alles deſſen, was ihnen in den Weg kam. Achtungsvolle Rückſicht und Gerechtigkeit, Billigkeit und Humanität wurde nach ihrer Anſicht von dem großen Haufen nur deßhalb geprieſen, weil man zum Begehen eines Unrechts den Muth nicht hatte und vor dem Erleiden eines Unrechts ſich fürchtete. Wer im Stande war, weiter zu greifen, brauchte ſolche Eigenſchaften nicht. Von dieſer Gattung Menſchen rottete Herkules einen Theil aus, indem er ſie auf ſeinen Wanderungen erlegte; Andere verſteckten ſich, als er durch die Gegend kam, in ihrer Todesangſt, kamen dann zwar wieder hervor, aber ohne ferner beachtet zu werden, weil ſie nun in der Demuth blieben. Allein nun begegnete dem Herkules der Unfall, daß er den Iphitus[1]) tödtete, worauf er ſich nach Lydien hinwegbegab und lange Zeit daſelbſt bei Omphale als Knecht diente, — eine Buße, die er ſich ſelbſt für den Mord auferlegt hatte. Jetzt herrſchte demnach in Lydien allenthalben Frieden und Sicherheit; aber in den griechiſchen Landen kamen jene Schurkereien wieder zur ſchönſten Blüthe und zum vollſten Ausbruch, weil Niemand vorhanden war, um ihnen Schranken zu ſetzen und ſie einzudämmen.

Eine Reiſe vom Peloponnes nach Athen war ſomit lebensgefährlich, wenn man den Landweg einſchlug. Pittheus machte aus dieſem Grunde dem Theſeus eine genaue Beſchreibung von jedem einzelnen der Räuber, — wie ſtark er ſei, und was er den Reiſenden anthue, — um ihn hiedurch zur Fahrt über das Meer zu bewegen. Aber den Theſeus, wie es ſcheint, brannte ſchon längſt insgeheim der Ruhm von Herkules' Heldenthaten in den Gebeinen; er äußerte die größte Hochachtung gegen denſelben

---

1) Iphitus war (nach Apollodor II, 6) ein Sohn des Königs Eurytus von Oechalia auf Euböa. Nachdem er dem Herkules viele Dienſte geleiſtet, warf ihn dieſer in einem Anfall von Raſerei von der Mauer Tirynths herunter. Zwar wurde Herkules von Deiphobus in Amyklä gereinigt, verfiel aber dennoch in eine Krankheit, von welcher er, nach einem Orakel, nur durch dreijährigen Sklavendienſt geheilt werden konnte. Er diente deßhalb der Königin Omphale in Lydien.

und hörte mit Begeiſterung die Erzählungen von ſeiner Rieſenſtärke an, beſonders aus dem Munde von Solchen, die ihn geſehen hatten und ſelbſt Zeugen ſeiner Reden und Thaten geweſen waren. Und damals beſonders — dieß war unverkennbar — empfand er vollſtändig das Gleiche, was Jahrhunderte ſpäter Themiſtokles empfunden und ausgeſprochen hat: „daß ihn die Trophäen des Miltiades nicht ſchlafen laſſen!“ Ebenſo wirkte in Theſeus die Bewunderung von Herkules' Heldenthaten. In der Nacht waren ſie der Gegenſtand ſeiner Träume und während des Tags trieb ihn der Eifer, ſeinem Vorbild ähnlich zu werden, hinaus und ſtachelte ihn zu dem Vorſatz an, die gleichen Thaten zu verrichten.

Cap. 7.

Dazu kam, daß auch die Familien beider Helden verwandt waren, indem ſie beide von Geſchwiſterkindern abſtammten. Aethra war des Pittheus, — Alkmene der Lyſidike Tochter; Lyſidike und Pittheus aber waren Geſchwiſter, als Kinder der Hippodamia und des Pelops. Deßwegen erſchien es ihm peinlich und unerträglich, daß Herkules nach den Uebelthätern allerorten auszog, um Land und Meer von ihnen zu ſäubern, während er ſelbſt jedem ſo nahe ſich anbietenden Kampfe entlaufen und zur Schande des Mannes, der bei ihm und Andern als ſein Vater galt, auf einer Flucht über das Meer hinüberfahren —, während er ferner die Erkennungszeichen, Sandalen und Schwert, in der That ohne einen Blutstropfen darauf überbringen und nicht alsbald durch wackere Thaten und Handlungen den Stempel ſeiner edlen Geburt unverkennbar nachweiſen ſollte! Mit dieſem Geiſte, dieſen Gedanken brach er auf, entſchloſſen, Niemand ein Unrecht anzuthun, aber auch Jeden, der zuerſt gegen ihn Gewalt brauche, nachdrücklich zu züchtigen.

Cap. 8.

Das Erſte war, daß er im Gebiete von Epidaurus den Periphetes, der eine Keule als Waffe führte und daher der „Keulenmann“ genannt wurde, im Kampfe erſchlug, als derſelbe handgreiflich gegen ihn wurde, um ihn am Weiterziehen zu hindern. Voll Freude über die Keule, die er erobert, machte er ſie alsbald zu ſeiner eigenen Waffe, die er zeitlebens führte, wie Herkules das Löwenfell. Letzteres war auf den Schultern ſeines Trägers ein ſichtbarer Beweis von der Größe des Unthiers, das er überwältigt hatte; ebenſo konnte Theſeus mit ſeiner Keule Etwas aufweiſen, das zwar von ihm überwunden, aber mit ihm unüberwindlich war.

Auf dem Iſthmus ließ er ſodann den ſogenannten „Fichtenbeuger“ Sinnis [1]) auf die gleiche Art ſterben, wie dieſer ſelbſt viele Menſchen umgebracht hatte. Theſeus hatte ſich für eine ſolche Procedur weder durch Einübung, noch durch Gewohnheit befähigt, lieferte jedoch den Beweis, daß natürliches Geſchick über alle Kunſt und Uebung geht.

Nun hatte Sinnis eine ſehr ſchöne und große Tochter, Namens Perigune. Dieſe war nach der Tödtung ihres Vaters entflohen, wurde aber von Theſeus allenthalben aufgeſucht. Sie war an einen abgelegenen Ort gekommen, wo ſich vieles wilde Geſträuch, mächtiges Blätterwerk und Pflanzendickicht befand. In aller Unſchuld und Kinderweiſe flehte ſie nun dieſelben an, wie wenn ſie das verſtehen könnten, und ſchwur dabei auf's heiligſte: „wenn die Büſche ſie retten und verſtecken würden, ſo wolle ſie denſelben niemals Schaden zufügen, oder ſie verbrennen.“ Als Theſeus ſie hervorrief und ihr das Verſprechen gab, auf's beſte für ſie zu ſorgen und ihr nichts Böſes anzuthun, kam ſie aus

---

1) Sinnis beugte zwei hohe Fichten herunter, befeſtigte ſeinen Gefangenen an jede und ließ die Bäume dann zurückſchnellen, wodurch der Angebundene zerriſſen wurde. Pauſanias (Beſchreibung Griechenlands II, 1) will noch eine dieſer Fichten geſehen haben.

ihrem Verſtecke hervor und blieb bei Theſeus, dem ſie nach einiger Zeit den Melanippus gebar. Später wurde ſie von Theſeus dem Sohne des Eurytus aus Oechalia, Deioneus, zur Gattin gegeben.

Von Theſeus' Sohne Melanippus ſtammte Ioxus, welcher in Gemeinſchaft mit Ornytus eine Kolonie nach Karien führte, — woraus es ſich erklärt, daß ſich bei den männlichen und weiblichen Nachkommen des Ioxus die alte Sitte bildete, kein Stachelgebüſch und Blätterwerk zu verbrennen, ſondern daſſelbe hoch in Ehren zu halten.

Cap. 9.

Das krommyoniſche [1]) Schwein ferner, welches man auch Phäa nannte, war keine geringfügige Beſtie, ſondern ein ſtreitbares, ſchwer zu überwältigendes Thier. Dieſes Thier beſtand und erlegte Theſeus nur ſo im Vorüberziehen, damit es nicht ſcheinen ſollte, als thäte er Alles nur, weil er mußte. Ein wackerer Held, meinte er, ſolle mit böſen Menſchen nur dann anbinden, wenn er angegriffen werde; bei gewaltigen Thieren müſſe er wohl auch zuerſt den lebensgefährlichen Kampf beginnen.

Indeſſen behaupten Manche: „Phäa ſei ein mordſüchtiges, wollüſtiges Weib geweſen, die in jener Gegend, bei Krommyon, gewohnt habe; ein „Schwein" ſei ſie genannt worden wegen ihres Charakters und Lebenswandels; zuletzt habe ſie Theſeus todtgeſchlagen."

Cap. 10.

An den Gränzen von Megaris tödtete er ſodann den Skiron, den er von ſeinem Felſen hinunterſchleuderte. Nach der allgemeinen Sage raubte dieſer Skiron die Vorüberziehenden aus.

---

1) *Krommyon*, kleine Stadt im Korinthiſchen Gebiet.

Auch erzählen Einige, daß er in frevlem Uebermuth den Fremden ſeine Füße hingehalten, mit dem Befehle, ſie ihm zu waſchen; und dann habe er die Unglücklichen plötzlich mit einem Fußtritt in's Meer hinabgeſtoßen.

Doch treten die Schriftſteller aus Megara dieſer Sage entgegen, und kämpfen (wie Simonides ſich ausdrückt), „mit der langen Zeit". Sie laſſen den Skiron weder einen übermüthigen Frevler, noch einen Räuber geweſen ſein, im Gegentheil — einen Verfolger der Räuber, einen vertrauten Freund von allen wackeren und rechtſchaffenen Menſchen. Aeakus [1]), ſagen ſie, gelte für den thätigfrömmſten Mann, der je in Griechenland gelebt; Kychreus von Salamis genieße in Athen die Ehren eines Gottes; die Tugenden eines Peleus und Telamon ſeien Niemand unbekannt. Nun denn — Skiron ſei des Kychreus Schwiegerſohn, des Aeakus Schwiegervater, des Peleus und Telamon Großvater geweſen, indem Letztere eine Tochter des Skiron und der Chariklo, Endeis, zur Mutter hatten. Somit ſei es nicht wahrſcheinlich, daß die edelſten Menſchen mit einem ſo argen Schurken in ein Verwandtſchaftsverhältniß hätten treten können, indem ſie das Beſte und Werthvollſte von ihm empfingen, oder ihm gaben. Ihrer Erzählung zufolge hat Theſeus nicht bei ſeinem erſten Zuge nach Athen, ſondern erſt in ſpäterer Zeit, durch eine Täuſchung des Fürſten Diokles, den Megareern Eleuſis abgenommen und bei dieſer Gelegenheit den Skiron getödtet. So bedeutend ſind die Widerſprüche, auf welche man bei dieſen Ereigniſſen ſtößt!

Cap. 11.

Bei Eleuſis tödtete er den Kerkyon [2]) aus Arkadien in einem Ringkampfe. Dann zog er eine kleine Strecke weiter und zwang

---

1) Aeakus, Sohn Jupiters und der Aegina, war ſo fromm, daß er Griechenland durch ſein Gebet von einer Hungersnoth befreite und mit Minos und Rhadamanthus Richter in der Unterwelt wurde.

2) Kerkyon ſoll die Ringkunſt erfunden haben.

in Hermus[1]) den Damaſtes, mit dem Beinamen: „der Strecker“[2]), ſich ſelbſt mit ſeinem Streckbett gleich zu machen, wie er dieß den Fremden gethan hatte. Hierin folgte Theſeus dem Beiſpiel des Herkules, welcher gleichfalls ſeine Angreifer in der nämlichen Art züchtigte, womit man ihm ſelbſt nach dem Leben trachtete. So ſchlachtete Herkules den Buſiris[3]) als Opfer, erſtickte den Antäus[4]) im Ringen, erlegte den Kyknus[5]) im Zweikampfe und tödtete den Termerus, indem er ihm den Kopf zerſchmetterte (woher denn auch der Ausdruck: „Termerus' Unglück“ entſtanden iſt; denn Termerus brachte alle, die ihm in den Weg kamen, dadurch um, daß er mit dem Kopfe gegen ſie anrannte).

So verfuhr denn auch Theſeus gegen die Böſewichter mit ſeinen Strafen. Die gleichen Barbareien, welche ſie an Andern begangen hatten, wurden jetzt von Theſeus an ihnen ſelbſt verübt, und ſo mußten ſie in der mannigfaltigen Manier des eigenen Unrechts ihr Recht erleiden.

Cap. 12.

Als Theſeus auf ſeinem Wetterzuge an den Fluß Kephiſus kam, begegneten ihm einige Männer aus dem Geſchlechte der Phytaliden[6]), — die Erſten, die ihn mit Freundlichkeit begrüßten. Auf ſeine Bitte, in der gebräuchlichen Weiſe die Reinigung empfangen zu dürfen, wurde er von ihnen „geweiht“. Sie ſchlach-

---

[1]) Dieſer Ort findet ſich nirgends; wahrſcheinlich iſt „Erineos“ zu ſetzen.

[2]) Damaſtes, der „Bändiger“, nöthigte die Vorübergehenden, ſich auf ſein Bett zu legen; waren ſie größer, ſo hieb er ihnen die Füße bis zum rechten Maße ab; waren ſie kleiner, ſo dehnte er ſie ihnen mit Gewalt bis zur Genüge aus.

[3]) Buſiris, König von Aegypten, opferte alle Fremden den Göttern und wurde daher von Herkules ſelbſt dem Jupiter zu Ehren geſchlachtet.

[4]) Antäus, Sohn Neptuns, König in Lybien, war unüberwindlich, ſo lange er die Erde berührte, wurde alſo von Herkules in die Höhe gehoben und ſo erwürgt.

[5]) Kyknus, Sohn des Mars und der Pelopia, forderte Herkules zum Zweikampf heraus. Termerus iſt unbekannt.

[6]) Ihr Ahnherr Phytalus bewirthete die Ceres und erhielt von ihr den Feigenbaum zum Geſchenk.

teten für ihn ein Sühnopfer und hielten sodann in ihrem Hause ein Festmahl, während ihm zuvor auf der ganzen Wanderung nirgends die geringste Freundlichkeit erwiesen worden war.

Am achten Tage des Monats Kronyos also, den man jetzt Hekatombäon [1]) nennt, soll er in seiner Heimat angelangt sein. Indessen fand er nach seiner Ankunft in der Vaterstadt das ganze Gemeinwesen voll Verwirrung und Zwiespalt in den Gesinnungen; namentlich aber waren die Privatverhältnisse des Aegeus und seines Hauses in einem wirklich krankhaften Zustande.

Medea nämlich, welche, aus Korinth geflüchtet, das Versprechen gegeben hatte, durch Zaubermittel den Aegeus von seiner bisherigen Kinderlosigkeit frei zu machen, lebte in vertrautem Umgange bei ihm. Diese merkte zuerst Etwas von Theseus, während Aegeus noch nichts wußte. Da nun Letzterer ein alter Mann war, der wegen der vorhandenen Parteiungen vor Allem Angst hatte, so bewog sie ihn, den angeblichen Fremden bei einem Mahle zu vergiften. Theseus stellte sich bei dem Essen ein, fand es jedoch nicht für angemessen, zuerst seinen Namen zu nennen; er wollte vielmehr dem Andern den Anfang der Entdeckung überlassen. Deßwegen zog er, als das Fleisch aufgetragen war, sein Messer [2]), um mit diesem ein Stück abzuschneiden, und ließ ihn auf diese Weise das Schwert sehen. Kaum hatte Aegeus das letztere erkannt, als er den Giftbecher zur Erde warf und nach einigen weiteren Fragen seinen Sohn umarmte. Alsbald wurde eine Bürgerversammlung veranstaltet, worin er die Anerkennung aussprach. Auch das Volk nahm den jungen Helden mit Freuden auf. Beim Niederfallen des Bechers wurde das Gift, wie die Sage geht, auf den Boden verschüttet — da, wo jetzt im Delphinium [3]) der umgitterte Raum ist. An dieser Stelle stand nämlich Aegeus' Wohnung; auch eine Herme (Merkurssäule) auf der Ostseite des Tempels heißt die „Statue am Aegeus-Portal".

---

1) Hekatombäon, erster atheniſcher Monat, entſpricht ziemlich unſerem Julius.

2) Auch die homeriſchen Helden tragen, an der Schwertſcheide hängend, ein großes Meſſer, durch deſſen Herausnehmen hier der Griff des Schwertes ſichtbar wurde. Vrgl. Il. III, 271 ff.

3) Delphinium, Tempel des Apollo Delphinius.

Cap. 13.

Die Pallantiden trugen ſich früher ſtets mit der Hoffnung, ſelbſt einmal die Königswürde zu erlangen, wenn Aegeus kinderlos geſtorben wäre. Allein nun war Theſeus zum Nachfolger ernannt. Sie ärgerten ſich alſo ſchwer darüber, — ſchon daß Aegeus König ſei, ein angenommener Sohn des Pandion, der mit Erechtheus' Familie durchaus in keinem Verwandtſchaftsverhältniß ſtehe, — und nun vollends, daß Theſeus der Nachfolger auf dem Throne ſein ſolle, der gleichfalls nur ein eingewanderter Fremdling ſei. Sie griffen daher zu den Waffen und theilten ſich dabei in zwei Haufen. Die Einen rückten, unter Anführung ihres Vaters, von Sphettos[1]) her offen gegen die Hauptſtadt, während die Andern ſich bei Gargettos in einem Hinterhalt verſteckten, um auf dieſe Weiſe ihre Gegner von zwei Seiten angreifen zu können.

Allein es befand ſich in ihrer Mitte ein Mann aus Agnos, Namens Leos. Dieſer meldete dem Theſeus den ganzen Anſchlag der Pallantiden. Somit konnte Theſeus urplötzlich den Hinterhalt überrumpeln, in welchem er ſämmtliche Mannſchaft niedermachte. Die andere Hälfte unter Pallas zerſtreute ſich nach allen Richtungen, als ſie dieſen Hergang erfuhr.

Von dort an — erzählt man — wurde in der Gemeinde Pallene jede Familienverbindung mit Agnos aufgehoben; ebenſo verbot man den landesüblichen Heroldsruf: „Akuete, Leo!" (Hört, ihr Leute!) denn man haßt dieſes Wort wegen der Verrätherei des (ähnlich benannten) Mannes.

Cap. 14.

Theſeus zog nun, um ſich eine Thätigkeit zu ſchaffen und zugleich die Zuneigung des Volkes zu gewinnen, gegen den marathoniſchen Stier aus, welcher damals den Bewohnern der

---

1) *Sphettos*, Gargettos, Agnos ꝛc. ſind kleine Flecken in Attika.

Tetrapolis[1]) nicht wenig zu ſchaffen machte. Er überwältigte ihn, führte ihn dann vor Aller Augen lebendig durch die Stadt und ſchlachtete ihn zuletzt dem „Apollo Delphinius“ zum Opfer.

Auch die „Hekale“ und das ſie betreffende Mährchen von Gaſtfreundſchaft und wohlwollender Aufnahme ſcheint nicht völlig aus der Luft gegriffen. Denn die umliegenden Gemeinden pflegten ſich zu einem Opfer für „Zeus Hekalos“ zu vereinigen und ehrten dabei die Hekale, indem ſie derſelben den liebkoſenden Namen „Hekaline“ gaben, weil ſie gleichfalls dem noch äußerſt jungen Theſeus, den ſie beherbergte, wie ein freundliches altes Mütterchen, alle Liebe erwies und ähnliche Zärtlichkeitsnamen beilegte. Sie hatte auch für ihn, als er in den Kampf zog, ein Gelübde gethan: „wenn er glücklich wieder heim komme, wolle ſie Zeus ein Opfer bringen“; allein ſie ſtarb noch vor ſeiner Rückkehr und erhielt nun, wie Philochorus[2]) berichtet, den obenerzählten Dank für ihre Gaſtlichkeit, auf ausdrücklichen Befehl des Theſeus.

Cap. 15.

Wenige Zeit nachher kamen von Kreta zum dritten Mal die Schergen an, welche den bekannten Tribut abholen ſollten. Weil nämlich Androgeos, wie man glaubte, in Attika meuchleriſch getödtet worden war, hatte nicht nur Minos durch einen kriegeriſchen Einfall der Bevölkerung vieles Unheil zugefügt, ſondern auch der Himmel ſandte Verderben über das Land. Unfruchtbarkeit und Seuchen laſteten ſchwer auf demſelben; nicht minder traten auch gewaltige Ueberſchwemmungen ein. Als nun die Gottheit den Athenern das Gebot ertheilte, mit Minos wieder Friede und Freundſchaft zu ſchließen, worauf ſein Grimm nachlaſſen und ihr Jammer ein Ende nehmen würde, ſo wurden Herolde abgeſandt, deren Bitten wirklich einen Friedensſchluß herbeiführten. Doch geſchah dieß nur unter der Bedingung, alle

1) Tetrapolis, d. h. Diſtrikt der vier Städte, Oenoe, Probalinthus, Trykorythus und Marathon, — im nördlichen Theil von Attika.

2) Philochorus ſchrieb eine Geſchichte von Attika in 17 Büchern, und lebte zur Zeit des Ptolemäus Philopator.

neun Jahre sieben Jünglinge und eine gleich große Anzahl von Jungfrauen als Tribut zu senden, — eine Angabe, worin die meisten Geschichtschreiber übereinstimmen. Wurden nun diese jungen Leute nach Kreta gebracht, so schildert uns die Sage in ihrer traurigsten Gestaltung, wie sie entweder von dem Minotaurus [1]) im Labyrinth aufgefressen wurden, oder wie sie selbst darin verirrten und unfähig, wieder einen Ausgang zu finden, jämmerlich verschmachteten. Minotaurus aber sei, nach Euripides' Darstellung,

„Ein scheußliches Geschöpf von arg gemischter Art"

gewesen und

„Zur Hälfte Stier, zur Hälfte Mensch — ein Doppelding."

Cap. 16.

Nach Philochorus' Angabe gestehen die Kreter Letzteres nicht ein, sondern behaupten: „das Labyrinth sei nur ein Ort des Gewahrsams gewesen, ohne weitere Schreckniſſe, als daß die Gefangenen nicht hätten entfliehen können. Minos habe lediglich zu Ehren des Androgeos einige Kampfspiele angestellt, wobei man die Kinder, welche inzwischen im Labyrinth sicher aufgehoben wurden, an die Sieger als Preis vertheilte. Nun siegte in den früheren Kampfspielen gerade der Mann, welcher bei Minos damals den größten Einfluß besaß, der Feldherr Taurus, ein harter, unfreundlicher Charakter, der auch mit den atheniſchen Kindern hochmüthig und rauh umging."

Aristoteles [2]) selbst glaubt offenbar — in seinem „Staat der Bottiäer" — ebenfalls nicht an eine Ermordung der Kinder durch Minos, sondern nur an ein lebenslängliches Sklavenverhältniß auf der Insel Kreta. „Die Kreter (erzählt er) hatten einst ein altes Gelübde zu erfüllen und schickten deßhalb eine

[1]) Minotaurus, eig. Stier des Minos. Die Sagen über ihn sind verschieden, z. B. bei Apollodor III, 1.

[2]) Aristoteles beschrieb in einem verloren gegangenen Werke die Verfassung von 158, nach Anderen von 255 Staaten.

„Erſtlingsgabe von Menſchen“ nach Delphi und unter dieſen überſandten Menſchen ſeien auch Abkömmlinge von Jenen mitgekommen. Als ſie aber nicht im Stande waren, ſich daſelbſt fortzubringen, ſeien ſie zuerſt nach Italien hinübergefahren und hätten ſich dort in Japygien [1]) niedergelaſſen; von Japygien ſeien ſie dann wieder nach Thrakien ausgewandert, wo ſie Bottiäer geheißen hätten; daher komme es, daß die Jungfrauen der Bottiäer [2]) bei einem gewiſſen Opfer unter Anderem die Worte ſingen:

„Laßt uns ziehen nach Athen.“

Man ſieht, wie mißlich es iſt, ſich einen Staat, der Wort und Lied beſitzt, zum Feinde zu machen. Auch Minos blieb hinfort für alle Zeit ein Gegenſtand des Schimpfs und der Schmähung in allen attiſchen Theatern. Es war für ihn umſonſt, daß ihn Heſiod den „beſten König“ oder Homer „den Vertrauten Jupiters“ genannt hatte [3]). Die Tragiker gewannen's und verbreiteten von den Brettern der Bühne aus überallhin den böſen Ruf ſeiner Grauſamkeit und Härte. Und doch ſoll Minos ein König und Geſetzgeber geweſen ſein und Rhadamanthys ein Richter, der die von Minos feſtgeſtellten rechtlichen Beſtimmungen ſorgfältig einhielt!

Cap. 17.

Als nun die Zeit des dritten Tributs herankam und die Väter, welche noch unverehelichte Kinder beſaßen, dieſe zum Looſen ſtellen mußten, da wurden abermals gegen Aegeus die alten Verwünſchungen laut. Alle Bürger äußerten ihren Schmerz und Unwillen: „er ſei an der ganzen Sache ſchuldig und dabei der Einzige, der von der Strafe keinen Theil tragen müſſe; während er einem unebenbürtigen, fremden Kinde die künftige Herrſchaft zuerkannt habe, kümmere er ſich nichts darum, daß die Bürger

1) Japygia, eine Landſchaft im ſüdlichen Italien.
2) Die Bottiäer wohnten an der thrakiſchen Küſte, in der Nähe von Theſſalonike.
3) Homer Od. XIX, 179. Die heſiodiſche Stelle findet ſich nicht mehr.

ihre ächten Kinder verlieren und ihren Stamm aussterben sehen müßten."

Solche Aeußerungen thaten dem Theseus wehe. Ueberzeugt, daß er hier nicht gleichgültig bleiben dürfe, sondern seine Pflicht die Betheiligung an dem Geschicke der andern Bürger erfordere, kam er heran und stellte sich, ohne zu loosen. Jedermann fand seine hohe Gesinnung bewunderungswürdig; sein Patriotismus erwarb ihm die allgemeine Liebe. Zwar versuchte Aegeus die eindringlichsten Bitten gegen ihn; als er jedoch die Unmöglichkeit, ihn zu einer Aenderung seines Entschlusses zu bewegen, einsah, ließ er die anderen jungen Leute das Loos ziehen. Hellanikus [1]) behauptet indessen, daß man von Seiten Athens keineswegs diejenigen Personen beiderlei Geschlechts, welche man absenden wollte, durch das Loos bestimmt habe; vielmehr sei Minos selbst jedesmal gekommen, um eine Auswahl zu treffen, und habe, in Gemäßheit der Vertragsbestimmungen, sogar den Theseus zu allererst herausgenommen. Eine Bestimmung habe ferner dahin gelautet, daß die Athener das Schiff zu stellen hätten; nach ihrer Einschiffung sollten die jungen Leute mit ihm absegeln, ohne irgend eine Kriegswaffe mitzunehmen; nach dem Tode des Minotaurus sollte die Strafe zu Ende sein.

Früher hatte man nun sich nicht der geringsten Hoffnung auf Rettung hingeben können; deßwegen führte auch das Schiff, welches man absandte, zum Zeichen des offenbar zu erwartenden Untergangs ein schwarzes Segel. Jetzt aber redete Theseus seinem Vater Muth ein und rühmte sich, den Minotaurus gewiß bändigen zu können, weßwegen Aegeus dem Steuermann noch ein anderes, weißes Segel gab, mit dem Befehle, bei der Rückkehr, wenn Theseus am Leben bleibe, das weiße aufzuziehen; im andern Falle solle er mit dem schwarzen fahren, um hiedurch den unglücklichen Ausgang zu signalisiren. Doch bemerkt Simonides: das von Aegeus mitgegebene Segel sei nicht weiß gewesen, sondern dunkelroth, „gefärbt mit dem Blüthensaft reichsprossender

---

[1]) *Hellanikus.* Es gab zwei Geschichtschreiber dieses Namens, wovon wahrscheinlich der ältere aus Lesbos gemeint ist, der kurz vor Herodot lebte.

Scharlacheiche [1])“ und dieß habe er zum Signal ihrer Rettung gemacht.

Der Steuermann des Schiffes war, nach eben dieſem Simonides, ein gewiſſer Phereklos, Amarſyas' Sohn. Dagegen behauptet Philochorus, daß Theſeus von Skirus einen Steuermann aus Salamis bekommen habe, Namens Nauſithous, und einen Unterſteuermann [2]) Phäax, weil die Athener ſich damals noch nicht ſo eifrig mit dem Seeweſen befaßten; auch ſoll Meneſthes, ein Tochterſohn des Skirus, unter den Jünglingen geweſen ſein. Zeugniß hiefür legen die Heroendenkmale des Nauſithous und Phäax ab, welche Theſeus in Phaleron neben dem Tempel des Skirus errichten ließ; auch ſoll das ſogenannte „Ruderfeſt“ ihnen zu Ehren gefeiert werden.

Cap. 18.

Sobald das Loos gezogen war, holte Theſeus alle davon Betroffenen aus dem Prytaneum ab und zog mit ihnen in das Delphinium, wo er für dieſelben dem Apollo das „Weihgeſchenk der Flehenden“ darbrachte. Dieß war ein Zweig von dem heiligen Oelbaum, mit weißer Wolle umwunden. Nach Verrichtung des Gebets ſtieg er hernieder an den Strand — am ſechsten Tag des Monats Munychion [3]) — dem Tage, an welchem man noch jetzt die Jungfrauen zur Anbetung in das Delphinium ſendet. Auch erzählt man ferner, daß ihm in Delphi ſchon vorher von dem Orakel die Weiſung ertheilt worden ſei: „Aphrodite zur Führerin zu machen und als Begleiterin herbeizurufen“. Und bei dem Opfer am Meeresſtrande ſei die Ziege auf einmal in einen Bock (Tragos) verwandelt worden, weßwegen auch die Göttin „Epitragia“ heiße.

---

1) Quercus coccifera. Lin.

2) Dieſer hatte ſeinen Platz auf dem Vorderdeck, wie der eigentliche Steuermann auf dem Hinterdeck.

3) Munychion, der zehnte Monat der Athener, etwa unſer April.

Cap. 19.

Nach seiner Ankunft in Kreta bekam er — wie die meisten Schriftsteller in Prosa und Poesie berichten — von Ariadne, die sich in ihn verliebte, den bekannten „Faden“ nebst Anweisung über die Art, wie er durch die Irrgänge des Labyrinths hindurchzukommen vermöchte. Er tödtete also den Minotaurus und segelte dann mit Ariadne, die er zu sich nahm, und seiner Jugend wieder ab. Pherekydes [1]) fügt der Erzählung noch bei, daß Theseus an den Schiffen der Kreter den Fußboden habe einschlagen lassen, um ihnen dadurch jede Möglichkeit einer Verfolgung zu benehmen. Dagegen berichtet Demon, daß Taurus, der Feldherr des Minos, erschlagen worden sei, als er, bei der versuchten Abfahrt des Theseus, letzterem noch im Hafen mit seinen Schiffen angriff.

Eine andere Angabe des Philochorus geht dahin, daß nämlich, als Minos die Kampfspiele wieder veranstaltete, Jedermann einen abermaligen Sieg des Taurus erwartete, was einen allgemeinen Neid hervorrief. Denn seine Macht war wegen der Beschaffenheit seines Charakters verhaßt; auch ging über ihn das schlimme Gerücht von einem unerlaubten Umgang mit (der Königin) Pasiphaë. Als daher Theseus sich gleichfalls an dem Kampfe zu betheiligen wünschte, gab Minos seine Einwilligung. Nun war es in Kreta gewöhnlich, daß das weibliche Geschlecht sich gleichfalls unter den Zuschauern befand. Auch Ariadne war anwesend und wurde über die äußere Erscheinung des Theseus ganz betroffen, wie sie zugleich seine athletische Kraft bewundern mußte, indem er über alle Andern Meister wurde. Minos hatte nicht minder seine Freude daran, daß Taurus zu Boden geworfen und dadurch dem allgemeinen Spotte preisgegeben war. Er gab daher dem Theseus die Kinder zurück und erließ der Stadt ihren bisherigen Tribut.

---

[1]) Pherekydes, ein Geschichtschreiber aus Karien, Verfasser eines Werks über *das älteste Attika*, nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Philosophen, dem *Lehrer des Pythagoras*.

Ganz eigenthümlich und ausführlich lautet hierüber der Bericht des Klidemos, der ganz von oben anfängt und behauptet: es sei ein allgemeiner Beschluß der Griechen gewesen, daß keine Galeere irgendwo mit mehr als fünf Personen Bemannung ausfahren solle; nur der Befehlshaber der Argo, Jason, habe umherfegeln dürfen, um das Räuberwesen von dem Meere zu verdrängen. Als aber Dädalus mit einem Fahrzeuge nach Athen geflohen, wurde Minos, der ihn im Widerspruch gegen jene Beschlüsse mit seinen Kriegsschiffen verfolgte, von dem Sturme nach Sicilien verschlagen und endigte dort sein Leben [1]). Hierauf verlangte sein Sohn Deukalion, der gegen Athen feindselig gestimmt war, durch eine Gesandtschaft die Auslieferung des Dädalus, widrigenfalls er mit Ermordung der Kinder drohte, welche Minos als Geißeln erhalten hatte. Diesem gab Theseus eine ruhig gehaltene Antwort, indem er zugleich um Schonung für seinen Verwandten Dädalus bat, der auch zu der Familie des Minos gehöre, sofern dessen Mutter, Merope, eine Tochter des Erechtheus sei. Indessen ließ er selbst auch Schiffe bauen und zwar theilweise im eigenen Lande, in der Gemeinde Thymätadä, entfernt von der Fremdenstraße, theilweise durch Pittheus in Trözen, weil er seine Absichten verborgen halten wollte. Sobald die Schiffe fertig waren, fuhr er aus, — mit Dädalus und flüchtigen Kretern als Führern an Bord. Niemand ahnte Etwas; vielmehr glaubte man befreundete kretische Schiffe sich annähern zu sehen. Er bemächtigte sich also des Hafens und drang nach seiner Landung unvermuthet in Knossus [2]) ein. An den Thoren des Labyrinths kam es zu einer Schlacht, worin er Deukalion und dessen Trabanten tödtete. Jetzt übernahm Ariadne die Leitung der Geschäfte und Theseus schloß mit ihr einen Vertrag ab, in Folge dessen er nicht nur die jungen Leute zurückbekam, sondern auch zwischen Athen und Kreta Frieden machte. Die Kreter gelobten hiebei eidlich, niemals wieder einen Angriff zu unternehmen.

---

1) Nach Diodor war Dädalus nicht nach Athen, sondern nach Sicilien geflohen, wo er bei dem Könige der Sikaner, Kokalus, eine liebreiche Aufnahme fand. Von diesem wurde Minos im Bade umgebracht.

2) Knossus, Hauptstadt von Kreta, am Berg Ida.

Cap. 20.

Uebrigens gibt es theils hierüber, theils über Ariadne noch mancherlei Erzählungen, bei denen jedoch keine Uebereinstimmung herrscht. Nach Einigen soll sie sich erhängt haben, weil sie von Theseus verlassen wurde; anderen Berichten zufolge wurde sie von Schiffern nach Naxos gebracht, wo sie sich mit dem Bacchuspriester Oenarus vermählte, weil Theseus wegen sonstiger Liebschaften sie im Stiche gelassen hatte: denn

„Heftige Liebe zu Aegla, des Panopeus Tochter, verzehrt' ihn."

Diesen Vers entfernte jedoch späterhin Pisistratus, nach Angabe des megarensischen Schriftstellers Hereas, aus den Werken Hesiods, wie er andrerseits in Homers „Todtenlied" (d. h. Buch XI. der Odyssee) den Athenern zu Liebe die Stelle einfügte:

„Pirithous und Theseus — der Götter erhabene Söhne"[1]).

Nach Einigen gebar ferner Ariadne dem Theseus zwei Söhne, Oenopion und Staphylus, die auch der Chier Jon in einer Stelle von seinem Vaterlande erwähnt in den Worten:

„welche des Theseus Sproß gründete, Oenopion."

Was die günstigste Gestaltung der Sage ist, findet sich in Jedermanns Munde. Dagegen hat Päon aus Amathus[2]) einen ganz eigenthümlichen Bericht darüber veröffentlicht. Theseus — erzählt er — wurde vom Sturme nach Cypern verschlagen, wo er die in gesegneten Umständen befindliche und durch die Bewegung des Meeres äußerst unpäßlich gewordene Ariadne ganz allein an's Land setzte; er selbst wollte dann seinem Schiffe wieder zu Hilfe eilen, wurde aber vom Lande in's Meer hinausgetrieben. Nun hatten die eingeborenen Frauen sich der Ariadne angenom-

---

[1]) Hom. Od. XI, 630.

[2]) *Amathus*, Stadt in Cypern, von welcher Venus „Amathusia" den Namen hat.

men und dieſelbe in ihrem Schmerze über die Verlaſſung gepflegt, ihr erdichtete, angeblich von Theſeus geſchriebene Briefe gebracht und beim Eintreten der Geburtswehen hilfreiche Dienſte geleiſtet, endlich ſie auch noch begraben, als ſie ſtarb, ohne geboren zu haben. Jetzt kam Theſeus wieder zurück und zeigte die größte Betrübniß. Er hinterließ den Eingeborenen eine größere Geldſumme mit der Beſtimmung, der Ariadne ein Opferfeſt zu begehen; auch habe er zwei kleine Statuetten aufſtellen laſſen, die eine von Silber, die andere von Erz. Bei dem Opfer, das am zweiten Tag des Monats Gorpyäus [1]) ſtattfindet, muß ſich einer von den Jünglingen niederlegen und ſtellt nun in Tönen und Handlungen eine Frau in den Geburtswehen dar. Den Hain, worin man noch jetzt die Grabſtätte zeigt, nennen die Bewohner von Amathus den der „Venus Ariadne".

Eigenthümlich iſt die Darſtellung einiger Naxier, wonach es zwei Minos und zwei Ariadne gab, davon die Eine aus Naxos die Gattin des Bacchus und Mutter der Familie des Staphylos geworden ſei, während die jüngere, von Theſeus geraubt und nachher verlaſſen, erſt nach Naxos gekommen ſei und in ihrer Begleitung ihre Amme, Korkyne, gehabt habe, deren Grab man noch zeige. Auch Ariadne ſei daſelbſt geſtorben und genieße eine gewiſſe Verehrung, jedoch nicht in gleicher Art, wie jene frühere. Bei der früheren iſt das Feſt ein vergnügtes Freudenfeſt, wogegen die Opferfeierlichkeiten, die man der ſpäteren anſtellt, eine ſtarke Beimiſchung von düſterer Trauer enthalten.

Cap. 21.

Bei der Rückfahrt von Kreta landete Theſeus in Delos. Hier opferte er dem Gotte und weihte ihm die Bildſäule der Venus, welche er von Ariadne empfangen hatte [2]). Auch führte er mit ſeinen jungen Leuten einen Reigentanz auf, den die Delier

1) Gorpyäus, der eilfte Monat der Makedonier, von denen man vermuthlich in Kypern die Monatsnamen ſpäterhin annahm.

2) Pauſanias will dieſe Bildſäule, die unten, anſtatt der Füße, in ein Viereck ausging, in Delos noch geſehen haben.

noch heutzutage abhalten sollen und welcher die Kreis- und Quergänge des Labyrinths durch einen gewissen Rhythmus mit mancherlei Wendungen und Windungen mimisch darzustellen sucht. Man nennt in Delos diese Art von Reigentanz: Geranos (Kranich), wie Dikäarchus[1]) berichtet. Theseus tanzte ihn um den Altar Keraton, der aus lauter linken Hörnern zusammengefügt war. Auch soll er in Delos Kampfspiele veranstaltet haben, wobei zum ersten Male von ihm den Siegern ein Palmzweig gegeben wurde.

Cap. 22.

Bei der Annäherung an Attika vergaß er selbst, vergaß auch der Steuermann vor Freuden, das Segel aufzuspannen, durch welches dem Aegeus ihre Rettung sollte zu erkennen gegeben werden. In der Verzweiflung stürzte sich derselbe vom Felsen herab und fand auf diese Weise seinen Tod.

Sobald Theseus eingefahren war, brachte er zu Phaleron den Göttern die Opfer dar, welche er bei seiner Ausfahrt gelobt hatte; auch schickte er einen Herold in die Stadt, um ihre Rettung zu melden. Letzterer traf viele Leute wehklagend über des Königs Tod, — Andere, wie natürlich, in freudiger Erregung und voll der frohen Absicht, ihn wegen der Rettung zu beglückwünschen und zu bekränzen. Er nahm die Kränze und wand sie um seinen Heroldstab. Weil aber bei seiner Zurückkunft an das Meer Theseus das Trankopfer noch nicht beendigt hatte, so blieb er außen stehen, indem er die heilige Handlung nicht zu stören wünschte.

Sobald jedoch das Opfer dargebracht war, meldete er den Tod des Aegeus. Jetzt eilten sie unter Jammergeschrei und in größter Verwirrung nach der Stadt zurück. Daher kommt es, daß man noch jetzt beim Feste der Oschophorien nicht den Herold, sondern den Heroldstab bekränzt und daß die Anwesenden bei dem

---

1) *Dikäarchus*, Schüler des Aristoteles, fruchtbarer Schriftsteller, von dem *jedoch nur sehr Weniges* erhalten ist.

Trankopfer den Ruf: „Eleleu, Iu, Iu!“ erschallen lassen, — wovon man das eine Wort bei Eilfertigkeit und als Kriegsgesang zu gebrauchen pflegt, während das andere ein Ausruf des Schreckens und der Bestürzung ist.

Nachdem Theseus seinen Vater begraben hatte, erfüllte er dem Apollo sein Gelöbniß am siebenten Tag des Monats Pyanepsion [1]), — dem Tage, an welchem sie gerettet in die Stadt einzogen. Das Kochen von Hülsenfrüchten soll hiebei durch den Umstand veranlaßt worden sein, daß sie nach ihrer vollbrachten Rettung die Ueberreste ihres Mundvorraths in Eins vermengten und einen gemeinschaftlichen Topf abkochten, worauf sie sich zusammensetzten und Alles mit einander verzehrten. Auch trägt man die sogenannte Eiresione öffentlich einher, d. h. einen Olivenzweig, mit Wolle umwunden, wie es damals der heilige „Stab der Flehenden“ war, und allenthalben mit mancherlei Erstlingsfrüchten behangen, zum Zeichen, daß die Unfruchtbarkeit aufgehört habe. Auch singt man dabei folgende Worte:

„Eiresione bringt uns Feigen und nährende Brode,
Honig in Schalen dabei, sammt Oel zur reichlichen Salbung,
Becher von lauterem Weine, damit sie entschlummere trunken.“

Uebrigens sollen diese Gebräuche nach Einigen zum Andenken an die Herakliden eingeführt worden sein, welche auf die genannte Weise von den Athenern ernährt wurden; die meisten Schriftsteller jedoch machen ihre Angaben wie oben.

Cap. 23.

Das Schiff, worin Theseus mit den jungen Leuten nach Kreta fuhr und wieder glücklich zurückkam, ein Fahrzeug von dreißig Rudern, hoben die Athener bis zu den Zeiten des Demetrius aus Phaleron sorgfältig auf [2]), indem sie stets das alte Holz wegnahmen und dagegen andere, kräftige Stücke einsetzten.

---

[1]) Pyanepsion, der fünfte Monat der Athener, etwa unser November, bezeichnet eben die Zeit, da man an dem Feste Hülsenfrüchte (pyana) kocht (hepsein).

[2]) Nahezu ein Jahrtausend.

Dieſe Einfügung geſchah in einer ſo exakten Weiſe, daß ſogar für die Philoſophen — bei der Frage über das Wachsthum der Dinge — dieſes Fahrzeug einen ſtreitigen Beleg abgeben mußte, indem das Schiff nach der einen Behauptung das gleiche geblieben, nach der anderen nicht mehr das nämliche ſei [1]).

Auch das Oſchophorienfeſt [2]), welches man in Athen feiert, ſtammt von Theſeus. Denn er habe nicht ſämmtliche Jungfrauen, welche damals das Loos traf, mit fortgenommen, ſondern unter ſeinen jungen Freunden ſeien zwei von zarter, faſt weiblicher Erſcheinung geweſen, die jedoch eine männliche Seele und kecken Muth beſaßen. Durch warme Bäder, Aufenthalt im Zimmer, durch Salben und andere Kunſtmittel für das Haar, glatte Haut, ſchönen Tint gab er denſelben ein möglichſt verändertes Ausſehen; auch lehrte er ſie, in Stimme, Haltung und Gang auf's Genaueſte ein Mädchen nachzuahmen, ſo daß kein Unterſchied mehr bemerklich wurde. Dann reihte er ſie unter die Schaar der Jungfrauen ein, ohne daß irgendwer den geringſten Verdacht ſchöpfte. Nach ſeiner glücklichen Rückkehr hielt er mit den genannten Jünglingen einen feierlichen Aufzug, wobei dieſelben gerade ſo gekleidet waren, wie jetzt die jungen Leute, welche die Weinreben tragen. Letzteres geſchieht dem Bacchus und der Ariadne zu Ehren, wegen des bekannten Mythus, oder vielmehr weil die Rückkunft erfolgte, als zugleich der Herbſtertrag eingeheimst wurde. Auch nimmt man die ſogenannten „Speiſeträgerinnen" zu dem Feſte, — Frauen, welche ſich nur bei dem Opfer betheiligen, indem ſie die Mütter der von dem Looſe getroffenen jungen Leute darſtellen. Denn dieſe liefen noch wiederholt zu denſelben heran, um ihnen Fleiſchwerk und andere Speiſen zu bringen. Auch werden Mährchen erzählt, weil jene Mütter zur Aufheiterung und Tröſtung ihren Kindern gleichfalls noch ſolche Geſchichtchen preisgaben. Dieſe Umſtände hat unter Anderen auch Demon berichtet.

---

1) Ein anderes Beiſpiel: „iſt bei dem Stoffwechſel nach längerer Zeit der Leib des Menſchen der gleiche oder ein anderer"? So behauptete auch Heraklit: „man könne nicht zweimal in den gleichen Fluß ſteigen".

2) *Oſchophorien* von oschos, Weinrebe und pherein, tragen.

Ferner wurde von Theſeus für das Opfer ein beſonderer heiliger Platz ausgeſchieden, wie er auch die Beſtimmung gab, daß die Angehörigen der Häuſer, welche früher den Tribut entrichten mußten, ihm zum Behuf des Opfers gewiſſe Beiträge liefern ſollten. Das Opfer ſelbſt beſorgten die Phytaliden, welchen Theſeus hiemit ihre Freundlichkeit gegen einen Fremden zu vergelten ſuchte.

Cap. 24.

Bald nach Aegeus' Tode entwarf er den Plan zu einem großen und bewunderungswürdigen Unternehmen, indem er die ſämmtlichen Bewohner von Attika in Einer Capitale vereinigte. So bildete er eine einzige Stadtgemeinde, während die Leute bisher in der Zerſtreuung gelebt hatten und daher nur mit Schwierigkeit zur Berathung ihrer allgemeinen Intereſſen berufen werden konnten. Zuweilen herrſchte ſogar eine Uneinigkeit, die ſich bis zur Befehdung ſteigerte. Deßwegen beſuchte er ſie in ihren einzelnen Gemeinden und Stämmen, um ſie durch ſeinen Zuſpruch zu gewinnen.

Die gemeinen und unbemittelten Leute nahmen nun ſeine Aufforderung alsbald an; den Einflußreichen ſtellte er den Gewinn einer Staatsverfaſſung ohne Königthum, einer Demokratie vor Augen, die ihn ſelbſt nur noch als Anführer im Kriege und als Wächter der Geſetze brauchen würde, während ſie in allen andern Stücken vollkommene Gleichheit geben ſollte. Einige ließen ſich durch ſolche Vorſtellungen wirklich überzeugen; Andere, die ſeine bereits ſehr groß gewordene Macht, wie auch ſeine Kühnheit fürchteten, wollten die verlangten Zugeſtändniſſe lieber gutwillig, als gezwungen machen.

Er hob alſo die bei den Einzelnen befindlichen Prytaneen, Rathhäuſer und Behörden auf, dagegen ſtellte er ein für Alle gemeinſchaftliches Prytaneum [1]) und Rathhaus auf und zwar in

---

[1]) Prytaneum, Stadthaus, wo das heilige Feuer brannte und die Prytanen, d. h. die leitenden Mitglieder des Senats, wohnten und ſpeiſten.

dem Theile der Stadt, der jetzt Asty [1]) heißt; die Stadt selbst benannte er Athen und führte die Panathenäen als gemeinschaftliches Opferfest ein. Außerdem beging er auch das, noch heutzutage bestehende, Fest der Metökien [2]) am sechszehnten Tag des Monats Hekatombäon.

Und jetzt legte er, seinem Versprechen zufolge, die königliche Würde nieder, um die Verfassung in Ordnung zu bringen, wobei er mit der Religion begann. Denn auf seine Anfrage in Delphi wurde ihm folgende Antwort hinsichtlich des neuen Staates gegeben:

„Aegeus' Sohn, Theseus, von Pittheus' Tochter geboren,
Traun, mein Vater — er hat für mancherlei Städte die Gränzen
Niedergeleget in euerer Stadt, sammt ihren Geschicken;
Aber o mache dir nicht voll Sorge darüber Gedanken
Tief im Geist; es schwimmet ein Schlauch stets über der Meerfluth."

Das gleiche Orakel soll auch eine Sibylle [3]) späterhin der Stadt gegeben haben:

„Untergetaucht, wie ein Schlauch, wirst du, doch ohne zu sinken."

Cap 25.

In der Absicht, die Bevölkerung der Stadt noch mehr zu heben, lud er nun, unter Verheißung von vollständiger Rechtsgleichheit, Jedermann zum Beitritt ein und die Ausrufformel: „Heran, ihr Völker all'!" soll von Theseus herrühren, der eine allgemeine Republik zu begründen beabsichtigte.

Indessen wollte er doch keineswegs unter dem Einfluß einer unterschiedlos heranströmenden Menschenmenge ein ungeordnetes, verworrenes Wesen in seiner Demokratie aufkommen lassen, sondern war der Erste, welcher die Abtheilung in Eupatriden, Geomoren und Demiurgen (d. h. Adelige, Ackerbauer und Gewerbsleute) einführte.

---

[1]) Asty, die alte Stadt, welche um die von Kekrops erbaute Akropolis herum lag, der City in London vergleichbar.

[2]) Metökien, Fest des Wohnungswechsels.

[3]) *Vielleicht* ist hier die Pythia mit einer italischen Sibylle verwechselt.

Den Eupatriden übertrug er die Erkenntniß in Religionssachen, die Stellung obrigkeitlicher Personen, die Pflicht über die Gesetze Belehrungen zu geben und sowohl göttliche, als menschliche Rechte auszulegen. Außerdem gab er ihnen eine den übrigen Bürgern nahezu gleiche Stellung, indem die Eupatriden nur in er Ehre, wie die Geomoren durch den Nutzen und die Demiurgen durch ihre Anzahl, einen Vorrang zu besitzen schienen. Daß zuerst eine Schwenkung zu den unteren Klassen machte, (wie Aristoteles ausdrückt,) und somit die Alleinherrschaft aufgab, scheint auch Homer zu bezeugen, sofern er in seinem Schiffsverzeichniß *) bloß die Athener einen Demos, d. h. eine freie Gemeinde, nannte.

Ferner ließ Theseus auch Münzen mit dem Gepräge eines Ochsen schlagen, entweder wegen des marathonischen Stiers, oder mit Beziehung auf den Feldherrn des Minos, oder endlich, um seine Landsleute zum Ackerbau einzuladen. Von ihm soll auch die Benennung: „Hekatomböon und Dekaböon **) herrühren.

Nachdem er das megarische Gebiet in dauernder Weise für Attika gewonnen hatte, ließ er auf dem Isthmus die vielbesprochene Säule aufrichten, welche von ihm eine Aufschrift erhielt, die durch zwei sechsfüßige Jamben die Landesgränze bezeichnete. Auf der östlichen Seite stand:

„Hier ist nicht mehr Peloponnes, hier Jonien!"

und auf der Westseite:

„Hier ist Peloponnesos und nicht Jonien!"

Auch veranstaltete er dort, um den Vorgang des Herkules nachzuahmen, zuerst die Wettspiele, indem er eine Ehre darin suchte, daß die Griechen auf seine Veranlassung ebenso dem Poseidon die isthmischen Spiele feierten, wie man, durch Herkules veranlaßt, dem Zeus die olympischen Spiele abhielt. Diejenigen nämlich,

*) Name des zweiten Buchs der Iliade.

**) D. h. Werth von 100, oder 10 Ochsen — Ausdrücke, die jedoch bei Homer noch keine eigentliche Münze bezeichnen.

dem Theile der Stadt, der jetzt Asty [1]) heißt; die Stadt selbst benannte er Athen und führte die Panathenäen als gemeinschaftliches Opferfest ein. Außerdem beging er auch das, noch heutzutage bestehende, Fest der Metökien [2]) am sechszehnten Tag des Monats Hekatombäon.

Und jetzt legte er, seinem Versprechen zufolge, die königliche Würde nieder, um die Verfassung in Ordnung zu bringen, wobei er mit der Religion begann. Denn auf seine Anfrage in Delphi wurde ihm folgende Antwort hinsichtlich des neuen Staates gegeben:

„Aegeus' Sohn, Theseus, von Pittheus' Tochter geboren,
Traun, mein Vater — er hat für manchorlei Städte die Gränzen
Niedergeleget in euerer Stadt, sammt ihren Geschicken;
Aber o mache dir nicht voll Sorge darüber Gedanken
Tief im Geist; es schwimmet ein Schlauch stets über der Meerfluth."

Das gleiche Orakel soll auch eine Sibylle [3]) späterhin der Stadt gegeben haben:

„Untergetaucht, wie ein Schlauch, wirst du, doch ohne zu sinken."

Cap 25.

In der Absicht, die Bevölkerung der Stadt noch mehr zu heben, lud er nun, unter Verheißung von vollständiger Rechtsgleichheit, Jedermann zum Beitritt ein und die Ausrufformel: „Heran, ihr Völker all'!" soll von Theseus herrühren, der eine allgemeine Republik zu begründen beabsichtigte.

Indessen wollte er doch keineswegs unter dem Einfluß einer unterschiedlos heranströmenden Menschenmenge ein ungeordnetes, verworrenes Wesen in seiner Demokratie aufkommen lassen, sondern war der Erste, welcher die Abtheilung in Eupatriden, Geomoren und Demiurgen (d. h. Adelige, Ackerbauer und Gewerbsleute) einführte.

---

[1]) Asty, die alte Stadt, welche um die von Kekrops erbaute Akropolis herum lag, der City in London vergleichbar.

[2]) Metökien, Fest des Wohnungswechsels.

[3]) Vielleicht ist hier die Pythia mit einer italischen Sibylle verwechselt.

Den Eupatriden übertrug er die Erkenntniß in Religions-
chen, die Stellung obrigkeitlicher Perſonen, die Pflicht über die
eſetze Belehrungen zu geben und ſowohl göttliche, als menſch-
he Rechte auszulegen. Außerdem gab er ihnen eine den übrigen
ürgern nahezu gleiche Stellung, indem die Eupatriden nur in
r Ehre, wie die Geomoren durch den Nutzen und die Demiur-
n durch ihre Anzahl, einen Vorrang zu beſitzen ſchienen. Daß
zuerſt eine Schwenkung zu den unteren Klaſſen machte, (wie
h Ariſtoteles ausdrückt,) und ſomit die Alleinherrſchaft aufgab,
eint auch Homer zu bezeugen, ſofern er in ſeinem Schiffsver-
chniß *) bloß die Athener einen Demos, d. h. eine freie Ge-
inde, nannte.

Ferner ließ Theſeus auch Münzen mit dem Gepräge eines
chſen ſchlagen, entweder wegen des marathoniſchen Stiers, oder
it Beziehung auf den Feldherrn des Minos, oder endlich, um
ne Landsleute zum Ackerbau einzuladen. Von ihm ſoll auch
: Benennung: „Hekatomböon und Dekaböon **) herrühren.

Nachdem er das megariſche Gebiet in dauernder Weiſe für
ttika gewonnen hatte, ließ er auf dem Iſthmus die vielbeſpro-
ne Säule aufrichten, welche von ihm eine Aufſchrift erhielt, die
rch zwei ſechsfüßige Jamben die Landesgränze bezeichnete. Auf
r öſtlichen Seite ſtand:

„Hier iſt nicht mehr Peloponnes, hier Jonien!“

ıd auf der Weſtſeite:

„Hier iſt Peloponneſos und nicht Jonien!“

uch veranſtaltete er dort, um den Vorgang des Herkules nach-
ahmen, zuerſt die Wettſpiele, indem er eine Ehre darin ſuchte,
ß die Griechen auf ſeine Veranlaſſung ebenſo dem Poſeidon die
hmiſchen Spiele feierten, wie man, durch Herkules veranlaßt,
m Zeus die olympiſchen Spiele abhielt. Diejenigen nämlich,

*) Name des zweiten Buchs der Iliade.

**) D. h. Werth von 100, oder 10 Ochſen — Ausdrücke, die jedoch bei
mer noch keine eigentliche Münze bezeichnen.

welche man dem Melikertes *) zu Ehren beging, wurden zur Nachtzeit begangen und haben also mehr die Anordnung von Mysterien, als von einem Schauspiel und Volksfest.

Indessen behaupten Einige, daß die Isthmien zu Ehren des Skiron eingesetzt worden seien, indem Theseus aus verwandtschaftlichen Rücksichten seine Blutschuld dadurch abzuthun suchte; denn Skiron sei ein Sohn des Kanethos und einer Tochter des Pittheus, Henioche, gewesen. Letzteres behaupten wieder Andere von Sinnis, nicht von Skiron, und die Spiele seien also von Theseus für den Ersteren, nicht für den Zweitgenannten, eingesetzt worden.

Nun wurde ferner, den Korinthiern gegenüber, auf's Bestimmteste von ihm festgesetzt, daß sie denjenigen Athenern, die sich bei den isthmischen Spielen einfinden würden, den ersten Platz mit so viel Raum überlassen sollten, als das ausgespannte Segel des „Festschiffes" (Theoris) **) bedeckte; — eine historische Notiz, die wir dem Hellanikus und Andron aus Halikarnaß verdanken.

Cap. 26.

Hierauf segelte Theseus — nach der Angabe des Philochorus und einiger anderer Schriftsteller — in den Pontus Euxinus, wo er sich mit Herkules an dessen Zuge gegen die Amazonen betheiligte und zum Lohn für seine Heldenthaten die Antiope bekam. Die Mehrzahl der Schriftsteller, worunter sich auch Pherekydes, Hellanikus und Herodorus befinden, behaupten indessen, daß Theseus später, als Herkules, mit eigenen Schiffen dorthin einen Zug unternommen und die Amazone zur Gefangenen gemacht habe, — eine allerdings glaubwürdigere Annahme, denn von keinem Andern,

*) Melikertes, Sohn des Königs Athamas in Theba und der Ino, der Tochter des Kadmus. Nachdem seine Mutter mit ihm in's Meer gesprungen war, bekam er, als nunmehriger Meergott, den Namen Palämon. Sisyphus von Korinth veranstaltete die isthmischen Spiele an dem Orte, wo sein Leichnam gefunden worden war.

**) Dieses Schiff, auf welchem Theseus gefahren war, machte alljährlich die *heilige Fahrt* nach Delos, welche „Theoria" hieß.

der mit ihm den Feldzug mitmachte, wird berichtet, daß er eine Amazone gefangen nahm. Dem Bion zufolge hat er auch sie nur durch eine List hinweggeführt; denn die Amazonen seien von Natur keineswegs — Männerfeinde gewesen, und seien auch nicht vor Theseus geflohen, als dieser landete; sie hätten ihm sogar Gastgeschenke zugesandt; nun habe er die Ueberbringerin eingeladen, sein Schiff zu besteigen, und sobald sie dieß gethan, sei er davongefahren.

Ein gewisser Menekrates, welcher eine Geschichte der Stadt Nikäa in Bithynien herausgegeben hat, erzählt ferner, daß Theseus mit seiner Antiope sich noch länger in diesen Gegenden aufgehalten habe, wobei ihn drei junge Männer aus Athen, die zu einander Brüder waren, Euneos, Thoas und Solois, auf seinen Zügen begleiteten. Der Letztere verliebte sich nun in Antiope und vertraute, ohne daß man in weiteren Kreisen etwas bemerkte, die Sache nur einem einzigen näheren Freunde an, der hierüber gelegenheitlich mit Antiope sprach. Allein Antiope wies die Versuchung mit aller Entschiedenheit von sich, zeigte jedoch bei dem Handel so viel Ruhe und Nachsicht, daß sie bei Theseus keine Beschwerde vorbrachte. Dennoch stürzte sich Solois, als er an seinem Plan verzweifeln mußte, in einen Fluß und ertränkte sich. Erst jetzt erfuhr Theseus die Schuld und die Leidenschaft des jungen Mannes. Die Sache lag schwer auf ihm, wie eine drückende Last, und es kam ihm ein Orakel, das er erhalten hatte, in Erinnerung. Es war ihm nämlich der Sage nach in Delphi von der pythischen Priesterin befohlen worden, „wenn er einmal in fremdem Lande in den größten Schmerz und Kummer verfallen sei, daselbst eine Stadt zu gründen und einige Leute aus seinem Gefolge als Häupter derselben zurückzulassen.“ Deßwegen habe er die Stadt, welche er gründete, nach dem Gotte Pythopolis genannt und den benachbarten Fluß zur Ehre des jungen Mannes Solois *). Auch habe er dessen Brüder dort zurückgelassen, als Vorstände und Gesetzgeber der Stadt, und neben denselben einen gewissen Hermus aus dem Stande der Eupatriden

*) Weder von Pythopolis, noch vom Flusse Solois ist etwas Näheres bekannt.

zu Athen, nach welchem die Bewohner von Pythopolis einen gewissen Platz Hermeshaus nennen, indem sie unrichtigerweise die Buchstaben verwechseln und hiedurch die beabsichtigte Ehre von einem Heroen auf einen Gott übertragen *).

Cap. 27.

Dieß gab nun den Anlaß zu dem Kriege mit den Amazonen, wobei jedoch die Aufgabe, die Theseus hatte, keineswegs als eine geringfügige, oder weibische sich darstellt. Denn die Amazonen hätten sich unmöglich mitten in der Hauptstadt lagern und die Schlacht in unmittelbarster Nähe der Pnyx und des Museums **) liefern können, wenn sie nicht das ganze Land zuvor bemeistert hätten und dann ohne Widerstand in Athen selbst eingedrungen wären. Ob sie nun, nach Hellanikus' Angaben, über den gefrorenen kimmerischen Bosporus herüber kamen, ist ungewiß und schwerlich zu glauben; daß sie aber mitten in der Stadt ihr Lager aufgeschlagen, wird durch die Namen von verschiedenen Oertlichkeiten bezeugt, wie auch durch die Gräber der Gefallenen.

Lange Zeit herrschte nun auf beiden Seiten eine gewisse Bedenklichkeit, womit man den Angriff verzögerte. Endlich begann Theseus den Kampf, nachdem er, einem Orakel zu Folge, zuvor dem Gotte der Furcht ein Opfer gebracht. Die Schlacht fällt in den Monat Boëdromion ***), und zwar auf den gleichen Tag, an welchem die Athener noch heutzutage die Boëdromien begehen. Kleidemus, welcher alle Einzelnheiten auf's Genaueste zu berichten sucht, gibt an, daß der linke Flügel der Amazonen seine Richtung gegen das jetzt sogenannte Amazoneum gehabt, während sie mit dem rechten (auf der Seite von Chrysa) sich gegen den Hügel Pnyx ausdehnten. Gegen diesen Flügel hätten die Athener ge-

*) Um das Wesentliche dieser Sache dem deutschen Leser verständlich zu machen, erlaubte man sich dem griechischen Texte gegenüber eine kleine Freiheit.

**) Zwei felsige Anhöhen in Athen: Museum von dem dort begrabenen Dichter Musäus so benannt; Pnyx der gewöhnliche Ort für Volksversammlungen.

***) Boedromion, dritter Monat der Athener, etwa unser September. Der *Name bedeutet die* Zeit des „zu Hilfe Eilens".

kämpft, indem sie vom Museum aus die Amazonen angriffen, und die Gräber der Gefallenen seien in der Nähe der Straße, die nach dem Thore am Heroentempel des Chalkodon führt, — dem heutigen Piräusthore. Auf diesem Punkte seien nun die Athener bis zu den Eumeniden zurückgedrängt worden und vor dem Weiberheere gewichen. Dann aber hätten sie vom Palladium, von Ardettus und vom Lykeion her angegriffen, den rechten feindlichen Flügel bis an das Lager getrieben und viele Amazonen todt zur Erde niedergestreckt.

Im vierten Monat sei durch Vermittlung der Hippolyte ein Friedensabschluß zu Stande gekommen. Denn Hippolyte, nicht Antiope, heißt nach ihm (Kleidemos) die Gemahlin des Theseus. Nach einigen Angaben kämpfte diese Frau an der Seite des Theseus, wurde aber von Molpadia mit einem Wurfspeer tödtlich getroffen, worauf man ihr zu Ehren die Denksäule neben dem Tempel der Olympia errichtete. Und zu verwundern ist es nicht, wenn bei so alten Ereignissen die Geschichte schwankt; so erzählt man auch, daß die verwundeten Amazonen, von Antiope heimlich nach Chalkis hinübergeschafft, daselbst ihre Pflege erhalten hätten; einige seien auch daselbst bei dem heutigen „Amazoneum" bestattet worden. Daß jedoch der Krieg mit einem Friedensschluß endigte, davon liegt der Beweis theils in der Benennung der Oertlichkeit neben dem Theseum, die noch heutzutage „Horkomosion" („Schwurstatt") heißt, theils in dem aus den ältesten Zeiten stammenden Opfer, welches man vor dem Theseusfeste den Amazonen bringt. Auch die Megarеer zeigen in ihrer Stadt eine Amazonengrabstätte, — an dem Wege vom Markt nach dem sogenannten Rhus, — da, wo der sogenannte Rautenplatz *) ist. Ferner sollen auch bei Chäronea **) mehrere gestorben und neben dem Flüßchen, welches vor Alters vermuthlich Hermodon und jetzt Hämon heißt, begraben sein, — worüber das Nähere sich in der Biographie des Demosthenes findet. Endlich ist es entschieden, daß die Amazonen auch Thessalien nicht ohne Schwierigkeit durchzogen haben; denn man

*) Wahrscheinlich von der Figur des Platzes, der ein Rhomboid darstellte.
**) Chäronea in Böotien, Plutarchs Vaterstadt.

zeigt auch bei Skotuſäa und Kynoskephalä noch heutzutage Gräber von ihnen.

Cap. 28.

Dieß iſt das Merkwürdigſte von den Amazonen. Denn ein Aufſtand der Amazonen, von welchen der Dichter der Theſeis erzählt, — „Theſeus habe die Phädra zur Gattin genommen, Antiope ihn deßhalb mit Hilfe der bei ihr befindlichen Amazonen angegriffen, ſodann Herkules dieſelben erſchlagen“ — macht augenſcheinlich den Eindruck einer Fabel und Erdichtung. Er vermählte ſich mit Phädra erſt nach dem Tode der Antiope, von welcher er einen Sohn, Namens Hippolytus (oder nach Pindars Angabe: Demophon) hatte. Die Unglücksfälle, welche jener Phädra und ſeinem Sohne begegneten, muß man freilich, da von den Geſchichtſchreibern ſich kein Widerſpruch gegen die Tragiker*) erhebt, als wirklich eingetreten annehmen, wie letztere ſie insgeſammt in ihren Poeſien dargeſtellt haben.

Cap. 29.

Indeſſen gibt es noch weitere Sagen von den Eheverbindungen des Theſeus, — Sagen, die nicht auf die Bühne gelangt ſind und wobei der Anfang ebenſowenig von edlen Geſinnungen zeugt, als das Ende ein glückliches war. Er ſoll eine gewiſſe Anaxo aus Trözen geraubt, — ferner nach der Ermordung des Sinnis und Kerkyon deren Töchter gewaltſam entehrt haben. Ferner habe er auch Ajax' Mutter, Periböa, und dann wieder Pheréböa, wie auch Iphikles' Tochter Iope zum Weibe genommen. Auch beſchuldigt man ihn, daß er aus Liebe zu Panopeus' Tochter, Aegle (wie bereits erzählt), die ebenſo unedle, als unziemliche Verlaſſung der Ariadne ausgeführt habe. Ueber alles Andere ſoll die Entführung der Helena das attiſche Land in einen ſchweren Krieg geſtürzt, für ihn ſelbſt aber ein Ende gefunden haben, das

*) *Man vergl.* Euripides' Tragödie: Hippolytus.

in Verbannung und Untergang beſtand, — worüber bald im Nachfolgenden das Nähere wird erzählt werden.

Soviel abenteuerliche Unternehmungen in damaliger Zeit von den Helden ausgeführt wurden, ſo meint doch Herodorus, daß ſich Theſeus an keiner von denſelben betheiligt habe, mit Ausnahme des Kampfes der Kentauren gegen die Lapithen. Andere laſſen ihn auch mit Jaſon in Kolchis geweſen ſein und mit Meleager den (kaledoniſchen) Eber erlegen; und davon komme das Sprichwort: „nicht ohne Theſeus!“ Indeſſen habe er ſelbſt viele glänzende Abenteuer beſtanden, ohne eines Mitkämpfers zu bedürfen, wodurch die Redensart aufkam: „das iſt ein zweiter Herkules.“ Er hat ferner mit Adraſtus die Beerdigung der am Fuße der Kadmea Gefallenen herbeigeführt, — nicht, wie Euripides in einer Tragödie *) behauptet, in Folge einer ſiegreichen Schlacht gegen die Thebaner, ſondern durch gütliches Zureden und Abſchluß eines Vertrags. So geben es die meiſten Schriftſteller an, und Philochorus fügt noch hinzu, daß dieß der erſte Vertrag über Todtenbeſtattung geweſen. Dagegen ſteht in den Geſchichten von Herkules ausdrücklich zu leſen, daß dieſer der Erſte war, welcher den Feinden ihre Todten zurückgab. Die Grabſtätten der gewöhnlichen Krieger werden in Eleutherä **) gezeigt, die der Anführer in der Nähe von Eleuſis, indem auch darin Theſeus ſich dem Adraſtus gefällig erzeigte. Ein Zeugniß gegen die „Schutzflehenden“ des Euripides bilden „die Eleuſinier“ des Aeſchylus, — eine Dichtung, worin Theſeus auch das oben Berührte ausſpricht.

Cap. 30.

Seine Freundſchaft mit Pirithous ***) ſoll den folgenden Urſprung gehabt haben. Theſeus ſtand im glänzendſten Rufe der Körperſtärke, wie der Tapferkeit; nun wünſchte Pirithous dieß

*) In der Tragödie: „Die Schutzflehenden“.
**) Städtchen zwiſchen Böotien und Attika.
***) Pirithous aus Lariſſa, Sohn Ixions, König der Lapithen.

aus Erfahrung kennen zu lernen und eine Probe davon zu erhalten. Er trieb deßwegen die Rinderheerden des Theſeus von Marathon weg, und als er vernahm, daß derſelbe ihn mit gewaffneter Hand verfolge, ſo ergriff er keineswegs die Flucht, ſondern kehrte um und eilte ihm entgegen. Jetzt ſahen ſie einander, und voll gegenſeitiger Bewunderung über ihre Schönheit, voll Erſtaunen über ihre Kühnheit begannen ſie gar keinen Kampf. Pirithous bot zuerſt ſeinem Gegner die Rechte und verlangte, daß Theſeus ſelbſt der Richter ſein ſollte über das Wegtreiben ſeiner Heerden; „er werde ſich gerne jeder Strafe unterziehen, die derſelbe beſtimmen würde“. Theſeus erließ ihm aber die Strafe; er lud ihn vielmehr zu Freundſchaft und Waffenbrüderſchaft ein und ſo bekräftigten ſie denn ihre Freundſchaft noch mit einem Eidſchwur.

Bald darauf vermählte ſich Pirithous mit Deidamia. Er bat den Theſeus, zu ihm zu kommen, das Land näher einzuſehen und die Lapithen kennen zu lernen. Uebrigens hatte er auch die Kentauren zum Feſteſſen eingeladen. Als aber die Letzteren im Uebermuthe alle Gränzen des Anſtands überſchritten, ja, im Zuſtande der Berauſchung nicht einmal die Frauen unangefochten ließen, ſetzten ſich die Lapithen zur Wehr. Einige ihrer Gegner tödteten ſie ſogleich, die Andern warfen ſie ſpäter, in Folge eines ſiegreichen Krieges, zum Lande hinaus, — ein Kampf, wobei ihnen Theſeus die kräftigſte Hilfe leiſtete.

Indeſſen berichtet Herodorus dieſe Vorfälle in abweichender Art. Ihm zu Folge war der Krieg bereits ausgebrochen, als Theſeus ſich den Lapithen anſchloß, um ihnen beizuſtehen; und erſt damals habe er den Herkules perſönlich kennen gelernt, indem er einen hohen Werth darauf legte, mit ihm zuſammenzutreffen, was nun bei Trachin*) geſchah, als derſelbe von Kampf und Irrfahrt bereits vollſtändig ausruhte. Dieſes Zuſammentreffen ſoll mit vielen ſchmeichelhaften Achtungs- und Freundſchaftsbezeugungen verbunden geweſen ſein, und zwar von beiden Seiten. Uebrigens kann man ſich ohne Zweifel leichter derjenigen Angabe

*) Trachin, Stadt in Theſſalien, am Fuße des Oeta.

anſchließen, wornach beide Helden ſich oftmals ſahen. Auch Herkules' Einweihung in die Myſterien ſoll auf den ernſtlichen Betrieb des Theſeus erfolgt ſein, ſowie ſeine, der Einweihung vorangehende, Reinigung, um welche er wegen einiger unvorſätzlichen Handlungen nachſuchte.

Cap. 31.

Bereits ſtand er in dem Alter von 50 Jahren, als ſich, nach Hellanikus' Bericht, jener Vorfall mit Helena ereignete, der für ihn nicht mehr zeitgemäß war. Es liegt darin der größte Vorwurf, der ihn trifft, und um denſelben etwas zu beſchönigen, behaupten Einige, daß nicht er ſelbſt, ſondern Idas und Lyngeus ſie geraubt, Theſeus aber ſie von dieſen zur Aufbewahrung als anvertrautes Gut erhalten habe, worauf er ſie den Dioskuren, trotz deren Forderung, nicht herausgeben wollte. Ja ſogar Tyndaros ſelbſt ſoll ſie ihm übergeben haben, und zwar aus Furcht vor Hippokoons Sohn, Enarsphoros, welcher Helena noch als Kind mit Gewalt in ſeine Hand zu bekommen ſuchte. Das Wahrſcheinliche und Beſtbezeugte beſteht indeſſen in Folgendem.

Beide kamen nach Sparta, und nachdem ſie das Mädchen in dem Tempel der Artemis Orthia von dem Tanze weggeraubt, begaben ſie ſich ſchleunigſt auf die Flucht. Man ſchickte Leute zur Verfolgung ab, die jedoch nicht weiter, als bis Tegea *), den Räubern nachjagten, ſo daß Letztere nun in vollſtändiger Sicherheit den Peloponnes durchwandern und eine Uebereinkunft abſchließen konnten, wornach der Eine, vom Looſe begünſtigt, die Helena zum Weib erhalten, aber dagegen dem Andern zu einer ſonſtigen Heirath behülflich ſein ſollte. In Folge dieſer Uebereinkunft wurde nun gelooſt und Theſeus gewann. Er erhielt die Jungfrau und brachte ſie, da ſie noch nicht heirathsfähig war, nach Aphydnä. Hier ſtellte er ſeine Mutter auf und übergab ſie neben derſelben ſeinem Freunde Aphidnos, dem er ihre ſorgſame Behütung in der Verborgenheit vor der übrigen Welt dringend anempfahl. Er

*) Tegea in Arkadien, nach der Seite von Argolis zu.

ſelbſt mußte nun dem Pirithous für den geleiſteten Dienſt ſeinen Dank erſtatten und begleitete ihn daher auf ſeinem Zuge nach Epirus, um dort die Tochter des moloſſiſchen Königs, Aidoneus, zu holen, welcher ſeiner Gattin den Namen Perſephone, ſeiner Tochter den Namen Kore und ſeinem Hunde den Namen Kerberus gegeben hatte *). Mit dieſem Hunde hieß er nun alle Freier ſeiner Tochter auf Leben und Tod kämpfen und der Sieger ſollte ſie bekommen. Als er jedoch erfuhr, daß Pirithous und ſeine Gefährten nicht in der Abſicht einer Werbung, ſondern einer Entführung kämen, ſo ließ er ſie feſtſetzen. Den Pirithous ſchaffte er nun durch ſeinen Hund unverzüglich aus dem Wege, während er den Theſeus in feſtem Gewahrſam behielt.

Cap. 32.

In dieſer Zeit geſchah es, daß Meneſtheus, deſſen Vorfahren Peteos, Orneus und zuletzt Erechtheus waren, zuerſt, wie man behauptet, in aller Welt ſich auf das Demagogenthum legte und an das Volk hinredete, wie es dieſem behagte. Er bewirkte eine Vereinigung der einflußreichen Perſonen, die er um ſo leichter aufzuſtacheln vermochte, als ſie ſelbſt ſchon lange ſich unter Theſeus gedrückt fühlten und die Meinung hegten, er habe jedem Vornehmeren in einer Gemeinde ſeine fürſtliche Herrſchaft entriſſen, indem er ſie insgeſammt in eine einzige Stadtmauer eingeſperrt, wo er ſie jetzt als Unterthanen und Knechte behandle. In ähnlicher Weiſe ſuchte er durch falſche Darſtellungen auch die Maſſe des Volkes unruhig zu machen: „was ſie ſähen, ſei nur ein Traum von Freiheit; in Wahrheit habe man ihnen Heimat und Religion entriſſen, damit ſie anſtatt vieler wackeren und ächten Fürſten ihr Auge nur auf Einen wildfremden Despoten richten müßten.“

Während Meneſtheus dieſe Umtriebe machte, erhielt die drohende Revolution ein weiteres großes Gewicht durch den Krieg.

*) Ein Verſuch Plutarchs, die gewöhnliche Sage zu erklären, wonach Theſeus *mit* Pirithous in die Unterwelt ging, um dort Proſerpina zu entführen.

Die Tyndariden *) machten einen Angriff; nach Einigen ſollen ſie durchaus nur auf Anſtiften des Meneſtheus gekommen ſein. Anfänglich erlaubten ſie ſich nun keinerlei Feindſeligkeiten, ſondern verlangten blos die Herausgabe ihrer Schweſter. Auf die Entgegnung der Städter, daß man dieſe weder habe, noch ihren geheimen Aufenthalt kenne, begannen ſie erſt den wirklichen Krieg. Da verrieth ihnen ein gewiſſer Akademos, der auf irgend welche Weiſe die Sache gemerkt hatte, ihren Verſteck in Aphidnä. Dies war der Grund, warum ihm ſchon bei Lebzeiten von den Tyndariden vielfache Ehre erwieſen wurde, wie denn auch in ſpäteren Zeiten die Lakedämonier oftmals bei einem Einfall in Attika, wobei ſie das ganze Land vollſtändig verheerten, nur die Akademie **) unangefochten ließen, eben um jenes Akademos willen.

Dagegen erzählt Dikäarchus: es hätten ſich damals ein gewiſſer Echemus und Marathus, von Arkadien aus, den Tyndariden bei ihrem Zuge angeſchloſſen, und von dem Erſteren habe die jetzige Akademie zuerſt den Namen Echedemie erhalten; dem Zweiten verdanke die Gemeinde Marathon ihre Benennung, indem derſelbe in Folge eines Orakels ſich vor dem Beginn der Schlacht freiwillig als Opfer tödten ließ.

Als ſie nun nach Aphidnä kamen, erfochten ſie einen Sieg, worauf der Platz erobert wurde. Hier ſoll auch Alykos, der Sohn Skirons, gefallen ſein, welcher damals die Dioskuren in den Krieg begleitete und einem Orte im megariſchen Gebiete, wo er begraben liegt, den Namen Alykos gab. Ferner berichtet Hereas, daß Alykos von Theſeus ſelbſt bei Aphidnä getödtet worden ſei, und führt als Beleg hievon folgende Worte über Alykos an:

— — — den im weiten Aphidnä
Dort im Kampfe voreinſt um die lockige Helena Theſeus
Selber erlegt — —.

Indeſſen iſt es keineswegs wahrſcheinlich, daß, wenn Theſeus ſelbſt anweſend war, ſeine Mutter gefangen genommen und Aphidnä erobert werden konnte.

*) Kaſtor und Pollux, die Söhne des Tyndareus.
**) Akademie, großer Platz mit einem Gymnaſium und ſchönen Gartenanlagen.

Cap. 33.

Als nun Aphidnä von den Feinden beſetzt war, geriethen die Bewohner der Hauptſtadt in große Beſorgniß. Allein Meneſtheus bewog dennoch das Volk, die Tyndariden freundſchaftlich in ihren Mauern aufzunehmen. „Ihr Kampf, ſagte er, gelte nur dem Theſeus, der zuerſt Gewalt gebraucht habe; allen andern Menſchen bringen ſie nur Heil und Rettung.“ Dieſe Worte fanden ihre Beſtätigung in der Handlungsweiſe der Tyndariden ſelbſt, welche, ungeachtet ſie die Herren von Allem waren, dennoch keine weitere Forderung ſtellten, als ihre Einweihung in die Myſterien, weil ſie ſo gut, als Herkules, mit der Stadt verwandt ſeien. Ihr Wunſch wurde ihnen nun erfüllt, nachdem Aphidnos ſie an Kindesſtatt angenommen hatte, wie dieſes Pylios einſt bei Herkules that. Auch erhielten ſie göttergleiche Ehren, indem man ihnen den Beinamen „Anakes“ gab, entweder wegen des abgeſchloſſenen Waffenſtillſtandes (Anochä), oder wegen ihrer Sorgfalt und treuen Bemühung, daß Niemand ein Leid widerfahre bei der Anweſenheit eines ſo bedeutenden Heeres in der Stadt; denn anakoos echein ſagt man von Allen, die für irgend Etwas ſorgen, oder Etwas behüten; und vielleicht heißt man ebendeßhalb auch die Könige Anaktes. Manche behaupten auch, das Wort Anakes hänge mit der Erſcheinung der Geſtirne zuſammen, denn das Obere heiße bei den Attikern „anekas“ und von oben her anekathen *).

Cap. 34.

Nachdem Theſeus Mutter, Aethra, zur Gefangenen gemacht war, ſoll ſie nach Lakedämon und von hier mit Helena nach Troja

*) Lauter ſehr gewagte etymologiſche Verſuche. Die Dioskuren galten übrigens für die Zwillinge im Thierkreiſe. Auch glaubte man in den electriſchen Flämmchen oder Sternchen, die ſich zuweilen bei Seeſtürmen an die Maſten anſetzen, ein *Zeichen ihrer* rettenden Nähe zu finden.

abgeführt worden sein. Dies bezeugte auch Homer, nach dessen Angabe in dem Gefolge der Helena sich befand —

„Aethra, Pittheus' Tochter, und Klymene, prächtigen Auges."

Doch verwerfen Manche auch diesen Vers so entschieden, wie die Sage von Munytus, welchen Laodike in Ilium heimlich von Demophon geboren und Aethra aufgezogen haben soll.

Eine eigenthümliche und völlig abweichende Angabe macht Istros im 13ten Buche seiner attischen Geschichte über Aethra. Ihm zufolge wird von Einigen behauptet, daß Alexander, welcher in Thessalien Paris heißt, von Achilleus und Patroklos an dem Flusse Sperchins in einer Schlacht überwunden worden sei, Hektor dagegen die Stadt Trözen eingenommen, geplündert und die daselbst zurückgelassene Aethra fortgeführt habe. Indessen scheint diese Nachricht durchaus ungereimt.

Cap. 35.

Bald darauf hatte der Molosserfürst Aidoneus den Herkules als Gast bei sich. Zufällig erwähnte er einmal im Gespräche auch den Theseus und Pirithous, indem er erzählte, in welchen Absichten sie gekommen und was ihnen nach der Entdeckung dieser Absichten widerfahren sei. Dem Herkules fiel es schwer auf's Herz, daß der Eine so schmählich umgekommen sei und der Andere dem gleichen Untergang entgegengehe. Hinsichtlich des Pirithous mußte er nun freilich jeden Vorwurf für zwecklos achten; dagegen bat er um Freilassung des Theseus und wünschte diese als eine Gefälligkeit von dem Könige zu erlangen.

Wirklich gewährte ihm Aidoneus sein Gesuch. Theseus wurde losgelassen und kehrte sodann nach Athen zurück, wo seine Freunde noch nicht vollständig unterlegen waren. Vor Allem weihte er jetzt sämmtliche Krongüter, die ihm in früherer Zeit die Stadt als Eigenthum ausgeschieden hatte, dem Herkules und nannte sie nicht mehr Theseen, sondern Herakleen — mit Ausnahme von 4 Grundstücken, wie Philochoros berichtet.

Da er jedoch sogleich wieder herrschen und das Regiment führen wollte, wie früherhin, so veranlaßte er dadurch nichts als Parteiungen und Unruhen. Bald fand er, daß diejenigen, die bei seinem Abgange ihn nur gehaßt hatten, ihn nicht nur fortwährend haßten, sondern überdieß auch nicht mehr fürchteten. Ebenso bemerkte er bei dem Volke eine sehr starke Verderbniß der Gesinnungen, indem dasselbe jetzt geschmeichelt sein wollte, anstatt stillschweigend zu thun, was man ihm befahl. Er versuchte nun zuerst Gewalt zu brauchen; allein er unterlag der Demagogie und den Parteiungen.

Endlich gab er seine Sache auf. Er schickte seine Kinder zu ihrer Sicherheit nach Euböa, wo sie bei Chalkodon's Sohn, Elephenor, eine Zuflucht fanden. Er selbst sprach zuerst zu Gargettos an der Stelle, wo jetzt das sogenannte Araterion ist, den Fluch (Ara) über Athen aus und segelte hierauf nach Skyros *) ab, weil er mit den Bewohnern dieser Insel in freundschaftlichen Verhältnissen stand, wie er wenigstens meinte, und auch mehrere Landgüter von seinem Vater her daselbst besaß.

Der damalige König von Skyros hieß Lykomedes. Als er nun zu diesem gekommen war, wünschte er die Zurückgabe seines Landbesitzes, um sich darauf häuslich niederzulassen; nach einigen Andern soll er den König um Hülfe gegen Athen gebeten haben. Allein Lykomedes, sei es aus Furcht vor dem hohen Rufe dieses Mannes, sei es aus Gefälligkeit gegen Menestheus, führte ihn auf einen der höchsten Punkte der Gegend, angeblich, um ihm von dort aus eine Uebersicht über seine Güter zu geben, und stürzte ihn plötzlich vom Felsen herab, so daß er starb. Doch erzählen auch Manche, daß er von selbst hinuntergefallen sei, indem er bei seinem gewöhnlichen Spaziergange einen unglücklichen Fehltritt that.

Für den Augenblick galt sein Tod überall für eine gleichgültige Sache; in Athen blieb Menestheus König, und Theseus' Söhne folgten als gewöhnliche Krieger dem Elephenor auf dem Zug gegen Troja. Allein als Menestheus dort gefallen war,

*) Skyros, Insel im ägäischen Meer, zwischen Euböa und Lesbos.

kehrten ſie zurück und brachten das Scepter des Königthums wieder in ihre eigene Hand.

Viele Jahrhunderte ſpäter fanden die Athener mancherlei Gründe, um den Theſeus als Halbgott zu verehren; namentlich vermeinten nicht Wenige von denen, die bei Marathon gegen die Perſer kämpften, eine geiſterhafte Geſtalt des Theſeus in voller Waffenrüſtung zu erblicken, welche an ihrer Spitze gegen den Feind heranſtürmte.

Cap. 36.

Nach dem Perſerkriege, unter dem Archon Phädon, bekamen die Athener ein Orakel, worin ſie von der Pythia den Befehl erhielten, die Gebeine des Theſeus zu holen, mit allen Ehren in ihrer Mitte zu beſtatten und ſorgfältig zu behüten.

Nun fand aber ſchon das Herbeiholen derſelben und die Auffindung des Grabes große Schwierigkeiten, weil die Bewohner der Inſel, Doloper, wenig Verkehr und einen rohen Charakter hatten. Als jedoch Kimon die Inſel einnahm (worüber man ſeine Lebensbeſchreibung vergleichen kann), machte er ſich's zur Ehrenſache, das Grab zu entdecken, und als nun einmal ein Adler, wie man erzählt, an einem hügelartigen Platze mit dem Schnabel hackte und mit den Krallen den Boden aufkratzte, ſo brachte ihn dies durch eine gewiſſe höhere Fügung zum Nachdenken darüber, und er ließ ſogleich Nachgrabungen verſuchen. Es fand ſich ein Sarg mit einem großen Leichnam; daneben lag eine eherne Lanze und ein Schwert. Dies Alles wurde von Kimon auf ſeiner Galeere nach Athen gebracht, und die Athener voll Jubels bereiteten einen Empfang mit glänzenden Proceſſionen und Opfern, wie wenn Theſeus ſelbſt nach der Stadt zurückkehrte.

Seine Ruheſtätte befindet ſich nun mitten in Athen neben dem jetzigen Gymnaſium, und iſt zu einem Aſyl für Sklaven und alle Leute in gedrückterer Lage, die ſich vor Mächtigeren fürchten müſſen, geworden, weil auch Theſeus ein Mann des Schutzes und der Hülfe war, der die Bitten der geringeren Leute menſchenfreundlich annahm.

Das bedeutendſte Opfer, das man ihm bringt, fällt auf den 8ten Tag des Monats Pyanepſion, an welchem er mit den Jünglingen und Jungfrauen von Kreta zurückkam. Uebrigens wird ihm auch in den andern Monaten je am achten ſeine Ehre erwieſen, entweder weil er gleich anfangs von Trözen am 8ten des Monats Hekatombäon ankam, wie Diodorus in ſeiner Reiſebeſchreibung erzählt, oder weil man gerade dieſe Zahl bei ihm, als angeblichem Sohne Poſeidons, mehr als jede andere paſſend findet. Denn der Cultus des Poſeidon fällt gleichfalls je auf den achten. Die Zahl 8 iſt nämlich von den geraden Zahlen der erſte Cubus und das Doppelte des erſten Quadrats; es liegt daher in ihr das Feſte und Unbewegliche von der Macht jenes Gottes enthalten, den wir Asphalios (Gewährer der Sicherheit) und Gäochus (Feſthalter der Erde) nennen.

Valerius Publicola.

Cap. 1.

Dieß war Solon, mit welchem wir den Publicola in Vergleichung bringen, für welchen das römische Volk diesen Ehrennamen erst späterhin erfand, während er vorher Publius Valerius hieß.

Man hielt ihn für einen Abkömmling des Valerius, der in den alten Zeiten am meisten dazu beigetragen hatte, daß Römer und Sabiner aus Feinden sich zu einer einzigen Volksgemeinde umgestalteten*). Er ist es vorzugsweise gewesen, der die beiden Könige zu einer Zusammenkunft bewog und ihre Versöhnung bewirkte. Von ihm stammte nun, der Sage nach, unser Valerius ab, der schon damals, als Rom noch unter Königen stand, wegen seiner Beredtsamkeit und seines Reichthums ein großes Ansehen genoß. Von der ersteren machte er stets einen edlen und freimüthigen Gebrauch zur Vertheidigung des Rechtes; mit dem andern unterstützte er die Bedürftigen auf eine so freigebige, menschenfreundliche Weise, daß man, wenn einmal eine Demokratie eingeführt werden sollte, in ihm alsbald den ersten Mann des Staates voraussehen konnte.

Tarquinius Superbus hatte die Krone auf keinem edlen, sondern vielmehr auf einem frevelhaften, höchst ungesetzlichen Wege erlangt; der Gebrauch, den er von ihr machte, war gleichfalls kein königlicher. Er benahm sich als übermüthiger Tyrann, den das

*) Derselbe war ein vornehmer Sabiner, der mit Titus Tatius nach Rom gezogen war.

Volk wegen des erlittenen Druckes haßte. Den Beginn einer Revolution veranlaßte das unglückliche Schicksal der Lucretia, welche sich durch die erlittene Mißhandlung zum Selbstmord getrieben sah. Lucius Brutus nahm die Sache in die Hand und leitete die Veränderung. Der erste Mann, an den er sich wendete und den er zu Allem bereitwillig fand, war Valerius; mit diesem verjagte er die gesammte Dynastie.

So lange man nun erwarten durfte, daß das Volk an die Stelle des Königs nur einen einzigen Mann zum Fürsten erheben würde, verhielt sich Valerius durchaus ruhig, weil er dem Brutus größere Ansprüche auf die oberste Stellung zuschrieb, sofern dieser hauptsächlich Rom zur Freiheit geführt hatte. Allein die Stimmung war entschieden gegen jeden monarchischen Titel. Man sah, daß das Volk eine getheilte Herrschaft mit weniger Verdruß sich würde gefallen lassen, und auch wirklich zwei Männer in Vorschlag zu bringen und zu berufen gedachte. Er hoffte daher, als Zweiter mit Brutus zu einem gemeinschaftlichen Consulate gewählt zu werden.

Aber er täuschte sich. Denn es wurde ganz gegen den Willen des Brutus diesem anstatt des Valerius vielmehr Lucretia's Gatte, Tarquinius Collatinus*), zum Amtsgenossen gegeben, — ein Mann, der nach seinen Eigenschaften keineswegs dem Valerius voranging. Allein die einflußreichen Personen fürchteten das königliche Haus bei dessen vielfachen Versuchen, vom Auslande her Etwas zu unternehmen, und namentlich die Bürger freundlich zu stimmen, noch immer. Deßhalb wünschten sie, eben den eingefleischtesten Feind der Tarquinier, von dem man keine Nachgiebigkeit zu erwarten hatte, als Oberhaupt des Staates zu besitzen.

Cap. 2.

Auf Valerius machte es nun einen sehr unangenehmen Eindruck, daß man ihm nicht zutraute: „er werde Alles für das

*) Collatinus, weil sein Vater Statthalter des den Sabinern abgenommenen Städtchens Collatia gewesen war.

Vaterland thun", weil er von den Tyrannen in seiner eigenen Familie nicht gerade etwas Schlimmes erfahren hatte. Er erschien nicht mehr im Senate, trat nicht mehr als Vertheidiger auf und entschlug sich vollständig aller Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, so daß davon unter dem Publikum vielfach die Rede war. Man gerieth sogar in Besorgniß, indem man fürchtete, die Leidenschaft könnte ihn zu einem Anschluß an die Dynastie bewegen, woraus ein Umsturz in den dermaligen Verhältnissen der Stadt, die noch auf sehr unsicherem Grunde ruhte, nothwendig herbeigeführt würde.

Da nun Brutus auch noch gegen einige weitere Personen Verdacht hegte, so beabsichtigte er, den Senat bei einem Opfer schwören zu lassen, und ließ hiezu den Tag bekannt machen. Valerius kam mit ganz offenem Gesichte auf das Forum und legte zuerst den Schwur ab, „daß er den Tarquiniern niemals eine Einräumung machen oder sich unterwerfen, sondern wider sie kämpfen wolle mit aller Macht für die Freiheit Roms." Dieses Benehmen bereitete dem Senate große Freude und ermuthigte zugleich die Leiter des Staats. Und schon in der nächsten Zeit wurde sein Eidschwur durch seine Handlungen bestätigt.

Es kamen Gesandte von Tarquinius mit Briefen, die für das Volk sehr verführerisch lauteten, und mit nachgiebigen Aeußerungen, wodurch sie hauptsächlich die Menge bestechen zu können glaubten. Denn der König, von dem diese Aeußerungen ausgingen, schien seine hohen Gedanken aufgegeben zu haben und nur noch gemäßigte Forderungen zu stellen. Diese Gesandten sollten nun nach der Meinung der Consuln vor die Volksversammlung geführt werden; allein Valerius duldete es nicht, sondern widersetzte sich und verhinderte es, daß man der armen Volksklasse, welche sich durch den Krieg noch mehr gedrückt fühlte, als durch die Tyrannei, irgend einen Vorwand oder Anlaß zu Unruhen an die Hand gebe.

Cap. 3.

Einige Zeit darauf kamen andere Gesandte an, welche die Erklärung abgaben, daß Tarquinius als König abdanke und den Krieg beendigt habe; er bitte nur um Auslieferung des Geldes und Vermögens für sich selbst, seine Freunde und Verwandte, um dadurch die nöthigen Subsistenzmittel für die Verbannung zu erhalten.

Sehr Viele ließen sich durch solche Worte weicher stimmen, und insbesondere war es Collatinus, der das Gesuch befürwortete. Allein Brutus, ein unbeugsamer Mann von heftiger Leidenschaftlichkeit, rannte auf das Forum und schalt seinen Amtsgenossen einen Verräther, weil er voll Artigkeit Menschen die Mittel zum Krieg und Tyrannei liefere, — Menschen, denen man niemals auch nur das Zehrgeld für die Wanderung auf ihrer Flucht beschließen dürfe.

Als die Bürgerschaft beisammen war, sprach zuerst ein Mann aus ihrer Mitte in der Versammlung, Cajus Minucius. Er ermunterte den Brutus noch mehr und mahnte die Römer, dafür zu sorgen, daß diese Gelder bei *ihnen* blieben und mit den Römern gegen die Tyrannen kämpften, nicht aber mit den Tyrannen gegen die Römer.

Indessen wurde der Beschluß gefaßt, daß man, im thatsächlichen Besitze der Freiheit, um welche man kämpfe, den Frieden nicht preisgeben wolle des Geldes wegen, sondern lieber das Geld sammt den Tyrannen zur Stadt hinauswerfe.

Uebrigens lag dem Tarquinius an dem Gelde sehr wenig; seine Forderungen sollten zugleich eine Probe sein, die er mit dem Volke anstellte, sowie zur Anzettelung einer Verrätherei dienen. Auf diesen Zweck arbeiteten auch die Gesandten hin, indem sie unter dem Vorwandte des Geldes noch längere Zeit in Rom verblieben. Sie erklärten einen Theil käuflich abzugeben, einen andern Theil in Verwahrung zu behalten, einen dritten fortschicken zu wollen, bis sie zwei Familien, die man zu den *vornehmsten* rechnete, endlich bestochen hatten, das Haus der

Aquillier, welches drei, und das der Vitellier, welches zwei Senatoren in ſeiner Mitte hatte.

Dieſe alle waren von mütterlicher Seite Neffen des damaligen Conſuls Collatinus, und ebenſo ſtanden die Vitellier noch beſonders in einem weiteren Verwandtſchaftsverhältniß zu Brutus. Denn Brutus hatte ihre Schweſter zur Gattin und mehrere Kinder von derſelben. Von letzteren ſtanden zwei bereits im Jünglingsalter und waren nahe Freunde der Vitellier, von denen ſie jetzt gewonnen und zum Anſchluß an die Verrätherei bewogen wurden; ſie ſollten mit dem hohen Geſchlechte der Tarquinier in die engſte Verbindung eintreten, wodurch ſich ſogar Ausſichten auf die Krone eröffneten, und dagegen ſich von den „Albernheiten und der Härte“ ihres Vaters frei machen; denn Härte nannte man die Unerbittlichkeit deſſelben gegen alle ſchlechten Menſchen, und, weil er die Albernheit lange Zeit hindurch als künſtliches Schutzmittel zu ſeiner Sicherheit, den Tyrannen gegenüber, gebraucht hatte, ſo vermochte er ſelbſt ſpäterhin dem davon hergenommenen Beinamen „Brutus“ (der Dummkopf) ſich nicht zu entziehen.

Cap. 4.

Die jungen Leute waren alſo gewonnen und traten mit den Aquilliern in nähere Unterhandlungen ein. Insgeſammt wurde beſchloſſen, einen feierlichen Eid abzulegen, wobei man — entſetzlich genug! — das Blut eines ermordeten Menſchen als Trankopfer benützen und die Finger auf ſein Herz legen ſollte.

Mit dieſen Abſichten kamen ſie in dem Hauſe der Aquillier zuſammen. Nun war das Haus, worin man dieſe Handlung vorzunehmen gedachte, begreiflicherweiſe etwas einſam gelegen und finſter. Deßwegen entging es ihnen, daß ſich ein Sklave, Namens Vindicius, darin verſteckt hatte — jedoch keineswegs aus Hinterliſt oder in irgend einer Ahnung deſſen, was bevorſtand. Er hatte nur Angſt, geſehen zu werden, als die Verſchworenen ſo eilfertig herankamen, und deßwegen blieb er da, indem er ſich mit einem Kaſten, der ſich daſelbſt befand, zu decken ſuchte, ſo

daß er jede Handlung deutlich mitanzuſehen und die ganze Berathung zu hören vermochte.

Der Beſchluß, den man faßte, ging auf die Ermordung der Conſuln und man gab den Geſandten Briefe dieſes Inhalts, die an Tarquinius gerichtet waren. Die Geſandten hatten nämlich, als Gaſtfreunde der Aquillier, eben in dieſem Hauſe ihre Wohnung und waren bei Ablegung des Verbindungseides zugegen.

Als ſich nun Alle nach Beendigung der Sache wieder entfernt hatten, ſchlich ſich auch Vindicius insgeheim davon. Allein er wußte ſich bei dem Vorfalle lediglich keinen Rath, ſondern befand ſich in größter Verlegenheit. Einerſeits hielt er es, und nicht mit Unrecht, für höchſt gefährlich, die Söhne des Brutus bei ihrem eigenen Vater, oder die Neffen des Collatinus bei ihrem Oheim des gräßlichſten Frevels zu bezüchtigen; andrerſeits glaubte er keinem einzigen gewöhnlichen Bürger ſo ſchwere Geheimniſſe mit Sicherheit anvertrauen zu können. Und doch war es ihm auch rein unmöglich, völliges Stillſchweigen zu beobachten.

Getrieben, ja geſcheucht von ſeiner Mitwiſſenſchaft bei der Sache, eilte er endlich auf's Ungefähr zu Valerius, wozu er hauptſächlich durch die Freundlichkeit dieſes Mannes gegen Jedermann ohne Unterſchied veranlaßt wurde. Denn Valerius war wirklich für alle Bittenden zugänglich, ließ ſein Haus ſtets für Jedermann geöffnet ſein, und es gab keinen Menſchen von geringerem Stande, deſſen Anbringen oder Wünſche er jemals mit Uebermuth und Stolz zurückgewieſen hätte.

Cap. 5.

Zu dieſem Manne begab ſich Vindicius und machte ihm eine vollſtändige Anzeige, wobei nur noch Valerius' Bruder und Gattin zugegen waren. Voll Beſtürzung und Angſt ließ derſelbe den Sklaven nicht mehr zum Hauſe hinaus, ſondern ſperrte ihn in ein Zimmer ein und ſtellte ſeine eigene Gattin als Schildwache an die Thüre. Zugleich befahl er ſeinem Bruder, den königlichen Palaſt und Hof umringen zu laſſen, um, wenn irgend möglich, die Briefſchaften in ſeine Hand zu bekommen; auch ſollte

er die Sklaven in Verwahrung bringen. Er ſelbſt begab ſich mit ſeiner gewöhnlichen, zahlreichen Begleitung von Clienten und Freunden, wie auch einer großen Dienerſchaft, nach dem Hauſe der Aquillier, die jedoch ſich nicht darin befanden. Deßwegen konnte er, weil ihn Niemand erwartet haben würde, durch die Thüren hineindringen und fand nun die Papiere vor, welche in dem Zimmer der Geſandten lagen.

Während er noch hiemit beſchäftigt war, kamen die Aquillier eiligſt herbeigelaufen, ſtießen an der Hausthüre auf ihn und ſuchten die Briefſchaften ihm wieder abzunehmen. Allein Valerius und ſeine Leute wehrten ſich, warfen ſich die Toga um den Hals und gelangten, jedoch nur mit Gewalt und ſchwerer Mühe, ſelbſt geſtoßen und wieder Andere ſtoßend, durch die engen Gaſſen auf das Forum. Das Nämliche geſchah gleichzeitig auch in der Nähe der königlichen Gebäude, indem Marcus noch einiger anderer ſchriftlichen Sachen, die in ihren Gefäßen fortgeſchafft werden ſollten, ſich bemächtigte, und von den königlichen Leuten, ſo viele er im Stande war, nach dem Forum ſchleppte.

Cap. 6.

Sobald die Conſuln den Lärm geſtillt hatten, wurde auf Valerius' Befehl Vindicius aus deſſen Hauſe herausgeführt. Die Anklage wurde vorgebracht, die Briefe geleſen, ohne daß die Leute gewagt hätten, auch nur mit einer Silbe zu erwidern. Alles war aufs tiefſte niedergeſchlagen und lautlos ſtill. Nur einige Wenige, die dem Brutus einen Gefallen zu erweiſen wünſchten, ſprachen ſchüchtern von Verbannung. Einigermaßen gab auch Collatinus ihnen Hoffnung auf eine milde Behandlung durch die Thränen, die er vergoß, — wie Valerius durch ſein Stillſchweigen.

Brutus dagegen redete jeden ſeiner beiden Söhne mit Namen an: „Titus, auf! (ſprach er) Valerius, auf! Warum vertheidigt ihr euch nicht gegen die Beſchuldigung?“ Als ſie jedoch auf dreimaliges Befragen lediglich keine Antwort gaben, — nun, da wandte er

ſein Angeſicht zu den Lictoren und ſprach: „das Weitere iſt eure Arbeit!“

Und alsbald wurden die Jünglinge von den Lictoren ergriffen, die Kleider ihnen vom Leibe geriſſen, die Hände auf den Rücken gebunden; dann wurden ſie mit Ruthen geſchlagen. Alle anderen Anweſenden fühlten ſich außer Stande, dieſen Anblick zu ertragen; nur Brutus ſoll weder die Blicke nach einer andern Seite abgewendet, noch aus Mitleid die geringſte Milderung ſeines Zorns und Ingrimms in ſeinem Antlitz haben gewahren laſſen. Mit furchtbarem Blicke ſchaute er auf ſeine Söhne hin, wie ſie gezüchtigt wurden, bis man ſie zuletzt, der Länge nach, auf den Boden niederſtreckte und ihnen mit dem Beil die Köpfe abhieb.

Nachdem er auf dieſe Weiſe die anderen Verbrecher ſeinem Amtsgenoſſen überlaſſen hatte, erhob er ſich und ſchritt hinweg. Er hatte eine That vollbracht, die, mag man ihr Lob oder Tadel ſpenden wollen, für keins von beiden erreichbar iſt. Entweder hatte die Höhe ſeiner Tugend in ihm die Fähigkeit für irgend einen Eindruck erſtickt, oder das Uebermaß des Unglücks ihm jede Empfindung für den Schmerz geraubt. Beides iſt weder eine Kleinigkeit, noch etwas Menſchenmögliches; es iſt entweder göttlich oder — thieriſch. Indeſſen iſt es billig, daß das Gericht über dieſen Mann ſich lieber nach ſeinem ſonſtigen Ruhme richtet, als daß durch die Schwächlichkeit des Urtheils ſeine großen Eigenſchaften in Zweifel gezogen werden. Denn bei den Römern gilt ſogar der Bau ihrer Stadt durch Romulus für ein Werk, das eine geringere Bedeutung hat, als die feſte Begründung der politiſchen Verhältniſſe durch Brutus.

Cap. 7.

Wie er ſich nun vom Forum entfernt hatte, herrſchte noch lange eine allgemeine Beſtürzung; man ſchauderte und ſchwieg bei dem, was hier geſchehen war. Aber bei der Weichherzigkeit und Zögerung des Collatinus faßten die Aquillier wieder neuen Muth. Sie verlangten die Einräumung einer Friſt zu ihrer Vertheidigung,

ſowie die Auslieferung des Vindicius als eines ihnen angehörigen Sklaven, der nicht in der Hand der Ankläger bleiben dürfe.

Bereits wollte Collatinus ihnen die Einräumungen machen und auf dieſe Geſuche hin die Volksverſammlung auflöſen. Allein Valerius war nicht der Mann, um den Sklaven zu entlaſſen, der ſich unter den ihn umgebenden Volkshaufen gemengt hatte; ebenſo wenig duldete er, daß das Volk durch ſein Auseinandergehen auch die Verräther hinauslaſſe. Zuletzt hielt er dieſe mit eigenen Händen feſt, rief den Brutus herbei und ſchrie mit lauter Stimme über das entſetzliche Verfahren des Collatinus, der ſeinen Amtsgenoſſen in die Nothwendigkeit hineingetrieben habe, ſeine eigenen Söhne zu morden, während er ſelbſt jetzt meine, die Verräther und Feinde des Vaterlands, auf die Wünſche von Weibern hin, freigeben zu müſſen.

Dieſe Aeußerungen riefen den Unwillen des Conſuls dermaßen hervor, daß er Befehl gab, den Vindicius abzuführen. Die Lictoren drängten ſich wirklich durch den Volkshaufen durch, wollten den Mann greifen und ſchlugen auf Alle los, die ihn ihren Händen zu entreißen ſuchten. Allein die Freunde des Valerius ſtellten ſich zu ihrer Vertheidigung vor ihn hin und das Volk rief mit lauter Stimme nach der Anweſenheit des Brutus.

Dieſer kam alſo wieder zurück. Sobald es ſtille geworden war, um ihn zu hören, ſprach er: „Ueber ſeine Söhne habe er ein genügendes Recht gehabt, zu entſcheiden; hinſichtlich der Andern überlaſſe er den Bürgern, als freien Männern, das Urtheil; wer Luſt habe, möge ſprechen und dem Volk ſeine Gründe vorlegen.“

Indeſſen bedurfte es hier keiner Reden, ſondern als man zur Abſtimmung ſchritt, wurden ſie mit allen Stimmen verurtheilt und enthauptet.

Collatinus ſtand nun, wie es ſcheint, ſchon wegen ſeiner Verwandtſchaft mit der königlichen Familie in einem gewiſſen Verdachte; auch ärgerte man ſich bei ihm über den zweiten ſeiner Namen, und zwar lediglich aus Abſcheu vor Tarquinius. Als nun auch die obigen Ereigniſſe eintraten, wobei er ſo vollſtändig bei dem Volke anſtieß, legte er freiwillig ſein Amt nieder und entfernte ſich in der Stille aus der Stadt.

Somit mußte wieder eine neue Wahl vorgenommen werden, wobei Valerius in glänzendſter Weiſe zum Conſul ernannt wurde und hiedurch den wohlverdienten Dank für ſeine patriotiſchen Geſinnungen empfing. Hievon ſollte aber nach ſeiner Meinung auch Vindicius einen gewiſſen Antheil erhalten, der auf ſeinen Antrag nun der erſte freigelaſſene Bürger in Rom wurde und nachher in derjenigen Curie abſtimmte, welcher er ſelbſt zugetheilt zu werden wünſchte. Den andern Freigelaſſenen hat erſt ſpäterhin nach langer Zeit und zwar aus demagogiſchen Gründen Appius Claudius *) die Stimmfähigkeit verſchafft; die vollſtändige Freilaſſung aber heißt eben von dem obigen Vindicius, wie man behauptet, bis auf den heutigen Tag: vindicta.

Cap. 8.

Hierauf gab man alle Güter der königlichen Familie den Römern zur Plünderung preis; den Palaſt und das Landhaus riß man nieder, und während Tarquinius bisher den freundlichſten Theil des Marsfeldes beſeſſen hatte, wurde auch dieſes jetzt dem Gotte geweiht.

Damals hatte man zufälligerweiſe gerade das Getreide abgemäht, und noch lagen die Garben auf dem Boden, die man wegen der Weihung weder auszudreſchen noch ſonſt verwenden zu dürfen glaubte. Deßwegen lief Alles zuſammen und trug die Bündel in den Fluß. Auf gleiche Weiſe wurden auch die Bäume abgehauen und ins Waſſer geworfen, ſo daß man das weite Feld dem Gotte leer und öde überließ. Da nun ſo viele Gegenſtände haufenweiſe ſich aneinander drängten, ſo vermochte die Strömung dieſelben keine weite Strecke fortzuführen. An dem Platze, wo die erſten Dinge, zuſammengebunden und auf feſte Körper anſtoßend, ſtehen blieben, ſo daß das Nachkommende nicht mehr durchpaſſiren konnte, ſondern feſtgehalten wurde und ſich ineinander verſchlang, bekam nun die angehäufte Maſſe eine gewiſſe Feſtigkeit,

*) Appius Claudius, bekannt durch eine ſchöne Waſſerleitung und eine treffliche Straße von Rom nach Capua, ſowie durch mehrere freiſinnige Anordnungen.

womit ſie ſich einwurzelte, und die ſich durch die Strömung immer noch vermehrte. Denn dieſe führte ſehr vielen Schlamm herbei, welcher nun ſtehen blieb und dadurch zur Vergrößerung, wie zur zähen Befeſtigung, weſentlich beitrug. Auch bewirkte der Anprall der Wellen keineswegs eine Erſchütterung, ſondern ſie drängten mit einem ſanften Drucke vielmehr Alles nur um ſo mehr in beſtimmte Formen zuſammen. Und durch ſeine Größe und Feſtigkeit gewann es immer noch eine weitere Größe und weiteres Land, wodurch das Meiſte aufgefangen wurde, was den Fluß herunterſchwamm. Dies iſt jetzt eine heilige Inſel bei der Stadt*), auf welcher mehrere Tempel und Säulenhallen ſtehen, und welche lateiniſch Media heißt, d. h. Mittelinſel zwiſchen zwei Brücken.

Einige Schriftſteller ſetzen jedoch dieſen Vorfall nicht in die Zeit, da der Platz des Tarquinius für heilig erklärt wurde, ſondern bedeutend ſpäter, als ein angränzendes Landſtück von einer gewiſſen Tarquinia geſtiftet wurde. Tarquinia war eine veſtaliſche Jungfrau und erhielt zum Lohne dafür große Auszeichnungen, worunter auch die, daß ſie die einzige Frauensperſon war, deren Zeugniß man vor Gericht annahm. Die Erlaubniß zu einer Verheirathung, die man ihr gleichfalls ertheilte, nahm ſie nicht an.

Das ſind die Sagen von jenen alten Begebenheiten.

Cap. 9.

Tarquinius gab nun den Gedanken auf, durch eine Verrätherei ſeine Herrſchaft wieder zu erlangen. Aber jetzt nahmen ihn die Etrusker bereitwillig auf und wollten ihn mit einem großen Heere nach Rom zurückführen. Ihnen gegenüber rückten die Römer unter ihren Conſuln aus und ſtellten ſich an einigen heiligen Plätzen, wovon der eine der urſiſche Hain, der andere die äſuviſche Wieſe heißt, in Schlachtordnung.

---

*) Sie war dem Aeſculap geweiht und durch zwei Brücken mit der Stadt verbunden.

Gleich beim Beginne des Handgemenges geriethen Arons, der Sohn des Tarquinius, und der römische Consul Brutus — und zwar nicht aus bloßem Zufall — aneinander. Feindschaft und Erbitterung trieben sie, — den Einen gegen den Tyrannen und Feind seines Vaterlandes, den Andern, um seine Verbannung zu rächen, — hoch zu Roß auf einander los zu sprengen. Sie kämpften mehr in der Wuth, als mit ruhigem Bedacht, und schonten sich so wenig, daß sie Beide zusammen auf dem Platze blieben.

Nach diesem Vorkampf, der so fürchterlich gewesen war, fand auch der Hauptkampf selbst kein erfreulicheres Ende. Beiderseits hatten die Heere gleich viel geleistet und gelitten, und trennten sich zuletzt in Folge eines Ungewitters.

Valerius war nun in völliger Ungewißheit, weil er das Ergebniß der Schlacht durchaus nicht kannte. Er sah seine Soldaten durch die Anzahl ihrer eigenen Todten entmuthigt, und wieder ermuthigt durch die der Feinde; so unbestimmt und annähernd gleich zeigten sich die Verluste bei ihrer bedeutenden Größe. Demungeachtet wurde jedem Theile, wenn man seine eigene Verhältnisse näher betrachtete, mehr die erlittene Niederlage bestätigt, als der erfochtene Sieg, wenn man die Lage des Vaterlandes damit verglich.

Nachdem die Nacht hereingebrochen war, wie sie nach einem so hartnäckigen Kampfe naturgemäß sein mußte, und als in beiden Lagern jetzt die tiefste Stille herrschte, verspürte man, der Sage nach, plötzlich in dem Haine eine Erderschütterung, und eine Riesenstimme erschallte aus demselben und rief: „Es sei in der Schlacht ein Etrusker mehr gefallen, als auf Seiten der Römer!“ Dies war nun wohl eine göttliche Stimme, die also sprach; denn die Römer wurden dadurch unmittelbar im nächsten Augenblicke zu einem großartigen, kühnen Siegesgeschrei veranlaßt, während dagegen die Etrusker in große Angst und Verwirrung geriethen, aus dem Lager hinausstürzten und größtentheils sich zerstreuten. Die Zurückgebliebenen waren etwas weniger als 5000 Mann; sie wurden von den Römern angegriffen und zu Gefangenen gemacht; alles Andere wurde geplündert. Als man

die Todten zählte, fanden sich auf feindlicher Seite 11300, auf römischer Seite nur um einen einzigen weniger, als ebensoviele.

Diese Schlacht soll am letzten Februar vorgefallen sein. Valerius feierte in Folge derselben einen Triumph, wobei er der erste Consul war, der mit einem Viergespann einzog. Dies gewährte nun allerdings einen ehrfurchterweckenden und großartigen Anblick; keineswegs aber einen solchen, wobei, wie Einige behaupten, die Zuschauer ein Gefühl des Neides oder Aergers ergriffen hätte; denn sonst würde man nicht Jahrhunderte lang mit solchem Eifer, mit einem so anhaltenden Ehrgeize darnach gestrebt haben.

So gefiel es auch an Valerius, daß er seinen Amtsgenossen bei dessen Bestattung und Begräbniß noch möglichst zu ehren suchte, und auf dessen Grabe selbst eine Leichenrede hielt, die von den Römern mit solcher Befriedigung und solchem Beifall aufgenommen wurde, daß von jener Zeit an allen wackern und großen Männern bei ihrem Tode von einem der Vornehmsten eine derartige Lobrede gehalten wird. Auch soll diese Rede noch älter gewesen sein, als die ähnlichen in Griechenland*), wenn anders nicht auch dieser Gebrauch eine Anordnung des Solon ist, wie der Redner Anaximenes**) berichtet hat.

Cap. 10.

Allein der Unwille und das Aergerniß erhob sich nun gegen Valerius aus andern Gründen wieder mehr. Brutus, in welchem das Volk den Vater seiner Freiheit erblickte, hatte niemals verlangt, allein die höchste Stellung einzunehmen; er hatte für sich einen zweiten Amtsgenossen angenommen. „Aber dieser Mensch (hörte man sagen), hat nun auf seine Person die ganze Macht zusammengeschleppt; er ist nicht der Erbe von Brutus' Consulat, das ihn nichts angeht, sondern von Tarquinius Tyrannei. Was

*) Die älteste Trauerrede in Griechenland soll den bei Marathon Gefallenen gegolten haben, — kurze Zeit nach Brutus.

**) Nicht zu verwechseln mit dem weit älteren Philosophen gleichen Namens.

braucht er mit ſeinen Worten dem Brutus eine Lobrede zu halten, während er in ſeinen Handlungen es dem Tarquinius nachmacht, von allen*) Bündeln und Beilen begleitet allein herunterſteigt von ſeinem Hauſe, das ſo groß und prächtig iſt, als kein Palaſt des Königs war, den er eingeriſſen hat."

In der That bewohnte Valerius in etwas pomphafter Weiſe auf der ſogenannten Velia**) ein Haus, das ſtolz über dem Forum ſtand und aus ſeiner Höhe Alles überblickte, während dabei der Zugang von Außen mit Mühe und Schwierigkeiten verbunden war, ſo daß, wenn er von dort herunterkam, ſein Ausſehen etwas Hoffärtiges hatte und der Prunk ſeines Aufzuges mit großer Begleitung an einen König erinnerte.

Welch' ein großes Glück es nun bei einer herrſchenden Stellung und bedeutenden Verhältniſſen iſt, wenn man Ohren hat, welche ein freimüthiges Urtheil und Worte der Wahrheit lieber zulaſſen, als Schmeichelreden, das zeigte jetzt Valerius. Kaum hatte er aus dem Munde ſeiner Freunde gehört, daß der größte Theil des Volks ſein Benehmen fehlerhaft finde, als er, ohne den geringſten Streit oder Unwillen, in aller Schnelligkeit eine Menge Handwerksleute zuſammenholen ließ, um noch in derſelben Nacht ſein Haus bis auf den Grund einreißen und zur Ruine machen zu laſſen, ſo daß nach Tagesanbruch die Römer, wie ſie es ſahen, allenthalben Gruppen bildeten und einerſeits über den großherzigen Sinn dieſes Mannes ihre Achtung und Bewunderung äußerten, andrerſeits dagegen ſich auch wegen des Hauſes ärgerten, deſſen Größe und Schönheit ſie nun mit Bedauern vermißten. „Das Haus ſei, wie oftmals auch ein Menſch, nur aus Neid und ungerechter Weiſe geſtürzt worden, und ihr oberſter Beamter müſſe nun, wie ein Heimatloſer, bei andern Leuten wohnen!" Denn Valerius wurde jetzt von ſeinen Freunden ins Haus genommen, bis ihm das Volk wieder einen Platz gegeben und ein anderes Haus gebaut hatte, welches beſcheidenere Verhältniſſe zeigte, als

*) Alle Bündel oder fasces waren 24; jeder Conſul hatte gewöhnlich nur 12, der Dictator obige Zahl.

**) Velia, ein Hügel am palatiniſchen Berg.

das frühere — da wo jetzt der Tempel der ſogenannten Vicepota ſteht *).

Da übrigens Valerius wünſchte, nicht nur ſich ſelbſt, ſondern auch ſein Regiment, anſtatt eines gefürchteten, für das Volk zu einem freundlichen und beliebten zu machen, ſo ließ er das Beil aus den Faſcen herausnehmen und die Faſcen ſelbſt, ſo oft er in die Volksverſammlung zog, tief vor dem Volke ſenken, um hiedurch die Stellung der Demokratie in ihrer Größe anzuerkennen, — eine Sitte, die noch heutzutage von den höchſten Staatsbeamten eingehalten wird.

Hiebei merkte es die Menge nicht, daß er dadurch keineswegs, wie ſie es meinten, ſich ſelbſt heruntergab, ſondern lediglich die allgemeine Mißgunſt durch dieſe Mäßigung entfernte und verringerte, dabei für ſeine Perſon ebenſoviel an Macht gewann, als er ſcheinbar ſeiner Vollgewalt entzog, inſofern jetzt das Volk ſich mit Vergnügen unter ihn ſchmiegte und willigſich ſich Alles gefallen ließ.

So gab man ihm auch den Beinamen Publicola, was einen „Volksfreund“ bedeutet, und dieſer Name wurde ſodann gewöhnlicher, als ſeine früheren, weshalb ich ihn gleichfalls im weiteren Verlauf ſeiner Lebensgeſchichte zu gebrauchen beabſichtige.

Cap. 11.

Er geſtattete nun Jedem **), der Luſt hatte, mit einer Bewerbung um das Conſulat aufzutreten. Da er jedoch vor der Ernennung ſeines Amtsgenoſſen nicht wußte, wer Conſul werden würde, ſondern eine Oppoſition aus einem gewiſſen Neid oder aus Unwiſſenheit befürchtete, ſo benützte er die Zeit ſeines alleinigen Regiments, um die ſchönſten und wichtigſten Einrichtungen im Staate zu treffen.

Vor Allem machte er den Senat vollſtändig, der nur noch aus wenigen Mitgliedern beſtand; manche waren früher durch

*) Vicepota, anderer Name für Siegesgöttin, von vincere und potiri.
**) Jedem, d. h. jedem Patricier.

Tarquinius umgekommen, andere neuerdings in der Schlacht. Deren, welche von ihm aufgenommen wurden, ſollen es 164 geweſen ſein.

Hierauf gab er mehrere Geſetze, von denen keines die Macht des Volks in gleichem Grade verſtärkte, wie dasjenige, welches einem Verurtheilten das Recht der Apellation von den Conſuln an die Bürgerſchaft verlieh. Ein zweites Geſetz bedrohte Jeden mit der Todesſtrafe, die ein hohes Amt übernahm, ohne daß es ihm vom Volk übertragen war. Hierauf folgte noch ein drittes, wodurch er der armen Klaſſe aufhalf, indem er die Bürger von der Gewerbeſteuer befreite und dadurch bewirkte, daß Jedermann ſein Handwerk mit größerer Freudigkeit betrieb. Ein weiteres Geſetz, das den Ungehorſam gegen die Conſuln betraf, galt für nicht weniger populär und ſchien überhaupt mehr im Intereſſe der Menge, als der vornehmen Klaſſe gegeben. Denn die Strafe, die es für den Ungehorſam feſtſetzte, beſtand in einer Geldbuße im Werth von 5 Ochſen und 2 Schafen. Der Werth eines Schafs ſtellte ſich auf 10 Obolen, bei einem Ochſen auf 100, weil die Römer damals noch wenig gemünztes Geld im Gebrauche hatten und ihr Wohlſtand mehr auf Schaf- und Rinderzucht beruhte. Deßwegen nennt man auch das vorhandene Vermögen bis auf den heutigen Tag peculium, von pecus, Schafheerden, und das Gepräge der älteſten Münzen ſtellt einen Ochſen, ein Schaf oder ein Schwein dar. Ja ſogar ihren eigenen Kindern gaben ſie Namen, wie Suilius, Bubulcus, Caprarius und Porcius, indem capra eine Ziege, porcus ein Schwein bedeutet.

Cap. 12.

So ſehr er nun in den genannten Geſetzen ſeine volksfreundliche Geſinnung und Mäßigung bewieſen hatte, ſo überſpannte er dennoch in einem andern Falle die Strafe trotz ſeiner Mäßigung. Er beantragte auch ein Geſetz, wornach es erlaubt war, Jeden, der nach der Alleinherrſchaft ein Gelüſten zeige, ohne vorangehendes richterliches Urtheil zu tödten, und ſprach den Mörder

von jeder Schuld frei, wenn er nachträglich die Beweise für das beabsichtigte Verbrechen liefern könne. Denn da es nicht möglich ist, daß ein Mann, der mit so gefährlichen Planen umgeht, alle Andern zu täuschen vermag, dagegen auch nicht unmöglich, daß er, ohne unentdeckt zu bleiben, durch rasches Handeln den Sieg über die Gerichte davon trägt, so gestattete Valerius Jedem, der dieß zu thun vermochte, die Strafe, deren Vollziehung das Verbrechen selbst verhindere, zum Voraus an dem Verbrecher auszuführen.

Publicola fand auch Beifall mit seinem Quästorengesetz. Denn da die Bürger eben jetzt von ihrem Vermögen eine Kriegssteuer zu entrichten hatten, so wünschte er weder selbst die Verwaltung dieses Geldes zu übernehmen, noch wollte er das Gleiche bei seinen Freunden thun, überhaupt sollten öffentliche Gelder nicht in das Haus eines einzelnen Bürgers kommen. Deßwegen bestimmte er als Schatzkammer den Saturnustempel, welcher noch heutzutage zu diesem Zwecke dient, und ließ das Volk zwei jüngere Männer zu Quästoren ernennen.

Die Ersten, welche ernannt wurden, waren Publius Veturius und Marcus Minucius. An Geld brachte man bedeutende Summen zusammen. Denn der Census wies 130,000 Bürger nach, ungeachtet Waisen und Wittwen ihre Beiträge erlassen wurden.

Sobald diese Einrichtungen getroffen waren, gab er sich einen Collegen in der Person von Lucretia's Vater, Lucretius, welchem er, als dem älteren, die höhere Rangstellung einräumte, und die sogenannten Fascen übergab. Es war dies eine Ehrenauszeichnung des höheren Alters, die sodann bis auf unsere Zeit als stehender Gebrauch festgehalten wurde.

Wenige Tage nachher starb Lucretius bereits wieder. An seine Stelle wurde bei einer abermaligen Wahl M. Horatius ernannt, der nun den Rest des Jahres hindurch sein hohes Amt gemeinschaftlich mit Publicola führte.

Cap. 13.

Während Tarquinius in Etrurien einen neuen Krieg gegen Rom anzuregen ſuchte, ereignete ſich, wie man ſagt, ein ſehr bedeutendes Wunderzeichen. Noch als König hatte Tarquinius den Tempel des capitoliniſchen Jupiters faſt bis auf den letzten Stein vollendet. Mag es nun in Folge eines Orakels oder nach eigener Anſicht geſchehen ſein, kurz, er wollte auf der Spitze deſſelben einen Wagen aus Thon aufſtellen laſſen, und hatte dieſe Sache an einige etruſciſche Werkmeiſter aus Veji zur Ausführung übergeben. Kurze Zeit darauf verlor er ſeinen Thron. Da nun die Etruſker das vollſtändig formirte Viergeſpann in den Ofen brachten, zeigte ſich nicht die gleiche Erſcheinung, welche ſonſt der Thon im Feuer erleiden muß, daß er ſich nämlich zu einer feſten Maſſe verhärtet, weil die Feuchtigkeit austrocknet. In dem gegenwärtigen Fall dehnte er ſich vielmehr aus, ſchwoll immerhin an und bekam zuletzt neben ſeiner Stärke und Feſtigkeit einen ſo außerordentlichen Rauminhalt, daß er kaum herausgenommen werden konnte, indem man die Oberſeite des Ofens abräumte und die Nebenwände einriß. Die Wahrſager deuteten dies als ein göttliches Zeichen von dem Glück und der Macht des Volkes, in deſſen Mitte das Viergeſpann ſtünde. Deswegen beſchloſſen die Vejenter daſſelbe nicht in die Hand der Römer kommen zu laſſen, trotz ihrem geſtellten Verlangen. Sie gaben alſo die Erwiderung: „Der Wagen gehöre den Tarquiniern, nicht denen, welche die Tarquinier vertrieben hätten.“ Wenige Tage nachher fand in Veji ein Wettrennen ſtatt, wobei Alles mit gewöhnlicher Pracht und Feierlichkeit verlief. Das ſiegreiche Viergeſpann ſollte ſoeben von ſeinem Lenker, der den Kranz auf dem Haupte trug, langſamen Schrittes aus der Rennbahn hinausgeleitet werden, als plötzlich die Pferde, ohne irgend welche ſichtbare Urſache, ſcheu wurden. Es war entſchieden eine höhere Schickung oder reiner Zufall, weshalb ſie mit der größten Schnelligkeit ſammt ihrem Lenker in der Richtung von Rom dahinjagten. Mit allem Anziehen der Zügel, mit allem Rufen richtete der Fuhrmann lediglich nichts

aus. Er wurde mit fortgeriſſen, mußte dem Sturme nachgeben und ſich fortſchleppen laſſen, bis ſie am Capitolium anrannten, wo ſie ihn an dem jetzt ſogenannten Ratuminiſchen Thore herunterwarfen. Dieſer Vorfall verſetzte die Vejenter dergeſtalt in Verwunderung und Angſt, daß ſie den Verfertigern die Ablieferung des Wagens nach Rom geſtatteten.

Cap. 14.

Den Tempel des capitoliniſchen Jupiters hatte ſchon Tarquinius Priscus, der Sohn des Demaratus, in einem Kriege mit den Sabinern zu bauen gelobt; doch wurde der Bau erſt durch Tarquinius Superbus ausgeführt, den Sohn oder Enkel des Fürſten, welcher das Gelübde gethan. Die Einweihung konnte er jedoch nicht mehr rechtzeitig vornehmen, ſondern der Tempel war ſeiner Vollendung nahe, als Tarquinius vertrieben wurde.

Wie nun der Bau fertig ſtand und auch ſeine gebührende Decoration vollſtändig erhalten hatte, betrachtete es Publicola als Ehrenſache, die Einweihung vornehmen zu dürfen. Allein viele Vornehme mißgönnten ihm dies, und während ſie ſich weniger ärgerten über die ſonſtigen Auszeichnungen, die er als Geſetzgeber und Feldherr gebührendermaßen empfangen hätte, waren ſie dagegen der Meinung, daß die vorliegende, als eine ganz andere Sache, ihm nicht auch noch gewährt werden dürfe. Deswegen wurde Horatius von ihnen veranlaßt und aufgeſtachelt, dem Publicola die Einweihung ſtreitig zu machen. Da nun der letztere einen nothwendigen Feldzug auszuführen hatte, ſo decretirte man in dieſer Zeit dem Horatius die Einweihung mit einem Feſtzug auf das Capitol, weil man während Publicola's Anweſenheit dies nicht wohl durchzuſetzen hoffte.

Doch behaupten Einige, daß die Conſuln das Loos hätten entſcheiden laſſen, wobei dem Publicola ſehr gegen ſeinen Willen der Feldzug, dem Horatius die Tempelweihe zugefallen ſei. Es iſt geſtattet, über den wahren Sachverhalt aus den Vorgängen bei der Einweihung ſelbſt einen Wahrſcheinlichkeitsſchluß zu ziehen.

Am 13. September, der ſo ziemlich mit dem Vollmond des atheniſchen Monats Metageitnion zuſammenfällt, war Alles bereits auf dem Capitolium verſammelt. Horatius hatte die ſonſtigen Ceremonien bereits verrichtet und wollte nun, die Hand an die Pforten gelegt, nach herkömmlicher Sitte die bei einer Weihung geſetzlichen Formeln ſprechen, als Publicolas Bruder, Marcus, der ſchon lange an der Thüre geſtanden und nur auf dieſen Augenblick gelauert hatte, plötzlich ihm zurief: „Conſul, dein Sohn iſt im Lager geſtorben an einer Krankheit!“ Dies machte auf Alle, die es hörten, einen niederſchlagenden Eindruck, allein Horatius ließ ſich nicht im Mindeſten aus der Faſſung bringen, ſondern erwiderte nur die paar Worte: „Nun denn, ſo werft den Todten, wohin ihr wollt; ich nehme die Trauer nicht an!“

Indeſſen war die gegebene Nachricht unwahr. Marcus hatte ſie nur erdichtet, um dem Horatius die Einweihung unmöglich zu machen. Der letztere verdient daher unſere Bewunderung durch ſein feſtes Benehmen, ſei es nun, daß er den Betrug augenblicklich durchſchaute, oder die Nachricht, wenn er ſie glaubte, lediglich nicht auf ſich einwirken ließ.

Cap. 15.

Auch bei dem zweiten Tempel ſcheint die Einweihung von einem ähnlichen Zufall begleitet geweſen zu ſein. Denn der erſte, welchen, wie geſagt, Tarquinius gebaut und Horatius geweiht hatte, ging in den Bürgerkriegen durch Feuer zu Grunde. Den zweiten errichtete Sulla; zum Vollzug der Einweihung wurde jedoch Catulus beſtimmt, weil Sulla zuvor mit Tod abging. Allein auch dieſer Tempel wurde in den Unruhen unter Vitellius zerſtört, und nun ein dritter von Veſpaſian aufgeführt, — einem Kaiſer, der, wie überall, ſo auch hier, ein beſonderes Glück genoß, ſofern er das Gebäude von ſeinem Anfang bis zu ſeiner Vollendung werden ſah, ohne nach kurzer Zeit deſſen Untergang noch zu erleben. Er war demnach inſofern glücklicher, als Sulla, weil dieſer ſchon vor der Einweihung ſeines Werkes, Veſpaſian

dagegen vor seiner Zertrümmerung starb. Denn unmittelbar mit Vespasians Tode ging auch das Capitol in Flammen auf. Der jetzige vierte Tempel wurde von Domitian vollendet und eingeweiht.

Tarquinius soll auf die Fundamente 40,000 Pfund Silber verwendet haben; bei demjenigen, der heutzutage besteht, würde der größte Privatreichthum in Rom nach genauer Berechnung nicht einmal für die Kosten der Vergoldung hingereicht haben, welche mehr als 12,000 Talente betrugen. Die Säulen sind aus pentelischem Marmor*) gehauen und hatten ein sehr schönes Verhältniß der Dicke zur Höhe; ich habe sie zu Athen gesehen. In Rom wurden sie abermals behauen und polirt, gewannen jedoch nicht so viel an Glätte, als sie an Symmetrie vorloren, indem sie durch ihre allzugroße Schlankheit jetzt sichtbar ihre Schönheit eingebüßt haben.

Wer jedoch den Luxus des Capitoliums bewundert hat, würde, wenn er in dem Palaste Domitians eine einzige Gallerie, Fürstenhalle, Bad oder dergl. gesehen hätte, sich versucht fühlen, zu Domitian etwas Aehnliches zu sagen, wie der Spruch des Epicharmus an den liederlichen Verschwender lautet: „Nein, du bist kein Menschenfreund, 's ist eine Krankheit, Gabenwuth.“ Ebenso würde er sprechen: „Es ist nicht Frömmigkeit, noch Ehrgeiz bei dir, 's ist eine Krankheit, Bauwuth; du willst, wie der alte Midas, Alles nur von Gold und Marmor haben!“ Doch genug hievon.

Cap. 16.

Tarquinius nahm nach der großen Schlacht, worin er durch den Zweikampf mit Brutus seinen Sohn verloren hatte, seine Zuflucht nach Clusium. Dort bat er flehentlichst den Claras Porsenna, einen Mann, der unter den italischen Fürsten die größte

*) Marmor von dem Berg Pentele in Attika, war, wie der parische, durch seine schöne, weiße Farbe berühmt.

Macht beſaß, im Uebrigen auch für tüchtig und ehrlebend galt, um Hilfe.

Porſenna verſprach ſie ihm und ſchickte vor Allem Geſandte nach Rom, mit der beſtimmten Forderung, den Tarquinius wieder aufzunehmen. Als jedoch die Römer dieſem Befehle kein Gehör ſchenkten, erfolgte die Kriegserklärung, verbunden mit einer Beſtimmung der Zeit, in welcher, und des Ortes, an welchem er in ihr Gebiet einfallen würde. Wirklich erſchien er mit einer bedeutenden Streitmacht.

Publicola erhielt nun in ſeiner Abweſenheit zum zweitenmal das Conſulat, und mit ihm Titus Lucretius. Nach Rom zurückgekehrt, wollte er vor Allem den Perſonna an Zuverſicht übertreffen und gründete daher die Stadt Siglinria, während bereits der Feind in der Nähe ſtand. Nachdem er ſie mit großen Koſten befeſtigt hatte, ſchickte er 700 Koloniſten dahin ab, um zu zeigen, daß ihm der Krieg eine Kleinigkeit ſei, die ihm nicht den mindeſten Schrecken mache.

Indeſſen wurde bei einem heftigen Sturmangriff auf die Mauer die Bedeckung derſelben von Porſenna verjagt, und bei ihrer Flucht zogen ſie beinahe die Feinde mit ſich in die Stadt hinein. Noch zu rechter Zeit rückte Publicola vor die Thore heraus, lieferte am Ufer des Tibers eine Schlacht und leiſtete den Feinden, die ihn durch ihre Uebermacht bedrängten, einen tapferen Widerſtand, bis er, von ſchweren Wunden bedeckt, ſchleunig aus dem Kampfe weggetragen werden mußte.

Weil nun auch ſein College Lucretius das gleiche Schickſal hatte, ſo befiel die Römer eine ſolche Muthloſigkeit, daß ſie, nur auf die eigene Rettung bedacht, nach der Stadt zurückflohen. Aber die Feinde drängten über die hölzerne Brücke nach, und Rom ſtand in Gefahr, im Sturm erobert zu werden. Horatius Cocles war der erſte, und neben ihm zwei der ausgezeichnetſten Männer, Herminius und Lucretius*), die an der hölzernen Brücke ſich wehrten. Horatius hatte den Beinamen Cocles erhalten, weil ihm in einem Kriege das eine Auge ausgeſchlagen

*) Nach andern Schriftſtellern Spurius Lartius.

worden war; nach Andern kommt der Name von der Plattheit ſeiner Naſe, die ganz „hineingeſchlüpft“ war, ſo daß die Augen durch Nichts mehr getrennt wurden, und die Augenbrauen völlig zuſammenliefen. Während man ihn deshalb „Cyclop“ nennen wollte, wurde dieſes Wort nachher von dem Volke in „Cocles“ verkehrt, was nun das herrſchende Wort blieb.

Dieſer Mann ſtellte ſich vorn an der Brücke auf und hielt die Feinde zurück, bis ſeine Begleiter hinter ihm die Brücke abgebrochen hatten. Jetzt ſtürzte er ſich mitſammt den Waffen in den Fluß, ſchwamm hinab und erreichte das jenſeitige Ufer, indem er blos von einem etruſciſchen Speer in den — Hintern getroffen wurde. Publicola, voll Verwunderung über ſeine Tapferkeit, brachte ſogleich den Vorſchlag ein, daß ſämmtliche Römer ſo viel Lebensmittel, als jeder Einzelne an einem Tage brauche, als Geſchenk für Horatius beiſteuern ſollten. Auch ſollte er ſo viel Land bekommen, als er an einem Tage durch den Pflug mit einem Kreiſe umſchließen könne. Ueberdieß ſtellte man ihm zu Ehren ein ehernes Standbild auf, und zwar im Tempel des Vulcan, um ihn auf dieſe Weiſe über ſeinen in Folge der Wunde gelähmten Zuſtand durch die Ehre zu tröſten.

Cap. 17.

Da Porſenna die Stadt hart belagerte, ſo begann auch eine Hungersnoth in Rom auszubrechen, und noch ein anderes etruſciſches Heer fiel auf eigene Fauſt in dem Lande ein.

Publicola, der jetzt ſein drittes Conſulat erhielt, glaubte den Widerſtand gegen Porſenna nur auf ruhiges Stillſitzen, womit er die Stadt bewachte, beſchränken zu dürfen. Dagegen überfiel er plötzlich die Etruscer, jagte ſie in einem ſiegreichen Treffen in die Flucht, und brachte ihnen einen Verluſt von 5000 Mann bei.

Die Geſchichte des Mucius iſt von Vielen, jedoch in abweichender Weiſe, berichtet worden; ich will ſie gleichfalls nach ihrer glaubwürdigſten Geſtaltung erzählen. Er war ein Mann

von durchaus vortrefflichen Eigenſchaften, unter denen ſeine Tapferkeit am meiſten hervortrat. Entſchloſſen, den Porſenna zu ermorden, ſchlich er ſich in deſſen Lager, wobei er etruſciſche Kleidung trug und auch in der gleichen Sprache redete. Er ging um den erhöhten Sitz des Königs herum, und da er ihn ſelbſt nicht kannte, andrerſeits ſich fürchtete, eine denſelben betreffende Frage zu machen, ſo hielt er ſich an den, der ihm unter den beiſammenſitzenden Perſonen am eheſten als der König vorkam, zog raſch ſein Schwert und erſtach ihn. Hierüber wurde er ſogleich feſtgenommen und in's Verhör gezogen. Soeben hatte man einen kleinen Altar, auf dem ein Feuer brannte, für Porſenna zum Behuf eines Opfers herbeigebracht. Er hielt ſeine Hand über die Flamme, und während das Fleiſch verbrannte, ſtand er da, den Blick auf Porſenna gerichtet, mit trotzigem Geſicht, ohne eine Miene zu verziehen, bis der König voll Verwunderung ihm die Freiheit ſchenkte und das Schwert zurückgab, das er ihm ſelbſt von dem Thron aus überreichte. Mucius ſtreckte die Linke darnach aus, um es zu empfangen; dadurch ſoll er ſich den Beinamen Scävola erworben haben, d. h. der Linke. Zugleich äußerte er: „die Furcht vor Porſenna habe er überwunden; aber Porſenna's Edelmuth unterliege er, und aus Dankbarkeit wolle er ihm entdecken, was keine Marter ihm jemals ausgepreßt hätte. Dreihundert Römer, ſprach er, haben den gleichen Entſchluß gefaßt, wie ich. Sie wandern in deinem Lager umher und warten nur auf den rechten Augenblick. Mich hat das Loos getroffen, den erſten Verſuch zu machen; aber ich zürne dem Geſchicke nicht, daß ich einen wackeren Mann verfehlt, der für die Römer eher ein Freund ſein ſollte.“

Als Porſenna dieſe Worte vernahm, ſo glaubte er ihnen und war deshalb dem Abſchluß eines Friedens geneigter, — nicht ſowohl, wie mir ſcheint, aus Furcht vor den Dreihunderten, als vielmehr aus Staunen und Bewunderung gegen den hohen Muth und die Tapferkeit der Römer.

Dieſer Mann, dem ſämmtliche Schriftſteller übereinſtimmend den Namen Mucius und Scävola geben, hieß nach Athenodor,

Sandons Sohn*), in einem der Schweſter des Auguſtus gewidmeten Buche auch fernerhin: Poſthumius.

Cap. 18.

Publicola ſelbſt indeſſen erblickte in Porſenna nicht ſowohl blos einen gefährlichen Feind, ſondern vielmehr einen Mann, auf deſſen Freundſchaft und Bundesgenoſſenſchaft der größte Werth zu legen ſei.

Deswegen lehnte er es nicht ab, daß der König zwiſchen ihm und Tarquinius die ſchiedsrichterliche Entſcheidung haben ſollte. Er hatte hiefür die beſte Zuverſicht und forderte ihn oftmals dazu auf, weil er den Beweis liefern könne, daß Tarquinius der ſchlechteſte Menſch und mit vollem Rechte des Regiments entſetzt ſei. Der Letztere dagegen gab eine leidenſchaftliche Antwort: „er könne Niemand als Richter über ſich aufſtellen, am wenigſten den Porſenna, wenn dieſer als Bundesgenoſſe ſo wetterwendiſch ſei.“

Dieſe Aeußerungen erregten bei Porſenna deſſen Unwillen und eine höchſt ungünſtige Geſinnung gegen Tarquinius, und da zugleich ſein Sohn Aruns mit dem größten Eifer ſich für Rom verwendete, ſo beendigte er den Krieg durch einen Friedensſchluß. Die Römer mußten das von Etrurien abgeriſſene Stück wieder herausgeben und die Gefangenen zurückſenden; dagegen erhielten ſie die Ueberläufer ausgeliefert. Zur Bürgſchaft für dieſe Bedingungen mußten ſie aus den patriciſchen Familien zehn Söhne in jugendlichem Alter und ebenſoviele Mädchen ſtellen, worunter auch Publicola's Tochter, Valeria, ſich befand.

Cap. 19.

Während dieſes ausgeführt wurde und Porſenna bereits vertrauensvoll jede weitere Vorbereitung zum Kriege einſtellte, kamen die genannten römiſchen Jungfrauen an den Fluß um ſich zu

*) Athenodor, ein Stoiker aus Tarſus, welchen Auguſtus zum Hofmeiſter für den jungen Tiberius beſtellte.

baden, — an einer Stelle, wo das Ufer gerade in einer mondſichelartigen Geſtalt ſich herumzieht und ihnen daher am meiſten Stille und ruhiges Waſſer bot. Da ſie nun nirgends eine Wache erblickten und ebenſowenig ſonſtige vorübergehende, oder zu Schiff überſetzende Leute, ſo kamen ſie plötzlich auf den Gedanken, trotz der großen Strömung und der tiefen Wirbel davonzuſchwimmen. Mehrere erzählen, daß eine der Jungfrauen, Namens Clölia, zu Pferd über die Furth geritten ſei, wobei ſie die andern, welche ſchwammen, durch ihren Zuruf zu ermuthigen ſuchte. So kamen ſie glücklich hinüber und zu Publicola, der ihnen jedoch keine Bewunderung ausſprach, überhaupt keine Freude an ihnen hatte, ſondern höchſt ärgerlich war, „weil er im Worthalten jetzt weit ſchlechter, als Porſenna, daſtehe und das Wagſtück der Jungfrauen dahin mißdeutet werden würde, daß es ein ſchlechter Streich der Römer ſei.“ Er ließ ſie deswegen feſtnehmen und ſchickte ſie an Porſenna wieder zurück.

Dies hatten aber die Anhänger des Tarquinius geahnt. Sie legten daher der Bedeckungsmannſchaft der Mädchen einen Hinterhalt und griffen ſie beim Hinüberfahren mit Uebermacht an. Demungeachtet wehrten ſich die Römer; und Publicola's Tochter, Valeria, welche mitten durch die Kämpfenden ſich Bahn brach, kam hindurch nebſt drei Sclaven, welche gleichfalls durchbrachen und ihr behülflich waren. Die andern befanden ſich noch immer nicht ohne Gefahr mitten im Gedränge des Gefechts, als Porſenna's Sohn, Aruns, auf erhaltene Nachricht ſchleunigſt herbeieilte, die Feinde in die Flucht ſchlug und die Römer rettete. Die Mädchen wurden jetzt zu Porſenna geführt, der bei ihrem Anblick ſich wiederholt nach der Urheberin des ganzen Planes, welche die Andern aufgemuntert hätte, erkundigte. Sobald er den Namen der Clölia gehört, blickte er ſie mit gnädigem und freundlichem Geſichte an und befahl, ein prachtvoll geſchmücktes königliches Pferd herbeizuführen, das er ihr zum Geſchenke machte.

Dies führt man als Beweis an für die Behauptung, daß Clölia allein zu Pferd über den Fluß geſetzt ſei. Andere läugnen es, indem der etruſciſche Fürſt blos dem männlichen Charakter Clölias ſeine Anerkennung gezollt habe.

Wenn man die Via sacra in der Richtung des palatinischen Berges hinaufgeht, so steht noch jetzt daselbst ihr Standbild zu Pferde, welches freilich nach Einigen nicht die Clölia, sondern die Valeria darstellen soll.

Nach seiner Aussöhnung mit Rom gab Porsenna der Stadt vielfache Beweise von seiner großartigen Gesinnung. Namentlich befahl er den Etruscern, blos ihre Waffen wieder mit fortzunehmen, sonst durchaus nichts; das Lager, welches von Getreidemassen und Werthgegenständen aller Art vollgepfropft war, sollten sie als Geschenk für die Römer zurücklassen. Daher kommt noch heutzutage die Sitte, daß man beim Verkauf von Dingen, die dem Staate gehören, zuerst die werthvollen Gegenstände des Porsenna ausruft, um dadurch diesem Manne die ewige Ehre der Dankbarkeit in dem Gedächtnisse der Menschen zu bewahren. Auch stand eine eherne Statue von ihm neben dem Senatsgebäude, einfach und alterthümlich nach der daran befindlichen Arbeit.

Cap. 20.

Bald darauf machten die Sabiner einen Einfall in das Land, und neben Posthumius Tubertus wurde nun Publicola's Bruder, Marcus Valerius, zum Consul ernannt. Bei allen hochwichtigen Angelegenheiten benützte Marcus die Einsicht und Anwesenheit Publicola's. So erfocht er auch in zwei bedeutenden Schlachten den Sieg. In der zweiten hatte er, ohne einen einzigen Römer zu verlieren, 13,000 Feinde erlegt.

Als Ehrenauszeichnung erhielt er hiefür neben den Triumphen noch ein Haus, das man ihm von Staatswegen auf dem palatinischen Berge erbauen ließ. Während damals die Thüren gewöhnlich nach dem Inneren des Hauses, nach der Hausflur sich öffneten, war dies das einzige Gebäude, woran man die Einrichtung so traf, daß dieselben nach außen gingen, um anzudeuten, daß er gleichsam, gemäß der ihm zugestandenen Ehre, stets noch etwas Weiteres vom Staate erhalte. Die griechischen Wohnungen sollen früher insgesammt die gleiche Einrichtung gehabt haben, was man aus den Komödien abnimmt, sofern die Leute, welche

herausstreten wollen, dabei an ihre eigenen Thüren klopfen und anschlagen, damit die Vorübergehenden oder Davorstehenden draußen einen Wink erhalten, und nicht von den Thürflügeln, die sich nach der Gasse öffnen, getroffen werden.

Cap. 21.

Im folgenden Jahre bekleidete Publicola abermals das Consulat, und zwar zum viertenmal. Man erwartete allgemein einen Krieg, weil die Sabiner und Latiner eine Verbindung schloßen. Zu dieser Zeit schwebte auch die ganze Stadt in einer gewissen Angst vor den Schickungen des Himmels, denn alle Kinder, welche damals geboren wurden, waren gebrechlich und unvollkommen ausgebildet. Deßwegen suchte, nach der Vorschrift der sibyllinischen Bücher, Publicola vor Allem den Pluto zu versöhnen, nahm auch einige von dem delphischen Orakel angegebene Kampfspiele wieder vor, und erst, nachdem er durch erneutes Vertrauen auf die Gottheit die Stadt in eine freudigere Stimmung zurückversetzt hatte, wandte er rasch seine Aufmerksamkeit auf die Gefahren, die von den Menschen drohten; denn allerdings zeigten sich die Rüstungen der Feinde und ihre Coalition sehr bedeutend.

Nun lebte damals unter den Sabinern ein gewisser Appius Clausus, ein Mann, einflußreich durch sein Vermögen, hervorragend durch seine ungewöhnliche Körperstärke, vor Allem aber durch den Ruf seiner Tugenden und die Stärke seiner Beredtsamkeit entschieden der Erste. Was nun alle bedeutenden Männer erleiden müssen, diesem konnte er gleichfalls nicht entgehen; es regte sich der Neid gegen ihn. Und dadurch, daß er das Ende des Kriegs herbeizuführen wünschte, gab er seinen Neidern Anlaß zu der Beschuldigung, als ob er die römische Macht vergrößern wollte, um für sich eine Gewaltherrschaft zu errichten und sein Vaterland zu knechten. Er bemerkte, wie solche Aeußerungen bei der großen Menge Beifall fanden, und wie sehr er bei der ganzen unbedachten Kriegspartei angestoßen hatte. Deßwegen fürchtete er, vor Gericht gezogen zu werden. Weil er jedoch von *einer großen*, bedeutenden Genossenschaft von Freunden und Ver-

wandten, die ihn vertheidigten, umgeben war, ſo wagte er einen Aufſtand. Dies verurſachte bei den Sabinern eine Zögerung und der Krieg ſchob ſich hinaus.

Publicola ſetzte ſich nun keineswegs blos die Aufgabe, von dieſen Ereigniſſen zu wiſſen, ſondern auch die Parteiſpaltung noch weiter anzuregen und zu ſteigern. Er hatte einige vertraute Männer, welche in ſeinem Namen dem Clauſus ungefähr folgende Vorſtellungen machen mußten. „Publicola,“ ſagten ſie, „hegt die Meinung, daß du als braver, rechtſchaffener Mann trotz allem Unrecht, das du erfahren, doch in keinerlei Weiſe dich an deinen Mitbürgern rächen dürfeſt. Sollteſt du dagegen den Wunſch haben, dich durch eine Ortsveränderung zu retten und ſo deinen Neidern zu entgehen, ſo wird er dich amtlich und als Privatmann in einer Weiſe empfangen, wie ſie deiner Eigenſchaften und der Hoheit des römiſchen Volkes würdig iſt.“

Clauſus überlegte ſich die Sache vielfach, und es erſchien ihm bei dem Drang der Verhältniſſe am räthlichſten, auch ſeine Freunde zu dem gleichen Schritte aufzufordern. Da nun dieſe wiederum viele Andere für den gleichen Plan gewannen, ſo brachte er 5000 Familien zur Auswanderung mit Weib und Kind. Alles, was im Sabiniſchen gern ohne gewaltſame Störungen lebte und mit einem ſanften, ruhigen Leben ſich befreundet hatte, führte er nach Rom. Publicola wußte zum Voraus davon und gewährte ihm eine freundliche, zuvorkommende Aufnahme, die allen begründeten Anſprüchen genügte. Die Familien vermengte er ſogleich mit der alten Bevölkerung durch ihre Aufnahme in das Bürgerrecht, und gab jedem 2 Morgen Land in der Nähe des Fluſſes Anio; Clauſus erhielt ſogar 25 Morgen. Auch nahm er ihn allein in den Senat auf.

Hiemit begann derſelbe ſeine politiſche Laufbahn und zeigte in derſelben einen ſo hohen Grad von Einſicht, daß er raſch ſich zu der höchſten Würde emporſchwang, einen ſehr bedeutenden Einfluß gewann, und ſo in Rom der Stammvater eines Hauſes wurde, deſſen Glanz hinter keinem andern zurückſteht; wir meinen die Claudier.

Cap. 22.

Obwohl nun auf die erzählte Weiſe die Verhältniſſe der Sabiner durch die Auswanderung geſchlichtet waren, ſo ließen doch die dortigen Leiter des Volks keine dauernde Ruhe, keine feſten Zuſtände aufkommen. Sie beklagten es laut, daß Claufus, was er bei ſeiner Anweſenheit nicht habe erreichen können, jetzt als Flüchtling und Feind durchſetzen werde, daß nämlich die Römer für ihren Uebermuth nicht gezüchtigt würden.

Sie brachen alſo mit einem bedeutenden Heere auf und ſchlugen ihr Lager in der Nähe von Fidenä. Zugleich legten ſie 2000 Schwerbewaffnete hart vor Rom in einem dichtbewaldeten ſchluchtartigen Platze in einen Hinterhalt, wobei ſie beabſichtigten, mit Tagesanbruch einen Trupp Reiter offen ausreiten zu laſſen, um Beute zu machen. Letztere hatten den Befehl, bei ihrer Annäherung an die Stadt wieder zurückzufliehen, bis ſie den Feind in den Hinterhalt geworfen hätten.

Publicola, der noch am gleichen Tage durch Ueberläufer von der Sache unterrichtet wurde, traf ſchleunigſt die geeigneten Maßregeln für alle Fälle und vertheilte das Heer. Sein Schwiegerſohn, Poſthumius Balbus, mußte noch am Abend mit 3000 Schwerbewaffneten ausrücken, um die Anhöhen, an deren Fuße ſich der ſabiniſche Hinterhalt befand, mit genügender Mannſchaft zur Deckung zu beſetzen. Der andere Conſul, Lucretius, wurde mit den leichteſten und tapferſten Truppentheilen in der Stadt aufgeſtellt und hatte die Beſtimmung, die Reiter bei ihrem Beutezug anzugreifen. Er ſelbſt, an der Spitze des Reſtes der Armee, umging die Feinde und kam ihnen in den Rücken. Da nun zufällig ein dichter Nebel eintrat, ſo gelang es dem Poſthumius, bei Tagesanbruch mit lautem Geſchrei den Hinterhalt von den Anhöhen herab zu überfallen. In demſelben Augenblick ſchickte Lucretius ſeine Leute den vorgerückten feindlichen Reitern auf den Hals, und Publicola griff das feindliche Lager an.

Somit war die Lage der Sabiner von allen Seiten eine äußerſt ſchlimme und verlorene. Wer auf der einen Seite nicht

einmal einen Widerstand wagte, sondern die Flucht ergriff, wurde alsbald von den Römern auf der andern Seite niedergemacht, indem gerade die Hoffnung, sich zu retten, am allerverderblichsten wurde. Denn in dem Wahne von der Sicherheit der andern Abtheilung unterließ es jede Abtheilung, zu kämpfen und Stand zu halten. Die Einen liefen aus den Verschanzungen nach dem Hinterhalte zu, die Andern wieder zu den Ersteren nach dem Lager, und so begegneten sich die Flüchtlinge und stießen auf die, zu denen sie fliehen wollten und welche selbst der Hülfe bedurften, während man von ihnen Hülfe erwartete.

Daß nicht eine völlige Vernichtung der Sabiner erfolgte, sondern noch Einige mit dem Leben davon kamen, verdankte man nur der Nähe der Stadt Fidenä, welche besonders denen zu gut kam, die bei der Eroberung des Lagers noch zu entrinnen vermochten. Alle Andern, welche Fidenä verfehlten, wurden niedergemacht oder lebendig in die Gefangenschaft abgeführt.

Cap. 23.

In diesem glänzenden Sieg erblickten die Römer lediglich nur ein Werk ihres Feldherrn, so sehr sie außerdem gewohnt waren, über alle großen Erfolge die Macht des Himmels zu preisen. Von den Kämpfern der Schlacht konnte man vor Allem hören, daß Publicola ihnen die Feinde wie Lahme und Blinde, ja nahezu mit gebundenen Händen hingegeben habe, um sie niederzumetzeln. Auch nahm der Wohlstand des Volks durch die Beute und die gemachten Gefangenen wesentlich zu.

Publicola hielt noch seinen Triumph, übergab noch seinen, für das Consulat ernannten Nachfolgern die Stadt, und starb dann eines baldigen Todes, nachdem er, so weit dies für Menschen erreichbar ist, sein Leben mit Allem, was für schön und gut geachtet wird, ausgeschmückt hatte. Das Volk, das gleichsam ihn in diesem Leben noch lange nicht nach Verdienst geehrt zu haben, sondern ihm noch allen Dank schuldig zu sein glaubte, beschloß, ein Leichenbegängniß auf öffentliche Kosten und eine Ehrenbeisteuer

jedes Einzelnen im Betrag von einem Quadrans; die Frauen aber verabredeten noch beſonders unter ſich, ein volles Jahr um ihn Trauer anzulegen — ein Beweis von hoher und beneidenswerther Achtung.

Auch er wurde, gemäß einem Beſchluſſe der Bürgerſchaft, innerhalb der Stadt begraben, und zwar neben der ſogenannten Velia, ſo daß nun dies die Grabſtätte ſeiner ganzen Familie geworden iſt. Doch wird heutzutage keiner von ſeinen Verwandten mehr daſelbſt beſtattet; man bringt den Todten blos noch an den genannten Ort und ſetzt ihn daſelbſt nieder; dann nimmt Jemand eine brennende Fackel und hält ſie ein klein wenig unter die Bahre. Hierauf wird der Leichnam wieder fortgetragen, indem man blos thatſächlich bei dieſer Art des Begängniſſes das Recht zu wahren ſucht, ohne die Ehre ſelbſt in Anſpruch zu nehmen.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Plutarchs
ausgewählte Biographien.

Deutſch

von

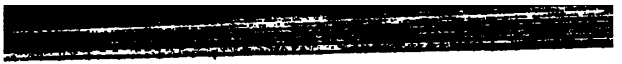
Ed. Eyth.

Neunzehntes Bändchen.

1. Fabius Maximus.
2. Paulus Aemilius.

Stuttgart.
Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.
1867.

Fabius Maximus.



1. Nachdem wir im Vorhergehenden das historisch Merkwürdigste aus dem Leben des Perikles geschildert haben, wollen wir zu Fabius' Geschichte übergehen.

Eine Nymphe, oder, wie Andere sagen, ein eingeborenes Weib soll von Herkules in der Nähe des Tiberflusses den ältesten Fabius geboren haben, einen Mann, von welchem das zahlreiche und angesehene Geschlecht der Fabier in Rom abstammt. Doch berichten auch einige Schriftsteller, daß die Ersten dieser Familie von den Gruben, die sie zum Behufe der Jagd zurichteten, vor Alters den Namen „Fodier" getragen hätten; denn fossae heißen: Gräben und fodere: Gräben ziehen; in späterer Zeit nannte man sie alsdann, mit Veränderung zweier Buchstaben: Fabier. Das Haus brachte nun viele große Männer hervor, und von dem größten unter ihnen, Rullus, der deßwegen auch bei den Römern Maximus genannt wurde, stammte in viertem Gliede derjenige Fabius Maximus ab, von welchem unsere vorliegende Schrift handelt.

Dabei trug er noch von einem körperlichen Umstande den Beinamen Verrucosus, weil er auf der Oberlippe eine kleine Warze hatte. Der weitere Name, Ovicula, bezeichnet ein „Schäfchen" und wurde ihm mit Rücksicht auf die Sanftmuth und das schwerfällige Wesen in seinem Charakter beigelegt, als er noch ein Knabe war. Denn seine ruhige, schweigsame Art, die nur unter großer Behutsamkeit sich an den Kinderspielen betheiligte, alle Gegenstände des Lernens nur langsam und mühsam in sich aufnahm, dabei gegen seine Kameraden sich äußerst willfährig und folgsam zeigte, — dieß alles erweckte bei den entfernter Stehenden die geheime Vorstellung von Dummheit und Einfältigkeit. In der That gab es nur Wenige, die seine auf der Tiefe beruhende Freiheit von allem Schwankenden, überhaupt das Großherzige und Löwenartige in seiner Natur durchschauten. Aber bald im Verlaufe

der Zeit, als er durch ſeine politiſche Thätigkeit aufgeweckt wurde, machte er es auch der Maſſe des Volks vollkommen deutlich, daß ſeine ſcheinbare Trägheit im Handeln nur Leidenſchaftloſigkeit, ſeine Schüchternheit nur kluge Vorſicht und ſeine Gewohnheit, nirgends raſch aufzutreten oder ſich leicht bewegen zu laſſen, nur Feſtigkeit und Beharrlichkeit war. Als er die Größe der politiſchen Verhältniſſe, ſowie die Menge der zu führenden Kriege wahrnahm, übte er nicht nur ſeinen Körper, dieſe gleichſam von der Natur uns mitgegebene Waffe, für die letzteren tüchtig ein, ſondern bildete auch ſeine Redefertigkeit, als Organ, um auf das Volk zu wirken, derartig aus, daß ſie in der angemeſſenſten Weiſe mit ſeinem Leben übereinſtimmte. Da war nirgends ein Aufputz, nirgends eine leere marktſchreieriſche Zierrath, ſondern ruhiger Verſtand, der eine eigenthümliche, außergewöhnliche Form und Tiefe in Sentenzen hatte, welche beſonders mit denen des Thukydides eine Aehnlichkeit gezeigt haben ſollen. Man beſitzt nämlich von ihm noch eine Rede, die er in der Volksverſammlung hielt, — ſeinem nach Verwaltung des Conſulats geſtorbenen Sohne zu Ehren.

2. Unter den fünf Conſulaten, die er bekleidete, fiel in das erſte ſein Triumph über die Ligurier. Sie wurden von ihm in einer Schlacht tüchtig geſchlagen und nach bedeutenden Verluſten in die Alpen zurückgeworfen, ſo daß ſie nunmehr aufhörten, das benachbarte Italien auszuplündern und zu beſchädigen. Als ſpäterhin Hannibal in Italien einfiel und zuerſt in einer Schlacht am Trebiafluſſe einen Sieg erfocht, worauf er ſelbſt unter Verheerung des Landes durch Etrurien zog und zugleich eine entſetzliche Beſtürzung und Angſt nach Rom hineinwarf, da begegneten den Römern außer den gewöhnlichen Wunderzeichen von Blitzen u. dergl. noch manche andere durchaus ſonderbare und räthſelhafte Dinge. So zeigten ſich, wie man erzählte, einige Schilde ganz von ſelbſt mit Blut durchnäßt; in der Gegend von Antium ſchnitt man gleichfalls blutige Fruchtähren ab; es fielen feurige, glühende Steine aus der Luft, und bei Falerii ſchien ſich der Himmel gewaltſam aufzuthun, worauf in allen Richtungen eine Menge von Zettelchen herausfiel, auf deren einem deutlich geſchrieben ſtand: „Mars ſchwingt die Waffen.“ Aber alles Dieſes vermochte nicht, den Conſul Cajus Flaminius abzukühlen, einen Mann, der neben ſeiner natürlichen Feſtigkeit und Ehrſucht jetzt noch durch bedeutende Glückszufälle, die er

unlängſt wider alle Erwartung gehabt hatte, ſich ermuthigt und gehoben fühlte; trotzdem, daß ihn der Senat abberief und ſein Amtsgenoſſe Widerſpruch einlegte, hatte er nämlich eine Schlacht gegen die Gallier erzwungen und wirklich gewonnen. Auch Fabius ließ ſich durch die Wunderzeichen, ſo groß auch ihr Eindruck auf viele Leute war, weniger außer Faſſung bringen; ſie erſchienen ihm zu unvernünftig. Dagegen, als er von der geringen Anzahl der Feinde und ihrem Mangel an Geldmitteln Nachricht bekam, ermahnte er die Römer, einfach ſtille zu halten und ſich in keine Schlacht mit einem Menſchen einzulaſſen, der ein gerade zu dieſem Zwecke durch ſo viele Kämpfe wohleingeſchultes Heer beſäße; ſie ſollten lediglich ihren Verbündeten Hilfstruppen ſchicken, die Städte feſt in der Hand behalten und Hannibals errungene Höhe in ſich ſelbſt allmälig zuſammenſinken laſſen, — wie eine auflodernde Flamme, die keine große, nachhaltige Kraft beſitze.

3. Allein alle Gründe vermochten nichts über Flaminius, welcher erklärte: „er werde es nicht dulden, daß der Krieg bis in die Nähe von Rom vorſchreite, und wolle nicht, wie der alte Camillus, den entſcheidenden Kampf um die Stadt in der Stadt ausfechten.“ Er gab den Kriegstribunen Befehl, mit der Armee auszurücken; während er ſelbſt aber ſich auf's Pferd ſchwingen wollte, wurde dieſes ohne ſichtbare Veranlaſſung unvermuthet ſcheu und ſchreckte zuſammen, ſo daß er herunterfiel und dabei auf den Kopf ſtürzte. Dennoch änderte er ſeine Geſinnungen nicht im mindeſten, ſondern gemäß der feſten Abſicht, die er von Anfang gehegt hatte, dem Hannibal an dem ſogenannten traſimeniſchen See entgegenzurücken, ſtellte er dort ſein Heer in Schlachtordnung auf. Als die Soldaten in's Handgemenge gerathen waren, — in dem Augenblick des Beginns der Schlacht — trat ein Erdbeben ein, durch welches ganze Städte einſtürzten, reißende Ströme aus ihrem gewohnten Bette traten und unten an ſteilen Berghöhen ſich Erdriſſe bildeten. Allein, ſo gewaltig die Wirkungen dieſes ſchrecklichen Ereigniſſes waren, — von den Kämpfenden merkte Keiner auch nur das Geringſte. Flaminius ſelbſt verrichtete manche That der Kühnheit wie der Kraft, — da fiel er und rings um ihn die Tapferſten. Unter den Andern, welche die Flucht ergriffen, wurde ein gräßliches Blutbad angerichtet. Fünfzehntauſend wurden niedergemetzelt und eine gleich große Anzahl zu Gefangenen gemacht. Den Leichnam

des Flaminius beabsichtigte Hannibal, der eine Ehre darein setzte, wegen seiner bewiesenen Tapferkeit völlig standesgemäß zu bestatten, allein er fand ihn nicht unter den Todten; überhaupt wußte man lediglich nicht, wie er verschwunden war. Bei der ersten Niederlage am Trebia nun hatte weder der Bericht erstattende Feldherr, noch der abgesandte Bote die rechte Wahrheit gesagt, sondern fälschlich angegeben, daß der Sieg von ihnen zu beanspruchen und jedenfalls zweifelhaft sei; als jedoch der Prätor Pomponius jetzt auch von dieser zweiten hörte, berief er unverzüglich das Volk zu einer Versammlung und sprach es bei seinem Auftreten ohne Umschweif oder Täuschung aus: „wir sind besiegt, Römer, — besiegt in einer großen Schlacht, das Heer ist vernichtet, der Consul Flaminius ist umgekommen. Auf! denkt an die eigene Rettung und Sicherheit!“ Dieses Wort fuhr unter die Menge, wie ein Sturm in's Meer, und brachte eine solche Verwirrung in der Stadt hervor, daß bei der Größe der herrschenden Bestürzung kein klarer Gedanke sich bilden oder behaupten konnte. Doch vereinigten sich Alle auf die Eine Ansicht, daß die Lage eine unverantwortliche Alleinherrschaft verlange, welche man Diktatur nennt, und einen Mann, der diese Diktatur ohne Furcht und Weichlichkeit zu handhaben wisse. Und dieß könne nur Einer sein, — Fabius Maximus, dessen Geist und wundervoller Charakter der Höhe seines Amtes gleichstehe, wie er denn auch gerade die Altersstufe einnehme, auf welcher der Körper mit seiner Kraft noch für die Entschließungen der Seele völlig ausreiche und der Muth mit Besonnenheit auf's innigste gepaart sei.

4. Als dieses allgemeinen Anklang fand, wurde Fabius zum Diktator ernannt und ernannte seinerseits den Marcus Minucius zum sogenannten „Reitergeneral.“ Vor allem erbat er sich nun von dem Senat die Erlaubniß, sich auf seinen militärischen Märschen eines Pferdes bedienen zu dürfen. Denn dieß war nicht gestattet, sondern sogar ausdrücklich verboten — eben nach einem alten Gesetz, vielleicht weil man die Hauptstärke in dem Fußvolk zu finden glaubte und deßwegen die Ansicht hatte, daß der Feldherr bei der Infanterie bleiben und diese niemals verlassen solle; — vielleicht auch, weil die fragliche Machtstellung in allem Andern ein despotisches, überragendes Element *besitzt und* man daher wünschte, daß der Diktator wenigstens in diesem

Einen Punkte entschieden unter dem Volke stehen müsse. Indessen wollte auch Fabius selbst unverzüglich die Größe und volle Bedeutung seines hohen Amtes zu erkennen geben, um einen strengeren Gehorsam, eine gefügigere Lenksamkeit bei den Bürgern hervorzurufen. Deßwegen trat er niemals anders auf, als mit seinen vereinigten 24 Liktoren, und als ihm der andere Consul begegnete, schickte er seinen Diener und befahl, die Liktoren zu entfernen, die Insignien des Amtes abzulegen und vor ihm als gewöhnlicher Bürger zu erscheinen. Nach diesem machte er den schönsten Anfang — mit der Religion. Er belehrte das Volk, daß es durch die Geringschätzung und Gleichgültigkeit des Feldherrn gegen die himmlischen Mächte, nicht durch das feige Benehmen der Kämpfer, in's Unglück gerathen sei, und forderte es daher auf, sich vor den Feinden nicht zu fürchten, sondern die Götter wieder gnädig zu stimmen und hoch zu ehren. Hiedurch erweckte er keinen Aberglauben, sondern ermuthigte die Tapferkeit durch Frömmigkeit und wußte durch die Hoffnung auf das, was von den Göttern kommen sollte, den Seinigen alle Furcht vor den Feinden zu benehmen und zu mildern. Auch schlug man damals in vielen der geheimnißvollen, für die Römer so werthvollen Bücher nach, welche man die Sibyllinischen nennt, und es sollen mehrere der darin niedergelegten Orakelsprüche auf die Geschicke und Handlungen der damaligen Zeit vollständig gepaßt haben. Was man daraus ersah, durfte freilich kein anderer Mensch erfahren. Indessen trat der Diktator vor dem gesammten Volke auf und gelobte den Göttern den Nachwuchs des Jahres an Ziegen, Schweinen, Schafen und Rindern, soweit Italiens Berge, Ebenen, Flüsse und Wiesen ihn auf den kommenden Frühling hervorbringen würden, insgesammt zu opfern, auch musikalische und theatralische Spiele abzuhalten mit einem Aufwand von 333 Tausend Sestertien, 333 Denarien, wozu noch ein weiteres Drittel kam. Diese Summe beträgt im Ganzen 83,583 Drachmen und zwei Obolen. Ein sicherer Grund für die genaue Berechnung und Eintheilung gerade dieser hiefür verwendeten Anzahl läßt sich schwer angeben; man müßte denn nur die in der Dreiheit liegende Kraft zu preisen Lust haben, weil sie — nach ihrer Natur vollkommen, und die erste unter den Tugenden, auch der Anfang der Vielheit, — in sich die ersten Differenzen und

die Elemente jeder weiteren Zahl harmoniſch in ſich vereinigt und zuſammenfaßt.

5. Indem nun Fabius den Gedanken der Menge ihre Richtung nach Oben gab, erfüllte er ſie zugleich mit fröhlicheren Erwartungen für die Zukunft. Bei ihm ſelbſt beruhten alle Hoffnungen des Sieges auf ſeiner eigenen Perſon. Er war überzeugt, daß auch der Himmel jeden glücklichen Erfolg nur durch das Mittel von Tapferkeit und Verſtand den Menſchen verleihe. So rückte er nun gegen Hannibal aus, nicht um eine Entſcheidungsſchlacht zu liefern, ſondern mit dem Entſchluſſe, deſſen auflodernde Feuer durch die Zeit, deſſen Mangel durch Ueberfluß an Geldmitteln und endlich deſſen beſchränkte Anzahl an Truppen durch Maſſenhaftigkeit aufzureiben und zu erſchöpfen. Deßwegen blieb er immer droben und hielt ſich, um vor der feindlichen Reiterei ſicher zu ſein, mit ſeinem Lager hoch in gebirgigem Terrain. Blieb Hannibal liegen, ſo ruhte er gleichfalls; machte Hannibal eine Bewegung, ſo zog er ſich an den Anhöhen im Kreiſe herum und zeigte ſich nur in einer Entfernung, die groß genug war, um nicht gegen ſeinen Willen zum Kampfe gezwungen zu werden und doch gerade durch ſein Zaudern dem Feinde die Beſorgniß vor einem Angriff einzuflößen. Weil er nun in ſolcher Weiſe die Zeit verſtreichen ließ, wurde er von Allen verachtet; ſelbſt im eigenen Lager mußte er üble Nachreden über ſich ergehen laſſen; insbeſondere aber galt er in den Augen der Feinde als ein „Menſch ohne Muth, der nichts ſei!“ — nur nicht in den Augen Hannibals. Dieſer war der Einzige, welcher die Tüchtigkeit und die Art, wornach Fabius den Krieg zu führen beſchloſſen hatte, verſtand und deutlich einſah, daß man ihn mit aller Liſt und Gewalt zu einer Schlacht bewegen müſſe, wenn nicht die Sache Karthago's verloren ſein ſollte; denn von dem, worin ſie überlegen waren, den Waffen, konnten ſie keine Anwendung machen; worin ſie aber zurückſtanden, d. h. Menſchen und Geld, das minderte ſich immer mehr und wurde aufgebraucht bis auf den Punkt des Nichts. Deßwegen unternahm und verſuchte er jede Art von ſtrategiſchen Liſten und Kunſtgriffen, indem er, wie ein tüchtiger Athlet, nur einmal den Gegner zu packen ſuchte. Er machte einen Anlauf gegen Fabius, beunruhigte ihn, zog ihn in vielfachen Richtungen herum, um ihn von dem zu ſeiner *Sicherheit* gefaßten Plane abzubringen. Allein für Fabius beruhten

ſeine Entſchlüſſe auf der Ueberzeugung von ihrer Nützlichkeit; ſie blieben alſo feſt und unveränderlich in ſich ſelber beſtehen. Verdruß machte ihm nur ſein Reitergeneral Minucius, der gerne zur höchſten Unzeit — eine Schlacht geliefert hätte, unſinnigen Muthes war und das Heer aufwiegelte, welches von ihm mit raſender Leidenſchaft und eiteln Hoffnungen erfüllt war. Die Soldaten äußerten ihren Spott und ihre Verachtung gegen Fabius, indem ſie ihn „Hannibals Hofmeiſter“ nannten; dagegen in Minucius erblickten ſie einen großen Mann, einen Feldherrn, der Roms würdig ſei. Hiedurch wurde Flaminius noch mehr in ein hohes, keckes Selbſtbewußtſein hineingetrieben und verhöhnte das ewige Lagern auf den Anhöhen. „Der Diktator (ſagte er) ſchaffe ihnen doch immer einen recht ſchönen Zuſchauerplatz, um zuzuſehen, wie Italien mit Feuer und Schwert verheert werde!“ Er richtete ſogar an die Freunde des Fabius die Frage, „ob er vielleicht die Armee hoch in den Himmel hinauf heben wolle, nachdem er auf die Erde verzichtet, oder ob er ſich hinter Wolken und Nebel verſtecke, um den Feinden zu entlaufen?“ Fabius erfuhr dieſe Aeußerungen von ſeinen Freunden, und als dieſe ihm zuſprachen, ſeinem ſchlechten Renommée durch eine kühne That ein Ende zu machen, erwiderte er: „ja dann würde ich freilich noch feiger ſein, als man jetzt von mir glaubt, wenn ich mich vor Spötteleien und Tadelworten fürchtete und deßhalb aus meinen wohlüberlegten Planen herausplumpte! Indeſſen — Furcht um das Vaterland iſt keine Schande! Aber vor den Meinungen der Leute, vor ihren Verleumdungen und Schimpfereien erſchrecken, — das kann blos ein Mann, der einer ſo hohen Stellung nicht würdig iſt, ſondern zum Sklaven wird, und zwar von Menſchen, über die er gebieten und die er als Herr behandeln ſoll, wenn ihre Geſinnungen ſchlecht ſind.“

6. Bald darauf beging Hannibal einen großen Fehler. Er wünſchte, ſeine Armee in größere Entfernung von Fabius wegzubringen und in ein Terrain zu gelangen, das ihm die nöthige Fouragirung bot. Daher ertheilte er nach einem Abendeſſen ſeinen Wegweiſern den Befehl, ihn unverzüglich nach Caſinum zu führen. Dieſe verſtanden aber das Wort nicht genau, wegen ſeiner fremdländiſchen Ausſprache, und brachten die Armee ſchleunigſt an die Grenzen von Campanien, nach der Stadt Caſilinum, welche der Fluß Lotronus, bei

den Römern „Vulturnus“ genannt, mit ſeinen Wellen in der Mitte durchſchneidet. Die Gegend iſt größtentheils von Bergen umkränzt; nur gegen das Meer öffnet ſich ein ſchluchtenartiges Thal, wohin beim Austreten des Fluſſes die Sümpfe ihren Ausweg nehmen, hohe Sandhügel ſich bilden und zuletzt in einen von den Wellen heimgeſuchten, zum Ankern ungeeigneten Strand auslaufen. Als Hannibal in dieſe Niederungen einrückte, zog ſich Fabius bei ſeiner Kenntniß der Wege oben herum und verſperrte den Durchmarſch durch die Aufſtellung von viertauſend Schwerbewaffneten. Sein übriges Heer ließ er auf den anderen Anhöhen an trefflichem Orte lagern, griff die feindliche Nachhut mit ſeinen gewandteſten und flinkſten Truppen an, brachte dadurch die ganze Armee in völlige Unordnung und vernichtete gegen achthundert Mann. In Folge davon wünſchte Hannibal ſein Heer wieder hinwegzuführen, und da er den hinſichtlich des Ortes gemachten Fehler, ſowie die vorhandene Gefahr bemerkte, ſo ließ er ſeine Wegführer kreuzigen; aber an der Ueberwältigung der Feinde und einem Angriff auf dieſelben, ſo lange ſie Herrn von den hervorragenden Punkten waren, verzweifelte er völlig. Schon waren alle Truppen in einer höchſt mißmuthigen, angſtvollen Stimmung und glaubten ſich ſo vollſtändig eingeſchloſſen, daß keine Möglichkeit mehr vorhanden wäre, aus dieſer Noth zu entrinnen. Da beſchloß Hannibal, den Feind durch eine Täuſchung zu überliſten. Sie beſtand in Folgendem: Er befahl von der an Vieh gemachten Beute etwa zweitauſend Rinder zuſammen zu bringen, an jedes Horn eine Fackel oder ein Bündel von trockenem Reißig, oder Aeſten anzubinden, dieſe ſodann Nachts, ſobald man das Zeichen gebe, anzuzünden und die Thiere nach den Anhöhen zu treiben, — da wo die Päſſe und feindlichen Wachpoſten ſich befänden. Während nun die beauftragten Leute hiezu die nöthigen Voranſtalten trafen, ließ er ſelbſt zugleich das ganze Heer aufbrechen und zog mit demſelben, als bereits die Finſterniß einbrach, langſam vorwärts. So lange nun das Feuer noch klein war und nur das Holz allmälig verzehrte, gingen die Rinder, die man nach den Anhöhen trieb, in aller Ruhe weiter und die Hirten aller Art ſchauten mit Erſtaunen von ihren Hügeln herunter die leuchtenden Flammen an der Spitze der Hörner, indem ſie die ganze Armee in Einem prachtvollen Aufzug bei glänzender Fackelbeleuchtung anmarſchiren zu ſehen meinten. Aber jetzt brannte das Horn

bis auf die Wurzel herab und die Empfindung hievon ging auf die fleiſchigen Theile über. Die Thiere rannten vor Schmerz auseinander, ſchüttelten wild die Köpfe und ſteckten dadurch einander erſt recht vollſtändig in Flammen. Jetzt konnten ſie nicht mehr in der Ordnung des Zuges bleiben, ſondern wüthend vor Angſt und Qual liefen ſie über die Berge dahin, brannten am Ende des Schwanzes und an der Stirne, und zündeten noch eine Menge Strauchwerk an, durch welches ſie zu entrinnen ſuchten. Es war ein furchtbares Schauſpiel für die Römer, welche die Anhöhen zu bewachen hatten. Denn die Flammen ſahen gerade wie Fackeln aus, die von Menſchen in eiligem Laufe hin- und hergetragen werden, und es entſtand daher unter ihnen ein großer Tumult und bedeutende Angſt, weil ſie feſt glaubten, daß von allen Seiten feindliche Schaaren auf ſie eindringen und die Umzingelung eine vollſtändige ſei. Deßwegen wagten ſie nicht, auf ihrem Poſten zu bleiben, ſondern zogen ſich zu dem größeren Lager zurück, indem ſie die Engpäſſe preisgaben. Und in dem gleichen Augenblicke rückten Hannibals Leichtbewaffnete an und beſetzten die Höhen; die ganze übrige Armee konnte nun in aller Sicherheit herbeirücken, indem ſie eine ſchwere Maſſe von Beute hinter ſich herſchleppte.

7. Dem Fabius glückte es, noch in der Nacht die Liſt zu merken; denn einige zerſtreute, flüchtige Rinder fielen den Römern in die Hände; allein aus Furcht vor einem nächtlichen Hinterhalt machte er keine Bewegung und ließ nur die Truppen unter den Waffen ſtehen. Mit Tagesanbruch jagte er dem Feinde nach und erreichte deſſen Nachhut; es entſtand ein Gefecht in dem mißlichen Terrain mit großer Verwirrung, bis von Hannibal endlich tüchtige Bergſteiger aus Spanien, gewandte, ſchnellfüßige Leute von dem Vorderzuge hergeſchickt wurden, die nun auf die ſchwerfälligen römiſchen Hopliten einſtürmten und eine bedeutende Anzahl derſelben vernichteten, ſo daß Fabius wieder umkehrte. Und jetzt erſt mußte Fabius Schimpf und Verachtung in vollſtem Maße über ſich ergehen laſſen. Er hatte die Kühnheit in den Waffen aufgegeben, um den Hannibal durch Ueberlegung und Vorſicht zu beſiegen; jetzt erſchien er eben in dieſen Stücken ſelbſt überwunden und vollſtändig überliſtet. Aber Hannibal wollte die Erbitterung der Römer gegen ihn noch heftiger anfachen. Als er daher in die Nähe von Fabius' Landgütern kam, gab er Befehl, alles Andere mit Feuer

und Schwert zu verheeren, während er zugleich ausdrücklich verbot, jene Güter zu berühren. Ja er ſtellte ſogar eine Wache daſelbſt auf, welche nicht duldete, daß man das Geringſte dort beſchädigte oder wegnahm. Als dieß in Rom bekannt wurde, gerieth Fabius auch dadurch noch in übleren Leumund. Namentlich donnerten die Tribunen in der Volksverſammlung über ihn los, die hauptſächlich von Metilius hiezu angeleitet und verhetzt waren, — nicht gerade aus feindſeligen Geſinnungen gegen Fabius; aber als naher Verwandter des Reitergenerals Minucius meinte er eben, in jeder Verleumdung des Einen liege eine Ehre, ein Ruhm für den Andern. Aber auch in dem Senat hatte die Erbitterung gegen ihn einen hohen Grad erreicht, ſofern man ſeine Uebereinkunft mit Hannibal in Betreff der Gefangenen höchlich mißbilligte. Sie hatten ſich nämlich dahin verſtändigt, daß von den Kriegsgefangenen immer Mann gegen Mann ſollte freigegeben werden; fanden ſich auf der einen Seite noch mehr, ſo ſeien für jeden einzelnen Mann, den Einer bekomme, 250 Drachmen zu bezahlen. Als man nun die Auswechslung je Eines gegen Einen vornahm, ergaben ſich noch 240 weitere Römer bei Hannibal. Für dieſe beſchloß der Senat kein Löſegeld zu ſenden und machte noch überdieß dem Fabius Vorwürfe darüber, daß er in unangemeſſener, unvortheilhafter Weiſe ſolche Leute wieder heimbringen wolle, die aus Feigheit ein Fang der Feinde geworden. Als Fabius dieſe Dinge hörte, trug er den Ingrimm ſeiner Mitbürger gelaſſen. Da er jedoch kein Geld hatte, andrerſeits den Gedanken, gegen Hannibal gelogen und ſeine Mitbürger im Stiche gelaſſen zu haben, unerträglich fand, ſo ſchickte er ſeinen Sohn nach Rom, mit dem beſtimmteſten Auftrag, ſeine Güter zu verkaufen und den Erlös unverzüglich zu ihm in das Lager zu bringen. Der junge Mann gab alſo die Grundſtücke käuflich ab, um ſodann ſchleunigſt zurückzukehren. Hierauf überſandte Fabius das Löſegeld an Hannibal und erhielt dafür die Gefangenen freigegeben. Viele von ihnen wollten ihm ſpäterhin den Betrag wieder erſetzen; allein er nahm es von Keinem an, ſondern erließ es vielmehr Allen.

8. Bald darauf berief ihn die Prieſterſchaft nach Rom zu einigen Opferfeierlichkeiten. Er übergab alſo dem Minucius die Armee, nachdem er ihm nicht nur in ſeiner Eigenſchaft als Diktator befohlen, *ſondern auch* noch unter vielen Vorſtellungen und dringenden Bitten

gerathen hatte, keine Schlacht zu liefern und ſich überhaupt mit den Feinden gar nicht einzulaſſen. Allein, ohne ſich im Mindeſten darum zu kümmern, griff Minucius unverzüglich die Feinde an. Und als er einmal beobachtete, daß Hannibal das Gros ſeiner Armee auf Fouragirung abgeſchickt hatte, fiel er über den zurückgebliebenen Theil her, warf ihn ungeſtümm hinter ſeine Verſchanzungen zurück, vernichtete eine bedeutende Anzahl und flößte allen die Beſorgniß ein, von ihm blokirt zu werden. Zwar ſammelte ſich Hannibals Armee wieder allmälig in ihrem Lager; aber Minucius konnte ſich doch in aller Sicherheit zurückziehen, nachdem er ſich ſelbſt mit unermeßlichem Hochmuth, ſeine Soldatenhorden mit Tollkühnheit angefüllt hatte. Schnell drang nun die Nachricht — mit bedeutenden Uebertreibungen — nach Rom. Fabius, der gleichfalls davon hörte, ſprach ſich dahin aus, daß er für Minucius' Glück jetzt noch mehr fürchte. Dagegen fühlte ſich das Volk ſehr gehoben und lief in hellem Jubel auf das Forum, wo der Tribun Metilius die Rednerbühne beſtieg, um den Minucius als großen Mann zu feiern, dagegen dem Fabius die ſtärkſten Vorwürfe zu machen — nicht wegen Feigheit und Muthloſigkeit, ſondern bereits wegen Verrätherei! Zugleich beſchuldigte er auch noch manche andere einflußreiche Männer erſten Rangs, daß ſie von Anfang an den Krieg herbeigezogen hätten, um die Demokratie zu ſtürzen und die Stadt wieder unter eine unverantwortliche Monarchie zu bringen, welche durch ihr zögerndes Handeln dem Hannibal die Möglichkeit, ſich feſtzuſetzen, ſowie die nöthige Zeit gewähre, damit abermals aus Afrika noch ein zweites Heer ſich an ihn, den Beherrſcher Italiens, anſchließen könne.

9. Nun trat Fabius auf, jedoch ohne irgend eine Vertheidigung gegen den Tribun zu beabſichtigen. Er äußerte nur, daß die Opfer und heiligen Gebräuche möglichſt ſchnell vollzogen werden ſollten, ſo daß er wieder zur Armee abgehen könne, um den Minucius zur Verantwortung zu ziehen — dafür, daß derſelbe wider ſein ausdrückliches Verbot die Feinde angegriffen habe. Jetzt brach ein wilder Sturm unter dem Volke aus, das den Minucius in Gefahr glaubte. Denn ein Diktator hat die Befugniß, ſogar ſchon vor einer gerichtlichen Unterſuchung einſperren und hinrichten zu laſſen. Auch hielt man die Wuth des Fabius, die erſt nach ſo langer Geduld in Bewegung ge-

kommen war, ebendeßhalb für eine ſchwere, unerbittliche. Deßwegen verhielten ſich jetzt aus Aengſtlichkeit die Andern ruhig; den Metilius dagegen ließ ſeine Stellung als Volkstribun nichts befürchten. Denn dieß iſt das einzige Amt, welches durch die Wahl eines Diktators ſeine Bedeutung nicht verliert, ſondern beſtehen bleibt, während alle anderen aufgehoben ſind. Metilius lag alſo dem Volke hart an mit Bitten, den Minucius nicht preiszugeben und nicht zu dulden, daß es ihm ergehe, wie einſt Manlius Torquatus' Sohne durch ſeinen eigenen Vater. Trotz der glänzendſten Tapferkeit und ehrenvollen Bekränzung ſei ihm der Kopf abgeſchlagen worden. Man ſolle dem Fabius ſeine Deſpotengewalt abnehmen und dem, der retten könne und retten wolle, die Führung übertragen! Durch ſolche Reden aufgeregt, wagten die Menſchen doch nicht, den Fabius zur Niederlegung ſeiner alleinigen Herrſchergewalt zu zwingen, ſo ſehr derſelbe in Mißkredit ſtand. Dagegen beſchloß man, daß Minucius ihm hinſichtlich des Commandos gleichgeſtellt werden und alſo die Kriegsangelegenheiten mit derſelben Vollmacht, wie der Diktator, beſorgen ſolle. Es war dieß eine Einrichtung, die früher niemals vorkam, wohl aber einige Zeit ſpäter, nach der unglücklichen Schlacht bei Kannä, ſich wiederholte. Damals war Marcus Junius Diktator über die Armeen, und da man in der Stadt den Senat wieder vollzählig machen mußte, weil viele Mitglieder deſſelben in der Schlacht geblieben waren, ſo ernannte man noch einen zweiten Diktator, Fabius Buteo. Sobald übrigens der Letztere aufgetreten war, um die Wahl der betreffenden Männer zur Wiederergänzung des Senats vorzunehmen, entließ er ſeine Liktoren noch an dem gleichen Tage und entzog ſich jeder Ehrenbegleitung. Indem er ſich raſch unter das dichteſte Volksgewühl hineinwarf, betrieb er augenblicklich wieder irgend eine Privatſache und verkehrte dabei auf dem Forum, wie ein gewöhnlicher Bürger.

10. Durch die Ernennung des Minucius zu dem gleichen Wirkungskreiſe, wie ihn der Diktator beſaß, glaubte man letzteren gelähmt und vollſtändig gedemüthigt; allein dieß war eine höchſt unrichtige Beurtheilung des Mannes. Fabius ſah in der Albernheit der Leute keineswegs ein eigenes Unglück. Er dachte, wie der weiſe Diogenes, der auf die Aeußerung eines Dritten: „Die lachen dich aus!“ die *Antwort gab*: „aber ich werde nicht ausgelacht“; denn ausgelacht

wurden nach ſeiner Meinung nur Solche, die ſich hiefür empfänglich und empfindlich zeigten. Ebenſo trug auch Fabius Alles, was geſchah, ſoweit es ihn ſelbſt betraf, ohne Schmerzgefühl, mit leichtem Muthe, — und lieferte dadurch einen Beweis für die Behauptung einiger Philoſophen, daß der gute, rechtſchaffene Menſch weder geläſtert, noch beſchimpft werden könne. Nur um des öffentlichen Wohles willen bekümmerte ihn die Kopfloſigkeit der Maſſe, welche dem ungeſunden Ehrgeiz eines Mannes nun die Möglichkeit zum Kampfe gegeben hätte. Und weil er beſorgte, daß Minucius, von leerer Einbildung und Aufgeblaſenheit völlig raſend geworden, in ſeiner Voreiligkeit irgend etwas Schlimmes anrichten könnte, ſo verließ er Rom in größter Verborgenheit. Bei ſeiner Ankunft im Lager fand er, daß Minucius nicht mehr zurückzuhalten war; derb und hochmüthig verlangte derſelbe einen Wechſel in der Führung des Commandos. In dieſen Vorſchlag willigte Fabius nicht ein, ſondern theilte lieber die Armee mit ihm, weil er es räthlicher fand, über einen Theil allein zu gebieten, als im Oberbefehl über das Ganze zu wechſeln. Somit behielt er die erſte und vierte Legion für ſich, während er die zweite und dritte ſeinem Collegen überließ. In gleicher Weiſe wurden auch die Truppen der Bundesgenoſſen getheilt. Minucius brüſtete ſich hoch und war erfreut darüber, daß die Majeſtät der höchſten und bedeutendſten Würde durch ihn herabgedrückt und beſudelt worden war. Doch gab ihm Fabius zu bedenken, „daß ſein Kampf nicht dem Fabius, ſondern, wenn er's vernünftig überlege, dem Hannibal gelte; wolle er aber auch mit ſeinem Amtsgenoſſen rivaliſiren, ſo möge er dahin trachten, daß es nicht ausſehe, als ob der hochgeehrte Gewinnende in dieſem Streithandel gegen die Rettung und Sicherheit ſeiner Mitbürger gleichgiltiger geweſen ſei, als der verlierende, bei ihnen tief verachtete Mann!"

11. Minucius hielt dieß für höhniſches Geſchwätz eines alten Mannes und übernahm jetzt die abgeſonderte Hälfte der Truppen, mit denen er ein eigenes, getrenntes Lager bezog. Und von Allem, was hier vorging, blieb dem Hannibal nichts unbekannt; denn dieſer lauerte auf jede Kleinigkeit. Nun befand ſich in der Mitte zwiſchen Beiden ein Hügel, der ohne Schwierigkeit beſetzt werden konnte und ſobald er beſetzt war, dem Heer eine ſtarke, für jeden Fall geſicherte Stellung darbot. Die umliegende Gegend ſchien, aus der Ferne ge-

ſehen, flach und offen, wegen ihres Mangels an Gehölze; ſie enthielt jedoch in ihrem Bereiche einige nicht bedeutende Gräben und Vertiefungen. Obwohl alſo eine heimliche Beſetzung des Hügels auf das Leichteſte zu bewerkſtelligen war, hatte doch Hannibal keine Luſt dazu, ſondern ließ ihn in der Mitte ſtehen, als wahrſcheinlichen Anlaß zu einer Schlacht. Jetzt, als er den Minucius von Fabius getrennt ſah, legte er während der Nacht eine Anzahl Soldaten zerſtreut in die verſchiedenen Gräben und Vertiefungen; mit Tagesanbruch aber ſchickte er ganz offen eine kleine Abtheilung zur Beſetzung des Hügels ab, um den Minucius zu einem Kampf um dieſen Poſten zu verleiten. Und dieß geſchah denn auch. Zuerſt ſandte Minucius die leichten Truppen, ſodann die Reiter; zuletzt, als er den Hannibal Denen auf der Anhöhe zu Hilfe kommen ſah, rückte er mit ſeiner Geſammtmacht in voller Schlachtordnung daher. In dem hitzigen Kampfe, den er begann, wehrte er ſich gegen die Schützen auf der Höhe durch unmittelbaren Angriff, wobei der Vortheil noch gleich blieb, bis Hannibal ihn völlig getäuſcht ſah und daher, weil Minucius dem Hinterhalte ſeinen Rücken preis gab, das Signal ertheilen ließ. Auf dieſes kamen plötzlich an vielfachen Stellen Soldaten aus dem Boden hervor, rannten mit Geſchrei heran und machten die Hinterſten nieder, ſo daß die Römer von einer ganz unbeſchreiblichen Verwirrung und Angſt überfallen wurden. Minucius ſelbſt war in ſeinem kecken Muthe völlig gebrochen. Er ſah ſich bald nach dieſem, bald nach jenem ſeiner höheren Officiere um, von denen es jedoch keiner wagte, auf ſeinem Platze auszuharren. Sie rannten insgeſammt in eiliger Flucht davon, die ihnen nicht einmal Rettung brachte. Denn bereits jagten die Numidier als Sieger auf der Ebene herum und machten jeden Zerſprengten nieder.

12. Während jedoch die Römer ſich in dieſer großen Noth befanden, war ihre Gefahr von Fabius nicht unbemerkt geblieben. Dieſer hatte, wie es ſcheint, das was kommen ſollte, ſchon zum voraus angenommen. Deßwegen behielt er ſeine Truppen in Schlachtordnung unter den Waffen und dachte darauf, die eintretenden Ereigniſſe nicht erſt durch Boten zu erfahren, ſondern dadurch, daß er ſelbſt vor ſeinem Lager die Recognoſcirung vornahm. Als er nun das Heer allmälig *umzingelt* und in Verwirung gerathen ſah, — als das Geſchrei der

Soldaten, die nicht mehr Stand hielten, ſondern bereits in voller Angſt davonliefen, zu ihm herandrang, da ſchlug er ſich ſchmerzvoll an die Hüfte und ſagte mit einem lauten Seufzer zu den Anweſenden: „Gott, wie viel früher, als ich erwartete, wie viel ſpäter, als er ſelbſt hineinrannte, hat ſich Minucius jetzt ruinirt“! Zugleich befahl er in aller Schnelligkeit, die Fahnen voran, die Truppen hintennach, aus dem Lager zu rücken und rief: „Soldaten, denk' jetzt ein Jeder an Marcus Minucius und beeile ſich! Er iſt ein wackerer Mann und Patriot! Hat er im Eifer, den Feind hinauszutreiben, gefehlt, — wir wollen's ihm ein ander Mal vorhalten“! Gleich ſein erſtes Erſcheinen warf und zerſprengte die in der Ebene umherjagenden Numidier. Dann marſchirte er an die eigentlichen Kämpfenden und die im Rücken der Römer befindlichen Feinde und tödtete Alles, was ihm im Wege ſtand. Die Uebrigen machten Rechtsum und flohen, ehe ſie abgefangen wurden und in eine Lage geriethen, in welche ſie ſelbſt zuvor die Römer verſetzt hatten. Als Hannibal den Umſchlag bemerkte und den Fabius, kräftig über das Maß ſeines Alters, mitten durch die Kämpfenden hindurch zu Minucius den Hügel hinaufſtürmen ſah, gebot er der Schlacht ein Halt, ließ zum Rückzug blaſen und führte die Karthager in ihr Lager zurück, während auch die Römer mit Freuden umkehrten. Bei ſeinem Abzug ſoll er gegen ſeine Freunde etwa folgende ſcherzhafte Aeußerung über Fabius gethan haben: „ſagt' ich's euch nicht oftmals, daß dieſe Wolke, die auf den Bergen ſaß, einmal mit Sturm und Ungewitter losplatzen wird?“

13. Nach Beendigung des Treffens ließ Fabius allen gebliebenen Feinden die Rüſtung abziehen und zog ſich dann zurück, ohne über ſeinen Collegen auch nur ein Wort des Hochmuths oder Aergers fallen zu laſſen. Dagegen ließ Minucius ſeine Armee zuſammentreten und ſprach: „Kameraden, in wichtigen Angelegenheiten gar keinen Fehler zu machen, geht über die Kraft eines Menſchen; aber nach einem Fehler ſeine Unfälle ſich zur Belehrung dienen zu laſſen für die Zukunft, darin zeigt ſich der brave, verſtändige Mann. Ich bekenne nun, daß ich mein Schickſal zwar im Kleinen tadeln muß, aber im Größeren nur loben kann. Was ich ſo lange Zeit nicht begriff, habe ich heute gelernt in wenigen Stunden. Ich weiß jetzt, daß ich nicht befähigt bin, Andere zu befehligen, ſondern ſelbſt den Befehl eines Andern

nöthig habe, auch wenn der Ehrgeiz mich treibt, über Männer zu siegen, denen zu unterliegen ruhmvoller ist. Für euch ist der Diktator der Befehlshaber in allem Andern; nur im Danke gegen ihn will ich selbst euch vorangehen und der Erste sein, der sich gehorsam und unterwürfig gegen seine Gebote zeigt". Nach diesen Worten ließ er abmarschiren, die Adler an der Spitze, und zog nach dem Lager des Fabius. Dort angekommen, schritt er gerade nach dem Feldherrnzelt, so daß sich Jedermann verwunderte und die Sache räthselhaft fand. Und als Fabius nun hervortrat, ließ er vor ihm die Fahnen senken und nannte ihn selbst mit lauter Stimme seinen Vater, während seine Soldaten die des Fabius als Patrone begrüßten, — ein Wort, womit der Freigelassene seinen früheren Herrn bezeichnet. Sobald die nöthige Ruhe eintrat, begann Minucius zu sprechen. „Zwei Siege, sagte er, — zwei Siege, Diktator, hast du an dem heutigen Tage errungen, — durch Tapferkeit über Hannibal, durch Besonnenheit und Edelmuth über deinen Mitgeneral. Durch den ersten hast du uns gerettet, durch den andern uns belehrt. Die Niederlage vom Feinde war für uns schimpflich, die von dir war schön und hat uns vom Verderben erlöst. Meinen wackeren Vater nenn' ich dich, weil ich keinen ehrenvolleren Namen kenne; denn die Liebe, die mir jetzt von dir erwiesen ward, ist größer noch, als eines Vaters Liebe. Meinem Vater verdanke nur ich allein das Leben; aber gerettet ward ich von dir mit so vielen Andern"! Nach diesen Worten umarmte er den Fabius auf's Herzlichste. Das Gleiche konnte man auch die Soldaten thun sehn; denn sie umschlangen und küßten einander, so daß das Lager voll war von Jubel und Freudenthränen.

14. Bald darauf legte Fabius sein Amt nieder und es wurden wieder Consuln ernannt. Die ersten von diesen hielten sich streng an das System der Kriegführung, welches er festgestellt hatte. Sie mieden es, dem Hannibal eine förmliche Schlacht zu liefern, wogegen sie stets den Bundesgenossen zu Hilfe eilten und jeden Abfall verhinderten. Als jedoch Terentius Varro in das Consulat vorrückte, — ein Mann, der von nieberer Familie herstammte, sich aber durch sein Jagen nach Volksgunst und sein übereiltes Wesen hervorgethan hatte, so ließ sich mit Bestimmtheit annehmen, daß er bei seiner Unerfahrenheit *und Tollkühnheit* bald alles auf's Spiel setzen werde. Er schrie in den

Volksversammlungen laut: „der Krieg werde nicht aufhören, solange Rom noch Fabier als Feldherrn verwende; er werde den Feind am nämlichen Tage schlagen, an dem er ihn zu Gesicht bekomme". Zugleich mit diesen Aeußerungen sammelte und warb er eine Armee von so bedeutender Größe, wie sie die Römer noch zu keinem früheren Kriege verwendet hatten. Dieselbe zählte 88,000 sog. Combattanten, — ein Umstand, der eben dem Fabius und allen vernünftigen Römern große Besorgniß einflößte; denn sie vermochten keine Erholung mehr für die Stadt zu hoffen, wenn man mit einer solchen Mannschaft Unglück hatte. Deßwegen suchte Fabius auch des Terentius' Collegen, Aemilius Paulus, einen Mann, der viele Feldzüge mitgemacht hatte, aber bei dem Volke nicht beliebt und wegen einer ihm zu Theil gewordenen Verurtheilung zu einer Geldstrafe in den Staatsschatz überdieß schüchtern war, zu ermuntern und zu ermuthigen, daß er dem Wahnsinn des Andern Einhalt thun sollte. Er stellte ihm vor, daß der Kampf für das Vaterland bei ihm weniger gegen Hannibal, als gegen Terentius, zu führen sei. Der Eine wünsche eine baldige Schlacht, weil er seine Stärke nicht kenne, der Andere, weil er seine Schwäche kenne". Ich, — sagte er, — ich, mein lieber Paulus, kann größeren Glauben beanspruchen, als Terentius, wenn ich über Hannibals Lage entschieden behaupte, daß dieser Mann, wenn sich in diesem Jahre Niemand mit ihm in eine Schlacht einläßt, entweder zu Grunde gehen muß, sofern er bleibt, oder durch eine Flucht sich entfernen muß. Jetzt scheint er freilich noch Sieger und Herr zu sein; aber von seinen Feinden hat sich ihm Niemand angeschlossen und von seinen Truppen aus der Heimath ist entschieden nicht einmal der dritte Theil mehr übrig". Hierauf soll Paulus ihm erwidert haben: „wenn ich nur auf meine eigene Lage blicke, Fabius, so wäre es für mich besser, unter die Speere der Feinde zu fallen, als nochmals unter die Stimmzettel meiner Mitbürger. Wenn es aber so steht mit der Sache unseres Volks, so versuch' ich lieber, in deinen Augen ein tüchtiger Feldherr zu sein, als in den Augen aller Andern, die mich zum Gegentheil drängen". Mit solchen Vorsätzen zog Paulus in den Kampf.

15. Aber Terentius warf sich auf das System eines täglichen Wechsels im Commando. Er schlug sein Lager in der Nähe Hannibals am Flusse Aufidus und in der Nähe des Dorfes Cannä auf und

mit Tagesanbruch das Zeichen zur Schlacht geben; dies besteht in einem scharlachrothen Tuche, das über dem Feldherrnzelte ausgespannt wird. Auch die Karthager geriethen hiedurch anfänglich in große Bestürzung, als sie die Kühnheit des römischen Feldherrn und die Massen des feindlichen Heeres erblickten, während ihre eigene Anzahl nicht einmal die Hälfte betrug. Indessen gab Hannibal Befehl, unter die Waffen zu treten. Er selbst zu Pferde besichtigte mit wenigen Begleitern auf einem sanft ansteigenden Hügel die Feinde, die sich bereits in Schlachtordnung aufstellten. Als in seiner Umgebung ein Mann von gleich hohem Range, Namens Gisko, sich äußerte, daß er die Menge der Feinde ganz außerordentlich finde, runzelte Hannibal die Stirne und sagte: „Noch etwas Anderes, Gisko, ist Dir entgangen; das ist noch viel außerordentlicher.“ Auf die Frage Gisko's, was dies wäre? entgegnete Hannibal: „daß unter all diesen vielen Leuten kein Einziger ist, der Gisko heißt.“ Dieser Witz war so unerwartet, daß sofort ein allgemeines Gelächter ausbrach. Als sie von dem Hügel herunterritten, erzählten sie Jedem, der ihnen begegnete, den vorgekommenen Spaß, so daß das Gelächter sich immer weiter ausbreitete und Hannibals Umgebungen sich gar nicht mehr zu fassen vermochten. Die Karthager sahen dies und wurden dadurch voll fröhlichen Muthes, weil sie annahmen, daß nur bei völliger, gründlicher Verachtung des Feindes ihr Feldherr in der Nähe der Gefahr so lachen und Possen machen könne.

16. In der nun folgenden Schlacht bediente sich Hannibal einer mehrfachen Kriegslist. Die erste bezog sich auf die Oertlichkeit, sofern er es zu machen wußte, daß ihm der Wind im Rücken war. Wie ein heißer Glutorkan brach nämlich der Wind los, wirbelte auf der sandbedeckten offenen Ebene einen wilden Staub empor und trieb denselben über die Reihen der Karthager hinweg den Römern zu und diesen scharf in's Gesicht, so daß sie sich umkehren mußten und in Verwirrung geriethen. Die zweite List betraf die Schlachtordnung. Seinen kräftigsten, tapfersten Truppentheilen gab er ihre Aufstellung zu beiden Seiten des Centrums, während er das Centrum selbst mit den untauglichsten Leuten ausfüllte, um dasselbe, da es weit über die übrige Linie hervorragte, gleichsam als Keil zu benützen. Der Kern der Armee hatte den Befehl, sobald die Römer den genannten Punkt

durchbrochen hätten, ſodann im Sturm gegen den weichenden Theil des Centrums, der nun eine Biegung nach innen machen würde, heranrückten und dann innerhalb der karthagiſchen Stellung befindlich wären: alsdann raſch auf beiden Seiten zu ſchwenken, dem Feind in die Flanken zu fallen und ihn durch Umwickelung auch im Rücken einzuſchließen. Und dieſe Maßregel ſcheint das meiſte Blut gekoſtet zu haben. Denn als das Centrum nachgab und die verfolgenden Römer in ſich aufnahm, — als hierauf die Phalanx des Hannibal eine veränderte, halbmondartige Stellung annahm und die Commandeure der auserleſenen Truppen raſch durch eine Schwenkung nach Rechts, beziehungsweiſe Links, auf die unbedeckten Stellen eindrangen, konnten ſie Alle, welche nicht zeitig genug der Umzingelung auszuweichen wußten und dadurch in die Mitte genommen waren, vollſtändig vernichten. Auch der römiſchen Reiterei ſoll hiebei ein ſonderbarer Zufall begegnet ſein. Paulus war von ſeinem, wahrſcheinlich verwundeten Pferde abgeworfen worden und Einer nach dem Andern von ſeiner Umgebung ließ nun gleichfalls ſein Pferd dahinten, um zu Fuße den Conſul zu vertheidigen. Kaum hatten dies die Reiter geſehen, als ſie, in der Meinung, hiemit einem gegebenen allgemeinen Befehl zu folgen, insgeſammt abſaßen und zu Fuße ſich mit den Feinden herumſchlugen. Bei dieſem Anblick ſagte Hannibal: „das iſt mir lieber, als wenn ſie mir gebunden ausgeliefert würden!“ — eine Aeußerung, die wir in den ausführlicheren Geſchichtswerken aufgezeichnet finden. Von den Conſuln ſelbſt gelang es dem Varro, mit einer Handvoll Leute zu Pferd nach Venuſia zu entkommen. Paulus — in dem Gewühl und Drang dieſer Flucht, neben ſeinen erſten Wunden, am ganzen Leibe voll ſteckend von Geſchoſſen und geiſtig von einem nicht minder großen Schmerzgefühle niedergedrückt, ſaß auf einem Stein und wartete auf einen Feind, der ihm vollends den Garaus machen ſollte. Wegen der Maſſe von Blut, womit er am Kopf und im Geſicht beſpritzt war, blieb er von den Allermeiſten unerkannt; ſogar ſeine Freunde und Diener liefen an ihm vorbei, ohne ihn zu erkennen. Nur bei Lentulus Cornelius, einem jungen Patricier, war dies nicht der Fall. Dieſer ſprang ſogleich vom Pferde und führte es heran mit der Bitte, davon Gebrauch zu machen *und ſich ſelbſt für ſeine* Mitbürger zu retten, die jetzt eines tüchtigen

Führers ſo benöthigt wären, wie noch nie. Allein Paulus wies dieſe Bitte ab und zwang den jungen Mann, dem die Thränen herunter liefen, wieder aufzuſitzen. Dann gab er ihm die Hand und richtete ſich empor mit den Worten: „Lentulus, melde dem Fabius Maximus, und ſei ſelbſt mein Zeuge, daß Paulus Aemilius ſeinen Rathſchlägen treu blieb bis an's Ende und daß er in Allem, was verabredet war, ſein Wort gehalten; aber er unterlag — zuerſt dem Varro und dann dem Hannibal!“ Mit dieſem Auftrage entließ er den Lentulus und ſtürzte ſich dann ſelbſt in das Gemetzel hinein, wo er ſeinen Tod fand. Es ſollen in der Schlacht bei Cannä 50,000 Römer gefallen, 4000 lebendig in Gefangenſchaft gerathen ſein. Diejenigen, welche noch nach der Schlacht in beiden Lagern gefangen wurden, betrugen gleichfalls nicht unter 10,000 Mann.

17. Bei einem ſo glänzenden Erfolge wurde Hannibal von ſeinen Freunden lebhaft aufgemuntert, ſein Glück noch weiter zu verfolgen und zugleich mit der Flucht der Feinde in Rom einzudringen; „fünf Tage nach der gewonnenen Schlacht könne er auf dem Capitolium zu Abend ſpeiſen“. Hier iſt es nun ſchwierig, zu ſagen, welche Berechnung ihn auf einen ſolchen Rath nicht eingehen ließ. Es ſcheint eben mehr das Werk einer höheren Macht, eines Gottes, der ihm in den Weg trat, als ſein eigenes Zaudern, ſeine eigene Verzagtheit bei dem gedachten Plan geweſen zu ſein. Deßwegen ſoll auch der Karthager Barkas im Zorn zu ihm geſagt haben: „Du verſtehſt zu ſiegen; aber deinen Sieg zu benützen, das verſtehſt Du nicht.“ Indeſſen veränderte doch dieſer Sieg Hannibals Lage vollſtändig. Vor der Schlacht beſaß er keine Stadt, keinen Handelsplatz, keinen Hafen in Italien; nur mühſam und nothdürftig vermochte er die Bedürfniſſe für ſeine Armee auf dem Wege des Raubs zuſammenzubringen; er hatte keinen ſicheren Grund als Baſis für ſeine Kriegführung, ſondern zog mit ſeinem Heere, wie mit einer großen Räuberbande, in Kreuz und Quer herum; aber jetzt unterwarf er ſich mit einem Mal nahezu ganz Italien! Die meiſten und größten Völkerſchaften ſchloſſen ſich ihm freiwillig an, und ſelbſt Capua, welches nach Rom die größte Bedeutung unter allen Städten hat, durfte er ohne Widerſtand beſetzen. Indeſſen braucht es nicht bloß bei Freunden — nach Euri-

pides' Ausdruck — ein schweres Unglück, um sie zu erproben, sondern auch bei einsichtsvollen Feldherren. Was man vor der Schlacht bei Fabius nur Feigheit und Mangel an Feuer genannt hatte, erschien nach der Schlacht alsbald als eine gewisse übermenschliche Berechnung, als ein höherer, göttlicher Grad von Einsicht, die schon aus einer so großen zeitlichen Entfernung die Dinge kommen sieht, welche man kaum glauben konnte, als man sie in Wirklichkeit erfahren mußte. Deßwegen vereinigten sich jetzt in Rom alle noch vorhandenen Hoffnungen in seiner Person und man nahm seine Zuflucht zu der Intelligenz dieses Mannes, wie zu einem Tempel und Altar. Daß man blieb, daß nicht Alles sich zerstreute, wie in den unglücklichen gallischen Kriegen, durfte man in erster Linie und im hauptsächlichsten Maße nur seinem Verstande zuschreiben. Denn der gleiche Mann, welcher in scheinbar ganz gefahrlosen Zeiten sich so vorsichtig und hoffnungsarm gezeigt hatte, ging jetzt, während Jedermann in unendliche Trauer und thatenlose Verwirrung versunken war, allein mit ruhigem Schritte, fester Miene, freundlichem Gruße durch die Straßen der Stadt, hemmte das Klaggeschrei der Weiber, ließ sich auf öffentlichen Plätzen keine Gruppen bilden von Leuten, die nur kamen, um mit einander zu jammern; er bewog den Senat, Sitzungen zu halten und sprach den höchsten Behörden Muth ein; denn nur in ihm lag die Kraft und Stärke jeder Behörde, die auf ihn ihre Blicke richtete.

18. Zunächst stellte er nun Posten an die Thore, um den hinausrennenden Pöbel, der die Stadt verlassen wollte, zurückzuweisen. Auch bestimmte er für die Trauer sowohl Ort, als Zeit. In jedem Hause sollte, wer überhaupt trauern wollte, dies nur dreißig Tage lang thun, nach deren Verlauf jede Aeußerung des Schmerzes aufzuhören und die Stadt von derlei Dingen wieder rein zu halten war. Da das Fest der Ceres in jene Tage fiel, so erschien es besser, überhaupt jedes Opfer, jeden feierlichen Aufzug völlig zu unterlassen, als daß die Größe des Unheils durch die kleine Anzahl und Niedergeschlagenheit der Zusammenkommenden erst recht an den Tag käme; denn die Gottheit freue sich nur über die Verehrung von glücklichen Menschen. Doch wurde Alles vollzogen, was die Wahrsager zur Versöhnung der Götter oder Ablenkung von bösen Zeichen anriethen. So

wurde ein Verwandter des Fabius — Pictor — zur Befragung des Orakels nach Delphi geschickt, und da man zwei vestalische Jungfrauen der Unzucht schuldig fand, die eine — nach herkömmlicher Sitte — lebendig begraben; die andere gab sich selbst den Tod. Am meisten Bewunderung verdient die Besonnenheit und nachsichtsvolle Güte der Stadt. Denn als der Consul Varro von seiner Flucht heimkehrte, gedemüthigt und niedergeschlagen, wie es nur ein Mensch sein kann, der die schmachvollsten, unglückseligsten Geschäfte gemacht hat, ging ihm Senat und Volk insgesammt zur Begrüßung entgegen. Die höchsten Behörden und ersten Mitglieder des Senats, wozu auch Fabius gehörte, sprachen, sobald die nöthige Ruhe eingetreten war, ihm ihre Anerkennung aus, daß er nach einem so großen Mißgeschick an dem Staate nicht verzweifelt habe, sondern hier erscheine, um als höchste Instanz die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten, die Gesetze zu handhaben und mit den Bürgern so zu verkehren, daß er deren Rettung hiedurch als möglich anerkenne.

19. Als sie darauf erfuhren, daß Hannibal nach der Schlacht sich gegen das übrige Italien gewandt hätte, gewannen sie wieder Muth und schickten neue Feldherrn, neue Armeen aus. Unter diesen waren Fabius Maximus und Claudius Marcellus die hervorragendsten; bei fast völlig entgegengesetzten Grundsätzen, wornach sie handelten, war ihre Bewunderung die gleiche. Der Letztere (wie in seiner Lebensbeschreibung näher berichtet ist) besaß Thatkraft und trotzigen Muth in glänzendem Maße. Er war ein Mann, der auch persönlich dreinzuschlagen vermochte, — nach seiner ganzen Natur ein Mann von der Art, wie sie Homer gerne „kriegliebende, kampflustige“ nennt. Und in dieser waghalsigen, verwegenen Art, die der Keckheit eines Hannibal die gleiche Keckheit entgegensetzte, eröffnete er auch sogleich den Kampf bei verschiedenen Gelegenheiten. Fabius dagegen blieb fest bei seinen ersten Berechnungen. Er hoffte, daß Hannibal, auch ohne daß ihn ein Mensch angriffe oder reizte, sich selber schaden und hinsichtlich des Krieges aufreiben werde, indem er, wie ein Athlet bei einer durch seine Strapazen herbeigeführten Ueberspannung der Körperkraft, in kürzester Zeit seine ganze Stärke verlieren müsse. Deßwegen hieß — nach Posidonius — der Eine bei den Römern ihr „Schild“, Marcellus

ihr „Schwert“ und durch die enge Verbindung, in welche die Festigkeit und Sicherheit eines Fabius mit der gewohnten Art des Marcellus trat, wurde Rom gerettet. Der Letztere glich einem reißenden Strome, der in zahlreichen Begegnungen Hannibals Macht bis zum Brechen erschütterte; Fabius dagegen unterwühlte ihn allmälig unter dem Boden, ganz geräuschlos, aber fort und fort, bis der Fall nahe war und ihm unvermerkt die Mittel ausgingen; ja zuletzt gerieth Hannibal in eine solche Noth und Verlegenheit, daß Hannibal gegenüber von Marcellus im Kampfe ermattete und den Fabius fürchtete, weil dieser nicht kämpfte. Denn, sozusagen, die meiste Zeit mußte er nur gegen diese Krieg führen, weil sie immer wieder zu Prätoren, Proconsuln oder Consuln gewählt wurden; beide bekleideten fünfmal das Consulat; aber während er den Marcellus in dessen fünftem Consulat in einen Hinterhalt lockte, wo er umkam, richtete er gegen Fabius mit allen Täuschungen und Versuchungen, in die er ihn oftmals führte, lediglich nichts aus. Nur ein einziges Mal hätte er ihn nahezu überlistet und in Schaden gebracht. Er schickte an Fabius einen erdichteten Brief, angeblich von der einflußreichen vornehmen Partei in Metapontum, des Inhalts, daß die Stadt ihm sollte übergeben werden, sobald er anrücke, und daß die Betheiligten bei diesem Plane nur seine Ankunft und Erscheinung in der Nähe abwarteten. Dieses Schreiben brachte bei Fabius die beabsichtigte Wirkung hervor. Er nahm einen Theil seines Heeres und war im Begriff, während der Nacht aufzubrechen. Dann aber, als die Augurien sich ungünstig zeigten, stand er von seinem Vorhaben ab und bald darauf fand sich's, daß das Schreiben an ihn listigerweise von Hannibal selbst verfaßt war und dieser ihm unter den Mauern der Stadt auflauerte. Vielleicht muß man diesen Ausgang einer besonderen Gnade der Götter zuschreiben.

20. Bei dem Abfall einzelner Städte, oder den unruhigen Bewegungen der Bundesgenossen glaubte Fabius solche Versuche mehr durch freundliches, mildes Benehmen gegen sie zurückhalten und durch das Schamgefühl überwinden zu müssen, ohne jeder stillen Vermuthung argwöhnisch nachzugehen und gegen die Verdächtigen überhaupt Strenge anzuwenden. So handelte er einmal bei einem Soldaten aus dem Marserlande, welcher durch Tapferkeit, wie durch seine Her-

kunft, unter den Bundestruppen den ersten Rang einnahm. Als Fabius bemerkte, daß derselbe mit einigen Leuten im Lager von Desertion gesprochen hatte, reizte er ihn nicht noch mehr, sondern gestand ihm zu, daß er unverdientermaßen zurückgesetzt worden sei. „Für diesmal (sagte Fabius) gebe er den Officieren die Schuld, weil diese die Auszeichnungen mehr nach Gunst, als nach den Leistungen der Tapferkeit vertheilten; künftighin aber müsse er dem Soldaten selbst die Schuld beimessen, wenn dieser nicht zu ihm komme und es ihm sage, wenn er irgend Etwas wünsche." Und nach diesen Worten schenkte er ihm ein Schlachtpferd und decorirte ihn mit den sonstigen Auszeichnungen, so daß der Mann von dort an sein getreuster und willigster Soldat wurde. „Stallmeister und Jäger — meinte er — suchen den Thieren ihre Widerspenstigkeit, ihr leidenschaftliches, störrisches Wesen mehr durch Pflege, Gewöhnung, Fütterung, als durch Peitsche und Knebel zu benehmen; da wär's doch arg, wenn ein Gebieter über Menschen nicht am meisten auf die Freundlichkeit und Milde in der erziehenden Behandlung hielte und mit ihnen härter, gewaltthätiger umginge, als ein Bauer mit wilden Feigen-, Birn- und Oelbäumen, die er durch Wartung und Pflege zu zahmen, fruchtbaren Bäumen veredle." — Ein anderes Mal berichteten ihm seine Officiere von einem Lukanier, der oftmals weit weg vom Lager herumstreiche und seinen Posten verlasse. Fabius fragte: „Was dies, so viel sie wüßten, sonst für ein Mann sei?" Alle gaben ihm das Zeugniß, daß es nicht leicht in der Armee noch einen Soldaten seinesgleichen gebe. Dabei erzählten sie von ihm einige Thaten und Fälle, wo er sich glänzend hervorgethan hatte. Fabius forschte also nach der eigentlichen Ursache jener Unordnung und fand, daß der Mann eine Liebschaft habe und jedesmal mit Gefahr einen weiten Weg vom Lager aus zu seinem Mädchen wandelte. Dann schickte er einige Leute ab, ohne daß der Soldat davon wußte, ließ das Weibsbild aufheben und versteckte sie in seinem Zelte. Jetzt wurde der Lukanier allein zu ihm berufen. „Es ist nicht unbemerkt geblieben," sagte er, „daß du ganz gegen römisches Herkommen und Gesetz oftmals in der Nacht nicht im Lager bist; es ist aber auch nicht unbemerkt geblieben, daß du früher ein braver Soldat warst. Nun — deine Vergehungen

ſollen dir erlaſſen ſein wegen deiner ſonſtigen Tapferkeit; aber für die Zukunft will ich's jemand Anderem übertragen, dich zu hüten!" Als der Soldat ſich verwunderte, führte Fabius das Mädchen hervor und übergab ſie ihm mit den Worten: „Die bürgt mir dafür, daß du künftig im Lager bleibſt bei uns; und du wirſt durch die That beweiſen, daß du das Lager nicht wegen einer ſonſtigen Schurkerei verlaſſen haſt, wobei die Liebe und dies Mädchen nur ein Vorwand war, den du angabſt!" So viel hierüber nach unſern Nachrichten.

21. Die Stadt Tarent, welche durch Verrath von den Feinden erobert worden war, gewann er auf folgende Weiſe wieder. Es diente unter ihm ein junger Tarentiner, der eine Schweſter hatte, welche durchaus mit treuer Zärtlichkeit an ihm hieng. Nun war aber ein Bruttier, — ein Officier von der Beſatzung, die Hannibal in die Stadt gelegt hatte, in das Mädchen verliebt. Dieſer Umſtand gab dem Tarentiner Hoffnung, einen Plan ausführen zu können. Er wurde mit Fabius' Vorwiſſen nach der Stadt entlaſſen, angeblich aber war er zu ſeiner Schweſter nach Tarent deſertirt. Die erſten Tage vergingen nun und der Bruttier blieb daheim, weil das Mädchen glaubte, ihr Bruder wiſſe nichts von der Sache. Dann redete der junge Mann mit ihr: — „Nun, man ſagte dort überall, du habeſt ein Verhältniß mit einem vornehmen, großen Herrn! Wer iſt dieſer? Wenn es, wie ſie ſagen, ein Mann von rühmenswerthen Eigenſchaften, ein Mann von Auszeichnung iſt, ſo kümmert ſich der Krieg, der Alles durcheinander mengt, keinen Deut um die Herkunft. Nichts iſt eine Schande, was man eben thun muß. Aber ein Glück iſt es in einer Zeit, wo das Recht auf ſo ſchwachen Füßen ſteht — wenn nur das Zwingende ein möglichſt mildes iſt." Nach dieſem Geſpräch ließ das Weib den Bruttier wieder holen und machte ihn mit ihrem Bruder bekannt. Da dieſer nun der Leidenſchaft Vorſchub leiſtete und ſeine Schweſter noch mehr, als ſie es früher war, freundlich und hingebend für den Ausländer zu ſtimmen ſchien, ſo erwarb er bald deſſen Vertrauen in einem ſolchen Grade, daß es ihm nicht ſchwer fiel, die Gedanken des verliebten Söldlings herumzubringen — und zwar in Ausſicht auf große Belohnungen, welche, wie er verſprach, ihm Fabius verleihen ſollte. So lautet die Erzählung nach den

Angaben der meiſten Schriftſteller. Einige behaupten jedoch, das Mädchen, von welchem der Bruttier herübergeführt wurde, ſei nach ihrer Abkunft keine Tarentinerin, ſondern eine Bruttierin geweſen, dabei eine Concubine des Fabius; als ſie nun erfuhr, daß der Befehlshaber der Bruttier ein Landsmann und Bekannter von ihr ſei, habe ſie dies dem Fabius mitgetheilt und nachher bei einer Zuſammenkunft und Beſprechung unter der Mauer den Menſchen durch ihre Worte mit Erfolg bearbeitet.

22. Während dieſer Vorgänge ſuchte Fabius den Hannibal durch einen Kunſtgriff in eine andere Gegend zu bringen. Er ſandte den Truppen in Rhegium Befehl zu, das bruttiſche Gebiet zu überfallen und die Stadt Kaulonia mit Sturm zu nehmen. Ihr Lager in Rhegium beſtand aus 8000 Mann; es waren aber meiſtentheils Ueberläufer und das nichtsnutzigſte Geſindel von den Leuten, die Marcellus aus Sicilien herübergebracht hatte, ſo daß man ſie mit dem geringſten Schmerz und Schaden für Rom konnte zu Grunde gehen laſſen. Fabius hoffte nämlich, wenn er dieſe dem Hannibal preisgebe und als Köder gebrauche, denſelben von Tarent wegzulocken. Und dies geſchah auch wirklich; denn Hannibal ſtürzte ſogleich mit ſeiner Armee nach jener Seite, den Feinden nach. Am ſechsten Tag, nachdem Fabius die Belagerung Tarents begonnen hatte, kam der junge Mann, der zuvor, ſammt ſeiner Schweſter, ſich mit dem Bruttier verſtändigte, zu ihm. Er wußte genau und hatte den Ort ſelbſt beaugenſcheinigt, wo der Bruttier auf dem Poſten ſtand, mit der Abſicht, denſelben ohne allen Widerſtand den Angreifern zu überlaſſen. Indeſſen machte Fabius das Unternehmen nicht bloß einfach von der Verrätherei abhängig. Er ſelbſt begab ſich dahin, verhielt ſich jedoch ganz ruhig, während dagegen das ganze ſonſtige Heer auf der Land- und Seeſeite unter großem Geſchrei und Lärm die Mauern beſtürmte. Endlich, als die meiſten Tarentiner dorthin zur Hilfe eilten und ſich mit den Vertheidigern vereinigten, gab der Bruttier dem Fabius das Zeichen, daß der rechte Augenblick gekommen ſei, und jetzt ſtieg dieſer mit Leitern hinauf und bemächtigte ſich der Stadt. Hier jedoch unterlag er, wie es ſcheint, einer Verſuchung ſeines Ehrgeizes, indem er die Bruttier zuerſt niedermachen ließ, damit die Eroberung der

Stadt vermittelſt eines Verraths nicht an den Tag kommen ſollte. Indeſſen täuſchte er ſich in dieſer Erwartung; ja er kam noch überdies in den ſchlimmen Ruf der Treuloſigkeit und Grauſamkeit. Von den Tarentinern kam eine große Anzahl um's Leben. Der zu Sklaven Verkauften waren es dreißigtauſend und die Stadt wurde von den Soldaten geplündert. In den Staatsſchatz kamen dreitauſend Talente. Während alles Andere theils fortgeführt, theils fortgetragen wurde, ſoll der Sekretär des Fabius gefragt haben: „Was er hinſichtlich der Götter befehle?“ — ein Ausdruck, worunter er die Gemälde und Bildſäulen verſtand. Fabius erwiderte: „Die Götter laſſen wir den Tarentinern, denen ſie erzürnt ſind.“ Indeſſen ließ er doch die Koloſſalſtatue des Herkules von Tarent fortſchaffen und ſtellte ſie in dem Capitolium auf, — nahe dabei ſein eigenes Reiterſtandbild von Erz. Gegenüber von Marcellus zeigte er in dieſem Verfahren etwas weit Unſtatthafteres, oder vielmehr, es zeigte ſich gerade an ihm, welche Bewunderung Marcellus durch ſeine Milde und Menſchenfreundlichkeit verdiente — (wovon das Nähere in deſſen Lebensbeſchreibung).

23. Hannibal, der in Eilmärſchen nachrückte, war nur noch vierzig Stadien zurückgeblieben und erklärte jetzt unumwunden: „Alſo haben auch die Römer einen zweiten Hannibal! Wir haben Tarent verloren, wie wir es genommen haben!“ Im engeren Freundeskreiſe ließ er ſich jetzt zum erſten Male dahin vernehmen, daß es, wie er ſchon längſt geſehen, für ſie ſchwierig, — und jetzt ſage er: — unmöglich ſei, mit den vorhandenen Mitteln Italien zu erobern. Fabius feierte nunmehr ſeinen zweiten Triumph, der weit glänzender war, als der erſte; denn er rang mit Hannibal, wie ein guter Athlete, und parirte ganz ohne Mühe alle ſeine Unternehmungen, gerade wie Griffe und Anfaſſungen eines Gegners, die nicht mehr den gleichen Nachdruck haben. Denn ein Theil der feindlichen Armee war durch Schwelgerei und vieles Geld entnervt, der andere gleichſam ſtumpf geworden und aufgerieben durch die unaufhörlichen Gefechte. Als Hannibal Tarent den Römern abnahm, war daſelbſt ein gewiſſer Marcus Livius der Kommandant geweſen. Trotz Allem behauptete dieſer die Burg, ohne ſich verdrängen zu laſſen; ja, er blieb in ihrem Beſitze, bis Tarent

wieder unter die Römer kam. Diesen Mann ärgerten die Auszeichnungen, welche Fabius erhielt. Ja, einmal ließ er sich im Senat durch Neid und Ehrgeiz zu der Aeußerung hinreißen: „nicht Fabius, sondern er habe die Eroberung Tarents herbeigeführt.“ — „Ganz richtig!“ gab ihm Fabius mit lautem Lachen zur Antwort; — „denn hättest Du die Stadt nicht verloren, so hätte ich sie nicht nehmen können.“

24. Zu den verschiedenen glänzenden Ehrenbezeugungen, welche die Römer dem Fabius erwiesen, gehörte auch die Ernennung seines gleichnamigen Sohnes zum Consul. Als dieser einmal nach Uebernahme des hohen Amtes über einen den Krieg betreffenden Gegenstand verhandelte, näherte sich ihm der Vater durch die Reihen der Umstehenden, die ihn zu sprechen wünschten, hindurch und zwar, entweder wegen Altersschwäche oder um seinen Sohn auf die Probe zu stellen — zu Pferde. Kaum erblickte ihn aber der junge Mann von ferne, als er sogleich dagegen auftrat, einen Lictor schickte und seinem Vater befahl, abzusteigen und zu Fuß heranzutreten, wenn er etwas von der Behörde wünsche. Manche fühlten sich nun durch ein solches Kommandowort geärgert und richteten schweigend ihre Blicke auf Fabius, der hier nach ihrer Ansicht eine seines Ruhmes unwürdige Behandlung erfuhr. Allein er selbst sprang in aller Schnelligkeit herunter, eilte mit fliegenden Schritten zu seinem Sohne und sprach unter den zärtlichsten Umarmungen zu ihm: „Schön, mein Sohn; das ist die rechte Gesinnung, das rechte Handeln! Du weißt, über wen du gebietest; du kennst die ganze Größe des hohen Amtes, das dir übertragen ist! Auf diesem Wege haben auch wir, haben unsere Vorfahren Rom gehoben, weil wir Eltern und Kinder stets dem Interesse des Vaterlandes nachsetzten.“ So erzählt man in der That, daß der Urgroßvater des Fabius, der in Rom das höchste Ansehen und den größten Einfluß besaß, zwar fünfmal selbst das Consulat bekleidete und in Folge sehr bedeutender Kriege die glänzendsten Triumphe feierte, aber dennoch seinem zum Consul gewählten Sohne als bloßer Legat in den Krieg folgte und sodann bei dem Triumphe, während der Sohn auf einem Viergespann daher fuhr, nur zu Pferd in der Mitte der Andern hinten nach kam, voll Freude, daß er, — der Herr seines Sohnes, der

größte Bürger, was er war und wie man ihn nannte, — sich selbst dem Gesetz und der obersten Behörde nachstelle. Indessen waren dies nicht die einzigen Gründe der Bewunderung, die ihm zu Theil wurde. Fabius' Sohn starb leider bald darauf; er ertrug dieses Unglück als verständiger Mann und wackerer Vater mit großer Fassung. Die rühmende Grabrede, welche bei der Bestattung hervorragender Männer von einem Verwandten gehalten wird, übernahm er selbst. Er sprach sie öffentlich auf dem Forum und gab sie nachher in Abschriften hinaus.

25. Jetzt kam Cornelius Scipio nach Rom zurück. Dieser Mann war früher nach Spanien geschickt worden, hatte dort die Karthager in vielen großen Schlachten besiegt, sehr viele Volksstämme, bedeutende Städte und glänzenden Besitz aller Art für die Römer gewonnen und stand daher, als er nun heimkehrte, so hoch in Gunst und Ansehen, wie schlechthin kein Anderer. Er wurde zum Consul gewählt und da er bemerkte, daß das Volk von ihm irgend ein bedeutendes Unternehmen wünsche und erwarte, so mochte er sich nicht in Italien selbst mit Hannibal herumbalgen, weil er dies für alt und abgedroschen ansah; dagegen faßte er den Plan, Karthago und Afrika selbst mit einer Armee in Waffen zu überschwemmen, Alles dort zu verheeren und dadurch den Kriegsschauplatz aus Italien in Feindesland zu versetzen. Für diesen Plan bemühte er sich mit allem Eifer die Stimmung des Volkes zu gewinnen. Aber hier suchte nun Fabius die Stadt in die höchste Angst zu versetzen, „daß sie von einem unbesonnenen jungen Manne in die äußerste, furchtbarste Gefahr gestürzt werde." Er sparte dabei weder Worte, noch Handlungen, die voraussichtlich seine Mitbürger abwendig machen konnten. Wirklich gelang es ihm, den Senat zu überzeugen; allein die Ansicht des Volkes ging dahin, daß er nur aus Neid den allgemein beliebten Scipio angreife und dabei befürchte, daß er selbst, wenn der Andere irgend eine große, glänzende That verrichtet, und den Krieg entweder gänzlich beendigt, oder doch aus Italien hinausgeworfen habe, alsdann als ein unthätiger, schlaffer Mensch erscheinen müßte, nachdem er so lange Zeit die Führung desselben geleitet, ohne ihn zu beendigen. Am Anfang wurde Fabius zu seinem Widerspruche mehr durch seine große Vorsicht und Behutsamkeit geleitet; allmälig aber steigerte er sich immer

mehr hinein und wurde durch einen gewiſſen Ehrgeiz und durch Händelſucht noch weiter getrieben. Er wollte das Emporkommen des Scipio verhindern; ja er ſuchte ſogar Scipio's Collegen, Craſſus, zu bereden, daß er ihm das Kommando nicht überlaſſen, überhaupt nicht nachgeben, ſondern, wenn er meinte, ſelbſt in das Gebiet von Karthago überſetzen ſollte. Auch duldete er keine Geldverwilligung für den Krieg. Geld mußte ſich alſo Scipio nothgedrungen ſelbſt verſchaffen und erhob auch wirklich eine Summe von den Städten in Etrurien, welche privatim mit ihm in einem ſehr vertrauten, freundlichen Verhältniſſe ſtanden. Den Craſſus hielt zum Theil ſeine Natur, ſofern er kein ſtreitſüchtiger, ſondern vielmehr ein ganz friedfertiger Charakter war, zu Hauſe zurück; dazu kam noch ein religiöſes Geſetz, indem er das Amt des Oberprieſters bekleidete.

26. Und abermals trat Fabius dem Scipio auf einem andern Wege entgegen. Er ſuchte die Leute, welche ſich herandrängten, um ihn auf ſeinem Feldzuge zu begleiten, hieran zu verhindern und feſtzuhalten. In den Sitzungen des Senats, wie in den Volksverſammlungen, erklärte er laut, daß Scipio nicht bloß für ſeine eigene Perſon dem Hannibal entlaufen wolle, ſondern bei ſeiner Ausfahrt auch die noch übrige Streitmacht aus Italien fortnehmen würde; als Demagog mache er den jungen Leuten Hoffnungen und beſchwatze ſie, Eltern, Weiber und Heimathſtadt zu verlaſſen, während übermächtig und unbeſiegbar der Feind ihr vor den Thoren ſitze." Und in der That gelang es ihm mit ſolchen Worten, die Römer in Angſt zu verſetzen, und ſie beſchloſſen, daß er nur die Truppen in Sicilien verwenden dürfe nebſt dreihundert Mann zuverläſſiger Leute, die unter ihm in Spanien gedient hätten. Bis hieher ſchien Fabius in ſeiner politiſchen Haltung nur ſeiner eigenen Natur zu folgen. Als aber Scipio nach Afrika übergeſetzt hatte, — als nun unverzüglich bewunderungswürdige Heldenthaten und Unternehmungen — ſtolz durch ihre Großartigkeit und ihren Glanz — in Rom gemeldet wurden und zur Beſtätigung dieſer Nachrichten eine ungeheure Beute nachfolgte, der numidiſche König in Gefangenſchaft gerieth, zwei feindliche Lager faſt zur nämlichen Zeit in Rauch aufgingen, womit ſich ein bedeutender Verluſt an Menſchen, Waffen und Pferden verband, die in denſelben

mit verbrannten, — als von den Karthagern wiederholt Gesandtschaften bei Hannibal eintrafen, um ihn abzurufen und aufzufordern, daß er unter Aufgebung dieser nicht zu verwirklichenden Hoffnungen rasch seiner Heimath zu Hilfe eilen sollte, — als daher in Rom Scipio durch seine glücklichen Erfolge den Gegenstand des allgemeinen Gespräches bildete, da beantragte Fabius: „dem Scipio einen Nachfolger zu senden!“ — ohne hiefür einen anderen Grund angeben zu können, als die bekannte Aeußerung: „es sei gefährlich, dem Glück eines einzigen Menschen so ungeheure Interessen anzuvertrauen; denn schwerlich könne der gleiche Mensch immerfort Glück haben!“ Dadurch stieß er bei dem Volke im höchsten Grade an; man hielt ihn für einen mürrischen, scheelsüchtigen Mann, oder für einen solchen, der in Folge seines hohen Alters allen Muth, alle Hoffnung verloren habe und vor Hannibal einen gar zu übermäßigen Respect hege. Selbst als Scipio mit seinen Armeen bereits von Italien abgesegelt war, ließ er die Freude und das muthige Vertrauen seiner Mitbürger nicht ungestört und unangefochten. „Jetzt erst — äußerte er — treibe die Lage der Stadt vollends der äußersten Gefahr entgegen und werde immer mißlicher; Hannibal werde in Afrika, zum Schutze Karthago's, mit um so größerer Wucht über sie herfallen; eine Armee werde dem Scipio entgegentreten, die noch rauche von dem Blute so vieler bevollmächtigten Feldherrn, Diktatoren und Consuln.“ Die Folge solcher Aeußerungen war, daß die Stadt abermals in die höchste Aufregung gerieth und, ungeachtet der Krieg nach Afrika versetzt war, dennoch die Gefahr Rom noch näher gerückt glaubte.

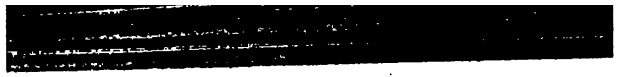
27. Aber Scipio besiegte nach kurzer Zeit den Hannibal selbst in einer gewaltigen Schlacht und warf das stolze Bewußtsein Karthago's, das er völlig stürzte, unter seine Füße in den Staub nieder. Er erregte dadurch bei seinen Mitbürgern eine Freude, die alle Erwartungen überstieg und gab ihnen in der That die Herrschaft zurück, die

„zuvor von wildem Sturm geschüttelt ward“.

Doch erlebte der schwach gewordene Fabius Maximus das Ende des Krieges nicht mehr, hörte nicht mehr von Hannibals Niederlage, sah nicht mehr das große, fest begründete Glück seiner Heimath. Schon um die Zeit, da Hannibal von Italien absegelte, war er einer Krankheit unter-

legen. — Epaminondas wurde einſt zu Theben wegen ſeiner Armuth, die ſich bei ſeinem Tode herausſtellte, auf öffentliche Koſten begraben; denn der Sage nach fand ſich in ſeiner Hinterlaſſenſchaft nichts als ein eiſerner Bratſpieß. Bei Fabius fand nun zwar kein ähnliches Begängniß auf Staatskoſten ſtatt; doch ſteuerte jeder Einzelne für ſich die kleinſte Geldmünze bei — nicht ſowohl, weil man ſeiner Dürftigkeit abhelfen, als weil das Volk ihn als „Vater" begraben wollte. Hiedurch fand ſein Tod noch die Ehre und Auszeichnung, welche ſein Leben verdient hatte.

Paulus Aemilius.



1. Wenn ich um Anderer willen diese Lebensbeschreibungen begonnen habe, so setze ich dieselben jetzt um meiner selbst willen mit Lust und Liebe fort. Die Geschichte erscheint mir als ein Spiegel, der mir dazu dient, mein eigenes Leben schöner zu gestalten und den Tugenden solcher Männer ähnlich zu machen. Eine derartige Arbeit ist nichts anderes, als ein vertrautes Zusammenleben. Durch die Hand der Geschichte führt man Jeden von ihnen wie einen Gastfreund in das Haus, um alsdann seine Größe, seine Trefflichkeit zu betrachten, indem wir die ausgezeichnetsten und merkwürdigsten von seinen Thaten auswählen.

„Nein, nein, es gibt nichts Schönr'es doch in aller Welt,
Das den Charakter auszubilden mächt'ger ist" *).

Demokritus **) sagt irgendwo: „man solle beten, damit uns erfreuliche Bilder entgegentreten, und mehr die verwandten und guten, als die schlimmen und schädlichen aus dem Luftraume zu uns hergelangen". Er bringt hiemit eine Lehre in die Philosophie, die völlig unwahr ist und zu gränzenlosem Aberglauben führen muß. Ganz anders verhält sich's mit dem Studium der Geschichte und der Fortsetzung meiner schriftstellerischen Arbeit. Hier nehmen wir beständig das Gedächtniß der trefflichsten, berühmtesten Männer in die Seele auf, um alles Lasterhafte, Bösartige, Unedle, das etwa durch den unvermeidlichen Umgang mit andern Menschen ihr anklebt, völlig zu verbannen, indem wir alle unsere Gedanken in leidenschaftloser Ruhe nur auf die erhabensten Vor-

*) Fragment aus einer verlorenen Tragödie des Sophokles.

**) Demokrit aus Abdera, Philosoph, geb. um 500 v. Chr., erklärte die Anschauungen aus Bildern, die sich von den Gegenständen trennen und sodann unsere Sinnenorgane berühren.

bilder richten. Und ſo, mein Freund, überreiche ich dir jetzt die Biographien Timoleons von Korinth und des römiſchen Aemilius Paulus, — zweier Männer, die, der Eine, wie der Andere, bei ihren Unternehmungen nicht nur nach edlen Grundſätzen handelten, ſondern dabei auch ſo ſehr die Gunſt des Glückes genoſſen, daß ſich die Frage erheben könnte, ob ihre glänzendſten Erfolge mehr dieſem Glück, oder ihrer Klugheit zuzuſchreiben ſeien.

2. Daß das Haus der Aemilier in Rom zu den patriciſchen, alten Geſchlechtern gehörte, wird von den meiſten Schriftſtellern übereinſtimmend berichtet. Daß jedoch der Erſte von ihnen, welcher der Familie ihren Namen gab, Mamercus war, ein Sohn des Philoſophen Pythagoras, der wegen der „Hämylie“ d. h. der bezaubernden Lieblichkeit, womit er zu ſprechen verſtand, „Aemylius“ genannt worden ſei, iſt nur die Behauptung einiger Wenigen, welche dem Pythagoras auch die Heranbildung des Königs Numa zuſchreiben.

Während nun die meiſten Glieder dieſes Hauſes, welche ſich durch ihre angeſtrebte Vortrefflichkeit zum Ruhme emporſchwangen, zugleich vom Glück begünſtigt wurden, war dieſes nur bei Lucius Paulus nicht der Fall, bei welchem vielmehr ſein Verſtand, wie ſeine Männlichkeit, erſt durch das unglückſelige Ereigniß von Cannä an den Tag trat. Denn als er ſeinen Amtsgenoſſen durch keinerlei Vorſtellungen von einer Schlacht abzubringen vermochte, nahm er zwar — ungerne genug — neben demſelben Antheil an dem Kampfe, aber ohne das Gleiche auch bei der Flucht zu thun. Vielmehr, als der Mann, welcher die Gefahr herbeigeführt hatte, ihn im Stiche ließ, hielt er ſelbſt auf ſeinem Poſten aus und kämpfte gegen den Feind bis zum Tode.

Deſſen Tochter Aemilia nun wurde die Gattin des großen Scipio. Sein Sohn, Paulus Aemilius, von welchem die vorliegende Lebensbeſchreibung handelt, fiel, zum Manne herangewachſen, in ein Zeitalter, das ſich durch die ruhmvollen, herrlichen Thaten der hervorragendſten und größten Männer auszeichnete. Er ſelbſt machte ſich in glänzender Weiſe bemerklich, ohne jedoch die gleichen Beſchäftigungen zu treiben, wie die damaligen Jünglinge aus den vornehmen Ständen es thaten, und ohne von Anfang an den nämlichen Weg mit ihnen einzuſchlagen. Denn er übte ſich weder auf gerichtliche Beredt-

ſamkeit ein, noch verunköſtigte er ſich irgend mit Grüßen, Händedrücken oder Herzlichkeitsäußerungen, womit die Meiſten liſtigerweiſe das Volk zu gewinnen ſuchten, indem ſie ſich recht als eifrige, gehorſame Diener darſtellten. Zu dem Einen, wie zu dem Andern, trug Aemilius die Fähigkeit in ſich; aber der Ruhm, den die Tapferkeit, Gerechtigkeit und Treue verleiht, erſchien ihm beſſer, als Beides. Nach dieſem Ruhme ſtrebte er und ragte darin auch bald über ſeine ſämmtlichen Altersgenoſſen hervor.

Das erſte höhere Amt, um welches er ſich bewarb, war die Aedilität. Er wurde hiebei zwölf Mitbewerbern vorgezogen, die nachher ſämmtlich zum Conſulat gelangt ſein ſollen.

Späterhin wurde er Prieſter in dem Collegium der Augurn, welche in Rom die Beſtimmung haben, die Mantik aus dem Vögelflug oder den Erſcheinungen am Himmel zu beaufſichtigen und zu erhalten. In dieſer Eigenſchaft blieb er dem väterlichen Herkommen ſo getreu und gewann zugleich eine ſo tiefe Einſicht in die behutſame Behandlung des Religiöſen bei den Alten, daß er ein ſolches Prieſteramt, welches ſonſt nur für einen Ehrenpoſten galt und lediglich wegen der hohen Stellung ſo eifrig geſucht wurde, als eine der höchſten Künſte darſtellte und thatſächlich das Urtheil derjenigen Philoſophen beſtätigte, welche die Frömmigkeit als „die Wiſſenſchaft vom Gottesdienſte“ definirten. Alles wurde von ihm mit reiflicher Erfahrung und großem Eifer vollzogen; alles Andere mußte beruhen, wenn er mit dieſem Gegenſtande beſchäftigt war. Er unterließ dabei nichts und machte ebenſowenig eine Neuerung. Dagegen ſtritt er ſich immer mit ſeinen prieſterlichen Collegen ſogar über Kleinigkeiten und belehrte ſie, daß auch dann, wenn man die Gottheit für gütig und nachſichtig gegen eine Verſäumniß halte, dennoch die Nothwendigkeit einer Verzeihung oder eine Fahrläſſigkeit bereits für die Stadt etwas Mißliches enthalte. „Niemand rüttle gleich von Anfang durch eine große Geſetzesübertretung an dem Staate; dagegen lockere man an der ſtrengen Einhaltung des Wichtigeren ſchon dann, wenn man die Pünktlichkeit im Kleinen aufgebe.“

Ebenſo, wie hier, bewährte ſich Aemilius auch als Erforſcher und Wächter der altherkömmlichen militäriſchen Gebräuche. Er ſpielte nicht den Demagogen, als er Feldherr war, und ſuchte nicht, wie es

damals die Meisten thaten, gegenüber von seinen Untergebenen durch das Mittel eines gefälligen, nachsichtigen Benehmens vermittelst seines ersten Kommandos um ein zweites und ferneres zu buhlen. Vielmehr handelte er gleichsam als Priester einer anderen Art von Cultus. Hinsichtlich der Bräuche für den Felddienst gab er von allem Einzelnen eine ausführliche Erklärung, machte sich dem Ungehorsam und der Uebertretung furchtbar und befestigte dadurch die Stellung des Vaterlandes in einer Weise, wobei er, gegenüber der Heranbildung seiner Mitbürger, nahezu den Sieg über die Feinde nur noch für ein Nebenwerk erachtete.

4. Als der Krieg zwischen Antiochus dem Großen und den Römern ausbrach und die tüchtigsten Heerführer in jener Richtung genug zu thun hatten, erhob sich noch ein anderer Kampf im Westen. Spanien war es, wo sehr gewaltige Bewegungen eintraten. Für diesen Krieg wurde Aemilius als Feldherr abgeschickt, erhielt aber nicht bloß sechs Lictoren, wie dieß gewöhnlich bei den kommandirenden Prätoren der Fall ist, sondern noch die gleiche Anzahl weiter, so daß er als General völlig die Stellung eines Consuls einnahm.

Zweimal besiegte er nun die Barbaren in einer regelmäßigen Schlacht, wobei er ihnen gegen dreißigtausend Mann tödtete. Hiebei scheint der glückliche Erfolg offenbar seiner eigenen Oberleitung zugeschrieben werden zu müssen, indem er den römischen Soldaten durch die günstige Beschaffenheit des Terrains und einen Flußübergang ihren Sieg vollständig leicht machte. Auch unterwarf er 250 Städte, die ihn freiwillig einließen. Er schied endlich aus seiner Provinz, nachdem diese durch Frieden und Vertrauen wieder in die schönste Ordnung gebracht war, und kehrte nach Rom zurück, ohne durch seinen Feldzug um eine einzige Drachme reicher geworden zu sein. Auch außerdem war er gar wenig auf den Erwerb bedacht. Dagegen brauchte er sehr viel Geld von dem vorhandenen Vermögen. Letzteres war jedoch keineswegs bedeutend, sondern reichte nur nothdürftig aus, als nach Aemilius' Tode seiner Gemahlin ihr Heirathsgut herausbezahlt werden sollte.

5. Er hatte sich mit Papiria, der Tochter eines Consularen Maso, vermählt, löste jedoch, nachdem er einige Zeit mit ihr gelebt hatte, diese Verbindung wieder auf, obwohl er durch sie der glücklichste

Vater geworden war. Denn sie hatte ihm den nachmals so hochberühmten Scipio und den Fabius Maximus geboren.

Der Grund der erwähnten Ehescheidung ist zwar nicht urkundlich auf uns gekommen, doch scheint eine Aeußerung, die einmal ein gewisser Römer that, etwas Wahres zu enthalten. Als nämlich seine Freunde ihm ernstliche Vorstellungen machten und ihn fragten: „ist sie nicht eine gescheidte Frau und eine hübsche Frau? Hat sie dir keine Kinder geschenkt?“ streckte er ihnen seinen Schuh hin (calceus genannt bei den Römern) und sagte: „ist das kein schöner Schuh? ist das kein neuer Schuh? aber Keiner von Euch weiß, an welchem Fleck er mich drückt!“ In der That haben gewöhnlich nur große und offen daliegende Verschuldungen die Trennung einer Frau von ihrem Gatten verursacht; aber auch die kleinen, aus einer gewissen Widerwärtigkeit und mangelnden Harmonie in den Charakteren hervorgehenden und häufig sich wiederholenden Verdrießlichkeiten, welche sich jedem fremden Auge entziehen, bewirken im Zusammenleben oft eine ganz unheilbare Entfremdung.

Nachdem also Aemilius sich von Papiria losgemacht hatte, schloß er eine zweite Verbindung, aus welcher zwei Söhne hervorgingen, die er im Hause behielt, während er seine früheren Söhne in die bedeutendsten, glänzendsten Familien adoptiren ließ. Den älteren gab er in das Haus des Fabius, welcher fünfmal Consul gewesen war; den jüngeren nahm ein Sohn des Scipio Africanus, als seinen Neffen, an Kindesstatt an und ertheilte ihm gleichfalls den Namen Scipio.

Von Aemilius' Töchtern wurde die eine Gattin von Cato's Sohn, die andere von Aelius Tubero, einem vortrefflichen Manne, der sich auf die großartigste Weise in die Armuth zu finden wußte. Es waren nämlich sechszehn Verwandte, lauter Aelier; diese besaßen nur ein ganz kleines Häuschen, und ein einziges Gütlein mußte für Alle, nebst vielen Kindern und Frauen, ausreichen, indem sie eine gemeinschaftliche Haushaltung führten. Darunter befand sich auch die Tochter unseres Aemilius, der zweimal das Consulat bekleidet, zweimal einen Triumph gefeiert hatte, und sie schämte sich der Armuth ihres Mannes so wenig, daß sie vielmehr seine Tugend bewunderte, durch welche er so arm war. Wie ganz anders in unserer Zeit! Wenn Brüder und Verwandte ihr gemeinsames Gut nicht durch Verghäuge-

Flüſſe und Vermaurungen begränzen können, wenn ſie nicht weite Flächen zwiſchen ſich liegen haben, ſo hören ihre Händel gar nicht auf. Züge, wie die obigen, ſind ein Muſter und Vorbild, welches die Geſchichte zu reiflichem Bedenken Jedem vor die Augen ſtellt, dem überhaupt ſein eigenes Heil am Herzen liegt.

6. Zum Conſul erwählt, unternahm hierauf Aemilius einen Feldzug gegen die am Fuße der Alpen wohnenden Ligurier, bei einigen Schriftſtellern auch Liguſtiner genannt. Dieß war ein ſtreitbares, kühnes Volk, deſſen praktiſche Lehrmeiſter im Kriege die benachbarten Römer ſelbſt geweſen waren. Sie bewohnen nämlich den äußerſten Rand Italiens bis an die Alpen und von den Alpen ſelbſt den Küſtenſtrich am tyrrheniſchen Meer, Afrika gegenüber, und ſind untermiſcht mit Galliern ſowohl, als Spaniern von der Seeküſte. In der damaligen Zeit machten ſie ſich auch auf dem Meere zu thun. Mit ihren Piratenbooten plünderten und verheerten ſie die Handelsplätze und fuhren dabei bis an die Säulen des Herkules.

Als daher Aemilius anrückte, ſtellten ſie ſich ihm mit 40,000 Mann entgegen. Er aber, der im Ganzen nur 8000 Mann zur Hand hatte, griff dennoch die fünffache Ueberzahl an, ſchlug ſie und ſperrte ſie hinter ihre Mauern ein. Aber dann ſtellte er ihnen ſehr gelinde Friedensbedingungen. Denn es lag keineswegs in der Abſicht der Römer, den liguriſchen Stamm völlig auszurotten, der wie eine Art von Bollwerk oder Vormauer den galliſchen Bewegungen hindernd im Wege lag, welche ſich ſtets an der Gränze von Italien erhoben. Voll Vertrauen auf Aemilius übergaben ſie ihm alſo ihre Schiffe, wie ihre Städte.

Ohne den Städten irgend ein Leid zuzufügen, — abgeſehen von der Niederreißung der Mauern, gab er ſie ihren Bewohnern wieder zurück. Dagegen nahm er ihnen ſämmtliche Schiffe weg und ließ ihnen kein größeres Fahrzeug von mehr als drei Ruderbänken. Ihren ſowohl auf dem Lande, als auf dem Meere gemachten Kriegsgefangenen, worunter ſich viele Fremde, aber auch viele Römer vorfanden, gab er die Erlöſung.

Das bisher Erzählte umfaßt die hervorragenden Handlungen, welche ſein erſtes Conſulat bezeichneten. In der ſpäteren Zeit gab er *oftmals ſehr* deutlich zu verſtehen, daß ſeine Wünſche auf ein aber-

maliges Consulat gerichtet seien. Er trat sogar einmal als wirklicher Bewerber auf. Als er jedoch mit seiner Bewerbung Unglück hatte und übergangen wurde, so blieb er künftighin ruhig.

Er beschäftigte sich nun mit Religionssachen und mit der Erziehung seiner Kinder in der landesüblichen, altherkömmlichen Art, wie seine eigene Erziehung gewesen war; daneben suchte er ihnen mit noch größerem Eifer eine griechische Bildung beizubringen. Denn nicht bloß Sprachlehrer, Philosophen und Rhetoren, sondern auch Bildhauer, Maler, Dresseure für Hunde und Pferde, Lehrer in der Jägerei ꝛc., sämmtlich von griechischer Nationalität, waren stets mit den jungen Burschen beschäftigt. Und wenn ihn nicht gerade ein öffentliches Geschäft abhielt, so war der Vater stets bei ihren Unterrichtsstunden und Uebungen zugegen; denn es gab keinen Mann in Rom, der eine gleich große Liebe zu seinen Kindern besessen hätte.

7. In öffentlichen Angelegenheiten war es damals gerade der Zeitpunkt, wo sich die Römer gegen den makedonischen König Philippus in einen Krieg verwickelt hatten. Sie waren mit ihren Generalen sehr unzufrieden, deren Mangel an Erfahrung und Kühnheit, wie sie glaubten, es verschuldete, daß sie den Handel so schmählich und verächtlich betreiben mußten und selber viel mehr Schlappen erhielten, als solche austheilten. Noch vor Kurzem hatte man Antiochus, mit dem Beinamen des „Großen", nachdem er das übrige Asien aufgegeben, über den Taurus zurückgeworfen und in Syrien dergestalt eingeengt, daß er sich glücklich schätzte, mit einem Opfer von fünfzehntausend Talenten den Frieden erkaufen zu können. Wenige Zeit vorher hatte man in Thessalien den Philippus zermalmt und Griechenland von der makedonischen Herrschaft befreit. Man hatte ferner einen Mann, mit welchem sich an Kühnheit und Kraft kein einziger König vergleichen durfte, — man hatte einen Hannibal vollständig überwunden. Daher fand man es jetzt unerträglich, in Perseus gleichsam einen ebenbürtigen Gegner zu finden und gegen ihn im Kampfe zu stehen, ohne Vortheile zu erringen. Und Perseus führte doch den Krieg schon lange Zeit nur mit den Ueberbleibseln der Macht, welche ihm die Niederlage seines Vaters gelassen hatte! Die Römer wußten eben nicht, daß Philippus nach seiner Niederlage die makedonische Macht auf einen weit höheren Grad von Stärke und Kriegstüchtigkeit emporgebracht hatte.

Hierüber will ich eine kurze Auseinanderſetzung anfügen und deßhalb auf den Anfang zurückgehen.

8. Antigonus, der Gewaltigſte von Alexanders Nachfolgern und Feldherrn, der für ſich und ſeine Nachkommen den Königstitel erwarb, hatte einen Sohn Demetrius*), und deſſen Sohn wieder war Antigonus, mit dem Beinamen Gonnatas**). Von Letzterem ſtammte ein weiterer Demetrius, der nur kurze Zeit regierte und bei ſeinem Tode einen noch im Knabenalter ſtehenden Sohn, Philippus, hinterließ. Weil jedoch die Ariſtokratie Makedoniens eine Anarchie fürchtete, ſo ſetzte man einen Vetter des Verſtorbenen, Antigonus, auf den Thron und gab ihm die Mutter des Philippus zur Gemahlin, indem man ihm anfänglich den Titel eines Vormünders und Obergenerals, nachher, als man ſeine Mäßigung und ſein gemeinnütziges Wirken durch Erfahrung kennen lernte, den eines Königs beilegte. Mit ſeinem Beinamen nannte man ihn „Doſon", d. h. der immer geben will, Viel verſpricht, aber ſeine Verſprechungen nicht einhält.

Nach ihm kam Philippus zur Regierung, der ſich ſchon in früher Jugend auf eine hervorragende Weiſe vor allen Fürſten in Geltung ſetzte. Von ihm erwartete man die Wiedererhebung Makedoniens auf ſeine alte Rangſtufe, wie er denn auch der einzige Mann ſchien, welcher ſtark genug wäre, um die bereits über die Welt ſich erhebende Macht der Römer in Schranken zu halten. Allein bei Skotuſa erlitt er in einer bedeutenden Schlacht von Flaminius eine Niederlage, ſo daß er vorläufig ſich duckte, ſich vollſtändig in die Hände der Römer dahingab und zufrieden war, mit einer mäßigen Züchtigung davonzukommen.

Später fühlte er ſich jedoch durch dieſe Lage gedrückt. Ein Königthum von Römergnaden war in ſeinen Augen Etwas, das mehr für einen Gefangenen tauge, welcher nur eben ein üppiges Leben wünſche, als für einen Mann von Selbſtbewußtſein und Muth. Er dachte alſo wieder an Krieg und rüſtete ſich in aller Stille und mit größter Schlauheit. Von ſeinen Städten ließ er, ſcheinbar gleichgiltig, alle, die an der Landſtraße oder am Meere lagen, verfallen und all-

*) Mit dem Beinamen Poliorketes, d. h. Städtebezwinger.

**) Weil er in Gonni, einer Stadt Theſſaliens, geboren war.

mälig veröden, um ſelbſt recht unbedeutend zu erſcheinen. Dagegen ſammelte er in den oberen Diſtricten eine ſtarke Armee; auch füllte er die inneren Plätze, Feſtungen, Städte mit großen Waffenniederlagen, Geldvorräthen und tüchtiger Mannſchaft. So exercirte er den Krieg ein, behielt ihn aber noch gleichſam in unſichtbarem Verſtecke eingeſchloſſen. Von noch unbenützten Rüſtungen lagen dreißigtauſend in den Magazinen; ebenſo befanden ſich in den Feſtungsſpeichern acht Millionen Scheffel Getreide, und nicht minder eine Maſſe von Barren, die genügend war, um 10,000 Mann Soldtruppen zum Schutze des Landes ein Decennium hindurch zu unterhalten.

Allein Philippus konnte nicht mehr frühe genug ſeinen Plan in Fluß bringen und zur Ausführung ſchreiten, weil Betrübniß und Verſtimmung ihm das Leben koſteten. Er hatte entdeckt, daß er den einen ſeiner Söhne, Demetrius, auf eine Verleumdung des andern, ſchlechteren Sohnes hin, unſchuldig hatte hinrichten laſſen.

Sein noch übrig gebliebener Sohn, Perſeus, erbte zwar mit dem Throne zugleich auch den Haß gegen die Römer; allein er war zu ſchwach für die ihm gewordene Aufgabe. Er war es durch die Kleinlichkeit und Schlechtigkeit ſeines Charakters, in welchem neben mancherlei Leidenſchaften und krankhaften Trieben, die in ihm lagen, doch der Geldgeiz den erſten Rang einnahm.

Uebrigens ſoll er nicht einmal ein ächter Sprößling geweſen ſein, ſondern Philippus' Gattin ſoll ihn als neugebornes Kind von einer argoliſchen Nähterin, Namens Gnathänion, ſeiner eigentlichen Mutter, erhalten und dann heimlich unterſchoben haben. Dieß ſcheint wohl auch der Hauptgrund geweſen zu ſein, weßhalb er den Demetrius ermordete, weil er befürchtete: „die Familie, im Beſitze eines rechtmäßigen Nachfolgers, werde ſeine eigene unechte Geburt aufdecken".

9. Indeſſen, ſo unedel und niederträchtig er auch denken mochte, — die Kraft ſeiner Verhältniſſe riß ihn dennoch zu einem Kriege hin. Er hielt Stand und wehrte ſich lange Zeit. Selbſt conſulariſche Generale der Römer, bedeutende Armeen und Flotten vermochten ihm nichts anzuhaben; über mehrere gewann er ſogar die entſchiedenſte Oberhand.

So ſchlug er z. B. den Publius Licinius, der zuerſt in Makedonien eingedrungen war, in einem Reitertreffen, tödtete ihm 2500

Mann tapferer Soldaten und machte noch 600 weitere zu Gefangenen. Ferner überrumpelte er die Flottenstation, die bei Oreos*) vor Anker lag, wobei zwanzig Transportschiffe sammt Ladung in seine Hände fielen; die andern, die mit Getreide vollgeladen waren, ließ er versenken. Auch eroberte er vier Kriegsschiffe mit fünf Ruderreihen. Sodann lieferte er noch eine zweite Schlacht, worin er den gewesenen Consul Hostilius zurückdrängte, als dieser das Eindringen auf der Seite von Elimia**) erzwingen wollte. Und als Letzterer verstohlenerweise den Einmarsch über Thessalien versuchte, schreckte ihn Philippus dadurch ab, daß er ihm abermals eine Schlacht anbot.

Als Nebenarbeit bei diesem Kriege führte Philippus einen Feldzug gegen die Dardanier***) aus, — wie wenn ihm eben die Römer gar keine Sorge machten und freie Zeit genug übrig ließen! Er hieb zehntausend Barbaren nieder und schleppte bedeutende Massen von Beute hinweg. Zugleich wiegelte er in der Stille die Gallier auf, die am Ister wohnen und Bastarner genannt werden, — eine tapfere Armee von Reitern! — und ebenso ließ er an die Illyrier durch ihren König Genthius die Aufforderung ergehen, sich an dem Kriege zu betheiligen. Es ging sogar stark das Gerücht, daß diese Barbaren von Perseus in den Sold genommen worden seien, um durch das untere Gallien längs dem adriatischen Meere einen Einfall in Italien zu machen.

10. Bei diesen Nachrichten fanden es die Römer für gut, ohne weitere Rücksicht auf Gunst und Empfehlungen bei der Besetzung der Oberbefehlshaberstellen nur einen solchen Mann zur obersten Führung zu berufen, der die nöthige Einsicht besäße und große Unternehmungen zu leiten verstünde.

Dieser Mann konnte Niemand sein, als Paulus Aemilius, der zwar im Alter schon vorgerückt und etwa ein Sechziger war, dagegen noch eine frische Leibeskraft besaß und einen dichten Kreis von Eidamen, herangewachsenen Söhnen, vielen einflußreichen Freunden und Verwandten um sich hatte, die ihn insgesammt zu bewegen suchten, dem Rufe des Volkes zum Consulate Folge zu leisten.

*) Oreos, früher Histiäa, im Norden von Euböa.

**) Elimia, makedonische Landschaft neben Epirus.

***) Dardanier im heutigen Serbien.

Anfangs zeigte er sich nun gegenüber dem Volke äußerst spröde und wich allen noch so eifrigen Bestrebungen desselben aus, als wäre ihm an einer hohen Stellung gar nichts mehr gelegen. Als die Bürger jedoch Tag für Tag ihm vor die Thüre liefen und mit lautem Geschrei ihn aufforderten, auf das Forum zu kommen, ließ er sich endlich bewegen.

Gleich sein erstes Erscheinen unter den Consulatsbewerbern machte den Eindruck, als finde er sich auf dem Wahlplatz nicht sowohl ein, um ein Kommando zu erhalten, sondern um seinen Mitbürgern selbst den entscheidenden Sieg im Kampfe zu bringen und zu übergeben. So groß war die Hoffnung und Freude, womit man ihn von allen Seiten empfing. Man übertrug ihm zum zweiten Male das Consulat, ohne dabei irgend eine Verloosung zu gestatten, wie dieß sonst hinsichtlich der Provinzen der Fall war. Statt dessen decretirte man ihm sofort die Führung im makedonischen Krieg.

Als er somit zum Obergeneral gegen Perseus ernannt war, wurde er, wie man erzählt, in glänzender Weise von dem gesammten Volke nach seiner Wohnung heimbegleitet. Dort habe er nun sein Töchterlein Tertia, die noch ein Kind war, in Thränen schwimmend angetroffen. Er habe sie unter Liebkosungen gefragt, warum sie so betrübt sei? Darauf habe sie ihn umschlungen, abgeküßt und gesagt: „weißt du denn nicht, Papa, daß uns der Perseus gestorben ist“? — womit sie ein Hündchen meinte, das so hieß und ihr Kammerädchen war. — „Nun Glück zu, mein Kind“! habe Aemilius geantwortet; — „den Vogel nehm' ich an“!*) (Cicero berichtet diese Anekdote in seiner Schrift de divinatione.)

11. Während nun Alle, die ein Consulat erhielten, sich dafür gleichsam zu bedanken und daher auf den Rostris eine freundliche Ansprache an das Volk zu halten pflegten, berief zwar Aemilius gleichfalls seine Mitbürger zu einer Versammlung, gab dann aber folgende Erklärung ab. „Um das erste Consulat — waren seine Worte — habe er sich beworben, weil er selbst eine hohe Stellung gewünscht, — um das zweite, weil sie einen Feldherrn brauchten. Er habe also gar nicht nöthig, dankbar zu sein. Wenn sie meinten: „es werde

*) D. h. diese Weissagung ist mir ganz willkommen.

unter einem Andern mit dem Kriege beſſer gehen", — ſo trete er von dem Kommando wieder ab. Wenn ſie dagegen ihm ihr Vertrauen ſchenkten, ſollten ſie nicht nebenher den Feldherrn ſpielen wollen und Geſchwätze machen, ſondern ganz ſtill das Erforderliche für den Krieg herbeiſchaffen. Denn, wenn ſie ihren Kommandanten zu kommandiren ſuchten, würden ſie in jedem Feldzug eine noch lächerlichere Figur machen, als jetzt ſchon".

Durch dieſe Aeußerungen flößte er den Bürgern eine hohe Achtung für ſeine Perſon ein, wie auch eine bedeutende Erwartung von der Zukunft. Jedermann freute ſich, daß man, mit Uebergehung der Schmeichler, einen Mann zum Feldherrn gewählt hatte, der Freimuth und edlen Stolz beſaß. So ganz war damals das römiſche Volk noch den Rückſichten der Tugend und der Ehre unterthan, um zur Macht zu gelangen und das erſte unter den Völkern zu werden.

12. Aemilius Paulus hatte, als er nun in's Feld eilte, eine günſtige Seefahrt und konnte ſeine Reiſe ohne alle Schwierigkeiten beendigen. Ich ſchreibe dieß dem Himmel zu, der ihn ſchnell und ſicher in's Lager hingelangen ließ. Wenn ich aber ſehe, daß dieſer Krieg, dieſer Feldzug theils durch ſeine muthige Kühnheit, theils durch vortheilhafte Entſchließungen, theils durch beherzte Dienſtleiſtungen ſeiner Freunde, theils durch Keckheit gegenüber der Gefahr und durch die Ausführung geeigneter Berechnungen glücklich geführt wurde, ſo vermag ich dieſe glorreichen und ausgezeichneten Erfolge nicht, wie bei anderen Feldherrn, bloß dem ſogenannten Glücksſtern unſeres Helden zuzuſchreiben. Höchſtens könnte man etwa in dem Geize des Perſeus ein dem Aemilius günſtiges Geſchick für ſeine Unternehmungen finden. Denn dieſer Geiz war es allerdings, was die glänzende und in ihren Hoffnungen auf den Krieg großartig gehobene Macht Makedoniens umſtürzte und niederwarf, weil Perſeus dem Gelde gegenüber ſich als Feigling herausſtellte.

Es waren, auf ſeinen eigenen Wunſch, Baſtarner bei ihm angekommen, — zehntauſend Reiter, je mit einem ſog. „Nebenmann" — lauter Söldlinge, lauter Leute, denen Ackerbau, Schifffahrt, oder das Leben eines Hirten vom Ertrag ſeiner Heerde völlig unbekannt war, indem ſie vielmehr nur eine einzige Kunſt, ein einziges Geſchäft betrieben, — das Geſchäft, ſich allezeit zu ſchlagen und ihre Gegner zu

überwältigen. Als nun dieſe Baſtarner in der Landſchaft Mädika*) lagerten und dort mit den vom Könige abgeſandten Truppen in Verbindung traten, — hochgewachſene Männer, bewunderungswürdig in ihren Fertigkeiten, prahleriſch und hochfahrend in ihren Drohungen gegen den Feind, — da gewannen die Makedonier eine volle Siegesgewißheit und die feſte Ueberzeugung, daß die Römer nimmermehr Stand halten, ſondern ſchon bei dem bloßen Anblick und bei der fremdländiſchen, gräßlichen Art, wie die Baſtarner ſich bewegten, in den höchſten Schrecken verfallen würden. Dieß war die Stimmung, in welche Perſeus ſeine Leute verſetzt, — ſolcherlei die Hoffnungen, womit er ſie erfüllt hatte. Aber jetzt machte man ihm eine Anforderung von tauſend Goldſtücken auf jeden Führer; darüber wurde es ihm ganz ſchwindelig und wirr im Kopfe. In ſeiner Knauſerei ſchlug er das Geſuch ab und ließ die Bundesgenoſſenſchaft wieder fahren, — gerade, als wäre er, ſtatt eines Gegners im Felde, vielmehr ein Finanzbeamter Roms, und müßte einmal dem Feinde genaue Rechenſchaft ablegen über alle auf den Krieg verwendeten Summen! und doch beſaß er an ihnen treffliche Lehrmeiſter; denn abgeſehen von den ſonſtigen Rüſtungsgegenſtänden, hatten ſie hunderttauſend Mann Soldaten beiſammen, die für jeden Gebrauch in der Nähe ſtanden. Und er, der gegen eine ſo ungeheure Macht einen Krieg zu beginnen wagte, — einen Krieg, wobei ſchon die Nebenkoſten ſich außerordentlich hoch belaufen, — zählte und verſiegelte mit größter Aengſtlichkeit ſein Gold, das er, wie fremdes Eigenthum, nicht anzurühren wagte. Und das that er, obwohl er nicht von einem Lydier oder Phönikier abſtammte, ſondern gemäß ſeinen verwandtſchaftlichen Beziehungen die Eigenſchaften eines Alexander und Philippus beanſpruchte, welche nur deßhalb überall die Sieger blieben, weil ſie die Ueberzeugung hegten, daß man mit dem Gelde die Macht erkaufen muß und nicht mit der Macht das Geld. Daher ſagte man z. B. daß nicht Philippus, ſondern Philippus' Gold die griechiſchen Städte erobere. Und als Alexander beim Beginn des indiſchen Feldzugs bemerkte, wie ſchwerfällig und überläſtig bereits für ſeine Makedonier der nachgeſchleppte perſiſche Reichthum

*) Landſchaft im nördlichen Makedonien.

wurde, ſo ließ er zu allererſt die königlichen Wägen in Brand ſtecken und bewog ſodann auch die anderen Leute, das Nämliche zu thun, ſo daß ſie ganz leicht in den Krieg aufbrechen konnten, wie wenn ihnen eine Laſt abgenommen wäre. Perſeus dagegen, der ſein eigenes Gold, wie das ſeiner Kinder und ſeines Königreichs, auf Haufen aufgeſchüttet hatte, wollte nicht mit dieſem Opfer einer geringen Summe ſich retten; nein, lieber wollte er mit großen Schätzen als der reiche Gefangene ſich hinſchleppen laſſen, um den Römern zu zeigen, wie viel er durch ſeine Sparſamkeit für ſie aufgeſteckt!

13. Denn er ſchickte nicht nur die Gallier wieder heim, nachdem er ſie angelogen, ſondern that ein Gleiches auch bei dem illyriſchen König Genthius, den er durch das Anerbieten von dreihundert Talenten gleichfalls zum Kriege aufgeſtachelt hatte. Zuerſt legte er das Geld den Abgeſandten des Genthius pünktlich gezählt vor und ließ es von denſelben verſiegeln. Als nun Genthius in der Ueberzeugung, das Verlangte wirklich zu beſitzen, eine freilich frevelhafte und abſcheuliche That verübte, indem er die bei ihm angelangten römiſchen Geſandten feſtnehmen und einſperren ließ: ſo glaubte Perſeus, daß für die Aufhetzung zum Kriege jetzt kein Geld mehr nöthig ſei; Genthius habe ja bereits die allerſicherſten Pfänder für ſeine Feindſchaft gegeben und durch eine Schuld von ſo großer Bedeutung ſich entſchieden in den Kampf geſtürzt. Er beraubte alſo den Unglücklichen ſeiner dreihundert Talente und ließ es unbekümmert geſchehn, daß derſelbe wenige Zeit darauf ſammt ſeinen Kindern und ſeiner Gemahlin von dem mit Truppen gegen ihn abgeſandten Feldherrn, Lucius Anicius, aus ſeinem Königreiche ausgehoben wurde, wie ein Vogel aus ſeinem Neſte.

Dieß war der Feind, gegen den jetzt Aemilius heranrückte und den er einerſeits verachtete, während er andrerſeits deſſen Vorbereitungen und Streitkräfte bewundern mußte. Perſeus beſaß viertauſend Reiter und nahezu vierzigtauſend Mann Fußvolk zur Phalanx. Er hatte an der Seeküſte, nahe am Fuß des Olympusgebirgs, auf einem Terrain, das nirgends eine Annäherung geſtattete und überdieß nach allen Richtungen von ihm mit Schanzen und hölzernen Schutzwerken wohl geſichert war, eine feſte Stellung eingenommen. Hier verblieb *er im Gefühl* der größten Sicherheit, indem er den Aemilius durch die

Länge der Zeit und durch den Verbrauch an Geld mürbe zu machen vermeinte.

Allein Letzterer war in ſeinen Ueberlegungen ſehr thätig und kam dabei an allen möglichen Planen, allen möglichen Verſuchen herum. Da er jedoch wahrnahm, daß ſich ſeine Soldaten wegen der bisherigen ſchlechten Mannszucht nicht in der rechten Ordnung befanden und mit vielen unpraktiſchen Vorſchlägen ſeine ſtrategiſchen Plane durchkreuzten, ſo gab er ihnen hierüber einen Verweis und zugleich die Ermahnung: keine unnöthigen Dinge zu treiben, noch ſich um etwas Anderes zu kümmern, als lediglich jeder Mann um ſeine eigene Perſon und ſeine Waffen, um den Leib tüchtig zu machen und das Schwert nach ächter Römerart brauchen zu können, ſobald ihnen der Feldherr hiefür den rechten Augenblick an die Hand gebe. Auch befahl er Nachts die Wachen ohne Lanze abzuhalten, weil ſie vorausſichtlich beſſer aufmerken und gegen den Schlaf ſich wehren mußten, wenn ſie nicht im Stande waren, ſich gegen anrückende Feinde zu vertheidigen.

14. Am meiſten litten die Menſchen durch Mangel an Getränke; denn nur hart am Meeresrande ſchweißte ein wenig Waſſer in Tropfen hervor und auch dieſes war ſchlecht. Nun ſah Aemilius das große, ganz von Bäumen bedeckte Gebirge des Olympus gerade darüber liegen und ſchloß aus der grünen Farbe der Waldung, daß der Berg Quellen haben müſſe, die ſich in der Tiefe verlieren. Um dieſen Luft zu ſchaffen, ließ er am Fuß des Gebirgs eine große Anzahl von Schachten graben. Und augenblicklich füllten ſie ſich mit reinem Waſſer, das durch den natürlichen, lebhaften Zug des Zuſammengedrängten von ſelbſt in den leeren Raum hineinlief.

Allerdings behaupten Einige, es ſei kein fertiges, verſtecktes Waſſer, deſſen Quellen im Innern der Orte liegen, aus denen es fließt, und es ſei keine bloße Aufdeckung, kein bloßes Hervorbrechen, wenn es nun ausgeworfen werde, ſondern es entſtehe und bilde ſich hier erſt, indem der vorhandene Stoff nunmehr eine tropfbare Form annehme; und dieſe tropfbare Form wiederum nehmen die feuchten Ausdünſtungen in Folge von Verdichtung und Kälte an, wann ſie in der Tiefe durch den Druck zu einem flüſſigen Körper werden. Es verhält ſich (ſagt man), wie bei der Frauenbruſt, die keineswegs gefäß-

artig von zuſtrömender fertiger Milch angefüllt iſt; vielmehr durch innere Verwandlung des aufgenommenen Nahrungsſtoffes wird die Milch erſt bereitet und durchgeſeiht. Ebenſo enthalten auch die kühlen und quellenreichen Orte der Erde keineswegs ein nur verdecktes Waſſer, oder Höhlungen, die aus einem fertigen, zu Grunde liegenden Vorrath alle die reißenden, tiefen Strömungen ſo vieler Flüſſe hervortreten laſſen, ſondern Luft und Dünſte werden in ihren engen Räumen durch den Druck und die Verdichtung erſt in Waſſer umgewandelt. Plätze, wo aufgegraben wird, ſchweißen und träufeln daher ein größeres Quantum von Flüſſigkeit aus bei einer ſolchen handgreiflichen Berührung, — gerade wie die Frauenbruſt beim Säugen, — indem ſie die Ausdünſtungen erſt tropfbar und conſiſtent machen. Dagegen ein Boden, der in träger Ruhe verſchloſſen bleibt, iſt todt für die Erzeugung von Gewäſſern, weil er jene, die Feuchtigkeit erſt ſchaffende Bewegung nicht beſitzt.

Allein mit dieſen Behauptungen gibt man zugleich den Zweiflern die Einwendung an die Hand, daß auch in den lebendigen Weſen kein Blut ſei, ſondern ſich dieſes erſt durch die Wunden erzeuge, — in Folge der Verwandlung irgend eines luft- oder fleiſchartigen Stoffes, wodurch erſt das Zerſchmelzen in eine tropfbare Form hervorgebracht werde.

Ein Gegenbeweis liegt auch in den ſtarken Gewäſſern, die uns bei dem Bau von Stollen und Bergwerken, ſelbſt in der größten Tiefe, entgegenkommen und begreiflicherweiſe ſich nicht erſt nach und nach zuſammenbilden könnten, wenn ſie ihre Entſtehung wirklich nur einer plötzlichen Aufrührung der Erde verdanken ſollten, ſondern vielmehr in großer Maſſenhaftigkeit auf einmal hervorſtrömen. Auch bei Bergen und Felſen, die mit Einem Schlage aufgeſprengt werden, iſt ſchon oft eine gewaltige Waſſermenge hervorgebrochen, hat aber ſodann wieder nachgelaſſen. Doch genug hievon!

15. Einige Tage blieb Aemilius ganz ſtill; ja noch niemals ſoll die Ruhe ſo vollſtändig geweſen ſein, wenn zwei große Armeen ſich unmittelbar gegenüberſtanden.

Bei ſeinen unabläſſigen Bemühungen und Verſuchen erfuhr er *endlich, daß ein* einziger Paß noch unbeſetzt gelaſſen werde, — der

Paß, welcher durch Perrhäbien*) an Pythium und Petra vorüberführt. Der Umstand, daß diese Oertlichkeit unbewacht war, gab ihm eine viel größere Hoffnung, als er den Grund dieser Unterlassung, die Beschwerlichkeit und Rauhigkeit des Terrains, fürchtete.

Er hielt daher einen Kriegsrath. Der Erste unter den Anwesenden, welcher sich erbot, war der Schwiegersohn des Scipio Africanus, Scipio Nasika, welcher später in dem Senat die Hauptrolle spielte. Dieser übernahm die Führerschaft bei der beabsichtigten Umgehung. Als der Zweite erhob sich voll muthiger Bereitwilligkeit der älteste von Aemilius' Söhnen, der noch jugendliche Fabius Maximus.

Freudig überließ ihnen Aemilius — nicht so viele Soldaten, als Polybius berichtet, wohl aber diejenige Anzahl, welche Nasika selbst als empfangen angibt und zwar in einem kurzen Briefe, den er über diese Unternehmung an einen der Fürsten geschrieben hat. Es waren dreitausend Mann italischer Bundesgenossen und der linke Flügel, gegen fünftausend Mann. Dazu nahm Nasika noch 120 Reiter und von dem gemischten Corps unter Harpalus, das aus Thrakiern und Kretern befand, zweihundert Mann.

Mit diesen Truppen marschirte er rasch auf dem Weg nach dem Meere zu und schlug sein Lager dann bei Herakleum**) auf, wie wenn er beabsichtigte, mit der Flotte einen Kreis zu beschreiben und so das feindliche Lager einzuschließen. Sobald aber die Soldaten ihre Abendmahlzeit eingenommen und das Dunkel begonnen hatte, theilte er den Offizieren seinen wahren Zweck mit. Hierauf zog er während der Nacht in entgegengesetzter Richtung wieder vom Meere hinweg, machte dann Halt und ließ sein Heer unten am Tempel des pythischen Apollo ausruhen.

Hier erstreckt sich die Höhe des Olympus auf mehr, als 10 Stadien. Dieß wird durch die Inschrift des Vermessers in folgenden Worten ausgedrückt:

---

*) Perrhäbien in Nordthessalien, durch den Olymp und die kambunischen Berge von Makedonien getrennt. Pythium, Apollotempel auf dem Olymp. Petra unbekannt.

**) Herakleum, äußerster Gränzort Makedoniens gegen Thessalien.

„Auf des Olympos' Gipfel — da stehet der Tempel Apollo's;
Aber die Höhe beträgt, — sie wurde gemessen mit Senkblei —
Völligen Maßes der Stadien zehn, und ferner darüber
Noch ein Plethrum, woran fehlen der Füsse noch vier.
Aber Eumelos' Sprosse, Xenagoras, suchte des Weges
Messung; sei du gegrüßt, König, und gnädig in Huld!"

Uebrigens behaupten die Mathematiker, daß weder die Höhe eines Berges, noch die Tiefe des Meeres irgendwo zehn Stadien übersteige. Andrerseits scheint auch Xenagoras seine Messungen nicht oberflächlich, sondern ganz methodisch und mit Instrumenten vorgenommen zu haben.

16. Nasika blieb nun die Nacht hindurch an diesem Orte stehen. Perseus aber, der den Aemilius auf seinem Posten ganz bewegungslos sah und keinen Gedanken an das hatte, was vorging, erhielt durch einen auf dem Marsche desertirten Kretenser Nachricht von seiner Umgehung durch die Römer.

Trotz seiner Bestürzung hierüber machte er mit dem Gros seiner Armee dennoch keine Bewegung, sondern schickte nur zehntausend Mann Soldtruppen und zweitausend Makedonier unter Milo ab, mit dem Befehl, sich zu beeilen und die Pässe zu besetzen. Diese Truppe soll nun, nach Polybius, von Nasika im Schlafe überfallen worden sein. Dagegen erzählt Nasika selbst, daß auf den höchsten Punkten ein heftiger und gefährlicher Kampf stattgefunden habe; er selbst habe einen thrakischen Soldaten von den Miethtruppen, der ihn persönlich angriff, mit einem Lanzenstich durch die Brust niedergeworfen; und als die Feinde verscheucht gewesen und Milo schmählich davongelaufen sei, — ohne seine Waffen, im bloßen Unterkleide, — da habe er in voller Sicherheit ihm nachgehen und zugleich sein Armeecorps in das Land herunterführen können.

Nach diesen Unfällen, die er erlitt, brach Perseus in aller Geschwindigkeit auf, um rückwärts zu ziehen; denn er war jetzt voller Angst und in allen seinen Hoffnungen getäuscht. Doch zwangen ihn die Umstände, entweder eben dort vor Pydna Stand zu halten und eine Schlacht zu versuchen, oder mit einem Heere, das in die einzelnen Städte zerstreut war, den Kampf anzunehmen, der nun einmal in das Land hereingekommen war und ohne vieles Blutvergießen und *bedeutenden* Menschenverlust nicht mehr aus demselben entfernt werden

konnte. „An Zahl der Mannſchaft — ſagte man Perſeus — ſei er an Ort und Stelle überlegen; die Kampfluſt ſei in hohem Grade vorhanden, da ſich die Leute für Weib und Kind ſchlügen, und zwar vor den Augen ihres Königs, der bei jeder Gefahr an ihrer Spitze ſtehe.“ Mit ſolchen Vorſtellungen ſuchten die Freunde des Perſeus dieſen Fürſten zu ermuthigen. Er ließ ſogleich ein Lager ſchlagen und die Aufſtellung zur Schlacht nehmen, beſichtigte das Terrain und vertheilte die Führerſtellen, um den Römern unmittelbar bei ihrem Anmarſch entgegenzutreten.

Das Terrain beſtand theils aus einer Ebene, — was für die Phalanx günſtig war, die zum Auftreten eine flache Oertlichkeit und glatten Boden bedarf, — theils aus einer fortlaufend zuſammenhängenden Hügelreihe, wie ſie für die verſchiedenen Arten von Leichtbewaffneten mancherlei Gelegenheit zur eigenen Deckung und zur Umgehung des Gegners bot. Mittenhindurch ziehen ſich die beiden Flüſſe Aeſon und Leukus. Dieſe waren damals — gegen Ende der Sommerzeit — nicht gerade tief; aber dennoch ſchienen ſie den Römern einige Schwierigkeit für ihre Operationen bereiten zu können.

17. Nachdem Aemilius ſeine Vereinigung mit Naſika bewerkſtelligt hatte, zog er in geſchloſſenen Reihen gegen den Feind herunter. Als er jedoch deſſen Aufſtellung und große Anzahl bemerkte, ward er ſtutzig, ließ Halt machen und bedachte ſich die Sache noch einigermaßen.

Die jungen, nach einer höheren Stellung ſtrebenden Offiziere, welche gar zu gerne geſchlagen hätten, ritten zu ihm heran und baten ihn wiederholt, nicht länger zu zögern. Vor Allen that dieß Naſika, der durch ſeinen günſtigen Erfolg auf dem Olympus keck geworden war. Aber Aemilius lächelte nur. „Ja, wenn ich in deinem Alter ſtünde!“ ſagte er. „Aber meine vielen Siege haben mich über die Fehler belehrt, welche die Beſiegten gemacht. Das hindert mich, gleich von dem Marſche aus mich in eine Schlacht einzulaſſen mit einer bereits in voller, fertiger Aufſtellung befindlichen Armee.“

Hierauf gab er den vorderſten, im Angeſichte des Feindes ſtehenden Truppen Befehl, ſich in Cohorten aufzuſtellen, um ſcheinbar die Formation einer Schlachtordnung zu beginnen, während die rückwärts ſtehenden Theile Kehrt machen und auf derſelben Stelle die Umwallung

für ein Lager aufwerfen ſollten. Indem nun immer die mit den Letzten zuſammenhängenden Truppen ein ſtilles Rückzugsmanöver ausführten, hatte er unvermerkt ſeine Schlachtaufſtellung wieder aufgelöst und ohne Geräuſch die ganze Mannſchaft in dem Lager untergebracht.

Als es aber Nacht geworden war und die Soldaten nach dem Abendeſſen ſich zum Schlafen und Ausruhen anſchickten, begann urplötzlich der Mond, der zuvor voll am Himmel ſtand, ſich zu verdunkeln; die Helle verließ ihn; er ſpielte noch mehrmals in buntem Farbenwechſel; dann verſchwand er. Die Römer — nach althergekömmlichem Brauch — ſuchten ſein Licht durch lärmendes Getöſe mit Metall wieder zurückzurufen und ſtreckten eine große Menge von Feuerbränden und Fackeln gen Himmel. Nichts dergleichen geſchah bei den Makedoniern. Hier lagerte ſich Schauder und Entſetzen über dem ganzen Heer und es ging allmälig ein Geflüſter faſt überall umher: „Dieſe Erſcheinung bedeute den Untergang des Königs!“

Nun war Aemilius keineswegs ſo ganz ohne Kenntniſſe und Erfahrung von den Unregelmäßigkeiten einer Verfinſterung, wie ſie den Mond während ſeines Umlaufs zu beſtimmten Zeitperioden in den Schatten der Erde führt und dadurch ſo lange verſchwinden läßt, bis er an dem verdunkelten Raume vorübergezogen iſt und dann, der Sonne gegenüber, wieder ſein Licht gewinnt. Indeſſen war er ein äußerſt religiöſer Mann, ein großer Freund von Opfern und Mantik. Sobald er daher den Mond wieder rein hervorbrechen ſah, ließ er demſelben eilf junge Rinder ſchlachten. Ebenſo opferte er bei Tagesanbruch dem Herkules eine Anzahl von Stieren — bis auf zwanzig, ohne günſtige Zeichen zu empfangen. Erſt beim einundzwanzigſten traten ſolche ein und ſprachen den Sieg aus „bei bloßer Vertheidigung“.

Aemilius gelobte alſo dem Gotte noch weitere hundert Stiere und feſtliche Kampfſpiele; dann ertheilte er ſeinen Offizieren Befehl, das Heer in Schlachtordnung aufzuſtellen. Er ſelbſt wartete das allmälige Niederſinken der Sonne nach Weſten ab, damit nicht in der Morgenzeit ihr Licht ſeinen kämpfenden Soldaten unbequem in's Geſicht ſcheinen ſollte. Er ließ alſo die nöthige Zeit herumgehen,

während er ruhig in seinem Zelte sitzen blieb, das nach der Ebene und dem Lagerplatz der Feinde zu geöffnet war.

18. Gegen Abend erfolgte von Seiten der Feinde der Angriff, den Aemilius — nach der einen Angabe — durch eine Kriegslist herbeiführte, indem die Römer ein Pferd ohne Zaum und Zügel vor sich her und unter sie hineinjagten. Man verfolgte dasselbe und daraus entwickelte sich der Kampf.

Andere erzählen, ein Zug Lastthiere, welche Futter herbeischleppten, sei von Thrakiern unter Anführung eines gewissen Alexanders angegriffen und nun auf Letztere ein heftiger Anfall von sechshundert Liguriern ausgeführt worden. Da beide Theile Verstärkung erhielten, so habe sich auf diese Weise die allgemeine Schlacht entsponnen.

Aemilius, der, wie ein Steuermann, aus dem eingetretenen Gewoge und den Bewegungen der Heere alsbald auf die Größe des bevorstehenden Kampfes schloß, kam jetzt aus seinem Zelte hervor und beging die Reihen seiner Legionen unter ermuthigenden Worten, während Scipio Nasica nach der Richtung des Scharmützels vorsprengte und die gesammte feindliche Armee nahezu schon im Handgemenge fand.

In erster Linie marschirten die Thrakier, deren Anblick ihm, nach eigenem Geständniß, den meisten Schrecken einflößte, — Leute von hoher Statur, in blendend heller Bewaffnung von Schild und Schiene — darunter mit schwarzen Röcken angethan, und hoch über der rechten Schulter gerade Säbel von schwerem Eisen schwingend. Neben den Thrakiern rückten die Söldner an, deren Ausrüstung eine manchfache war, wie denn auch unter ihnen Päonier*) steckten. Auf diese folgte ein dritter großer Zug, die Elite, unter den Makedoniern selbst nach Tapferkeit und jugendlicher Kraft das feinste Corps, blitzend in vergoldeten Waffen und neugefertigten Purpurgewändern. Während diese sich in ihre Ordnung stellten, tauchten die dichten Schaaren der sogenannten „Erzschilder“ hinter den Wällen hervor und erfüllten die ganze Ebene mit dem Glanze des Eisens, mit dem Funkeln des Erzes, und zugleich hallte das Gebirge wieder von dem lärmenden Geschrei der Kommandirenden. Und so gewaltig war die Kühnheit,

*) Päonien im nördlichen Makedonien.

ſo groß die Schnelligkeit, womit ſie heranrückten, daß die erſten Todten nur zwei Stadien weit vom römiſchen Lager niederſtürzten.

19. Jetzt begann der Angriff und zugleich erſchien Aemilius. Er fand, daß die Makedonier von den Kerntruppen bereits die Spitze ihrer Lanzen in die Schilde der Römer hineingeſtoßen hatten und dadurch das kurze römiſche Schwert nicht in ihre unmittelbare Nähe gelangen ließen. Gleich darauf nahmen auch die andern Makedonier ihre Schilde von der Schulter und ſetzten ſich mit ihren, auf ein einziges Kommandowort ſchräg geſenkten Sariſſen in Vertheidigungsſtand gegen die Legionsſoldaten.

Aemilius ſah die Gewalt, die in dieſem Zuſammenſchließen der Schilde lag, und die Gefahr der ihm entgegenſtarrenden Lanzenſpitzen; Beſtürzung und Angſt überfiel ihn. Noch niemals hatte er ein ſchauerlicheres Schauſpiel geſehen und noch in ſpäteren Zeiten gedachte er oftmals an jene Empfindungen, an jenen Anblick. Aber jetzt zeigte er vor den Augen der Kämpfenden nur ein ruhiges, heiteres Geſicht und ritt ohne Helm und Panzer an den Reihen vorüber.

Der makedoniſche König dagegen, wie Polybius erzählt, verfiel gleich, als die Schlacht ihren Anfang nahm, in völlige Entmuthigung, ſo daß er nach der Stadt (Pydna) fortſprengte, unter dem Vorwande, dem Herkules ein Opfer zu bringen, — dem Herkules, der doch kein feiges Opfer von feigen Menſchen annimmt und eben ſo wenig unheilige Gebete zur Erfüllung bringt! Das wäre ja allerdings gegen jedes heiligſte Geſetz der Natur, wenn Einer, ohne zu ſchießen, das Ziel treffen, — ohne Stand zu halten, der Sieger bleiben, — überhaupt, ohne etwas zu leiſten, ſeinen Zweck glücklich erringen und als ein elender Feigling vom Schickſal begünſtigt ſein wollte! Dagegen Aemilius' Gebeten war der Himmel gnädig; denn dieſer betete, mit dem Speer in der Hand, um Kraft im Kampfe und um Sieg; ſelbſt fechtend rief er den Gott um ſeine Hilfe an.

Indeſſen erzählt allerdings ein gewiſſer Poſidonius, (welcher eben in jenen Zeiten und während jener Ereigniſſe gelebt zu haben behauptet, auch eine Geſchichte des Perſeus in mehreren Büchern geſchrieben hat), daß derſelbe nicht aus Feigheit oder nur vorgeblicher Weiſe wegen des Opfers ſich entfernt habe. Er ſei vielmehr am Tage vor der Schlacht von einem Pferde an den Schenkel geſchlagen wor-

den, und bei der Schlacht habe er, obgleich er sich in einem Zustande der Untüchtigkeit befand und seine Freunde ihn zurückzuhalten suchten, dennoch sich ein Packpferd herbeibringen lassen, dieses bestiegen und sich in die Reihen der Phalanx gestellt, ohne auch nur einen Panzer anzuziehen. Als nun Geschosse aller Art herüber und hinüberflogen, habe ihn ein Wurfspieß von massivem Eisen getroffen, zwar ohne ihn mit der Spitze selbst zu berühren, aber doch so, daß er seitwärts an der linken Hüfte gestreift, durch die Gewalt des Vorbeiflugs ihm das Kleid zerrissen und das Fleisch durch eine Strieme mit geronnenem Blute roth gefärbt wurde, wovon noch lange Zeit ein deutliches Mal zurückgeblieben sei.

Dies ist die Erzählung des Posidonius, worin er den Perseus zu rechtfertigen sucht.

20. So, wie die Römer der Phalanx gegenüberstanden, vermochten sie nicht dieselbe zu überwältigen. Da ergriff der pelignische Befehlshaber Salvius rasch die Fahne der ihm unterstehenden Truppen und schleuderte sie mitten in die Reihen der Feinde. Bei den Italern gilt es als das ärgste Verbrechen, seine Fahne im Stich zu lassen; daher rannten jetzt die Peligner rasch nach jenem Punkte hin. Und nun gab es beim Zusammentreffen ungeheure Thaten und ungeheure Verluste auf beiden Seiten. Die Einen versuchten, mit ihrem Schwert die Sarissen wegzuschlagen, mit dem Schild darauf einzudrängen, ja sogar durch Festhalten mit den Händen sie auf die Seite zu bringen; die Andern hielten mit aller Macht und beiden Händen ihre Schutzwehr fest und durchstießen die angreifenden Feinde mitsammt ihren Waffen, da weder ein Schild, noch ein Panzer gegen die Gewalt einer Sarisse Deckung gewährte; dann warfen sie die Leichen der Peligner und Marruciner*) sich nur rückwärts über den Kopf zurück, da diese, ganz ohne alle Ueberlegung, in wahrhaft thierischer Wuth den Wunden, die ihnen von dem Gegner drohten, und dem mit Gewißheit vorauszusehenden Tod entgegenstürmten.

Auf diese Weise war die vorderste Linie aufgerieben und nun begann das Gemetzel unter den weiter hinten aufgestellten Truppen. Hier kam es zwar nicht zu einer förmlichen Flucht, aber doch zu einem

*) Peligner und Marruciner wohnten im mittleren Italien.

Rückzug gegen den Berg Olokrus, so daß sogar Aemilius bei diesem Anblick, wie Posidonius erzählt, im Schmerz sein Kleid zerriß. Denn auch diese Abtheilung war bereits im Weichen begriffen und die übrigen Römer zeigten sich unschlüssig gegenüber der Phalanx, die keinen Angriffspunkt darbot, wohl aber durch die dichte Masse ihrer Sarissen, wie durch einen Wall gedeckt, heranrückte — unerreichbar von allen Seiten.

Glücklicherweise war das Terrain uneben und bei der großen Ausdehnung der Linien vermochten diese den Zusammenschluß der Schilde nicht vollkommen fest zu erhalten. Aemilius bemerkte daher, wie die makedonische Phalanx vielfach Lücken und Oeffnungen bekam, was auch ganz begreiflich ist bei großen Armeen und manchfaltigen, raschen Bewegungen der Kämpfenden. Als die Phalanx an einzelnen Punkten zurückgedrängt wurde, an andern dagegen vordrang, rückte er entschlossen heran, theilte seine Cohorten und gab Befehl, sich in die Zwischenräume und bloßgelegten Stellen der feindlichen Schlachtordnung hineinzustürzen und so beim alsbaldigen Handgemenge nicht blos ein einziges großes Treffen gegen den Gesammtfeind zu liefern, sondern in buntester Weise das Ganze in viele partielle Treffen zu zersplittern. Hierüber ertheilte Aemilius zunächst seinen Offizieren, sodann die Offiziere ihren Soldaten die nöthigen Anweisungen. Die Römer schlüpften und drängten sich zwischen den Waffen hinein, wobei sie die Einen von der Seite an den bloßgelegten Stellen angriffen, die Andern durch ihre Schwenkungen im Rücken faßten.

Sobald dies geschehen war, schien unmittelbar auch die Kraft und das Zusammenwirken der Phalanx dahin. Sie war durchbrochen und bei den verschiedenen Gefechten Mann gegen Mann, oder in kleinen Trüpplein konnten die Makedonier nur mit ihrem kurzen Säbel auf die festen, bis auf die Füße reichenden Schilde des Gegners schlagen, wogegen sie selbst mit ihren leichten Schildchen gegen das römische Schwert, das bei seiner Schwere und Wucht durch jede Waffe hindurchging, nur mühsam einigen Widerstand leisteten. Sie mußten sich also zur Flucht entschließen.

21. Auf dieser Seite war der Kampf sehr hartnäckig. Hier geschah es denn auch, daß Cato's Sohn, Marcus, des Aemilius Schwiegersohn, trotz aller Tapferkeit, die er zeigte, sein Schwert verlor.

Als junger Mann, der eine höchst sorgfältige Erziehung genossen hatte und seinem großen Vater auch Beweise großer Eigenschaften schuldig war, glaubte er sein Leben verwirkt, wenn er seine Waffe den Feinden preisgebe, so lange er selbst noch ein Leben habe. Er rannte daher in den Kampf zurück, und wo er einen Freund und Kameraden erblickte, erzählte er ihm seinen Unfall und bat um dessen Hilfe. Bald sammelte sich eine Schaar tüchtiger Leute. In Einem Zuge drängten sie sich durch die Andern hindurch und stürzten — um ihn, ihren Führer, geschaart — sich mitten in den Feind. Nach einem gewaltigen Ringen, wobei es viele Todte und Verwundete gab, trieben sie ihn aus seiner Stellung, und nachdem sie den geräumten, völlig leeren Platz besetzt hatten, begann man nach dem verlorenen Schwerte zu suchen. Da es unter so vielen Waffenstücken und Leichnamen von Gefallenen versteckt lag, so gelang die Auffindung nur mit Mühe. Dann aber wurden sie voll Jubels, erhoben ein Siegesgeschrei und stürzten sich in einer noch glänzenderen Weise unter die bis dahin vereinigt gebliebenen Schaaren der Feinde.

Zuletzt wurden auch die dreitausend Mann Elite, die noch in Reih und Glied aushielten und fortkämpften, insgesammt niedergehauen. Unter den andern, welche flohen, wurde ein gräßliches Blutbad angerichtet, so daß die Ebene und der Fuß des Gebirges völlig mit Todten besät und auch der Fluß Leukus noch am Tage nach der Schlacht ganz blutig war, als die Römer ihn überschritten. Es sollen nämlich mehr als 25,000 Makedonier gefallen sein, während der römische Verlust nach Posidonius hundert —, oder nach Nasika sogar nur achtzig Mann betrug.

22. Die Entscheidung in dieser Hauptschlacht erfolgte außerordentlich schnell. In der neunten Stunde hatte man zu fechten angefangen und vor der zehnten hatte man bereits gesiegt. Der Rest des Tages wurde noch zur Verfolgung benützt, die man über eine Entfernung von 120 Stadien bis an den späten Abend fortsetzte, worauf man von Weiterem abstand.

Den Meisten kamen ihre Diener mit Fackeln entgegen, um sie unter lautem Freudengeschrei in die Zelte zu führen, welche sie beleuchtet und mit Epheu- und Lorbeerkränzen geschmückt hatten.

Nur der Feldherr selbst war in tiefe Trauer versunken. Denn

von ſeinen beiden Söhnen, die den Feldzug mitmachten, war der Jüngere nirgends ſichtbar, — ein Sohn, den der Vater am meiſten liebte und welcher, wie derſelbe deutlich ſah, unter allen ſeinen Brüdern die größte Anlage zu hervorragenden Eigenſchaften beſaß. Da er jedoch ein leidenſchaftliches, ehrgeiziges Gemüth hatte, auch den Jahren nach faſt noch dem Knabenalter angehörte, ſo vermuthete Aemilius ſeinen völligen Untergang, indem er ja leicht in ſeiner Unerfahrenheit unter die kämpfenden Feinde hineingerathen ſein mochte.

Dieſe Noth, dieſen Schmerz des Feldherrn empfand man im ganzen Heere. Mitten im Eſſen ſprang Alles auf und lief nach allen Richtungen mit Fackeln hinaus, — Viele nach dem Zelte des Aemilius, Viele vor den Wall, um dort unter den vorderſten Todten zu ſuchen. Im ganzen Lager herrſchte Niedergeſchlagenheit und in der Ebene ließ ſich überall ein Geſchrei vernehmen, weil Jedermann nach Scipio rief; denn gleich von Anfang an ſtand dieſer in hoher, allgemeiner Achtung, als ein Jüngling, deſſen Temperament und Charakter ihn zum Feldherrn und Staatsmann befähigte, wie keinen Andern in ſeiner ganzen Verwandtſchaft.

Bereits war es ſpäter Abend geworden und man hatte ihn nahezu aufgegeben, als er mit zwei oder drei Gefährten, beſpritzt von dem Blut erſchlagener Feinde, daher kam, nachdem er ſich, wie ein junger Hund von edler Race, durch die Siegesfreude gar zu überſchwenglich hatte hinreißen laſſen. Dies iſt der gleiche Scipio, welcher in der Folgezeit Karthago und Numantia zerſtörte, durch ſeine trefflichen Eigenſchaften weitaus der erſte Mann des damaligen Roms wurde und ſich den höchſten Einfluß im Staate erwarb. So verſchob denn alſo das Schickſal bei Aemilius die Heimſuchung für ſein Glück auf einen andern Zeitpunkt und ließ ihn für jetzt die vollkommene Freude ſeines Siegs genießen.

23. Perſeus nahm auf der Flucht ſeinen Rückzugsweg von Pydna nach Pella, indem nahezu die ganze Reiterei ſich glücklich aus dem Kampfe gerettet hatte. Als nachher die Fußgänger wieder mit derſelben zuſammentrafen, ſchalten ſie nicht nur die Reiter als Feiglinge und Verräther, ſondern ſtießen ſie ſogar vom Pferde herunter und gaben ihnen Schläge. Dies ging ſo weit, daß Perſeus, in der Angſt vor dieſem Tumult, ſein Roß von der Straße ablenkte, den

Purpurmantel, um ſeine Erkennung zu verhüten, herunterzog und auf den Boden hin legte, das Diadem ſelbſt in den Händen trug. Um noch mit ſeinen Gefährten ſprechen zu können, ſtieg er ſogar ab, ging zu Fuße und zog das Pferd hinter ſich her.

Aber von dieſen Gefährten that nun der Eine, als müßte er ſeinen aufgegangenen Schuhriemen wieder feſtbinden, der Andere, als müßte er ſein Pferd tränken, der Dritte, als müßte er ſeinen Durſt löſchen. Unter ſolchen Vorwänden blieben ſie zurück und liefen nach einander davon, — nicht ſowohl, weil ſie die Feinde, als weil ſie die üble Laune ihres Königs fürchteten. Denn bitter geworden durch das gehabte Unglück, ſuchte Perſeus die Schuld ſeiner Niederlage von ſich ſelbſt hinweg auf jeden Anderen zu ſchieben.

Als er Nachts in Pella ankam, traten ihm ſeine beiden Schatzmeiſter, Eukus und Euläus, theils mit Vorwürfen über das Geſchehene, theils mit freimüthigen Aeußerungen und Rathſchlägen, die jedoch nicht an der Zeit waren, entgegen. Er gerieth hierüber ſo ſehr in Zorn, daß er beide mit dem Dolche niederſtach. Niemand blieb mehr an ſeiner Seite, außer Evander aus Kreta, Archidamus aus Aetolien und der Böotier Neon.

Von den Truppen folgten ihm nur noch die Kreter, nicht ſowohl aus guter Geſinnung, als weil ſie bei ſeinem Gelde ausharrten, wie die Bienen bei der Wabe. Denn er ließ eine Maſſe von Gegenſtänden mitführen und gab davon den Kretern Vieles zur Plünderung preis — Pokale, Miſchkrüge und den ſonſtigen Apparat in Gold und Silber bis zum Betrag von 50 Talenten.

Als er jedoch zuerſt in Amphipolis*), ſodann von hier aus in Galepſus ankam, ließ ſeine Angſt etwas nach. Er verfiel wieder in ſein angeborenes, älteſtes Leiden, die Knauſerei, und jammerte bei ſeinen Freunden, „daß er von den Goldſachen Alexanders des Großen Einiges an die Kreter verſchleudert habe; es ſei aus Unkenntniß geſchehen". Zugleich verlangte er von den jetzigen Beſitzern unter Thränen und flehentlichem Bitten: ſie möchten es wieder gegen Baar austauſchen! Wer ihn nun genau kannte, merkte wohl, daß er nur

*) Amphipolis, öſtlich von Pella, auf einer Inſel des Strymon gelegen; Galepſus ſüdöſtlich davon.

die Kreter „bekretern“*) wolle; wer sich aber beschwatzen ließ und das Seinige hergab, war geprellt. Denn er zahlte das Geld nicht aus, sondern nachdem er auf diese Weise von seinen eigenen Freunden dreißig Talente profitirt hatte, — welche bald darauf von den Feinden sollten weggenommen werden, — schiffte er mit denselben nach Samothrake**) hinüber und suchte dort als entronnener Flüchtling seinen Schutz im Tempel der Dioskuren (Kastor und Pollux).

24. Zwar sollen nun die Makedonier jederzeit Freunde des Königthums gewesen sein; allein jetzt schien mit dem geborstenen Fundamente das ganze Gebäude vollständig zusammengestürzt. Sie ergaben sich an Aemilius und machten ihn binnen zwei Tagen zum unumschränkten Herrn von Makedonien. Dies scheint denn auch die Ansicht zu bestätigen, wornach jene Ereignisse einem ganz besonderen Glück ihren Ursprung zu verdanken haben sollen.

Ueberdies war auch der merkwürdige Zufall, der sich bei einem Opfer ereignete, sichtbar von oben. Als Aemilius in Amphipolis opferte und die heilige Handlung bereits ihren Anfang genommen hatte, schlug der Blitz auf den Altar, zündete das Feuer an und half so den Gottesdienst vollbringen.

Der auffallendste Beweis von göttlicher Einwirkung und besonderem Glück ist jedoch das Gerücht von diesem Siege. Es war der vierte Tag seit der verlorenen Schlacht des Perseus bei Pydna, als zu Rom, wo das Volk gerade dem Schauspiel des Wettrennens zusah, urplötzlich in dem vordersten Theil des Theaters ein Gerede auftauchte, wornach Aemilius dem Perseus eine große Niederlage beigebracht habe und jetzt das gesammte Makedonien erobere. Dieses Gerücht verbreitete sich alsbald, wie ein Strom, unter der Menschenmasse; das Freudengeschrei und der Applaus schlug in hellen Flammen empor und erfüllte die Stadt denselbigen ganzen Tag. Aber dann, — als man das Gerede nicht auf eine zuverlässige Quelle zurückzuführen vermochte, sondern dasselbe nur eben gleichmäßig unter dem ganzen Publikum herumgehen sah, — dann zerfloß die ganze Sage wieder in ein Nichts auseinander. Indessen traf einige Tage später die sichere

*) Das heißt betrügen, — dem griechischen Wortspiel nachgebildet.

**) Samothrake, berühmte Insel an der thrakischen Küste.

Nachricht wirklich ein, und jetzt mußte man sich über die vorausgeeilte Kunde verwundern und wie diese in der Unwahrheit dennoch die Wahrheit enthalten hatte.

25. In ähnlicher Weise soll auch das Gerücht von dem Kampfe der Italioten am Flusse Sagra*) noch am gleichen Tage im Peloponnes, wie auch zu Platäa das von dem Siege der Griechen über die Perser bei Mykale sich verbreitet haben. Ferner, als die Tarquinier im Bunde mit den Latinern heranzogen, aber von den Römern geschlagen wurden, sah man gleich darauf zwei große, schöne Männer als eigene Siegesboten vom Heere kommen. Man vermuthete mit Grund in ihnen die Dioskuren. Der erste Mann, der ihnen auf dem Forum bei dem Brunnen begegnete, wo sie ihre förmlich schweißtriefenden Pferde sich abkühlen ließen, wunderte sich über ihre Aeußerungen von dem Siege. Darauf sollen sie ihn unter freundlichem Lächeln mit der Hand am Barte genommen haben und siehe da, der Bart bekam augenblicklich rothe Haare anstatt der schwarzen! Wie das Gerücht seinen Glauben, so erhielt dadurch jener Mann seinen Beinamen Ahenobarbus, d. h. Rothbart.

Alles dieses erhält eine gewisse Glaubwürdigkeit durch ein Ereigniß unserer Tage. Als nämlich Antonius**) sich gegen Domitian empörte und man deßhalb von Germanien her einen bedeutenden Krieg erwartete, ließ das Volk während der allgemeinen Bestürzung Roms urplötzlich und ganz unvermittelt ein Siegesgerücht auftauchen, das sich mit der größten Geschwindigkeit durch die Stadt verbreitete: „Antonius selbst sei getödtet und von dem unter ihm stehenden Heere sei bei der erlittenen Niederlage kein Mann übrig geblieben!“ Das Vertrauen auf diese Nachricht war so glänzend und vollwichtig, daß sogar viele hochgestellte Personen ihre Dankopfer darbrachten. Allein nun forschte man nach der ersten Quelle derselben; es fand sich Niemand. Man verfolgte die Kunde von Einem zum Andern; sie schien immer weiter rückwärts zu fliehen und schließlich verlor sie sich unter den

*) Sagra, Flüßchen in Bruttium, wo die Lokrer über die Krotoniaten siegten.

**) Lucius Antonius, Statthalter in Ober-Germanien. Die Deutschen hatten ihm Hilfe versprochen, wurden aber durch plötzliches Thauwetter am Heranzug verhindert, worauf Antonius in der Schlacht sein Leben verlor.

unendlichen Massen des Volkes, wie in einer unergründlichen Meerestiefe. Man sah deutlich, — sie hatte keinen bestimmten Anfang, und so verschwand denn auch das Gerücht bald wieder aus der Stadt. Als jedoch Domitian mit einem Truppencorps zum Kriege ausrückte, kam ihm schon unterwegs die förmliche Botschaft und ein Schreiben mit der Siegesnachricht entgegen. Der Tag des glücklichen Erfolgs traf mit dem des umlaufenden Gerüchts zusammen, obwohl die örtliche Distanz über zwanzigtausend Stadien*) beträgt. Und es gibt unter unsern Zeitgenossen Niemand, dem diese Umstände unbekannt wären.

26. Cnejus Octavius, der unter Aemilius die Flotte befehligte, warf nun vor Samothrake Anker, wo er zwar, aus Rücksicht auf die Tempel, dem Perseus sein Asyl unangetastet ließ, dagegen ihn an jeder Abfahrt, jedem Fluchtversuch verhinderte.

Dennoch gelang es dem Perseus auf irgend eine versteckte Weise, einen gewissen Kreter, Oroandes, der ein leichtes Fahrzeug besaß, dafür zu gewinnen, daß er ihn mit seinen Schätzen an Bord nehmen sollte. Allein dieser Mensch handelte ganz nach kretischer Manier. Er nahm wirklich die Schätze Nachts an Bord und hatte den Perseus angewiesen, in der folgenden Nacht sich mit seinen Kindern und der nothwendigen Bedienung an dem Hafen beim Cerestempel einzufinden. Allein gleich nach Anbruch des Abends war er bereits abgefahren.

Dem Perseus erging es nun aufs Jämmerlichste, nachdem er sich selbst, wie auch seine Gemahlin und Kinder, welche bisher noch gar keine Strapazen, gar kein Umherirren kennen gelernt hatten, durch ein enges Fensterchen hatte herausdefiliren lassen. Er stieß ein klägliches Seufzen aus, als er am Strande hin- und herlief, und ihm nun Jemand, der's gesehen hatte, die Mittheilung machte, daß Oroandes bereits auf hoher See weiter fahre.

Der Tagensanbruch stand nahe und aller Hoffnung baar flüchtete er sich also wieder nach der Mauer zurück. Hiebei blieb er zwar nicht unentdeckt, doch kam er mit seiner Gemahlin den Römern noch voraus. Seine Kinder nahm Jon, der in früheren Zeiten ein Liebling des Perseus gewesen war, aber jetzt an ihm zum Verräther wurde,

*) Fast 500 geographische Meilen.

raſch zuſammen und lieferte ſie dem Feind in die Hände. Dadurch gab dieſer Jon eine Veranlaſſung, welche den ſtärkſten Druck auf den armen Mann ausübte, ſo daß er, wie ein Thier, dem ſeine Jungen weggefangen ſind, nun ſelbſt dem Gegner, der die Kinder in ſeiner Gewalt hatte, in die Hände laufen und ſeine eigene Perſon übergeben mußte.

Nun ſetzte er noch das meiſte Vertrauen auf Naſika und wünſchte dieſen zu ſprechen; allein Naſika war nicht anweſend. Jetzt jammerte Perſeus nur noch über ſein Schickſal, und nachdem er von allen Seiten die Nothwendigkeit eingeſehen hatte, lieferte er ſich endlich in die Gewalt des Cnejus Octavius aus.

Dieß war die Zeit, wo er es am deutlichſten verrieth, daß in ihm noch ein niedrigeres Laſter lag, als Geiz und Habſucht, — nämlich die Todesfurcht, wodurch er ſich des Einzigen, was das Schickſal einer gefallenen Größe nicht nehmen kann, des Mitleids, ſelbſt beraubte. Er bat, zu Aemilius geführt zu werden. Letzterer, der in Perſeus einen bedeutenden Mann zu erblicken glaubte, welcher nur durch einen ſchweren, aller Theilnahme würdigen Schlag des Schickſals gefallen ſei, erhob ſich von ſeinem Sitze und ging ihm ſammt ſeinen Freunden, mit Thränen im Auge, entgegen. Aber Perſeus — in der That ein ſchmachvolles Schauſpiel! — warf ſich auf das Angeſicht nieder und faßte ihn an den Knien, indem er Worte und Bitten der unedelſten Art hervorſtieß, wie ſie Aemilius nicht auszuhalten, oder auch nur anzuhören vermochte. Mit trauriger, ſchmerzvoller Miene blickte dieſer vielmehr den König an. „Unglücklicher, — ſagte er dann, — warum befreiſt du das Schickſal von dem ſchwerſten Vorwurf, den man ihm machen konnte? Warum benimmſt du dich ſo, daß man glauben muß: du ſeieſt mit vollem Recht in's Unglück gefallen und habeſt keineswegs das jetzige, ſondern dein früheres Loos nicht verdient? Warum erniedrigſt du meinen Sieg und machſt den großen Erfolg zu einem kleinen, indem du dich als einen Menſchen erzeigſt, der für die Römer kein tapferer, kein würdiger Gegner iſt? Muth, — Muth gewinnt dem Unglücklichen ein gut Stück Achtung ſelbſt bei dem Feinde. Aber Feigheit, ſelbſt wenn ſie vom Glück begünſtigt wird, bleibt immer das Verächtlichſte!“

27. Demungeachtet hob er den König auf und reichte ihm die Hand, worauf er ihn dem Tubero übergab. Hierauf zog er seine Söhne und Schwiegersöhne und von den sonstigen Offizieren hauptsächlich die jüngeren in das Innere seines Zeltes, wo er lange Zeit — in tiefes Nachdenken versunken — stille dasaß, so daß sich Jedermann verwunderte. Sodann begann er, vom Schicksal und menschlichen Dingen mit ihnen zu sprechen.

„Darf — sagte er — darf ein Mensch in augenblicklich günstiger Lage kühn und stolz werden, wenn er etwa ein Volk, eine Stadt, ein Königreich unterworfen hat? Muß nicht vielmehr gerade dieser Wechsel des Glücks, der dem Krieger ein deutliches Exempel menschlicher Schwachheit vor Augen stellt, ihn belehren, daß er nichts, gar nichts als bleibend und dauerhaft betrachten darf? Wie kann der Mensch noch einen Augenblick frohen Muth haben, wenn zumeist der errungene Sieg über Andere ihn zwingt, sich vor dem Schicksal zu fürchten, und wenn die Freude sich wieder in eine trübe Stimmung verkehrt bei dem Gedanken an das Glück, das auf der Kugel steht und bald dem, bald einem Andern hold ist? Alexander der Große schwang sich auf die höchste Stufe der Macht und war allgewaltig in der Welt. Seine ganze Nachfolgerschaft ist in dem Bruchtheil einer einzigen Stunde gefallen. Ihr habt sie Euch zu Füßen gelegt und Könige, die noch eben von so vielen Hunderttausenden Fußvolks, so vielen Tausenden Reiterei zu ihrem Schutze umgeben waren, — man sieht sie jetzt aus Feindeshand ihr tägliches Brod, ihren täglichen Trank empfangen! Meinet ihr, unsere eigene Macht habe eine gewisse Schicksalsdauer, um stark genug zu sein zum Widerstande gegen die Wirkungen der Zeit? Legt doch dieses unbändige Gebahren ab, ihr jungen Leute, — legt diesen übermüthigen Siegesjubel ab, werdet bescheiden und blicket mit Beben auf die Zukunft. Ja, bleibt in steter, banger Erwartung des Endes, das vielleicht der Himmel jedem Einzelnen zusenden wird als rächende Büßung für dieses hohe Glück der Gegenwart!"

Derartige Mahnungen soll Aemilius sehr ausführlich gesprochen und erst, als dieß geschehn, die jungen Männer wieder entlassen haben, die nun hinsichtlich ihres übermüthigen Rühmens durch sein einschneidendes Wort, wie durch einen Zügel, gar wacker zur Mäßigung angehalten waren.

28. Hierauf gönnte er seiner Armee einige Rast, während er selbst begann, sich Griechenland näher anzuschauen, und dabei ein Benehmen entwickelte, welches ebenso ruhmreich, als freundlich war. Durch seinen Besuch wußte er die Gemeinden völlig für sich einzunehmen; er stellte ihre bürgerlichen Einrichtungen fest und verwilligte ihnen Geschenke, — den einen Getreide aus den königlichen Magazinen, den anderen Oel. Denn der angehäufte Vorrath, der sich vorgefunden haben soll, war so bedeutend, daß die Anzahl der Empfänger und Bittsteller weit früher ausging, als die Masse des Gefundenen sich erschöpfte.

In Delphi sah er ein großes, viereckiges Piedestal, aus weißem Gestein zusammengefügt, auf welches ein goldenes Standbild des Perseus gesetzt werden sollte. Er befahl, dafür sein eigenes daraufzusetzen; denn „das gehöre sich, daß der Geschlagene dem Sieger Platz mache."

In Olympia soll er jene vielverbreitete Aeußerung gethan haben: „der Jupiter des Phidias — das sei der einzig ächte Jupiter Homers!"

Nach der Rückkehr der zehn Gesandten aus Rom gab er den Makedoniern ihr Land und ihre Städte wieder „zu freiem Besitz unter eigenen Gesetzen". Nur sollten sie 100 Talente Tribut an die Römer bezahlen, während sie bisher an die Könige mehr, als das Doppelte, hatten entrichten müssen.

Hierauf ließ er Opfer und Schauspiele, in mancherlei Wettkämpfen bestehend, veranstalten. Er hielt dabei feierliche Speisungen für die Götter und große Festessen, wozu er freilich die nöthigen Mittel reichlich aus den königlichen Schätzen entnehmen konnte. Außerdem aber beurkundete er dabei eine Ordnung, einen Anstand, eine feine Art, Jedem den Platz anzuweisen und die Hand zu drücken, einen so genauen, wohlüberlegten Takt in der entsprechenden Behandlung aller Einzelnen nach Stand und Wohlgesinntheit, daß sich die Griechen höchlich verwunderten, „wie bei ihm selbst das heitere Spiel nicht ohne den Ernst verbleibe und wie dieser Mann mitten in einer so großartigen politischen Thätigkeit auch noch den Kleinigkeiten gebührende Rechnung zu tragen wisse". Aemilius dagegen freute sich auch darüber, daß neben all diesem vielfachen und prächtigen Festapparate dennoch seine

Perſon für die Anweſenden den höchſten Genuß, das ſchönſte Schauſpiel bildete. Wenn man ſeine pünktliche Anordnung bewunderte, äußerte er immer: „es erfordere die gleichen geiſtigen Eigenſchaften, eine militäriſche Aufſtellung und ein Gaſtmahl gut zu dirigiren; die erſtere müſſe möglichſt gefährlich werden für den Feind, das andere möglichſt heiter für die Gäſte.“

Mehr, als alles Andere, prieſen jedoch die Leute ſeine edle, großherzige Geſinnung, indem er die Maſſe von Silber und Gold, das man aus den königlichen Schatzkammern zuſammengebracht hatte, nicht einmal ſehen wollte, ſondern daſſelbe ſogleich den Quäſtoren für das Aerarium übergab. Nur bei den Büchern des Königs geſtattete er ſeinen von wiſſenſchaftlichem Eifer hocherfüllten Söhnen, dieſelben für ſich herauszunehmen; und ebenſo gab er bei Vertheilung der Ehrenpreiſe „für Auszeichnung in der Schlacht“ ſeinem Schwiegerſohn, Aelius Tubero, eine Trinkſchale im Gewicht von 5 Pfund. Dieß iſt der gleiche Tubero, von welchem wir oben erzählten, daß er mit fünfzehn anderen Verwandten zuſammenwohnte, wobei ſie ſich insgeſammt von einem kleinen Landgütchen ernährten. Und das Obige ſoll das erſte Silber geweſen ſein, welches überhaupt in das Aeliſche Haus hineinkam, von Ehre und Tapferkeit eingeführt; außerdem habe weder Mann noch Weib bei ihnen Gold oder Silber gebraucht.

29. Nachdem die neue Organiſation von ihm in trefflicher Weiſe beendigt war, verabſchiedete er ſich von den Griechen und ermahnte namentlich die Makedonier, der ihnen von Rom verwilligten Freiheit eingedenk zu bleiben, indem ſie ſich dieſelbe durch gute Geſetze und Eintracht bewahrten.

Hierauf brach er nach Epirus auf, weil er durch Senatsbeſchluß Befehl hatte, den Soldaten, welche die Schlacht gegen Perſeus unter ihm mitgemacht hätten, die dortigen Städte zur Plünderung preiszugeben. Seine Abſicht ging nun dahin, alle zugleich und zwar ganz unerwartet und urplötzlich zu überfallen. Deßwegen ließ er aus jeder Stadt die zehn hervorragendſten Männer zu ſich kommen und ertheilte ihnen den Auftrag, ſämmtliches Gold und Silber, das ſich in Häuſern und Tempeln befinde, an einem angegebenen Tage abzuliefern. Mit jedem Einzelnen ſchickte er, angeblich zu dem gleichen Behufe, eine Bedeckung von Soldaten nebſt einem höheren Offizier, wobei er die

Miene annahm, als sollten diese nur das Geld aufsuchen und übernehmen. Als der Tag gekommen war, begannen sie überall im völlig gleichen Augenblick mit dem Ueberfall und der Plünderung der Städte, so daß eine einzige Stunde genüge, um 150,000 Menschen zu Sklaven zu machen und 70 Städte zu zerstören. Aber so groß der Ruin, so furchtbar der allgemeine Untergang war: so betrug der Antheil, welchen der einzelne Soldat erhielt, doch nicht mehr, als eilf Drachmen, und die Welt schauderte über einem solchen Ende des Kriegs, wobei eine ganze Nation völlig in Stücke gehauen war, um dem einzelnen Mann einen so ganz unbedeutenden Profit in die Tasche zu jagen!

30. Nach Ausführung dieser Maßregel, welche im höchsten Grade seiner eigenen milden und edlen Natur widersprach, zog Aemilius nach Orikum*) an's Meer. Von hier setzte er mit seinen Truppen nach Italien über. Sodann fuhr er den Tiberfluß hinauf, und zwar auf einem sechzehnrudrigen königlichen Schiffe, das zum Staate mit erbeuteten Waffenstücken, rothen und purpuruen Tüchern oder Flaggen derart ausstaffirt war, daß die Römer schon außerhalb Roms ihr Volksfest feierten. Sie gingen gleichsam zum Ansehn eines Triumphzugs hin und anticipirten so durch ihre Begleitung des langsam den Strom herauf rudernden Schiffes den bevorstehenden Genuß.

Die Soldaten dagegen schielten nach den königlichen Schätzen hin, weil sie weniger davon empfangen hatten, als sie fordern zu können glaubten. Sie hegten hierüber eine unverkennbare Erbitterung und waren auf Aemilius sehr übel gestimmt. Sie beschuldigten ihn sogar öffentlich, daß er „ein fast unerträglicher, herrischer Befehlshaber über sie gewesen"! und thaten deßwegen höchst ungern einen Schritt, um für ihn einen Triumph zu erreichen.

Kaum bemerkte dieß Servius Galba, ein Feind des Aemilius, der jedoch zu den unter ihm dienenden Obersten gehörte, als er auch schon die Kühnheit hatte, offen zu erklären, daß man demselben keinen Triumph ertheilen dürfe. Nachdem er unter die Masse der Soldaten noch mancherlei Verleumdungen gegen den Feldherrn ausgestreut und

*) Orikum im sog. griechischen Illyrien, den untersten Theilen Italiens gegenüber.

ihren bereits vorhandenen Grimm noch in höherem Maße aufgestachelt hatte, verlangte er von den Tribunen „einen anderen Tag; denn der nunmehrige sei für die Begründung der Anklage unzureichend, indem er nur noch 4 Stunden übrig habe“. Die Tribunen forderten ihn auf, die gewünschten Angaben sofort zu machen. Auf dieß begann er, sich in einer langen Rede zu ergehen, welche die ärgsten Beschuldigungen vielfacher Art enthielt. Hiedurch brachte er den Rest des Tages herum und nach Eintritt der Finsterniß wurde die Versammlung von den Tribunen aufgelöst. Dagegen rannten die Soldaten, denen bereits ihre Keckheit gewachsen war, nun zu Galba heran und rotteten sich beim nächsten Tagesanbruch abermals zusammen, um alsbald das Capitolium zu besetzen. Denn dort wollten die Tribunen unter ihrer Leitung eine Volksversammlung abhalten.

31. Mit Tagesanbruch begann die Abstimmung, und gleich die erste Tribus stimmte gegen den Triumph. Die Kunde von diesem Ereigniß drang unter das übrige Volk und in den Senat. Zwar fühlte nun die große Masse über eine solche schwere Beschimpfung des Aemilius den tiefsten Schmerz, allen es blieb bei Ausrufungen ohne Handeln. Dagegen äußerten sich die angesehensten Senatsmitglieder laut über die Entsetzlichkeit des Vorfalls. Sie forderten sich gegenseitig auf, gegen die Zügellosigkeit und Frechheit der Soldaten einzuschreiten, welche zuletzt zu jeder gesetzwidrigen und gewaltthätigen Handlung sich versteigen würden, wenn man es ihnen nicht erschwere, den Paulus Aemilius seiner Siegesehren zu berauben. Sie drängten sich also in großer Anzahl durch die Volksmenge hindurch und den Hügel hinauf. Dann ersuchten sie die Tribunen, mit der Abstimmung einzuhalten, bis sie gegen die Versammlung sich nach ihrem Wunsche ausgesprochen hätten.

Als nun Jedermann innehielt und die nöthige Stille herbeigeführt war, trat ein früherer Consul, welcher 23 Feinde im persönlichen Zweikampfe getödtet hatte, Marcus Servilius, als Redner auf: „die ganze Feldherrngröße des Paulus (sprach er) erkenne er erst jetzt recht, seit er sehe, wie voll von Insubordination, wie heillos die Armee sei, womit Paulus so schöne, so bedeutende Thaten glücklich vollbracht habe. Er müsse sich verwundern, daß das römische Volk, durch die Triumphe über Illyrien und Ligurien in Jubel versetzt, sich selbst die

Freude mißgönne, den makedonischen König lebendig und den Ruhm eines Alexander, eines Philippus tief unter den römischen Waffen in Gefangenschaft einher geführt zu sehen. Wie? (rief er aus) sollte das nicht entsetzlich sein? Als früher ein unsicheres Siegesgerücht sich plötzlich in der Stadt verbreitete, da habt ihr den Göttern geopfert, habt darum gebetet, von dieser bloßen Sage bald die Anschauung selbst empfangen zu dürfen. Jetzt ist der Feldherr mit dem wahrhaftigen Siege da, und ihr? Ihr nehmt mit Gewalt den Göttern ihre Ehre, euch selbst eure Freude! Es ist, als fürchtetet ihr euch, die ganze Größe solcher Erfolge anzuschaun; es ist, als wolltet ihr den Feind noch schonen! Freilich besser wär's, wenn das Mitleid gegen Jenen, als wenn der Neid gegen unsern Imperator der Grund wäre zur Einstellung des Triumphs! Aber das freche Wesen (fuhr er sodann fort) wird zu einer solchen Vollgewalt hinaufgesteigert und zwar von Euch, daß ein Mensch, der nie verwundet wurde, der an seinem Leibe glänzt von weichlicher Glätte und vom Stubenhocken, — daß ein solcher nun von Heerführung und Triumph vor uns zu sprechen wagt, die wir durch so viele Wunden eingeschult sind, um über Tugenden und Laster eines Feldherrn ein Urtheil zu haben!"

Dabei hielt Servilius sein Kleid auseinander und zeigte seine Narben auf der Brust, deren es eine ganz unglaubliche Anzahl war. Bei einer darauf folgenden Umdrehung enthüllte er noch einige weitere Körpertheile, die nach allgemeiner Ansicht nicht wohl mit Anstand vor einem ganzen Menschenhaufen entblößt werden können. Zu Galba sich wendend, sagte er dann: „du lachst über das? Ich rühme mich darüber vor meinen Mitbürgern. Denn zu ihrem Besten bin ich Tag und Nacht ohne Unterbrechung auf dem Gaul gesessen, und davon hab' ich das bekommen! Auf! Nimm sie jetzt und führ' sie zur Abstimmung! Ich will jetzt heruntergehn und Allen zur Seite bleiben, und will sehen, wer schlecht und undankbar ist und lieber im Kriege von Demagogen verführt sein will, als von seinem Generale „kommandirt!"

32. Durch diese Anrede wurde, wie man sagt, die gesammte Armee so niedergedonnert und umgestimmt, daß nun der Triumph für Aemilius von allen Tribus genehmigt wurde. Die Feierlichkeit ging folgendermaßen von statten.

Das Volk baute ſich in den verſchiedenen Rennbahnen, welche man „Circus“ heißt, ſowie am Forum herum Gerüſte auf und nahm auch die übrigen Stadttheile in Beſchlag, je nachdem dieſelben das Mitanſehen des Feſtzugs ermöglichten. Alle Zuſchauer trugen ſchöne, reine Kleidung. Jeder Tempel ſtand offen und war voll Guirlanden und Weihrauchduft. Eine Menge von Dienern und Liktoren, welche die unordentlich auf öffentlichen Plätzen zuſammenſtoßenden und hin- und herlaufenden Leute verſcheuchten, hielt dadurch die Wege offen und geſäubert.

Der Feſtzug ſelbſt war auf drei Tage vertheilt. Der erſte Tag, welcher für die erbeuteten Statuen, Gemälde und Koloſſe, die man auf 250 Wägen daherführte, kaum ausreichen wollte, erfreute durch den Anblick der ebengenannten Gegenſtände. Am folgenden Tage wurden auf einer Menge von Wägen die ſchönſten und koſtbarſten makedoniſchen Waffenſtücke vorgeführt. Sie blinkten insgeſammt mit ihrem neugeputzten Erz und Eiſen. Hinſichtlich der Art, wie man ſie gelegt hatte, war durch eine künſtliche Gruppirung das Ganze ſo eingerichtet, daß es möglichſt ausſah, als wären ſie nur eben maſſenweiß hingeworfen, wie ſie von ſelber fielen. Auf den Schilden lagen Helme, auf den Beinſchienen Panzer; kretiſche Kleinſchilde, thrakiſche viereckige Schilde und Köcher mengten ſich mit Pferdezügeln; durch Alles hindurch ſtanden bloße Schwerter hervor oder ſteckten Sariſſen zur Seite. Dabei hatten alle dieſe Waffen einen angemeſſenen freien Spielraum, ſo daß ihr Zuſammenſchlagen beim Transport einen wilden, furchtbaren Klang gab und man das Alles, trotzdem der Feind unterlegen war, doch nicht ohne Schreck mit anſehn konnte.

Nach den Waffenwägen folgte ein Aufmarſch von dreitauſend Mann, welche in 750 Gefäſſen, deren jedes drei Talente hielt und von je vier Mann getragen wurde, gemünztes Silbergeld daherbrachten. Wieder andere trugen ſilberne Miſchkrüge, Trinkhörner, Schalen, Becher, — alles Einzelne für den Anblick ſchön geordnet, und ebenſo ausgezeichnet durch die Größe, wie durch die Dicke der getriebenen Arbeit.

33. Am dritten Tage, ſchon in aller Frühe, zog eine Trompetermuſik auf, die jedoch keine Prozeſſions- oder Feſtzugsmelodie blies, *ſondern* vielmehr ein römiſches Schlachtlied. Nach derſelben führte

man hundertundzwanzig Maſtochſen mit vergoldeten Hörnern daher, die mit Binden und Kränzen geſchmückt waren. Die jungen Männer, welche ſie führten, zogen in prächtigen Schürzen mit buntem Saum zu der heiligen Handlung, — mit ihnen Knaben, goldene und ſilberne Opferſchalen in der Hand. Hierauf kamen die Träger des gemünzten Goldes, welches, gerade wie das Silber, in Gefäſſe von je drei Talenten vertheilt war. Die Anzahl dieſer Gefäſſe betrug 77. Auf dieſe folgten Männer, welche die heilige Schale hoch emporhielten, die Aemilius aus Gold, im Werth von zehn Talenten, und mit Edelſteinbeſatz hatte verfertigen laſſen, — ferner Leute, welche die Pokale des Antigonus und Seleukus, ſowie andere von Therikles' Meiſterhand, und ſämmtliches goldene Tafelgeſchirr des Perſeus zur Schau trugen. Sodann kam der Wagen des Perſeus, ſeine Waffen und oben auf den Waffen liegend ſein Diadem.

Sodann — nach einem kurzen Zwiſchenraum — führte man bereits die Kinder des Königs als gefangene Sklaven vorüber und mit ihnen einen Schwarm von Wärtern, Lehrern und Hofmeiſtern, die in Thränen ſchwammen und, wie ſie ſelbſt ihre Hände flehentlich nach dem Publikum ausſtreckten, ſo auch die Kinder zum Bitten und Betteln anhielten. Es waren zwei Knaben und ein Mädchen; ſie hatten aber in ihrem Alter noch durchaus kein deutliches Bewußtſein von der Größe ihres Unglücks. Und gerade wegen dieſes Mangels an klarer Empfindung war das Mitleid mit ihnen um ſo größer, ſo daß Perſeus bei ſeinem Vorüberſchreiten nahezu unbeachtet blieb. Vor lauter Theilnahme waren die Blicke der Römer vollſtändig nur auf die Kleinen gerichtet; Viele konnten ſich ſogar des Weinens nicht enthalten; jedenfalls erregte dieſer Anblick allgemein nur eine mit tiefer Wehmuth vermiſchte Freude, bis die Kinder vorüber waren.

34. Perſeus ſelbſt ging hinter ſeinen Kindern und der ſie umgebenden Dienerſchaft. Er trug ein ſchwarzgraues Kleid und die landesüblichen Stiefel. Aber die Größe ſeines Unglücks wirkte auf ihn dergeſtalt ein, daß er Alles ganz verblüfft anſah und nahezu einem blödſinnigen Menſchen glich.

Auf ihn folgte ein ganzes Corps von Freunden und Geſellſchaftern, denen die Trauer ſchwer auf den Geſichtern lag. Durch ihr fortwährendes Weinen und Hinblicken nach Perſeus legten ſie Jedermann,

der es mit anſah, den Gedanken nahe, daß ſie nur über das Schickſal des Königs jammerten, während ihr eigenes Loos ſie gleichgültig ließ. Und doch hatte Perſeus zu Aemilius geſchickt und dringend bitten laſſen, ihn nicht öffentlich aufzuführen, ſondern ihm den Triumph zu erlaſſen! Allein Aemilius, der offenbar ſich über die Feigheit und Todesfurcht des Königs luſtig machen wollte, ließ ihm antworten: „nun — das ſei ja ſchon früher bei ihm geſtanden und ſtehe noch jetzt bei ihm, wenn er nur wolle“! — eine deutliche Hindeutung auf den Tod, der beſſer ſei, als Schande. Aber hiezu konnte ſich der Elende nicht entſchließen. Er ließ ſich von einigen geringen Hoffnungsſtrahlen vollends in ſeiner weichlichen Geſinnung beſtärken und ward ſomit — ein Stück von ſeiner eigenen Kriegsbeute.

Unmittelbar darauf trug man nun goldene Kränze vorüber, vierhundert an der Zahl, welche dem Aemilius, als Ehrenzeichen für ſeinen Sieg, von den einzelnen Städten durch Geſandtſchaften überſchickt worden waren.

Hierauf kam er ſelbſt, auf einem prachtvoll geſchmückten Triumphwagen, — ein Mann, deſſen Anblick ſchon an ſich, abgeſehen von ſeiner hohen Stellung, lohnend genug war. Er trug ein golddurchwirktes Purpurkleid und hielt in der Hand einen Lorbeerzweig. Solche Lorbeerzweige trug auch das geſammte Heer, welches centurien- und cohortenweiſe dem Triumphwagen ſeines Feldherrn folgte. Dabei wurden theils einige altherkömmliche, mit Poſſen vermiſchte Verslein, theils Siegeslieder und Hymnen auf die Heldenthaten des Aemilius geſungen. Letzterer war der Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit und wurde von Jedermann glücklich geprieſen, ohne daß ihn irgend ein rechtſchaffener Menſch beneidet hätte. Aber leider ſcheint irgend eine höhere Macht die Aufgabe zu haben, jedes große, überſchwängliche Glück zu mäßigen und dem Menſchenleben eine gewiſſe Miſchung zu verleihn, damit es für Niemand frei und ledig von allem Beigeſchmack des Uebels bleiben kann und vielmehr, nach Homers Ausdruck*), diejenigen „am beſten daran ſind“, bei welchen ihr Schickſal eine Abwechslung der Verhältniſſe nach beiden Richtungen hin enthält.

*) Ilias XXIV, 525 fgg.

35. Aemilius hatte nämlich vier Söhne. Zwei waren, wie bereits erzählt, in andere Familien übergegangen, Scipio und Fabius. Zwei ſtanden noch im Knabenalter, und dieſe Kinder aus einer zweiten Ehe hatte er im eigenen Hauſe behalten. Der Eine davon ſtarb fünf Tage, ehe Aemilius ſeinen Triumph feierte, im 14. Lebensjahre, und ebenſo der Andere, zwölfjährige, drei Tage nach dem Triumphe, ſo daß es keinen Römer gab, der nicht bei dieſem traurigen Vorfall gleichfalls von Schmerz ergriffen wurde. Jedermann ſchauderte es vor der Grauſamkeit eines Schickſals, das ſich nicht entblödete, ſolch eine Trauer in ein von beneidenswerthem Glück, von Jubel und Opfern angefülltes Haus hineinzuführen, — Klaggeſänge und Thränen unter Siegeslieder und Triumphe zu miſchen!

36. Indeſſen hegte Aemilius die richtige Ueberzeugung, daß der Menſch ſeine Tapferkeit und ſeinen Muth nicht bloß gegen Waffen und Sariſſen brauchen könne, ſondern ebenſowohl gegen jede Widerwärtigkeit des Geſchicks. Demnach wußte er die zwei verſchiedenen Elemente ſeiner augenblicklichen Lage in eine ſo ſchöne Verbindung zu bringen, daß das Schlimme im Guten, das Häusliche im Oeffentlichen verſchwand, ohne die Größe des Sieges herunterzudrücken, oder deſſen Ehre Eintrag zu thun.

Den Erſteren ſeiner beiden Knaben hatte er, nach deſſen Tode, kaum beſtattet und triumphirte ſodann unverzüglich, wie bereits erzählt. Als er hierauf, nach dem Triumph, auch den zweiten verlor, berief er das römiſche Volk zur Verſammlung und ſprach in derſelben als Mann, der keines Troſtes bedarf, ſondern vielmehr ſeine Mitbürger in ihrem Schmerze über ſein Unglück zu tröſten verſuchte.

„Vor menſchlicher Macht — (dieß waren ſeine Worte) — habe ich mich niemals gefürchtet; unter den höheren Mächten erblickte ich das Ungetreuſte, Wankelmüthigſte, was es gibt, ſtets in dem Schickſal. Und dieſes, ja dieſes machte mir jederzeit bange, am bängſten in dem letzten Kriege, wo es, wie ein herrlicher Fahrwind auf der See, meine Unternehmungen begünſtigte, weßhalb ich irgend einen Wechſel, irgend einen Umſchlag ſtündlich erwarten mußte. Denn an Einem Tage (fuhr er fort) bin ich über das joniſche Meer von Brundiſium nach Corcyca geſegelt; fünf Tage ſpäter durfte ich in Delphi dem Apollo mein Opfer darbringen; nach abermals fünf Tagen übernahm ich den Ober-

Achtung. Als nun Scipio rasch auf das Forum eintrat, erblickte Appius an seiner Seite Menschen von niederer Herkunft und sogar gewesene Sclaven, — Leute der Straße, die wohl im Stande waren, einen Pöbelhaufen zusammenzuführen und durch ihr herrisches Parteitreiben und ihr Geschrei Alles mit Gewalt durchzusetzen. Da schrie Appius mit lauter Stimme: „Paulus Aemilius, seufz' unter'm Boden, wenn du merkst, daß dein Sohn von dem Ausrufer Aemilius und von dem Freigelassenen Licinius Philonikus zum Censoramt geleitet wird!"

Scipio war nun bei dem Volke beliebt, weil er dessen Geltung am meisten steigerte; Aemilius dagegen, obwohl der aristokratischen Partei angehörig, wurde von dem großen Haufen nicht weniger geliebt, als irgend ein Anderer, der noch so sehr Demagog war und bei seinem Verkehr mit den Plebejern sich um ihre Gunst bemühte. Sie bewiesen dieß neben anderen Auszeichnungen auch durch das Censoramt, dessen sie ihn würdigten, — ein Amt, das unter allen für das heiligste gilt und überall, namentlich hinsichtlich der Prüfung des Lebenswandels, einen höchst bedeutenden Einfluß ausübt. Es hat die Befugniß, jeden, der nach der Ansicht der Censoren einen unanständigen Wandel führt, aus dem Senate zu entfernen, den Tüchtigsten zum Senatspräsidenten zu ernennen und durch Abnahme des Ritterpferdes einen jungen Mann, der ausschweifend lebt, für ehrlos zu erklären. Auch die Schätzung des Vermögens und die Einzeichnung der Bürger steht unter der Oberaufsicht der Censoren. Unter Aemilius zählte man 337,452 Bürger; zum Senatspräsidenten ernannte er den Marcus Aemilius Lepidus, der schon zum vierten Male die Ehre des Vorsitzes genoß. Uebrigens entfernte er nur drei Senatoren, die jedoch nicht zu den hervorragenden gehörten. Auch bei der Rittermusterung zeigte er, wie sein College Marcius Philippus, die gleiche Mäßigung.

39. Nachdem das Meiste und Wichtigste in seinem Amte abgemacht war, verfiel Aemilius in eine Krankheit, die sich anfangs höchst bedenklich zeigte, mit der Zeit ihren gefährlichen Charakter verlor, dagegen sehr lästig und hartnäckig wurde. Auf Anrathen der Aerzte schiffte er nach Elea in Italien*) und nahm dort auf einem Landgute an der See, wo Alles ganz ruhig war, seinen Aufenthalt.

*) *Elea in Lukanien, bei den Römern Velia genannt.*

Jetzt empfanden die Römer ein großes Verlangen nach ihm; ja sie stießen oftmals im Theater laute Rufe aus, zum Ausdruck ihres Wunsches, ihn möglichst bald wiederzusehen. Da nun ein gewisses unumgängliches Opfer verrichtet werden mußte, auch sein leibliches Befinden wieder ganz ordentlich schien, so kehrte er nach Rom zurück. Er brachte wirklich das berührte Opfer gemeinschaftlich mit den anderen Priestern dar, wobei das Volk ihn massenhaft und mit entschiedener Freude umgab.

Am folgenden Tage opferte er abermals, aber allein und für sich selbst, zum Dank gegen die Götter für seine Genesung aus schwerer Krankheit. Kaum aber war, wie gesagt, die Opferceremonie beendigt, so kehrte er nach Hause zurück, legte sich nieder, gerieth sodann, ohne von dieser Veränderung ein Gefühl oder deutliche Wahrnehmung zu haben, in einen Zustand der Bewußtlosigkeit und des Phantasirens hinein, worauf er in drei Tagen starb.

Es hatte ihm nichts, lediglich nichts von Allem gefehlt, was für den Bestandtheil eines hohen Glückes gilt. Selbst noch der Glanz seines Begängnisses enthielt ein Zeugniß von der Bewunderung und hohen Achtung, die er genoß und womit man jetzt die Vorzüge dieses Mannes in einer Trauerfeier voll Anerkennung und Seligpreisungen verherrlichte. Denn diese Feier bestand nicht in Gold oder Elfenbein, nicht in der sonstigen Pracht und Eitelkeit aller getroffenen Anstalten, sondern in lauter Beweisen von Liebe, Ehre und Dank, und zwar nicht bloß von Seiten der Bürger, sondern auch der Feinde. So war es z. B. bei allen Spaniern, Liguriern und Makedoniern, die zufällig in Rom anwesend waren. Die körperlich starken und jungen Leute unter ihnen nahmen die Bahre auf ihre Schultern, um ihn tragen zu helfen. Die älteren gingen im Zuge mit und nannten dabei Aemilius „den Wohlthäter und Retter ihres Vaterlands". Denn nicht nur in der Periode seiner Siege hatte er, als er nun wieder schied, sich gegen Jedermann mild und menschenfreundlich bewiesen, sondern auch in seinem ganzen ferneren Leben that er ihnen stets und fortwährend alles mögliche Gute; ja, er sorgte für sie, wie für nahe Angehörige und Verwandte.

Sein Vermögen soll kaum 370,000 Sestertien*) betragen haben.

*) Nicht ganz 20,000 Thaler.

Er ſelbſt hinterließ eigentlich ſeine beiden Söhne als Erben; allein der jüngere, Scipio, trat ſeinem Bruder den Beſitz des Ganzen ab, weil er ſelbſt durch Adoption in eine reichere Familie, die des Africanus, übergeben worden war.

Dieß ſind die Nachrichten, die wir noch über Paulus Aemilius' Charakter und Leben beſitzen.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Plutarchs
ausgewählte Biographien.

Deutſch

von

Ed. Eyth.

Zwanzigſtes Bändchen.

1. Camillus.
2. Pelopidas.

Stuttgart.
Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.
1867.

Er ſelbſt hinterließ eigentlich ſeine beiden Söhne als Erben; allein der jüngere, Scipio, trat ſeinem Bruder den Beſitz des Ganzen ab, weil er ſelbſt durch Adoption in eine reichere Familie, die des Africanus, übergeben worden war.

Dieß ſind die Nachrichten, die wir noch über Paulus Aemilius' Charakter und Leben beſitzen.

Druck von C. Hoffmann in Stuttgart.

Plutarchs
ausgewählte Biographien.

Deutſch

von

Ed. Eyth.

Zwanzigſtes Bändchen.

1. Camillus.
2. Pelopidas.

Stuttgart.
Hoffmann'ſche Verlags-Buchhandlung.
1867.

Camillus.

1. So vieles Bedeutende von Furius Camillus erzählt wird, so scheint doch das Eigenthümlichste und Auffallendste darin zu liegen, daß dieser Mann, der in seinen Feldherrnstellen so manchen glänzenden Sieg erfocht, fünfmal zum Dictator gewählt wurde, viermal einen Triumph feierte und als der zweite Begründer von Rom in der Geschichte dasteht, doch nicht ein einziges Mal zum Consulat gelangen konnte!

Die Ursache hievon lag in den damaligen Zuständen der Republik. Der Streit des Volks mit dem Senate *) hielt das erstere von jeder Consulwahl durchaus ab, wogegen man für die oberste Leitung Kriegstribunen wählte, welche zwar alles mit gleicher Vollmacht und Gewalt, wie die Consuln, thaten, jedoch ohne daß — wegen ihrer größeren Anzahl — ihr Regiment ebenso verhaßt gewesen wäre. Wenn sechs Männer, nicht aber blos zwei, den Geschäften vorstanden, so lag darin ein gewisser Trost für Solche, die sich durch die Oligarchie gedrückt fühlten.

Gerade in diesem Zeitpunkt stand nun Camillus auf der Höhe seines Ruhmes und seiner Thaten. Indessen hatte er keine Lust, wider den Willen des Volkes Consul zu werden, wiewohl in der Zwischenzeit die Republik sich vielfach eine Consulwahl gefallen ließ. Dagegen bewährte er sich in seinen andern zahlreichen und mannigfaltigen hohen Aemtern stets als einen Mann von der Art, daß die Amtsgewalt, auch wenn er allein der Gebieter war, wohl den Schein des Ge-

*) Das Volk forderte, daß wenigstens der Eine Consul ein Plebejer sein sollte (cf. Liv. VI, 1). Um dieser Forderung auszuweichen, ergriff man den Ausweg, statt der Consuln 3, 4 oder gar 6 tribuni militares consulari potestate aus Patriciern und Plebejern zu wählen, was längere Zeit fortgesetzt wurde, bis endlich die Plebs ihr Ziel erreichte.

meinschaftlichen hatte, dagegen der Ruhm nur ihm verblieb, selbst wenn er mit Andern das Kommando führte. Das Erstere beruhte auf seiner Mäßigung, indem er in seiner Stellung durchaus keine Mißgunst kannte, das Andere auf seiner Klugheit, worin ihm anerkanntermaßen kein Anderer gleichkam.

2. Das Haus der Furier *) stand damals noch in keinem bedeutenden Glanze. Camillus war der Erste, welcher sich durch eigene Verdienste zum Ruhm emporschwang, indem er unter dem Dictator Posthumius Tubertus in der bekannten großen Schlacht gegen die Aequer und Volscer focht **). Er ritt vor die Linien des Heers, und obgleich er eine Wunde in den Schenkel erhielt, ließ er doch nicht ab, sondern zog den Wurfspieß, der in der Wunde stecken blieb, heraus und schlug sich mit den tapfersten Feinden herum, bis er sie in die Flucht gejagt hatte.

In Folge hievon wurde ihm neben den gewöhnlichen sonstigen Auszeichnungen auch die Ernennung zum Censor zu Theil, und dies war ein Amt, das in den damaligen Zeiten ein außerordentliches Ansehen genoß.

Man erzählt von ihm in seiner Eigenschaft als Censor eine schöne Einrichtung. Sie bestand darin, daß er die ledigen Männer theils durch gütlichen Zuspruch, theils durch angedrohte Strafen bewog, mit den verwittweten Frauen, deren Anzahl in Folge der Kriege sehr bedeutend war, in den Bund der Ehe zu treten. Ein Werk der Nothwendigkeit war es ferner für ihn, auch die Waisen steuerpflichtig zu machen, während sie früher von jeder Abgabe befreit blieben. Die Gründe hievon lagen in den unaufhörlichen Feldzügen, welche ein bedeutendes Geldbedürfniß herbeiführten. Am drängendsten wirkte die Belagerung von Veji (was nach einigen Schriftstellern Vejentani hieß) ***).

Diese Stadt war der Hauptpunkt in Etrurien. Hinsichtlich der Anzahl ihrer Waffen und der Menge ihrer Krieger stand sie selbst

*) Furius war der Familienname; Camillus bedeutet eigentlich einen beim Opfer dienenden Knaben, dessen beide Eltern noch am Leben sind.

**) Camillus kann damals nur etwa 15 Jahre alt gewesen sein.

***) Diese eingeschlossenen Worte sind ohne Zweifel eine spätere und zugleich *falsche* Gloſſe.

hinter Rom nicht zurück. Im frohen Selbstgefühl über ihren Reichthum, den allgemeinen Comfort des Lebens, den kostbaren Luxus aller Art hatte sie schon manchen wackern Kampf um Ruhm und Herrschaft gegen die Römer ausgefochten. In der damaligen Zeit freilich hatte sie von ihrem Ehrgeize abstehen müssen; denn ihre Kraft war durch mehrere große Schlachten aufgerieben. Dagegen hatte man große, starke Mauern gebaut, wie auch die Stadt mit Waffen und Wurfgeschossen, mit Proviant und Rüstungsgegenständen aller Art auf's reichlichste versehen. Man konnte also die Belagerung ohne Besorgniß aushalten.

Diese war zwar langwierig, aber sie brachte auch den Belagerern kein geringeres Maß von Arbeit und Mühseligkeiten. Denn die Römer waren gewöhnt, nur kurze Zeit, mit dem Beginne des Sommers, in's Feld zu ziehen, während sie den Winter daheim zubrachten. Jetzt wurden sie zum erstenmal von den Kriegstribunen gezwungen, zunächst Bollwerke anzulegeu und das Lager zu befestigen, sodann Sommer und Winter ununterbrochen in Feindesland zu bleiben, nachdem der Krieg bereits fast volle sieben Jahre gedauert hatte. Die Folge war, daß man vielfach über die Befehlshaber klagte und denselben, weil sie die Belagerung nicht nachdrücklich genug zu betreiben schienen, das Kommando wieder abnahm.

Es wurden andere Männer für den Krieg gewählt, worunter sich auch Camillus befand, der jetzt zum zweitenmal Kriegstribun wurde. Doch konnte er hinsichtlich der Belagerung in dieser Zeit nichts thun, weil ihm das Loos den Kampf gegen die Falerier und Capenaten *) zuwies, die damals wegen der anderweitigen Beschäftigung der Römer vielfach im römischen Gebiete hausten und dasselbe im ganzen etruscischen Krieg beläftigt hatten. Sie wurden jetzt von Camillus gedemüthigt und nach schweren Verlusten, die sie erlitten, hinter ihre Mauern zusammengedrängt.

3. Bald darauf ereignete sich, als der Krieg noch auf seinem Höhepunkte stand, die Geschichte mit dem albanischen See **), — ein Vorfall, der bei dem Mangel einer gewöhnlichen Ursache und eines

*) Falerii und Capena, jenes am Tiberfluß gelegen, waren Städte in Etrurien.

**) Von der Stadt Alba longa in Latium so benannt, heutzutage Lago d'Albano.

auf natürlichen Anläſſen beruhenden Grundes nicht weniger, als das unglaublichſte Wunder, eine allgemeine, große Aengſtlichkeit verbreitete.

Es war gerade Herbſtzeit und der Sommer ging zu Ende, der weder ſehr regneriſch geweſen war, noch durch heftige Südwinde ſich auffallend unangenehm gezeigt hatte. Nun beſitzt Italien viele Seeen, Flüſſe und Quellen aller Art, wovon damals ein Theil vollſtändig verſiegte, ein anderer Theil nur noch in ärmlichſter Weiſe ſich erhielt. Sämmtliche Flüſſe hatten, wie jedesmal in Folge der Sommerhitze, nur noch ein ſeichtes, niedriges Waſſer. Dagegen der albaniſche See, der ſeinen Urſprung und ſein Ende in ſich ſelber findet und von fruchtbaren Bergen umſchloſſen iſt, ſchwoll ohne irgend eine Veranlaſſung, wenn es nicht eine übernatürliche war, ganz merklich an, wurde immer breiter, näherte ſich dem Fuße des Gebirgs und berührte zuletzt die oberſten Punkte ausnahmslos, indem er ohne tobende Bewegung fort und fort höher ſtieg. Anfangs erregte dies nur die Verwunderung der Schaf- und Rinderhirten in der Gegend. Aber bald wurde der landzungenartige Damm, welcher den See von dem tiefer gelegenen Lande trennte, durch die Maſſe und das Gewicht des Waſſers an ſeinen unteren Stellen durchbrochen, und eine gewaltige Flut ſtrömte ſofort über Ackerfeld und Baumpflanzungen dem Meere zu. Dies verſetzte nicht nur die Römer in den größten Schrecken, ſondern auch alle andern Bewohner Italiens glaubten darin ein Anzeichen von der hervorragendſten Bedeutung finden zu müſſen. Am meiſten wurde bei dem Belagerungsheere von Veji darüber geſprochen, ſo daß das bedenkliche Ereigniß hinſichtlich des Sees auch den Städtern zu Ohren kam.

4. Wie es nun bei einer Belagerung, die ſich in die Länge zieht, häufig zu geſchehen pflegt, daß ſich ein gewiſſer Verkehr mit dem Feinde bildet und zwiſchen beiden Theilen Unterredungen ſtattfinden: ſo ſchloß auch hier ein gewiſſer Römer mit einem Bürger aus der Stadt eine nähere Bekanntſchaft, die ſich in offenen Geſprächen äußerte. Letzterer war in alten Orakelſprüchen erfahren und galt überhaupt für einen Mann, der von der Seherkunſt weſentlich mehr verſtand, als andere Leute. Nun bemerkte der Römer, daß derſelbe, ſobald er von dem Anſchwellen des Sees hörte, ganz übervergnügt war und über die Belagerung ſich luſtig zu machen anfing. Er erzählte ihm alſo: „das *ſeien keineswegs* die einzigen Wunderdinge, welche die gegenwärtige

Zeit gebracht habe; noch viel seltsamere Zeichen seien den Römern zu Theil geworden und er wolle sie ihm gerne mittheilen, wenn er bei dem allgemeinen Nothstand dadurch für sich selbst eine Verbesserung seiner Lage zu erreichen vermöge. Der Vejenter ließ sich bereitwillig auf diese Vorschläge ein und gab sich zu einer gemeinsamen Besprechung her, in der Hoffnung, einige Geheimnisse zu erlauschen. Während der Unterredung führte ihn der Römer so ganz unvermerkt und allmälig weiter. Und als sie nun eine größere Entfernung von den Thoren erreicht hatten, hob er ihn plötzlich mit überlegener Kraft in die Höhe. Einige Kameraden vom Lager eilten gleichfalls herzu. Auf diese Art wurde der Vejenter vollständig überwältigt und den Befehlshabern übergeben. In solcher Noth merkte jetzt der gute Mann, daß man eben seinem Schicksal nicht entfliehen könne, und so gestand er denn die geheimen Orakelsprüche, die seine Vaterstadt betrafen, — „daß diese nicht früher einnehmbar sei, als bis der Albanersee, der jetzt gewaltsam ausgetreten war, um neue Wege einzuschlagen, von den Feinden wieder rückwärts gedrängt und abgeleitet würde, so daß er sich nicht in das Meer ergießen könne".

Diese Kunde versetzte den Senat in peinliche Verlegenheit, und man beschloß, eine Gesandschaft nach Delphi zu schicken, um das dortige Orakel zu befragen. Die Gesandtschaft bestand in einigen angesehenen, bedeutenden Männern: Licinius Cossus, Valerius Potitus und Fabius Ambustus. Die Fahrt war günstig und sie erreichten auch in Delphi ihren Zweck. Neben anderen Orakelsprüchen, welche sie zurückbrachten, befanden sich auch Aeußerungen, die ihnen von einer Vernachlässigung gewisser altheiliger Gebräuche hinsichtlich der sogenannten feriae latinae*) sagten und zugleich den Befehl ertheilten, das Wasser des albanischen Sees nach thunlichster Möglichkeit wieder von dem Meere hinweg und in sein ehemaliges Bett zurückzudrängen, oder, sofern dieser Plan sich als unausführbar zeigte, dasselbe seitwärts auf das Gefilde zu leiten, bis es sich im Boden verliere" **).

*) Dies sind die sogenannten feriae latinae, welche, von Tarquinius Superbus gestiftet, zuerst 2, später 3 oder 4 Tage dauerten und jährlich unter Betheiligung aller latinischen Stämme auf dem albanischen Berge zu Ehren des Jupiter Latiaris abgehalten wurden.

**) Man vergleiche Liv. V, 15, der abweichend, aber wahrscheinlicher und zusammenhängender erzählt.

Als dieſe Meldungen ausgerichtet waren, ſetzten die Prieſter ſämmtliche, das Opferweſen betreffende Punkte in Vollzug, während zugleich das Volk an die Arbeit ging, um dem Gewäſſer eine andere Richtung zu geben.

5. Als der Krieg ſich in das zehnte Jahr erſtreckte, ernannte endlich der Senat, unter Aufhebung der andern höchſten Staatsämter, den Camillus zum Dictator, welcher ſeinerſeits ſich den Cornelius Scipio als „Reitergeneral" zugeſellte.

Das Erſte war, daß Camillus das Gelübde ablegte, für den Fall einer glücklichen Beendigung des Kriegs die großen Feſtſpiele *) abzuhalten und der Göttin, welche bei den Römern Mater Matuta heißt, einen Tempel zu erbauen. Aus den Gebräuchen bei dieſem Cultus läßt ſich mit einiger Wahrſcheinlichkeit ſchließen, daß die genannte Göttin ungefähr mit der griechiſchen Leukothea zuſammenfällt. So führt man eine Sklavin in das innere Heiligthum und gibt ihr daſelbſt Streiche, worauf ſie hinausgejagt wird. Auch umarmen und herzen ſie die Kinder ihrer Schweſtern anſtatt der eigenen und thun überhaupt bei dem Opfer lauter Dinge, welche für die Wärterinnen des kleinen Bacchus und für die durch ihre Nebenbuhlerin herbeigeführten Leiden der Ino paſſen **).

Nach ſeinem Gelübde machte Camillus ſofort einen Einfall im Lande der Falisker und beſiegte ſowohl dieſe ſelbſt, als die zu ihrer Hilfe herbeigeeilten Kapenaten in einer Hauptſchlacht. Sodann begann er die Belagerung von Veji.

Da er jedoch die Eroberung durch Sturm ſehr ſchwierig, ja unausführbar ſah, ſo ließ er Minen ziehen. Der Boden in der Umgebung der Stadt war für Grabarbeiten weich genug und geſtattete es, die Werke in eine Tiefe zu führen, wobei ſie ſich den Beobachtungen

*) Auch ludi romani genannt, im Circus Maximus, jährlich im September, zu Ehren Jupiters, der Juno und Minerva, gefeiert.

**) Ino, Tochter des Cadmus, Gemahlin des Athamas, eiferſüchtig auf eine Sklavin, was ihr viele Leiden verurſachte. Nach ihrer Schweſter Semele Tod zog ſie den jungen Bacchus auf und wurde deßhalb von Juno in Raſerei verſetzt, ſo daß ſie ſich mit ihrem Sohne Melicertes in's Meer ſtürzte, worauf ſie als Meergöttin Leucothea, Melicertes, unter dem Namen Palämon, bei den Römern Portumnus, verehrt wurde. — Der Tempel der Mater matuta war von König *Servius erbaut; das* Feſt hieß Matralia.

der Feinde entzogen. Als daher auch seine Hoffnungen auf regelrechtem Wege Fortschritte machten, so unternahm er selbst einen Angriff von außen, durch welchen er die Feinde auf die Mauer lockte, während andere Mannschaften zu gleicher Zeit unbemerkt durch die Minen vordrangen und auf diesem verborgenen Wege in das Innere der Burg gelangten, und zwar unter dem Junotempel, welches der größte Tempel in der Stadt war und auch am meisten in Ehren gehalten wurde.

Hier soll nun gerade in dem gleichen Zeitpunkte der etruskische Oberbefehlshaber mit dem Opfer beschäftigt gewesen sein. Der Wahrsager beschaute die Eingeweide und sprach es mit lauter Stimme aus: „der Gott verleihe demjenigen den Sieg, der den heutigen Opferzug begleiten werde“ *). Dieses Wort vernahmen die in den Minen befindlichen Römer. Rasch brachen sie den Boden auf und schlüpften mit Geschrei und lautem Waffenlärm heraus, so daß sie, da die Feinde in größter Bestürzung davonliefen, die Eingeweide sogleich wegnehmen und zu Camillus bringen konnten.

Freilich wird man diese Erzählung ziemlich sagenhaft finden müssen.

Als nunmehr die Stadt erobert war und die Römer eine unbeschreibliche Masse von Werthgegenständen aller Art erbeuteten, sah Camillus von der Burg herab dem Verlauf dieser Ereignisse zu. Zuerst weinte er, wie er so dastand; nachher, als ihn die Anwesenden beglückwünschten, hob er seine Hände zu den Göttern empor und betete: „Großer Zeus und ihr anderen Götter, deren Auge alle guten und alle bösen Werke der Menschen sieht, ihr selber wißt es ja wohl, daß wir Römer nicht in ungerechtem, sondern in nothgedrungenem Kampfe die Stadt eines feindseligen, widerrechtlichen Volkes gewonnen haben. Darum (sprach er), wenn auch wir, zum Entgelt für unsere jetzigen glücklichen Erfolge, irgend ein gegentheiliges Unglück erdulden müssen, so bitte ich, daß dies Unglück, zum Heil für der Römer Stadt und Heer, nur mich betreffe und in möglichst kleinem Leiden vorübergehe!“

Nach diesen Worten wollte er, gemäß der römischen Sitte, in Folge deren man beim Gebete und der Kniebeugung sofort eine Schwen-

*) Eine etwas dunkle, vielleicht auf einem Mißverständniß Plutarchs selbst beruhende Stelle.

kung zur rechten Seite macht, ſich gleichfalls raſch umdrehen, fiel aber dabei zu Boden. Alle Anweſenden kamen darüber in große Beſtürzung. Allein Camillus, der ſich ſogleich von ſeinem Falle wieder aufrichtete, äußerte nur: „es ſei ihm geſchehen, wie er gebeten, — ein kleines Unglück neben dem höchſten Glück!“

6. Nach der Zerſtörung der Stadt beſchloß Camillus, die Statue der Hera, ſeinem Gelübde gemäß, nach Rom zu verſetzen. Als zu dieſem Zwecke die Handwerker beiſammen waren, brachte er ein Opfer und flehte die Gottheit an, „daß ſie den frommen Eifer der Römer gnädig annehmen und freundlich ſich in ihrem Tempel zu den anderen Göttern geſellen möge, denen Rom angehöre!“ Hierauf ſoll die Bildſäule mit einer leiſen Stimme ihr einwilligendes Ja! zu vernehmen gegeben haben. Nach Livius verrichtete Camillus ſein Gebet, indem er die Göttin mit der Hand berührte; ſeine Aufforderung, mitzugehen, wurde hierauf von einigen Anweſenden mit einem zuſtimmenden: „Ja! ſie werde gerne mitziehen!“ beantwortet.

Wer Letzteres feſt behaupten und dabei das Ungewöhnliche vertheidigen will, der beſitzt den ſtärkſten Beweisgrund für ſeine Sache in den glücklichen Schickſalen der Stadt, die unmöglich, von einem ſo kleinen, verachteten Anfange aus, zu einer ſo hohen Stufe von Ehre und Macht hätte fortſchreiten können ohne eine Gottheit, welche ſich Rom durch vielfache und bedeutende Kundgebungen ihrer Nähe, je in den einzelnen Fällen, hilfreich erwies.

Uebrigens führt man auch noch eine ganze Sammlung von gleichartigen Erſcheinungen an. Bald ſind es Schweißtropfen, welche gar oftmals an heiligen Bildern ausſtrömten, bald ſind es deutlich vernommene Seufzer, oder Fälle von Abwendung des Geſichts, worauf man hinweist; ebenſo das Schließen der Augen an Götterſtatuen. Von derlei Dingen haben nicht wenige Schriftſteller aus früherer Zeit berichtet. Aber auch Perſonen der Gegenwart haben mir vieles Aehnliche mitgetheilt, — erſtaunliche Dinge, von denen ich erzählen könnte und welche man nicht ſo ganz oberflächlich geringachten darf. Doch iſt bei derartigen Gegenſtänden ein ſtarker Glaube, wie ein allzugroßer Unglaube, gleich gefährlich. Der Grund hievon liegt in der menſchlichen Schwäche, die gar keine Gränzen hat und ihrer ſelbſt nicht mächtig iſt, ſondern bald in Aberglauben und Verblendung, bald in Gleich-

gültigkeit und Geringschätzung der Götter sich verirrt. Behutsamkeit und Beachtung des ne quid nimis ist das Beste.

7. War es nun die Größe seiner Leistung, sofern er eine Stadt, die mit Rom rivalisirte, nach zehnjähriger Belagerung zerstört hatte, — oder war es der Einfluß der vielfachen Glücklichpreisungen, der auf ihn wirkte: — kurz, Camillus ließ sich jetzt zu einem gewaltigen Uebermuth, zu einem Selbstbewußtsein verleiten, das für Andere zu drückend war, als daß es sich noch mit einem gesetzlichen, bürgerfreundlichen Regimente hätte vereinigen lassen. Während also schon sein Triumph überhaupt mit stolzer Pracht gefeiert wurde, ließ er sich namentlich auch einen Wagen mit vier weißen Rossen einschirren, den er bestieg, um auf demselben die Straßen Roms zu durchziehen. Kein anderer Feldherr hatte dies jemals gethan, weder in früherer, noch in späterer Zeit. Denn ein solches Gespann gilt für heilig und wird nur dem Könige und Vater der Götter zugesprochen. Durch dieses Benehmen gerieth Camillus in einen bösen Leumund bei seinen Mitbürgern, die nicht gewohnt waren, sich mit einem solchen Uebermuthe behandeln zu lassen.

Ein zweiter Vorwurf erhob sich gegen ihn, als er einem Gesetze in den Weg trat, wodurch die Stadt halbirt werden sollte. Die Tribunen beantragten nämlich eine Theilung von Volk und Senat in zwei gleiche Theile, wovon der eine seinen Wohnsitz auch ferner in Rom behalten sollte, während der andere, welchen das Loos hiezu traf, zur Uebersiedelung in die eroberte Stadt bestimmt war. Man erwartete von dieser Maßregel einen vergrößerten Wohlstand für Alle und im Besitze von zwei großen, schönen Hauptstädten eine dauernde Behauptung sowohl des Landes, als auch des sonstigen reichen Besitzthums. Das Volk, welches bereits zahlreich geworden, aber mittellos war, nahm die gemachten Vorschläge mit Freuden an und verlangte durch seine stürmischen Rufe, die es bei der Rednerbühne ausstieß, ohne Unterlaß die Abstimmung darüber. Dagegen hegte der Senat und von der sonstigen Bürgerschaft gerade der hervorragendste Theil die Ueberzeugung, daß die Politik der Tribunen nicht sowohl die bloße Zersplitterung, als vielmehr die völlige Verwitterung der römischen Macht zur Folge haben müsse. Unfügsam, wie sie waren, nahmen sie ihre Zuflucht zu Camillus. Auch dieser fürchtete sich gewaltig vor dem drohen-

den Kampfe. Er warf daher allerhand Vorwände unter das Volk und ſuchte es immer wieder zu beſchäftigen, ſo daß hiedurch die fraglichen Anträge niemals zur entſcheidenden Verhandlung kamen. Hiedurch wurde eine große Verſtimmung gegen ihn hervorgerufen.

Aber der offenkundigſte und bedeutendſte Grund einer feindſeligen Geſinnung des Volkes gegen ihn lag in dem Zehnten der Beute. Die Plebejer hatten hiebei keinen unvernünftigen, wenn auch nicht einen völlig gerechten Anlaß. Camillus gelobte nämlich, wie es ſcheint, während ſeines Zuges gegen Veji, im Falle der Einnahme dieſer Stadt dem Gotte den Zehnten von allem zu weihen. Als nun die Stadt wirklich erobert und geplündert war, mochte er vielleicht ſeine Mitbürger nicht beläſtigen, oder kam ihm bei ſeinen augenblicklichen Geſchäften das abgelegte Gelübde in Vergeſſenheit: kurz, man nahm alles als gute Beute fort, ohne daß er es beachtete. Erſt längere Zeit nachher, als er bereits ſeine Diktatur niedergelegt hatte, berichtete er darüber an den Senat, und auch die Wahrſager erklärten, daß ſich an den Opfern ein Zorn der Götter zu erkennen gebe, der eine Verſöhnung und Begütigung erfordere.

8. Der Senatsbeſchluß ging nun dahin, „daß zwar keine neue Theilung des bereits Weggenommenen ſtattfinden ſollte," — denn dies würde ſehr ſchwierig geweſen ſein; — „die Empfänger ſollten jedoch unter Ablegung eines Eides ſelbſt den Zehnten wieder an den Staat zurückerſtatten."

Allein auch dies war eine ſehr harte Gewaltmaßregel für die Soldaten, — arme Leute, die viele Strapazen ausgeſtanden hatten und jetzt gezwungen wurden, von dem, was ſie erworben, was ſie bereits verbraucht hatten, wieder einen ſo bedeutenden Theil herauszugeben. Camillus wurde von ihnen förmlich beſtürmt. In der Verlegenheit, einen beſſeren Vorwand zu finden, begegnete es ihm nun, daß er ſeine Zuflucht gerade zu dem allerunſtatthafteſten Grunde nahm, indem er geſtand, das Gelübde — „vergeſſen zu haben". Man war höchſt unzufrieden, daß er, der den Zehnten von den Feinden zu nehmen verſprochen hatte, jetzt dafür das Eigenthum ſeiner Mitbürger verzehnte. Demungeachtet brachten Alle den zuſtändigen Theil herbei, und man beſchloß, einen goldenen Miſchkeſſel anfertigen zu laſſen, um denſelben nach Delphi zu überſenden.

Nun war aber Mangel an Gold in der Stadt. Während also die hohen Behörden sich umsahen, woher solches geliefert werden könnte, hielten die Frauen selbst eine Berathung unter sich ab und jede gab den goldenen Schmuck, den sie trug, für das Weihgeschenk her; der Betrag dieser Sammlung machte ein Gesammtgewicht von acht Talenten aus. Um hiefür mit einer entsprechenden Ehre den Dank abzustatten *), beschloß der Senat, daß künftig, wie bei den Männern, so auch bei den Frauen eine passende Grabrede gehalten werden dürfe; denn früherhin war es nicht eingeführt gewesen, daß bei dem Tode einer weiblichen Person vor versammelter Gemeinde noch Worte zu ihrem ehrenden Gedächtniß gesprochen wurden.

Man wählte jetzt drei Männer aus den höchsten Ständen als Festgesandte und ließ ein Kriegsschiff, das mit trefflicher Bemannung und pompösem Schmucke reichlich versehen war, nach Delphi abgehen. Uebrigens zeigte sich nicht nur ein Sturm, sondern auch die Ruhe des Meeres sehr mißlich, sofern es den Abgesandten begegnete, daß sie dem Untergange ganz nahe kamen und nur ganz unverhofft einer anderen drohenden Gefahr wieder zu entrinnen vermochten. Denn bei den äolischen Inseln **) segelten liparische Galeeren auf sie zu, als eben der Wind sich gelegt hatte; man hielt die Römer für Seeräuber. Ihre Bitten, ihr abwehrendes Vorstrecken der Hände wendete zwar die Enterung ab; dagegen wurde das Schiff angehängt und fortgeführt, hierauf Ladung und Mannschaft mit einander zum Verkauf ausgerufen, weil man in Allem nur eben Seeräubereiweſen erkannte. Mit Mühe gelang es der Energie und dem Einflusse des liparischen Anführers Timesitheus, die Freigebung zu erwirken. Letzterer ließ sogar noch eigene Fahrzeuge in See bringen, um das Weihgeschenk zu geleiten und an der Festlichkeit theilzunehmen, weßhalb er auch später in Rom die angemessenen Ehrenauszeichnungen erhielt.

9. Die Tribunen brachten nun ihren Vorschlag hinsichtlich der Volkstheilung abermals auf die Tagesordnung, und daher kam die Aussicht auf einen Krieg mit Falisci ganz gelegen. Sie machte es den oberen Klassen möglich, wieder eine Wahl nach eigenem Gutdünken

*) Nach Livius wurde den Frauen der Werth des Goldes in gewöhnlichem Gelde ersetzt.

**) Auf der Nordseite von Sicilien.

auszuführen und den Camillus neben fünf anderen zum Kriegstribunen zu ernennen; denn (sagte man:) „die Verhältnisse erfordern einen Anführer, welcher Ansehen und Ruhm mit Erfahrung verbindet".

Als das Volk seine Abstimmung vollzogen hatte, übernahm Camillus die Gewalt und fiel im Gebiet der Falisker ein. Er belagerte die wohlbefestigte, mit allen Kriegsbedürfnissen trefflich versehene Stadt Falerii. Die Einnahme selbst erschien ihm als eine keineswegs geringe Aufgabe, welche ein größeres Maß von Zeit erforderte. Außerdem beabsichtigte er, dadurch die Bürger mürbe zu machen und auf Anderes hinzulenken, damit sie keine Zeit hätten, bei ruhigem Aufenthalt in der Heimat sich durch die Demagogen zu einer Parteibildung verführen zu lassen. Denn klugerweise benützte man gerade wie ein Arzt dieses Verfahren stets als das geeignetste Heilmittel, um tumultuöse Leiden des Staats nach außen abzuleiten.

10. Voll Vertrauen auf ihre allseitigen starken Festungswerke verachteten die Falisker vollständig die Belagerung. Dies ging so weit, daß — mit Ausnahme der Wachmannschaft auf den Mauern — alle Andern in gewöhnlicher Kleidung durch die Straßen gingen, ihre Kinder täglich die Schule besuchten und von dem Lehrer unten an die Mauern gebracht wurden, um spazieren zu gehen oder ihre Leibesübungen vorzunehmen.

Die Falisker hatten nämlich, wie die Griechen, einen gemeinschaftlichen Schullehrer, weil sie wünschten, daß ihre Kinder gleich von Anfang mit einander erzogen und zu einem Gemeingeist herangebildet werden sollten. Dieser Schulmeister nun schmiedete einen Plan gegen die Falisker, wobei die Kinder zum Mittel der Ausführung bestimmt waren. Er führte dieselben Tag für Tag unter die Mauer hinaus, — zuerst nur ganz in der Nähe; dann führte er sie wieder in die Stadt hinein, sobald die Uebungen zu Ende waren. Später führte er sie immer um ein Weniges weiter und gewöhnte sie, an gar keine Gefahr zu denken, als wäre die größte Sicherheit vorhanden. Zuletzt aber führte er plötzlich die ganze Schaar mitten unter die römischen Vorposten und lieferte sie aus, mit dem Verlangen, daß man ihn selbst zu Camillus führen möchte.

Dies geschah, und als er dort mitten unter den Anwesenden stand, sagte er: „er sei Erzieher und Schulmeister; aber die Gunst bei

Camillus gelte ihm soviel, als seine Pflichten nach dieser Seite; er komme also und bringe ihm die Stadt in diesen Kindern!"

Als Camillus solche Worte vernahm, fand er es doch gar zu arg! Gegen die Anwesenden gewendet, sprach er: „der Krieg sei zwar ein hartes Ding und von vielem Unrecht, vielen gewaltsamen Handlungen unzertrennbar; doch gebe es auch in Kriegszeiten gewisse Gesetze für jeden rechtschaffenen Menschen und man dürfe dem Sieg keineswegs in der Weise nachjagen, daß man nicht vor allen Vortheilen fliehe, die aus schlechten, frevelhaften Handlungen kommen. Ein großer Feldherr müsse sich in seinem Kommando auf die eigene Tapferkeit verlassen, nicht auf die Schlechtigkeit von anderen Menschen!"

Nach diesen Worten gab er seinen Lictoren den Befehl, dem Kerl die Kleider vom Leibe zu reißen und die Hände auf den Rücken zu binden, wie auch an die Kinder Stecken und Peitschen auszutheilen, damit sie den Verräther mit Schlägen nach der Stadt zurückjagen könnten.

Kaum hatten die Falisker die Verrätherei ihres Schulmeisters wahrgenommen, als begreiflicherweise in der ganzen Stadt über solchem Unglück ein allgemeines Wehklagen ausbrach. Männer und Weiber rannten allzusammen nach den Mauern und Thoren, fast wie wahnsinnig. Da brachten die Kinder ihren Schulmeister herbei! Er war nackt und gebunden und wurde von ihnen mit Spott und Schande überhäuft. Den Camillus dagegen nannten sie ihren Retter, ihren Vater, ihren Gott, so daß nicht nur die Eltern der Kinder, sondern auch die andern Bürger bei diesem Anblick von Bewunderung und einem gewissen Verlangen nach Camillus' Gerechtigkeit ergriffen wurden.

Rasch bildete man eine Volksversammlung und schickte sodann Gesandte an Camillus, welche die unbedingte Uebergabe erklärten. Camillus beförderte dieselben weiter nach Rom. In der Senatssitzung sprachen sie es aus: „daß die Römer, welche die Gerechtigkeit dem Siege vorgezogen, sie selbst dadurch gelehrt hätten, das Unterliegen höher zu stellen, als die Freiheit; sie glaubten nicht sowohl an Macht zurückzustehen, aber sie gestünden zu, daß sie an Edelmuth übertroffen seien."

Der Senat stellte nun wieder die Entscheidung und Ordnung dieser Angelegenheit dem Camillus anheim, worauf letzterer sich von

Falerii eine Geldsumme bezahlen ließ und hierauf nach einem Friedensschlusse mit sämmtlichen Faliskern seinen Abzug bewerkstelligte.

11. Als aber die Soldaten, welche eine Plünderung von Falerii erwartet hatten, jetzt mit leeren Händen nach Rom zurückkehrten, klagten sie über Camillus bei den anderen Bürgern: „er sei ein Volksfeind und habe der Armuth eine Erleichterung ihrer Lage mißgönnt.“ Dazu kam, daß auch die Tribunen den Antrag über die Volkstheilung abermals vorlegten und das Volk zur Abstimmung einluden. Camillus, in der Offenheit seiner Aeußerungen rücksichtslos gegen jede Verfeindung, drängte mehr, als alle Andern, die Massen dazu, daß sie den Antrag, selbst gegen ihren Willen, in ihrer Abstimmung wirklich annahmen. Dagegen waren sie jetzt sehr erbittert über ihn. Selbst als ihn ein großes Familienunglück betraf, indem er auch seinen zweiten Sohn an einer Krankheit verlor, ließ sich ihr Grimm nicht im mindesten durch das Gefühl des Mitleids verringern. Und doch trug der von Natur weiche und freundliche Mann sehr schwer an diesem Schlage, und als die gerichtliche Verhandlung angesetzt war, blieb er vor Schmerz daheim und schloß sich mit den Frauen in seiner Wohnung ein.

12. Der Ankläger war Lucius Apulejus und die Klage lautete auf Entwendung bei den etruscischen Werthgegenständen. In der That sagte man, daß bei ihm ein paar eherne Thüren von der Beute zum Vorschein gekommen seien. Das Volk war auf's Aeußerste gereizt und eine Verurtheilung bei der Abstimmung, mochte der Vorwand sein, welcher er wollte, ließ sich mit voller Bestimmtheit voraussehen.

Demnach versammelte Camillus seine Freunde und früheren Kriegsgefährten, deren es nicht wenige an der Zahl waren, und bat sie, es nicht gleichgültig mitanzusehen, wenn er ungerechterweise aus nichtswürdigen Gründen schuldiggesprochen und zum Gespötte seiner Feinde gemacht werde. Die Freunde beriethen sich und das Ergebniß ihrer Besprechungen bestand in der Erklärung, daß sie ihm vor dem Gerichte durchaus nicht von Nutzen sein zu können glaubten; dagegen wollten sie bei der Bezahlung der Geldstrafe sich betheiligen.

Dieß konnte Camillus nicht ertragen. Voll Ingrimms beschloß er auszuwandern und unverzüglich die Stadt zu verlassen. Nachdem er sich von Gattin und Sohn an der Schwelle seines Hauses verabschiedet, ging er lautlos weiter, bis an's Thor. Dort blieb er stehen,

wandte sich nochmals um und betete, die Hände zu dem Capitol emporgehoben, zu den Göttern: „wenn er — nicht nach Gesetz und Recht, sondern durch den Uebermuth, durch die Mißgunst des Volks — voll Schmach und Schande jetzt in die Verbannung wandere, so sollten es die Römer bald zu bereuen haben und alle Welt sollte sehen, daß sie Camillus brauchten, Camillus zurückwünschten!“

13. Nach diesem Fluche, den er, wie einst Achilles*), auf seine Mitbürger gelegt, entfernte er sich, ohne vor Gericht zu erscheinen**). Man setzte ihm 15,000 Asse an. Dies macht in Silber berechnet 1500 Drachmen. Denn das Aß war damals die gewöhnliche Münze und zehn Kupferstücke nannte man demgemäß einen Denar***) (von decem, zehn).

Und nun gibt es keinen Römer, der nicht überzeugt wäre, daß Themis die Gebete Camill's alsbald angenommen und daß ihm eine Genugthuung zu Theil geworden, die zwar keine freundliche, vielmehr eine höchst betrübte war, zugleich aber ehrenreich und ruhmvoll für ihn in aller Welt. So groß war die Nemesis, die über Rom hereinbrach, so groß der Verlust und die Gefahr, welche sich bald, ganz abgesehen von der Schande, für die Stadt erblicken ließ, mochte es nun ein zufälliges Spiel des Schicksals sein, oder hatte sich irgend ein Gott die Aufgabe gestellt, den Undank, welchen eine Tugend erleiden muß, nicht ungestraft zu lassen!

14. Zuerst glaubte man ein Zeichen von großem annäherndem Unheil in dem Tode des Censors Julius zu finden. Denn nichts wird in Rom so hoch und heilig gehalten, als das Amt eines Censors.

Das Zweite bestand darin, daß noch vor dem Abgange des Camillus in die Verbannung ein zwar nicht hervorragender, oder dem

*) Vgl. Hom. Il. I, 388 fg.

— — Damit mir's beide bezeugen
Hoch dort bei der Olympier Haus, — den Erdebewohnern, —
Bei Agamemnon selber! Ich hoffe, der Arge bedarf mich
Wieder, um einst ein schmähliches Ende dem Heer von Achaja
Ferne zu lenken. Er ist nun blind zum eigenen Unheil!

**) Er begab sich nach Ardea.

***) Ein römischer Denar galt einer griechischen Drachme gleich und betrug etwa 5 1/2 Groschen (beiläufig 24 kr. rh.). Die Straffumme war also für jene Zeit nicht unbedeutend.

Senate angehöriger, immerhin aber nach allgemeinem Urtheil rechtschaffener und wackerer Mann, Marcus Cedicius, bei den Tribunen eine sehr bedenkliche Sache zur Anzeige brachte. Nach seiner Erzählung ging er in der letztverflossenen Nacht über die sog. „Neue Straße“ *), als er plötzlich von Jemand laut angerufen wurde. Er wandte sich um, ohne jedoch irgendwen zu sehen; sodann vernahm er von einer über alles menschliche Maß gewaltigen Stimme die Worte: „Auf, Marcus Cedicius, geh' mit dem frühsten Morgen zu den Behörden und melde, daß man binnen kurzer Frist die Gallier gewärtigen soll!“ Die Tribunen trieben mit dieser Meldung lediglich ihren Spaß und Spott. Und bald darauf traten die Vorfälle mit Camillus ein.

15. Die Gallier gehören dem keltischen Stamme an und sollen, durch ihre übermäßige Menge veranlaßt, ihr Land verlassen haben, das nicht mehr genügte, um die ganze ungeheure Anzahl zu ernähren. Mit der Absicht, ein anderes Land aufzusuchen, brachen sie auf. Sie waren zu vielen Myriaden junger, streitbarer Männer geworden und noch zahlreicher waren die Schaaren von Kindern und Weibern, die sie mit sich führten. Der eine Menschenstrom ergoß sich, nach Ueberschreitung der ripäischen Gebirge **), in die Gegenden des nördlichen Oceans, wo sie die äußersten Theile von Europa in Besitz nahmen. Der andere Schwarm ließ sich zwischen dem Pyrenäen- und Alpengebirge nieder und wohnte nun geraume Zeit in der Nähe der Senonen und Keltorier ***). Erst lange darnach bekamen sie Wein zu kosten, der damals zum ersten Male aus Italien herübergebracht wurde. Das Getränk mundete ihnen so vortrefflich und sie kamen bei der Neuheit dieses Genusses insgesammt so völlig außer sich, daß sie die Waffen ergriffen und mit allen ihren Angehörigen nach den Alpen zogen. Sie suchten hier das Land, das eine solche Frucht hervorbringe; jedes andere Land erschien in ihren Augen unfruchtbar und uncultivirt.

---

*) Diese Straße war nicht weit vom palatinischen Berge und führte vom Forum am Tempel der Vesta vorbei nach dem Tiberflusse.

**) Was und wo diese Gebirge gelegen seien, ist ungewiß; sie scheinen mit der Ausdehnung der geographischen Kenntnisse immer mehr nach Norden gerückt worden zu sein.

***) Von den Senonen hat noch heute die Seine ihren Namen; die Keltorier [illegible] *unbekannt.*

Derjenige Mann, der den Wein bei ihnen einführte und sie am allermeisten und allererſten gegen Italien heranhetzte, ſoll ein gewiſſer Etrusker, Aruns, geweſen ſein, ein hervorragender und nach ſeiner ganzen Natur nicht übler Mann, dem jedoch folgendes Unglück begegnet war. Er war Vormünder eines Waiſen, der theils durch ſeinen Reichthum die erſte Stelle in der Stadt einnahm, theils wegen ſeiner Schönheit Bewunderung fand und Lucumo*) hieß. Dieſer hatte von Kindheit an ſeinen Aufenthalt bei Aruns und auch als er zum jungen Manne herangewachſen, verließ er das Haus nicht, ſondern heuchelte ein beſonderes Vergnügen an dem Umgang mit Aruns. Lange Zeit blieb es unbemerkt, daß er deſſen Gattin verführt hatte und ſelbſt von ihr verführt war. Als jedoch Beide in ihrer Leidenſchaft ſchon ſehr weit gegangen waren, ſo daß ſie ihre Wünſche ebenſowenig aufzugeben, als noch ferner zu verheimlichen vermochten, unternahm es der Jüngling, das Weib öffentlich von ihrem Gatten abzuziehen, um ſie ſelbſt zu behalten. Der Ehegatte ging vor Gericht; allein durch die Menge von Freunden, welche Lucumo beſaß, und durch die Summen, welche derſelbe aufwandte, verlor Aruns ſeine Sache. Er verließ daher ſein Vaterland, und da er von den Galliern hörte, ſo begab er ſich zu dieſen und diente ihnen als Wegweiſer bei dem Zuge nach Italien.

16. Bei ihrem Einfall bemächtigten ſie ſich ſogleich des ganzen Landes, welches vor Alters die Etrusker beſaßen und das ſich von den Alpen bis an die beiderſeitigen Meere erſtreckte. Schon der Name bezeugt dieſe Behauptung. Denn das nördliche Meer nennt man von der etruriſchen Stadt Adria das adriatiſche, wie das auf der entgegengeſetzten Seite ſüdlich gelegene das tyrrheniſche. Dieſes ganze Land iſt reich an Baumpflanzungen, hat bedeutende Viehzucht und wird von vielen Flüſſen durchſtrömt. Auch beſaß es achtzehn ſchöne große Städte, wie ſich für das Geſchäftsweſen treffliche induſtrielle Einrichtungen und für das ſonſtige Leben ein bedeutender Luxus vorfanden. Alle dieſe Städte beſetzten die Gallier ſelbſt, nachdem ſie die Etrusker daraus vertrieben hatten. Doch fällt das ſoeben Erzählte in eine bedeutend frühere Zeit.

17. Jetzt waren die Gallier gegen eine etruskiſche Stadt, Clu-

*) Lucumo war eigentlich ein etruriſcher Fürſtentitel.

ſium*), herangezogen und belagerten ſie. Die Cluſiner dagegen nahmen ihre Zuflucht zu den Römern, von welchen ſie ſich Geſandte und ein Schreiben an die fremden Feinde ausbaten. Wirklich wurden auch drei angeſehene Männer von der fabiſchen Familie abgeſandt, — Männer, die in der Stadt große Ehrenſtellen bekleideten. Dieſe wurden bei dem bedeutenden Namen, welchen Rom beſaß, von Seiten der Gallier freundlich empfangen. Letztere brachen ſogar ihren Kampf gegen die Feſtungswerke ab und traten mit den Römern zu einer Beſprechung zuſammen. Auf die Frage: „was ſie denn von den Cluſinern Uebles erfahren hätten, daß ſie nun gegen die Stadt herangezogen ſeien?“ gab der galliſche König Brennus unter Lachen zur Antwort: „Das Unrecht der Cluſiner beſteht darin: ſie können nur ein kleines Stück Land anbauen und wollen doch ein großes Stück beſitzen, ohne uns zahlreichen und armen Fremdlingen Etwas davon zu geben. Es iſt das nämliche Unrecht, Römer, das Euch früher die Albaner, Fidenaten und Ardeaten, neuerdings die Bewohner von Veji und Capena, wie auch viele Faliſker und Volsker, angethan haben. Ihr zieht dann auch gegen ſie zu Felde und wenn ſie ihren Beſitz nicht mit euch theilen wollen, ſo verkauft ihr ſie als Sclaven, plündert ſie aus und zerſtört ihre Städte. Aber auch ihr thut daran nichts Arges, oder Ungerechtes. Ihr befolgt nur das älteſte aller Geſetze, das dem Stärkeren alles Eigenthum des Geringeren zuſpricht und droben von einem Gotte heruntergeht — bis hinunter zu den Thieren. Denn auch in den Thieren liegt ſchon von Natur der Trieb, daß die ſtärkeren ſuchen mehr zu haben, als die ſchwächeren. Darum höret auf, die Cluſiner zu bemitleiden, weil ſie belagert werden; ihr könntet ſonſt die Gallier lehren, freundlich und mitleidig zu ſein, auch gegen Solche, die von den Römern angefochten werden!“

Aus dieſen Worten erkannten die Römer deutlich, daß mit Brennus keine friedliche Ausgleichung möglich ſei. Sie begaben ſich daher nach Cluſium hinein, wo ſie die Leute ermuthigten und antrieben, einen Ausfall gegen die Feinde zu machen, an welchem ſie ſelbſt ſich betheiligen wollten, ſei es, um die Tapferkeit der Cluſiner kennen zu lernen, oder ihre eigene zu zeigen.

*) Cluſium, früher Reſidenz des Königs Porſenna; jetzt Chiuſi.

Als nun dieſer Ausfall der Bevölkerung wirklich gemacht wurde und ſich vor den Mauern ein Kampf entſpann, rannte Einer der Fabier, Quintus Ambuſtus, zu Pferd gegen einen großen, ſtattlichen Gallier, der den Andern weit voraus daherſprengte. Anfänglich kannte man den Fabier nicht, weil der Zuſammenſtoß ein überraſchender war und die blinkende Rüſtung ſein eigentliches Ausſehen verdeckte. Nachdem er aber im Kampfe geſiegt hatte und ſeinem niedergeworfenen Gegner die Waffen auszuziehen begann, da erkannte ihn Brennus und rief die Götter zu Zeugen auf, daß dieſer Römer wider das allgemeine, in der ganzen Welt gültige Recht, wider göttliches und menſchliches Recht als Geſandter gekommen ſei und als Feind gehandelt habe.

Unverzüglich machte er der Schlacht ein Ende und ließ fortan die Cluſiner unbehelligt, während er dagegen ſeine Armee nach Rom führte. Indeſſen wollte er den Schein vermeiden, als wäre ihnen „das erlittene Unrecht erwünſcht geweſen und ſie hätten nur nach einem Vorwand geſucht.“ Deßwegen verlangte er die Auslieferung des Schuldigen zur Beſtrafung und rückte zugleich nur langſam vorwärts.

18. Zu Rom, in der Senatsſitzung, erhoben ſich viele Stimmen des Vorwurfs gegen den Fabier. Namentlich waren es die Fetialen, welche ihn unter Anrufung der Götter vor Gericht zu ziehen ſuchten und verlangten, daß der Senat den Fluch jenes Ereigniſſes auf Einen Menſchen, auf den Schuldigen, hinwenden und alle Uebrigen dadurch vor der Strafe des Himmels behüten ſollte.

Dieſe Fetialen hatte Numa Pompilius, der mildeſte und gerechteſte aller Könige, vor Zeiten aufgeſtellt als Hort des Friedens und als geſetzliche Behörde, um über alle Anläſſe, die einen wirklich gerechten Krieg herbeiführen, entſcheidend zu erkennen.

Der Senat verwies die Sache an das Volk. Die Prieſter erhoben hier die nämlichen Klagen gegen Fabius; aber der Pöbel ging in ſeinem Spott und Hohn gegen alles Heilige ſo weit, daß man den Fabius nebſt ſeinen Brüdern ſogar zum Kriegstribun ernannte.

Als dies die Gallier erfuhren, wurden ſie ſehr erbittert und ließen ſich durch nichts mehr in ihrem Eifer aufhalten, ſondern marſchirten in aller Eile vorwärts. Ihre Menge, der Glanz ihrer Ausrüſtung, ihre Gewalt, ihr Muth — Alles verbreitete in den zwiſchenliegenden Gegenden den größten Schrecken. Man hielt das ganze Land bereits

für verloren und den nahen Untergang der Städte für eine ausgemachte Sache. Wider alle Erwartung richteten die Gallier durchaus keinen Schaden an, nahmen auch nichts von den Feldern, sondern riefen sogar, wenn sie an den Städten ganz nahe vorüberzogen, mit lauter Stimme den Bewohnern zu: „sie marschirten blos gegen Rom; blos die Römer seien es, mit denen sie Krieg führten; alle Andern halten sie für gut Freund!“

Bei diesem Ansturm der Barbaren führten auch die römischen Tribunen ihre Truppen auf den Kampfplatz. Diesen fehlte es nicht an der nöthigen Zahl, indem dieselbe nicht weniger als vierzigtausend Schwerbewaffnete betrug. Dagegen waren die Meisten noch nicht eingeübt und nahmen jetzt zum ersten Mal die Waffen in die Hand. Ueberdies hatte man alles Religiöse verabsäumt. Man hatte weder ein günstiges Opfer dargebracht, noch fragte man die Wahrsager, wie dies vor jeder Gefahr und Schlacht sonst üblich war. Mehr als alles Uebrige brachte jedoch das Vielkommandiren eine heillose Verwirrung in die Sache. Und doch hatte man — wenigstens in früherer Zeit — sogar bei geringeren Kämpfen oftmals unbeschränkte Befehlshaber, mit dem Namen Dictator, gewählt, wohl wissend, wie vortheilhaft es in einem kritischen Momente ist, einem einzigen Kopfe zu folgen und nach den Anordnungen eines unverantwortlichen Kommando's, das alles Recht in seinen Händen hat, in gehöriger Ordnung zu verfahren. Außerordentlich schädlich wirkte aber auch die gegen Camillus begangene Rücksichtslosigkeit auf die ganze Sache ein, indem Jeder sich fürchten mußte, seine Befehle nicht nach dem Gefallen der Menschen, nicht mit Buhlen um die Volksgunst zu ertheilen.

Man war also neunzig Stadien*) von Rom vorgerückt und lagerte sich am Fluß Allia, der sich unweit des Lagers mit der Tiber vereinigt. Bald zeigten sich hier auch die Feinde. Man kämpfte schmählich und ließ sich bei der herrschenden Unordnung leicht in die Flucht schlagen. Den linken Flügel warfen die Gallier alsbald in den Fluß und vernichteten ihn. Der rechte, welcher dem Anprall auswich, indem er sich aus der Ebene nach den Anhöhen hinaufzog, erlitt keine so vollständigen Verluste; von diesem entrannen die Meisten nach der Stadt.

*) *Neunzig* Stadien sind etwas über 2 deutsche Meilen.

Die Anderen, welche sich retteten, weil die Feinde von selbst des Mordens müde wurden, nahmen während der Nacht ihre Zuflucht in der Richtung von Veji; denn mit Rom, wie sie glaubten, war es aus; dort war Alles verloren!

19. Die Schlacht fiel ungefähr auf den Vollmond nach der Sommersonnenwende und zwar auf einen Tag, an welchem auch früher schon ein großes Unglück — in Betreff der Fabier — sich ereignet hatte; dreihundert Männer dieser Familie wurden an demselben von den Etruskern niedergemacht. Wegen jener zweiten Niederlage nannte man ihn nun den „Tag von Allia" — eine Benennung, die bis auf unsere Zeit die herrschende geblieben ist.

Die Frage über die sogenannten „unglücklichen Tage," — ob man einige als solche annehmen soll? — ob Heraklit mit Recht den Hesiod*) so scharf getadelt hat, weil letzterer einige als gute, andere als schlimme Tage bezeichnet, gerade als wüßte er nicht, daß die Natur sämmtlicher Tage eine und dieselbe ist, — alle diese Fragen haben wir anderswo erörtert. Doch ist es für die vorliegende Schrift vielleicht passend, einige wenige schlagende Beispiele in Erinnerung zu bringen.

Einerseits traf es sich also, daß die Böotier im Monat Hippodromios, oder wie die Athener ihn nennen, Hekatombäon**), und zwar jedesmal am fünften des ersten Drittels, zwei äußerst glänzende Siege davontrugen, welche Griechenlands Freiheit begründeten — den einen bei Leuktra, den andern am Kereſſus***), über zwei Jahrhunderte vor dem erstgenannten, indem sie den Lettamyas und die Thessalier schlugen. Andererseits erlitten die Perser am sechsten des Monats Boedromion†) bei Marathon, am dritten zugleich bei Platää und bei Mykale eine Niederlage von den Griechen, am fünften des letzten Drittels bei Arbela. Die Athener erfochten auch ihren Seesieg bei Naxos, wobei Chabrias befehligte, im Boedromion um die Zeit des Vollmonds, ebenso den bei Salamis am zwanzigsten, wie ich in der Schrift „Von den

*) Hesiod gibt am Schlusse seines Gedichts: „Werke und Tage" ein näheres Verzeichniß der glücklichen und unglücklichen Tage, woraus man ersehen kann, wie alt die Tagewählerei ist.

**) Entspricht etwa unserem Julius.

***) Kereſſus, fester Platz in Böotien.

†) Boedromion etwa unser September.

Tagen" nachgewieſen habe. Ferner hat auch der Monat Thargelion*) ganz offenbar den Perſern Unglücksfälle gebracht. Alexander beſiegte die Feldherren des Königs am Granikus eben im Monat Thargelion und die Karthager wurden in Sicilien von Timoleon am ſiebenten des letzten Drittels in dem gleichen Monat völlig geſchlagen. Ebenſo fällt nach allgemeiner Annahme auch der Tag der Eroberung von Troja in den Thargelion, wie Ephorus, Kalliſthenes, Damaſtos und Phylarchus**) berichtet haben. Auf der andern Seite zeigte ſich der Metageitnion***), welchen die Böotier Panemos nennen, ſtets den Griechen ungünſtig. Denn am ſiebenten dieſes Monats wurden ſie bei Kranon†) von Antipater ſo gänzlich geſchlagen, daß ihr vollſtändiger Untergang darauf erfolgte; und ſchon früher hatten ſie bei Chäronea, im Kampfe gegen Philippus, Unglück gehabt. An dieſem gleichen Tage im Metageitnion und in demſelben Jahr waren die unter Archidamus††) nach Italien übergeſetzten Griechen von den dortigen Barbaren vernichtet worden. Die Karthager ferner hüten ſich ängſtlich vor dem neunten des letzten Monatsdrittels, das ihnen ſtets, wie ſie glauben, die meiſten und größten Unglücksfälle bringt. So iſt es mir nicht unbekannt, daß auch Theben um die Zeit der Myſterien†††) von Alexander niedergeriſſen wurde und daß ſpäterhin die Athener eine makedoniſche Beſatzung einnehmen mußten, gerade am zwanzigſten des Boedromions, an welchem man den Feſtzug des „myſtiſchen Jacchus" abhält. In ähnlicher Weiſe verloren in früherer Zeit die Römer an dem gleichen Tage durch die Kimbern ihre Armee unter Cäpio's Befehl, an welchem ſie ſpäter unter Lucullus' Anführung die Armenier und den König Tigranes beſiegten. König Attalus und Pompejus Magnus ſtarben beide an ihrem Geburtstage. Ueberhaupt läßt ſich nachweiſen, daß

*) Thargelion entſpricht unſerem Mai.

**) Der bekannteſte der hier genannten vier Männer iſt Kalliſthenes, Schüler und Verwandter des Ariſtoteles, Begleiter Alexanders des Großen, der ihn wegen einer angeblichen Verrätherei hinrichten ließ.

***) Metageitnion, unſer Auguſt.

†) Kranon, Stadt in Theſſalien.

††) Archidamus III. fuhr mit einigen Truppen nach Italien, um den Tarentinern gegen die Lukanier beizuſtehen, fiel aber im Gefecht.

†††) Die Myſterien in Eleuſis im Boedromion, wobei der Bacchuszug einen Theil des Feſtes ausmachte.

ſehr Viele Glück und Unglück in denſelben Zeitperioden erfahren haben.

Indeſſen gilt für die Römer der obige Tag als einer der unheilvollſten, und um ſeinetwillen iſt dies in jedem Monat auch noch bei zwei weiteren*) der Fall, indem, wie das zu geſchehen pflegt, durch jenes traurige Ereigniß die ängſtliche Vorſicht und religiöſe Scheu noch weiter um ſich gegriffen hat. Darüber finden ſich in meiner Schrift: „Ueber den Anlaß römiſcher Gebräuche“ noch nähere Aufſchlüſſe.

20. Wären die Gallier nach jener Schlacht unmittelbar den Fliehenden nachgeeilt, ſo hätte Nichts zu verhindern vermocht, daß Rom von Grund aus zerſtört und alle Menſchen, die ſich darin betreffen ließen, vernichtet worden wären. So groß war die Furcht, welche die Flüchtlinge den ſie aufnehmenden Landsleuten einflößten; ſo groß die Verwirrung und Betäubung, von welcher ſie ſelbſt erfüllt waren.

Aber jetzt konnten die Barbaren die Größe ihres Sieges gar nicht begreifen. Voll übergroßer Freude begannen ſie ſich gütlich zu thun und die Schätze, die man im Lager erbeutet hatte, zu vertheilen. Dadurch gaben ſie der aus der Stadt hinausſtürzenden Menſchenmaſſe die Möglichkeit eines ungehinderten Entrinnens, während die Zurückbleibenden wieder Hoffnung faßten und ihre Vorbereitungen trafen.

Die ganze übrige Stadt wurde aufgegeben und man deckte nur das Capitol mit Geſchoſſen und Mauerwerken. Zu allererſt brachte man einen Theil der Heiligthümer nach dem Capitol in Sicherheit. Mit dem Feuer der Veſta ſammt anderen heiligen Gegenſtänden flüchteten ſich die Veſtalinnen in möglichſter Eile.

Indeſſen berichten mehrere Schriftſteller, daß, außer dem ewigen Feuer, nichts Anderes mehr unter ihrer Obhut geſtanden ſei. Dieſes Feuer, habe König Numa feſtgeſetzt, ſolle man als Princip der Welt verehren. Denn Nichts in der Natur hat in höherem Maße die Bewegung zu ſeinem Weſen. Alle anderen kleinen Theile der Materie liegen, ſobald die Wärme fehlt, träg und todtenähnlich da; ſie ſehnen ſich nach der Kraft des Feuers, als nach ihrer Seele. Kommt dieſe herzu, ſo beginnt bei ihnen in unerklärlicher Weiſe ſowohl Thätigkeit als Empfindung.

*) Nämlich der Tag nach den Calenden und nach den Nonen.

Dieſes Element alſo habe Numa, als ein einſichtsvoller Mann (von dem man ſogar ſagte, daß er um ſeiner Weisheit willen mit den Muſen in perſönlicher Verbindung ſtehe) zu einem Gegenſtande des Cultus gemacht und ſtets brennend erhalten, um damit deſſen weltordnende, ewige Kraft ſymboliſch anzudeuten.

Nach anderen Angaben unterhält man das Feuer, wie bei den Griechen, offen vor den Tempeln als Zeichen der Reinigung, während die andern Gegenſtände im Innern vor den Augen aller Menſchen verborgen bleiben, mit Ausnahme der ſogenannten Veſtalinnen.

Sehr häufig wurde auch behauptet, daß auf dem Capitol das bekannte trojaniſche „Palladium" aufbewahrt worden ſei, welches durch Aeneas nach Italien kam. Eine dritte Sage geht dahin, daß Dardanus*) die ſamothrakiſchen Heiligthümer in Troja eingeführt und nach Begründung der Stadt ihre religiöſe Verehrung angeordnet habe, worauf ſie ſpäterhin Aeneas bei der Eroberung Troja's heimlich mitnahm und glücklich weiter brachte bis zu ſeiner Niederlaſſung in Italien. Leute, die ſich hierüber eine genauere Kenntniß zutrauen, wollen ferner wiſſen, daß auf der Burg zwei Fäſſer von unbedeutender Größe aufbewahrt geweſen ſeien, — das eine offen und leer, das andere verſiegelt, beide aber nur für die heiligen Jungfrauen ſichtbar. Wieder Andere nehmen hier einen Irrthum an, der daraus entſtanden ſei, daß die Jungfrauen damals die meiſten heiligen Gegenſtände raſch in zwei Fäſſer gepackt und dieſe in dem Tempel des Quirinus unter dem Boden verſteckt hätten; daher trage jener Platz bis auf den heutigen Tag den Namen: Doliola (Fäßchen).

21. Nachdem ſie die hauptſächlichſten und größten Heiligthümer zu ſich genommen hatten, bewerkſtelligten die fliehenden Veſtalinnen ihren Abzug am Geſtade des Fluſſes hin. Dort befand ſich gerade auch ein Plebejer, Lucius Albinus, unter den Flüchtlingen, indem er ſeine unmündigen Kinder und ſein Weib ſammt den nothwendigen Habſeligkeiten auf einem Wagen fortzuſchaffen ſuchte. Als dieſer die Jungfrauen erblickte, wie ſie, die Heiligthümer der Götter im Schooße ihrer

*) Dardanus, Sohn Jupiters und der Elektra, einer Tochter des Atlas, zog wegen einer Ueberſchwemmung aus Arkadien, verweilte eine Zeit lang auf der Inſel Samothrake, und ging zuletzt an die Küſte Aſiens, wo er das nachmalige *Troja gründete.*

Kleider tragend, aller Unterstützung baar, und in elendestem Zustande vorüberzogen, so nahm er sogleich seine Frau sammt den Kindern und dem Geräthe vom Wagen herunter, um dafür die Vestalinnen einsteigen zu lassen, die jetzt nach einer von den griechischen Städten sich glücklich zu flüchten vermochten. Diese Aufmerksamkeit und Ehrfurcht des Albinus gegen die Religion, wie sie gerade in den gefährlichsten Momenten sich zu erkennen gab, wollte ich verdientermaßen nicht unerwähnt übergehen.

Die Priester der anderen Götter, ebenso die Greise, welche einst das Consulat geführt, oder einen Triumph gefeiert hatten, vermochten es nicht über sich, die Stadt zu verlassen. Sie legten ihre heilige, prächtige Kleidung wieder an, richteten unter dem Vorgange des Oberpriesters Fabius Gebete zum Himmel, und entschlossen, sich für das Vaterland dem Untergange zu weihen, nahmen sie dann im Ornat auf dem Forum ihre elfenbeinernen Stühle ein, um der Dinge zu warten, die da kommen sollten.

22. Am dritten Tage nach der Schlacht erschien Brennus an der Spitze seines Heeres vor der Stadt. Er fand die Thore geöffnet und die Mauern von jedem Schutze entblößt. Deßwegen fürchtete er zuerst einen Hinterhalt, eine Kriegslist, weil er unmöglich glauben konnte, daß die Römer so völlig allen Muth verloren hätten. Sobald er jedoch sich von der wahren Sachlage überzeugt hatte, rückte er durch das collinische Thor ein und nahm Rom, das von seiner Gründung an wenig mehr, als dreihundertsechzig Jahre zählte, — wenn man es überhaupt wahrscheinlich findet, eine gewisse Genauigkeit in der Zeitrechnung festzuhalten, da sogar bei anderen, neueren Ereignissen die Verwirrung in derselben schon so manchen Zweifel hervorgerufen hat.

Von dem geschehenen Unglück selbst und von der Eroberung scheint indessen eine gewisse dunkle Sage unmittelbar auch nach Griechenland gedrungen zu sein. Heraklides*) aus Pontus, ein Schriftsteller, dessen Leben nicht weit hinter jene Zeiten fällt, erzählt in seiner Schrift: „Ueber die Seele," daß sich von Westen her eine Sage verbreitet habe, wornach ein Kriegsheer, das aus weiter Ferne, vom

*) Heraklides, Schüler des Plato und nachher des Aristoteles; man sieht aus dieser Stelle, wie wenig den Griechen damals noch bekannt war.

äußerſten Norden kam, eine helleniſche Stadt Rom, die dort irgendwo in der Nähe des großen Meeres liege, ſollte eingenommen haben.“ Nun möchte ich mich keineswegs darüber verwundern, daß ein ſo ſagenhafter, phantaſiereicher Schriftſteller, wie Heraklides, der wahren Nachricht von der Eroberung noch die Hyperboreer und das große Meer als weiteres Ornament hinzugefügt hat. Offenbar genauer ſind die Nachrichten, welche der Philoſoph Ariſtoteles über die Einnahme der Stadt durch die Gallier vernommen hat; nur nennt er ihren Retter Lucius, während Camillus nicht ſowohl Lucius, als vielmehr Marcus hieß. Indeſſen iſt dies nur nach Vermuthungen ausgeſprochen.

In den Beſitz der Stadt gelangt, ließ Brennus jetzt das Capitol umzingeln. Als er ſelbſt über das Forum herabkam, wunderte er ſich, hier jene Männer im Ornat und in tiefem Stillſchweigen auf öffentlichem Platze ſitzen zu ſehen. Sie ſtanden nicht auf, als die Feinde ſich näherten; ſie wechſelten weder Miene, noch Farbe, ſondern getroſten Muthes, ohne alle Furcht, auf die Stäbe geſtützt, welche ſie trugen, die Augen auf einander gerichtet, — ſo blieben ſie ruhig ſitzen. Die Gallier waren voll Erſtaunens über eine ſo ſeltſame Erſcheinung, und in ihrer Verlegenheit trugen ſie lange Zeit Bedenken, Einen anzurühren, oder auch nur näher hinzugehen. Sie meinten: „es ſeien höhere Weſen!“ Endlich wagte es ein Einziger, ſtellte ſich nahe zu Marcus Papirius, betaſtete ihn, faßte ihn ſanft am Kinn, zupfte ihn dann an ſeinem wallenden Bart, als plötzlich Papirius mit ſeinem Stabe dem feindlichen Soldaten einen derben Schlag auf den Kopf verſetzte, worauf derſelbe das Schwert zog und den Papirius niedermachte.

Im nächſten Augenblick wurden auch die Andern überfallen und getödtet. Ueberhaupt alle, auf welche die Gallier zufällig ſtießen, mußten ſterben; die Häuſer wurden zerſtört; viele Tage lang dauerte die Plünderung. Dann wurde niedergebrannt, niedergeriſſen, — im eitlen Zorn gegen die Inhaber des Capitols, weil dieſe ſich der galliſchen Aufforderung nicht fügten, ſondern ſich vielmehr bei jedem Anfall von den Mauern herunter tapfer wehrten und den Feind mit Schlägen heimſchickten. Deßwegen zerſtörte der Letztere nicht nur die Stadt vollſtändig, ſondern ermordete auch die Gefangenen — Männer und Weiber, Greiſe und Kinder — ohne Unterſchied.

23. Indeſſen zog ſich die Belagerung in die Länge und die

Gallier brauchten Verproviantirung. Sie theilten sich daher in zwei Hälften. Die eine blieb bei ihrem Könige, um das Capitol zu bewachen; die andere zog auf dem Lande umher, plünderte und zerstörte die Dorfschaften, welche sie anfiel. Doch waren sie nicht in Masse beisammen, sondern zersplitterten sich nach verschiedenen Richtungen unter einzelnen Anführern, in einzelnen Rotten, weil sie durch ihre glücklichen Erfolge hochmüthig geworden waren und lediglich nichts mehr fürchteten.

Die größte und noch am meisten geordnete Schaar von ihnen zog gegen die Stadt Ardea*), wo sich Camillus nach seiner Flucht aus Rom als bloßer Privatmann und ohne Betheiligung an öffentlichen Geschäften aufhielt. Indessen faßte er allerhand Hoffnungen und Entwürfe; denn diesem Manne genügte es nicht, dem Auge der Feinde unbemerkt zu entgehen, indem er vielmehr an Vertheidigung und Rache dachte, sobald der erste Augenblick würde gekommen sein.

Nun bemerkte er, daß die Ardeaten zwar nach ihrer Anzahl hinreichend stark wären, aber bei der Unerfahrenheit und Schwäche ihrer Anführer nicht den nöthigen Muth besäßen. Er warf daher zuerst blos Aeußerungen unter die junge Mannschaft: „man dürfe das Unglück der Römer nicht für Tapferkeit der Gallier halten, oder was den Römern aus Mangel an guter Ueberlegung Schlimmes widerfahren sei, für Thaten der Feinde ansehen, die zu ihrem eigenen Siege nichts beigetragen hätten; man dürfe darin nur die Macht des Schicksals erblicken. Nun sei es ruhmvoll, einen fremden barbarischen Angreifer selbst mit Gefahr hinwegzutreiben, in einem Kampfe, wobei der Sieg, wie bei einer Feuersbrunst, schließlich nur in der Vernichtung des Unterliegenden bestehen könne. Indessen — wenn sie nur Muth und guten Willen hätten — wolle er ihnen zur rechten Stunde sogar einen Sieg ohne Gefahr verschaffen.“

Solcher Zuspruch fand bei der Jugend überall eine günstige Aufnahme und Camillus ging jetzt an die Oberbehörden und Rathsmitglieder von Ardea. Nachdem er auch diese gewonnen hatte, bewaffnete er die sämmtliche kriegstüchtige Mannschaft, hielt sie jedoch zunächst

*) Ardea war eine römische Kolonie im Lande der Rutuler, etwa 8 Stunden südlich von Rom.

noch innerhalb der Mauern beisammen, weil die Sache nach seinem Wunsche von den in der Nähe befindlichen Feinden unbemerkt bleiben sollte. Als jedoch Letztere das Land mit ihren Reitern durchsprengten, dann schwerbeladen mit Beute jeder Art voll Sorglosigkeit und Gleichgültigkeit auf der Ebene ein Lager aufschlugen, sodann von der Nacht in trunkenem Zustande überfallen wurden und jetzt tiefe Stille im Lager herrschte: da ließ Camillus, sobald er davon durch seine Kundschafter Nachricht erhielt, unverzüglich die Ardeaten ausrücken.

Er durchzog in aller Ruhe das dazwischen gelegene Terrain; dann, — etwa um Mitternacht, — stürmte er den Wall unter lautem Kriegsgeschrei und Trompetengeschmetter von allen Seiten. Hiedurch suchte er die Leute zu erschrecken, die bei dem Lärm in Folge ihrer Trunkenheit nur elend und mühsam sich von ihrem Schlaf aufrafften. Daher kam es auch, daß nur Wenige, welche die Angst wieder nüchtern machte, sich in aller Eile mit Waffen versahen und den Soldaten des Camillus soweit einigen Widerstand zu leisten vermochten, um wenigstens fechtend zu fallen. Die Meisten traf man noch überwältigt von Schläfrigkeit und Wein; sie wurden wehrlos umgebracht. Eine geringe Anzahl, welcher es während der Nacht gelang aus dem Lager zu entrinnen, wurde zersprengt und lief sodann nach Tagesanbruch in allen Richtungen durch die Gegend, bis die heranjagenden Reiter sie vernichteten.

24. Schnell verkündete die Fama die vollbrachte That in allen Städten und rief dadurch viele waffentüchtige Leute zur Vereinigung auf.

Am meisten war dies bei sämmtlichen Römern der Fall, die nach der Schlacht an der Allia sich in Veji aufhielten. Diese jammerten unter einander laut: „Was für einen Feldherrn (sagten sie) hat das Mißgeschick Rom entrissen! Ardea glänzt jetzt durch die Großthaten eines Camillus; mit der Stadt seiner Geburt und Jugendjahre ist es aus für immer. Wir müssen aus Mangel an Heerführern uns hinter fremde Mauern stecken, sitzen hier und haben Italien preisgegeben! Wohlan, laßt uns nach Ardea schicken, um uns ihren Feldherrn auszubitten! Oder ergreifen wir selbst die Waffen und stoßen zu ihm! Er ist ja kein Verbannter mehr, — so wenig, als wir noch Bürger sind. Denn unsere Vaterstadt besteht nicht mehr; sie ist in der Gewalt der Feinde!“

Dieſer Beſchluß wurde gefaßt; man ſchickte hin und bat Camillus, das Kommando zu übernehmen. Allein er weigerte ſich, dies früher zu thun, bis die Bürger auf dem Capitol ihre geſetzliche Zuſtimmung gegeben hätten. „Denn in ihnen (erklärte er) finde er ſein Vaterland, ſolange ſie ſich halten könnten. Ihrem Befehl gehorche er bereitwillig. Wider ihren Willen werde er keine unnöthige Handlung begehen.“

Dieſe Behutſamkeit, dieſe edlen Geſinnungen des Camillus fanden ihre gerechte Bewunderung. Allein wer ſollte die Nachricht auf das Capitolium bringen? Oder vielmehr, es ſchien überhaupt unmöglich, daß ein Bote auf die Burg gelangen könnte, ſolang die Feinde noch im Beſitze der Stadt ſich befanden.

25. Nun war unter den jüngeren Männern ein gewiſſer Pontius Cominius, ſeiner Abkunft nach aus dem mittleren Bürgerſtande, übrigens ehrgeizig und ruhmſüchtig; dieſer unterzog ſich dem Wagſtück mit Freuden. Schriftliche Sachen an die Eingeſchloſſenen im Capitolium nahm er nicht mit ſich, damit nicht die Feinde im Falle ſeiner Gefangennehmung dadurch dem Plane des Camillus auf die Spur kommen könnten. In einer geringen Kleidung, unter welcher er Korkſtücke trug, legte er während des Tags den größten Theil des Weges unangefochten zurück. Er war in der Nähe der Stadt angelangt, als es bereits dunkelte. Die Brücke konnte er nicht benützen, um über den Fluß zu kommen; denn ſie wurde von den Feinden bewacht. Er wickelte alſo ſeine ebenſowenig zahlreichen, als ſchweren Kleidungsſtücke um den Kopf, legte ſich mit dem Körper auf die Korkſtücke, die ihm zum Hinüberſchwimmen eine Erleichterung gewährten, und ſtieg glücklich bei der Stadt an's Land.

Jetzt wich er immer den noch wachenden Feinden aus, wobei er ſich nach dem Feuerſchein und dem Getöſe richtete, und ſo gelangte er endlich an das carmentaliſche Thor, welches die größte Ruhe zeigte. In dieſer Gegend erhob ſich auch der capitoliniſche Hügel am ſteilſten in die Höhe und ringsumher befanden ſich ſtarke, ſchroffe Felſen. Unbemerkt ſtieg er hinauf und beſprach ſich mit den Wachen der Mauer; das Emporklettern war ihm jedoch nur mit Mühe und Noth an der flachſten Stelle gelungen. Nachdem er die Leute begrüßt und ſich ſelbſt mit ſeinem Namen genannt hatte, wurde er eingelaſſen und begab ſich

sofort zu den römischen Behörden. Man hielt unverzüglich eine Senatssitzung, worin er den noch unbekannten Sieg des Camillus meldete und die Wünsche der Soldaten auseinandersetzte. Er rieth, den Camillus in seinem Oberbefehl zu bestätigen, da die auswärts befindlichen Bürger keinem Anderen gehorchen würden.

Nachdem man dieß vernommen und sich darüber berathen hatte, erfolgte die Ernennung des Camillus zum Dictator. Pontius wurde wieder zurückgeschickt und machte den nämlichen Weg mit gleich günstigem Erfolge. Er blieb von den Feinden unbemerkt und meldete sodann den auswärtigen Römern die Beschlüsse des Senats.

26. Da man diese Beschlüsse mit Freuden aufnahm, so kam nun Camillus heran und traf bereits zwanzigtausend Mann in Waffen. Noch eine größere Masse sammelte er bei den Bundesgenossen und rüstete sich jetzt zum Angriff.

In Rom gingen zufällig einige Feinde an der Stelle vorüber, wo Pontius während der Nacht das Capitol erstiegen hatte. Sie bemerkten vielfach Spuren von Füßen und Händen, wie er sich festgehalten und angeklammert hatte, und ebenso nahmen sie vielfach an dem Pflanzengesträuche der Abhänge einzelne bloßgelegte Stellen und Rutschungen von Erdstücken wahr. Sie machten also dem Könige Meldung. Dieser kam selbst und nahm die Sache in Augenschein, ohne sich sogleich auszusprechen.

Am Abende jedoch ließ er die gewandtesten Leute und besten Bergsteiger unter seinen Galliern zusammenkommen und redete sie an: „Die Feinde (sagte er) zeigen uns selbst den Weg, den wir nicht wissen; sie zeigen uns, daß ein Mensch darauf gehen und klettern kann. Es ist eine schwere Schande, wenn man den Anfang gemacht hat, alsdann muthlos werden für das Ende und den Platz als uneinnehmbar aufgeben, während uns die Feinde selbst belehren, wie man ihn nehmen soll. Wo ein Einziger leicht hinaufkommt, hat es auch keine Schwierigkeit für Viele; nur immer Einer um den Andern! Greift man das Werk zusammen an, so ist man desto stärker und kann sich wacker helfen. Geschenke und Auszeichnungen für bewiesene Tapferkeit werden Jedem gegeben werden nach Verdienst."

27. Auf diese Ansprache des Königs zeigten sich die Gallier *zu dem* Unternehmen bereit. Ungefähr um Mitternacht stiegen Viele

zugleich an dem Fels hinauf und rückten immer weiter nach oben, indem sie in größter Stille bei den schwierigen, abschüssigen Plätzen möglichst fest auftraten. Es waren Plätze, die mehr, als man erwartet hatte, ihre Versuche gestatteten und sich praktikabel erwiesen, so daß die Vordersten endlich die Höhe berührten, sich fertig machten, um ein Haar in das Vorwerk eindrangen und die dortige Wache im Schlaf überrumpelten; denn weder ein Mensch, noch ein Hund bemerkte es.

Dagegen waren heilige Gänse da, welche sonst bei dem Junotempel ihr reichliches Futter erhielten. Diese waren nun auch aus Hunger schlafloser und scheuer geworden. Sie bemerkten sogleich die Annäherung der Gallier, fuhren mit lautem Geschnatter heftig auf sie los und weckten dadurch Alles auf, — um so mehr, als bereits auch die Barbaren, weil sie nun doch einmal entdeckt waren, in ein wildes Toben ausbrachen und mit verstärkter Gewalt heranstürmten. In der Eile griff jetzt Jedermann nach einer Waffe, wie sie ihm der Zufall an die Hand gab, und rannte damit herbei.

Der Erste von Allen auf dem Platze war Manlius, ein gewesener Consul, dabei ein körperlich kräftiger und durch Geistesgegenwart ausgezeichneter Mann. Dieser stieß auf zwei Feinde zugleich. Dem Einen, der bereits seine Streitaxt erhoben hatte, schlug er mit dem Schwerte die rechte Hand ab und stieß ihm den Schild in's Gesicht, so daß derselbe rücklings von dem Fels hinunterstürzte. Dann blieb er mit den rasch zusammengelaufenen Leuten, die sich um ihn gesammelt, auf der Mauer stehen und trieb die wenigen, oben angekommenen Feinde, die keine besondere Heldenthat verrichteten, wieder zurück.

Nachdem sie auf diese Weise der Gefahr entronnen waren, stürzten sie mit Tagesanbruch den Befehlshaber der Wache vom Felsen hinab zu den Feinden; für Manlius dagegen beschlossen sie einen Siegespreis, der mehr auf hohe Ehre, als großen Nutzen, hinauslief. Jeder gab eine tägliche Mundportion als Beitrag, d. h. von inländischem Getreide eine halbe Litra (so heißt das Maß) und an Wein eine griechische Viertelkotyle.

28. Von dort an begann den Galliern der Muth zu sinken. Sie litten Mangel an Lebensbedürfnissen, weil sie durch die Furcht vor Camillus von Fouragirungen abgehalten waren. Auch nistete sich eine Seuche bei ihnen ein. Ihre Zelte standen auf Trümmerhaufen,

mitten unter einer Masse von Todten, die schichtenweise herumlagen. Und die Tiefe der Asche dünstete bei den schwülen Windzügen eine Luftart aus, die durch Trockenheit und scharfen Geruch jeden Körper beim Einathmen vergiftete. Am meisten aber wirkte die Veränderung ihrer Lebensweise. Aus schattigen Gegenden, wo man der Hitze überall getrost entfliehen konnte, waren sie in ein niedrig gelegenes Land gekommen, dessen klimatische Verhältnisse gegen den Spätherbst sich sehr ungünstig zeigten. Dazu kam noch das müssige Hinliegen vor das Capitolium, — und dieses schon so lange Zeit! Denn die erfolglose Belagerung währte bereits in den siebenten Monat hinein. Deßwegen waren die Menschenverluste im Lager sehr groß, — so groß, daß man die Sterbenden, eben wegen ihrer Menge, nicht einmal mehr begraben konnte.

Indessen war auch die Lage der Eingeschlossenen in diesem Stücke keineswegs günstiger. Die Hungersnoth nahm überhand und der Mangel aller Nachrichten von Camillus verbreitete Niedergeschlagenheit. Denn bei der strengen Bewachung der Stadt durch die Feinde konnte Niemand mehr von ihnen hergelangen.

Bei diesen Umständen, worin sich beide Theile befanden, sprach man allmälig von einem Vertrag und zwar zuerst bei den Vorposten, die sich miteinander unterhielten. Hierauf trat, nach dem Gutachten der vornehmsten Bürger, ein römischer Kriegstribun, Sulpicius, zu einer Besprechung mit Brennus zusammen. Es wurde verabredet, daß der eine Theil tausend Pfund Gold niederlegen und nach dessen Empfang der andere Theil unverzüglich sowohl Stadt, als Land, räumen solle. Diese Bedingungen wurden gegenseitig beschworen und hierauf das Gold beigebracht.

Aber nun trieben die Gallier ihren Unfug bei dem Abwägen. Sie thaten dies zuerst heimlicherweise; bald aber zogen und zerrten sie ganz offen an der Wage, so daß der Ausschlag ein falscher wurde. Die Römer äußerten ihre Entrüstung gegen sie. Allein Brennus, fast wie zu weiterem Hohn und Spott, schnallte sich Schwert sammt Gürtel ab und legte es gleichfalls noch in die Wage hinein. „Was soll das bedeuten?“ fragte Sulpicius. „Nichts Anderes (war die Antwort), als Weh' für die Besiegten!“ — eine Aeußerung, die bald in eine *sprüchwörtliche* Redensart überging. Von den Römern war ein Theil

höchst entrüstet. Diese meinten: „man solle das Gold wieder nehmen, fortgehen und die Belagerung noch länger aushalten.“ Der andere Theil rieth zur Nachgiebigkeit: „man habe hier allerdings ein kleines Unrecht erlitten; müsse man mehr geben, so dürfe man deßwegen doch nicht an die Schande denken; das Geben an sich sei nicht sehr ehrenvoll; um der Umstände willen müsse man sich's gefallen lassen; es sei eben eine Nothwendigkeit!“

29. Während man sich hierüber zwischen Galliern und Römern noch herumstritt, war Camillus an der Spitze des Heeres unter den Thoren angelangt. Kaum hörte er von dem Vorfall, als er sogleich seiner größten Abtheilung den Befehl ertheilte, in Kriegsordnung und langsam nachzurücken. Er selbst zog mit den Tapfersten eilends voraus, zu den Römern heran.

Alles trat auseinander und empfing ihn, als Dictator, mit achtungsvollem Schweigen. Er ließ das Gold aus der Wage nehmen und den Lictoren übergeben. Dann hieß er die Gallier mit ihrer Wage und ihrem Gewicht sich entfernen; denn (sagte er): „es ist Römerbrauch, die Vaterstadt mit Eisen zu retten, und nicht mit Gold.“

Brennus wurde zornig und erklärte dies für einen rechtswidrigen Vertragsbruch. Camillus widersprach: „Die Uebereinkunft sei ungesetzlich und darum ungiltig; er sei bereits zum Dictator ernannt gewesen; kein Anderer habe nach dem Gesetz zu befehlen; man habe mit Leuten abgeschlossen, die keine Vollmacht besessen hätten! Sie sollten jetzt sagen, ob sie Etwas wollten; er sei allein mit gesetzlicher Vollgewalt hier zugegen und ertheile Verzeihung, wenn man ihn darum bitte, gleich wie er auch die Schuldigen bestrafen werde, wenn sie keine Reue zeigten.“

Bei diesen Worten gerieth Brennus in die größte Aufregung und begann die Schlägerei. Es kam auf beiden Seiten zum Schwerterziehen und wilden Gedränge im buntesten Durcheinander, wie man sich leicht denken kann, da man sich in Häusern, Gäßchen und Plätzen herumtummelte, die keine Entfaltung einer geordneten Linie erlaubten.

Allein bald besann sich Brennus eines Besseren und führte seine Gallier in das Lager zurück, ohne bedeutenden Verlust erlitten zu haben. In der Nacht ließ er Alles aufbrechen, verließ die Stadt und

rückte ſechzig Stadien weiter, um an der Gabiniſchen Straße ein neues Lager aufzuſchlagen.

Mit Tagesanbruch war Camillus gegen ihn herangezogen, glänzend gerüſtet, und alle Römer unter ſeinem Befehle hatten wieder ihren vollen Muth gewonnen. Es entſtand ein heftiger, lang andauernder Kampf, worin er die Feinde ſchlug, ihnen große Verluſte beibrachte und zuletzt ihr Lager wegnahm. Von den Fliehenden wurde ein Theil ſogleich bei der Verfolgung niedergemacht; die Meiſten wurden zerſprengt und von den Leuten, die aus den umliegenden Dörfern und Städten herbeiliefen, todtgeſchlagen.

30. So war denn Rom in unerwarteter Weiſe erobert und in einer noch viel unerwarteteren Weiſe wieder gerettet worden, nachdem es im Ganzen ſieben Monate in den Händen der Feinde geblieben war. Letztere drangen wenige Tage nach den Idus des Quintilis*) ein und mußten etwa um die Iden des Februars wieder abziehen.

Camillus feierte jetzt natürlich einen Triumph; denn er war der Retter einer verlorenen Heimath geworden und führte gleichſam die Stadt wieder in ſich ſelbſt hinein. Denn alle Auswärtigen ſchloſſen ſich ihm bei ſeinem Einzuge mit ihren Frauen und Kindern an. Auch die Belagerten auf dem Capitolium, denen der Hungertod ſo furchtbar drohte, zogen ihm entgegen. Es folgten gegenſeitige Umarmungen, und die Thränen floſſen reichlich, weil Allen die Freude der Gegenwart unglaublich dünkte. Auch die Prieſter und Tempeldiener, welche bei ihrer Flucht viele Gegenſtände des Cultus an Ort und Stelle verſteckt, oder verſtohlenerweiſe mit ſich fortgenommen hatten, brachten Alles wieder glücklich zurück und zeigten es den Bürgern, die ſich voll Jubel an dem erſehnten Anblick weideten, als wären die Götter ſelbſt mit ihnen wieder nach Rom zurückgekehrt. Hierauf opferte Camillus den Göttern und reinigte die Stadt, genau nach den Angaben der Sachverſtändigen. Die bereits beſtehenden Tempel wurden neu aufgebaut; er ſelbſt gründete noch einen neuen, der Fama und Kleidon**) geweihten, nachdem er den Ort aufgefunden hatte, an welchem in der Nacht

*) Quintilis, der ſpätere Julius. Die Iden des Quintilis ſind der 15., die des Februars der 13. in dem betreffenden Monat.

**) Kleidon heißt eigentlich: Ruf, Sage, und wurde hier, wie Fama, zu einer allegoriſchen Gottheit erhoben, deren es in Rom viele gab.

die göttliche Stimme, die das feindliche Heer anmeldete, dem Marcus Cedicius ſich hatte zu vernehmen gegeben.

31. Nur mit Schwierigkeiten und genauer Noth gelang die Wiederauffindung von der Oertlichkeit der heiligen Stätten; aber Camillus ſetzte ſeine Ehre darein und die Oberprieſter gaben ſich alle erdenkliche Mühe.

Als man nun aber auch die völlig ruinirte Stadt neu aufbauen ſollte, befiel den ganzen Volkshaufen ein Gefühl des Mißmuths gegenüber von dieſem Geſchäft, und man zögerte. Waren ſie doch alles deſſen, was dazu erforderlich war, vollſtändig beraubt! Bedurften ſie doch in ihrer augenblicklichen Lage weit eher eine Erleichterung, ein Ausruhen, als eine Ermüdung und Aufreibung ihrer Kräfte! Denn ſowohl die phyſiſchen, als die finanziellen Kräfte waren keineswegs bedeutend.

Und ſo richteten ſie allmälig ihre Blicke abermals nach Veji, einer Stadt, die mit Allem wohlverſehen und völlig unangetaſtet war. Dadurch gaben ſie jedoch auf's Neue den Anlaß zu demagogiſchen Umtrieben von Seiten ſolcher Leute, die in ihren Worten und Geſprächen nur um die Gunſt buhlten. Man horchte wieder aufmerkſam auf rebelliſche Aeußerungen gegen Camillus, als ob dieſer Mann nur aus Ehrgeiz und egoiſtiſcher Ruhmſucht ſie nicht in den Beſitz einer fertigen Stadt wollte gelangen laſſen, — als ob er ſie mit Gewalt zwingen wollte, nur über Trümmerhaufen ihr Gezelt aufzuſchlagen und eine ſo ungeheure Brandſtätte nur deßhalb aus der Aſche aufzurichten, damit er nicht blos der Heerführer und Feldherr, ſondern auch der Gründer Rom's genannt werden könne, — mit Beiſeiteſchiebung eines Romulus!

Jetzt begann der Senat den Tumult zu fürchten, und geſtattete es daher nicht, daß Camillus, ungeachtet ſeines Wunſches, binnen Jahresfriſt ſeine dictatoriſche Würde niederlegte, obgleich noch kein anderer Dictator jemals die Zeit von ſechs Monaten überſchritten hatte. Der Senat ſelbſt ſuchte die Plebejer durch Gründe, wie durch Freundlichkeit, ſowohl zu tröſten, als zu beruhigen; er wies auf die Monumente und Grabſtätten ihrer Väter hin; er erinnerte an die heiligen Orte und geweihten Plätze, welche Romulus, Numa oder irgend ſonſt ein König eingeſegnet und ihnen übergeben hätte. Unter den erſten dieſer höheren

Gegenstände brachten sie aber den ganz frisch erhaltenen Kopf vor, den man einst*) bei der Grundsteinlegung des Capitoliums gefunden hatte, — zum Zeichen, daß eben dieser Ort nach dem Willen des Schicksals einst das Haupt Italiens werden solle. Auch von dem Feuer der Vesta sprachen sie, „das erst nach dem Kriege von den heiligen Jungfrauen wieder angezündet worden sei und das man wieder verschwinden lasse, wieder auslösche, wenn man von der Stadt hinwegziehe. Das würde für sie eine Schande sein, ob sie nun den Platz bald wieder von anderen Ankömmlingen und Fremden bewohnt sehen müßten, oder zur Wüste, zur Schafwaide geworden!"

In solchem Tone jammerten sie theils bei Einzelnen besonders, theils auch vielmals öffentlich vor dem ganzen Volke. Andererseits fiel es ihnen schwer auf's Herz, wenn die gemeinen Leute sich über die Unmöglichkeit, jetzt Etwas zu thun, beklagten und dabei ihre Bitten aussprachen. „Sie seien, wie aus einem Schiffbruch, mit dem bloßen Leben davongekommen! Sie seien wieder zusammengelaufen, aber sie hätten gar nichts! Man solle sie doch nicht mit Gewalt zwingen, die kleinen Restchen der ruinirten Stadt wieder zusammenzukleben, da eine andere fertig dastehe!"

32. Camillus beschloß nun, eine Senatssitzung abzuhalten. Er selbst sprach in ermunterndem Tone ausführlich über die Heimath; das Gleiche thaten noch mehrere Mitglieder, die sich dazu angeregt fühlten. Schließlich forderte er den gewöhnlichen ersten Votanten, Lucius Lucretius, auf, sich zu erheben und mit der Abstimmung den Anfang zu machen; — hierauf sollten die Anderen der Reihe nach folgen.

Alles schwieg und eben war Lucretius im Begriffe, zu beginnen, als zufällig draußen ein Centurio an der Spitze eines Zugs von der Tagwache vorbeimarschirte und dem Vordersten, seinem Fahnenträger, mit lauter Stimme zurief: „Halt! Fahne nieder! denn das sei der beste Platz zum Niederlassen und Bleiben." Gerade im rechten Augenblicke, gerade bei der Erwägung und der Ungewißheit über die Zukunft war dieser Ruf erschollen und Lucretius beugte andächtig das

*) Zur Zeit des Königs Tarquinius Superbus, als man den Grund zum Capitol legte, fand man einen noch ganz frischen Menschenkopf, was ein etruriſcher Wahrsager dahin deutete, daß diese Stätte einst das Haupt Italiens werden solle.

Knie, indem er erklärte: „daß er mit ſeiner Anſicht dem Gotte beipflichte.“ Dann folgten auch alle Uebrigen.

Selbſt unter das Volk kam eine merkwürdige Veränderung der bisherigen Neigungen. Die Leute munterten einander auf und gingen an's Werk, wobei jedoch die Bauplätze nicht nach irgend einer Vertheilung oder beſtimmten Ordnung in Beſchlag genommen wurden, ſondern Alles ſich nach der Bereitſchaft oder dem Willen der Einzelnen richtete. Deßwegen wurde auch die Stadt, welche ſie aufführten, durch die Eile und den Eifer, womit dies geſchah, ganz verworren in ihren Gäßchen, und ihre Gebäude bildeten ein völliges Durcheinander. Denn binnen Jahresfriſt ſollen ſowohl ihre Mauern als auch ihre Privatwohnungen wieder neu erſtanden ſein.

Als nun die Leute, welche von Camillus mit der Aufnahme und Beſtimmung der heiligen Orte beauftragt waren, in dieſer allgemeinen Verwirrung an die Marskapelle kamen, wobei ſie an dem palatiniſchen Berge herumſuchten, fanden ſie dieſe, wie alles Andere, von den Feinden zerſtört und niedergebrannt. Aber bei näherem Nachforſchen und bei der Aufräumung des Platzes ſtießen ſie auf den Wahrſageſtab des Romulus, der unter vieler, tiefer Aſche verſteckt lag. Ein ſolcher Stab iſt an beiden Enden etwas gebogen und wird lituus genannt. Man bedient ſich deſſelben zur Bezeichnung der Himmelsfelder, wenn man ſich zum Augurium niederſetzt, wie dies auch Romulus, ein großer Freund der Mantik, gethan hatte. Nachdem er ſelbſt aus der Welt verſchwunden war, hatten die Prieſter ſeinen Stab zu ſich genommen und bewahrten ihn, wie ſonſt einen anderen heiligen Gegenſtand, unangetaſtet auf. Und als man, während ſo manches Andere verloren war, denſelben, dem Verderben entronnen, wieder auffand, faßte man auf's Neue tröſtlichere Hoffnungen für Rom, dem, wie man glaubte, durch dieſes Zeichen ein ewiger, glücklicher Beſtand geſichert wurde.

33. Noch war man mit dem erzählten großen Geſchäfte nicht zu Ende, als bereits ein neuer Krieg hereinbrach.

Die Aequer, Volsker und Latiner machten zu gleicher Zeit einen Einfall in das Land, während auch die Etruſker Sutrium, eine mit Rom verbündete Stadt, belagerten. Als darauf die das Commando führenden Kriegstribunen, welche ihr Lager bei dem marciſchen Berge geſchlagen hatten, blokirt wurden und bei der drohenden Gefahr, dieſes

Lager zu verlieren, nach Rom ſandten, ſo ernannte man dort den Camillus zum dritten Male zum Dictator.

Ueber dieſen Krieg gehen zwei verſchiedene Nachrichten, wovon ich zuerſt die ſagenhaftere berichten will. Man erzählt, daß die Latiner, — ſei es nun zum bloßen Vorwand, oder in der wirklichen Abſicht einer Stämmeverbindung — abermals und auf's Neue nach Rom geſchickt hätten, um ſich dort freigeborene Jungfrauen zur Ehe auszubitten. Die Römer befanden ſich in großer Verlegenheit, was hier zu thun ſei. Einerſeits fürchteten ſie den Krieg auf's Aeußerſte, da ihre Zuſtände noch nicht befeſtigt, ihre Kräfte noch nicht wieder geſammelt waren; andererſeits argwöhnten ſie, daß die Bitte um Frauen lediglich nur eine Abführung derſelben als Geiſeln ſei, welcher man mit dem Worte „Verehelichung" einen anſtändigen Namen gebe. Bei dieſer Sachlage rieth ihnen eine Sklavin, Tutula, oder, wie Andere ſie nennen, Philotis, ſie ſelbſt und noch eine weitere Anzahl der jugendlichſten und hübſcheſten Sklavinnen hinzuſenden, nachdem man ſie zuvor als Mädchen von edler Geburt herausgeputzt; für das Weitere wolle ſie dann ſorgen. Die Behörden gingen auf den Vorſchlag ein. Man wählte ſämmtliche Sklavinnen aus, welche Philotis für ihren Gebrauch tauglich fand, gab ihnen ſchöne Kleider nebſt einem Schmuck von Gold, und überlieferte ſie dann an die Latiner, welche nicht ſehr weit von der Hauptſtadt lagerten. In der Nacht entwendeten zunächſt die Anderen den Feinden ihre Schwerter; die Führerin ſelbſt — mag ſie nun Tutula oder Philotis heißen, — ſtieg auf einen großen Feigenbaum, ſpannte nach der hinteren Seite ihr Kleid aus und hob zugleich in der Richtung von Rom eine Fackel empor, wie es von ihr mit den Behörden verabredet war. Von den anderen Bürgern wußte Niemand davon. Deßwegen wurde nun auch der Ausmarſch der Soldaten ſo ſtürmiſch, als ihre Offiziere ſie zur Eile antrieben. Sie riefen einander immer mit Namen zu und vermochten kaum, ſich in Reih' und Glied zu halten. Bereits ſtanden ſie vor dem Walle, und der Feind erwartete ſie nicht; er ſchlief. Sie nahmen alſo raſch das Lager ein und vernichteten die meiſten. Dieß geſchah an den Nonen des jetzigen Julius, damaligen Quintilis, und das noch heutzutage beſtehende Feſt ſoll eine Erinnerung an jene Begebenheit ſein. Denn beim erſten dicht*gedrängten* Auszug durch das Thor rufen ſie dabei viele von den lan-

desüblichen, gewöhnlichen Namen mit lauter Stimme, z. B. Cajus! Marcus! Lucius! u. dergl., um die gegenseitigen eilfertigen Anrufungen von ehmals darzustellen. Hierauf halten die Sklavinnen in glänzendem Costüme einen Umzug, wobei sie durch kleine Spöttereien gegen die begegnenden Personen ihren Scherz ausüben. Zudem führen sie unter einander ein Gefecht auf, um anzudeuten, daß sie auch damals an dem Kampfe gegen die Latiner sich betheiligt haben. Beim Festmahl sitzen sie unter dem Schatten von Feigenlaub, und den Tag selbst nennt man Nonae capratinae, — wie man glaubt, wegen des Feigenbaums, auf welchem das Mädchen ihre Fackel emporhob; denn der Feigenbaum heißt caprificus.

Andere dagegen erklären die meisten dieser Handlungen und Worte aus den Ereignissen, welche Romulus betreffen. Denn an dem genannten Tage sei dieser außerhalb des Thores verschwunden, indem er plötzlich von Finsterniß und Sturm umgeben wurde, oder, wie gleichfalls einige annehmen, eine Sonnenfinsterniß eintrat. Der Tag habe dann seinen Namen: „Nonae Capratinae" von der Oertlichkeit erhalten, sofern die Ziege capra heiße. Romulus verschwand nämlich bei einer Volksversammlung in der Nähe des sogenannten Ziegensumpfes, wie in seiner Lebensbeschreibung berichtet wurde.

34. Die zweite Erzählung, welche von den meisten Schriftstellern gut geheißen wird, lautet folgendermaßen. Zum dritten Male zur Dictatur berufen, erfuhr Camillus, daß das unter den Kriegstribunen stehende Heer von den Latinern und Volskern blokirt sei. Er sah sich dadurch genöthigt, auch die nicht mehr im kriegspflichtigen Alter stehenden, sondern bereits in ihren Jahren vorgerückten Bürger unter die Waffen zu rufen. Sodann marschirte er in einem großen Bogen um den marcischen Berg herum und ließ, unbemerkt von den Feinden, seine Armee in ihrem Rücken Posto fassen. Durch eine Unzahl von Feuern, die er anzünden ließ, signalisirte er hierauf seine Anwesenheit. Dadurch erhielten die Eingeschlossenen neuen Muth; sie beschlossen anzurücken und einen Kampf zu wagen. Aber jetzt hielten sich die Latiner und Volsker hinter ihren Schanzen eingesperrt und verpallisadirten und verrammelten ihr Lager von allen Seiten mit starkem Holzwerk, weil sie von dem Feinde in die Mitte genommen waren und aus der Heimath noch weitere Truppen abzuwarten beschlossen hatten.

während zu gleicher Zeit auch eine Unterſtützung durch die Etrusker für ſie in Ausſicht ſtand. Sobald Camillus dies bemerkte, fürchtete er das Gleiche zu erleiden, was er ſelbſt den Feinden gethan hatte, indem er ſie umging. Er beeilte ſich alſo, zuerſt den günſtigen Augenblick zu benützen. Nun beſtand die Umwallung aus Holz; auch wehte immer mit Sonnenaufgang ein ſtarker Wind von den Bergen herab. Er ließ daher viele Feuer vorbereiten und ſeine Armee gegen Morgen ausrücken. Eine Abtheilung ſollte auf einer andern Seite mit Geſchoſſen operiren und dabei ein lautes Geſchrei veranſtalten. Er ſelbſt behielt diejenigen Truppen bei ſich, welche das Feuer abwerfen ſollten, und wartete an dem Punkte, wo der Wind am heftigſten gegen das feindliche Lager zu ſtürmen pflegte, auf die geeignete Stunde. Das Gefecht war im lebhafteſten Gange, als die Sonne aufging und die kräftigen Windzüge ſich erhoben. Jetzt gab er das Zeichen zum Anrennen und ließ den Wall mit einer Maſſe von feurigen Geſchoſſen überſchütten. Bei dem dichten brennbaren Stoffe und den hölzernen Verrammlungen bekam die Flamme ſogleich reichliche Nahrung, ſo daß ſie ſich im ganzen Kreiſe verbreitete. Die Latiner hatten nichts zum Helfen, nichts zum Löſchen in Bereitſchaft. Als daher ihr Lager bereits vollſtändig in Flammen ſtand, ſahen ſie ſich auf einen höchſt beſchränkten Raum zuſammengedrängt, von wo ſie nothgedrungen herausbrechen mußten. Aber ihre Feinde waren wohlgerüſtet und ſtanden in Schlachtordnung vor dem Walle. Somit gelang es von dieſer Abtheilung nur ſehr Wenigen, zu entrinnen. Dagegen Alle, welche im Lager zurückgelaſſen worden waren, fanden ihren Tod in den Flammen, bis endlich die Römer löſchten, um die Plünderung ausführen zu können.

35. Nach dieſen Ereigniſſen ließ Camillus ſeinen Sohn Lucius als Befehlshaber des Lagers zurück, um die Gefangenen und die gemachte Beute zu bewachen. Er ſelbſt eroberte die Stadt der Aequer, unterwarf die Volsker und führte dann unverzüglich ſeine Armee gegen Sutrium, ohne ſchon die Schickſale der Einwohner dieſer Stadt zu kennen. Im guten Glauben, daß für Letztere die Gefahr der Belagerung immer noch fortdaure, wollte er ihnen ſchleunigſt zu Hilfe eilen.

Aber ſie hatten bereits ihre Stadt an den Feind übergeben. Sie ſelbſt waren, von Allem entblößt, nur mit den Kleidern auf dem Leibe *fortgelaſſen* worden und ſtießen jetzt, voll Jammer über ihr Unglück,

mit Weibern und Kindern auf Camillus, der ſich auf dem Marſche befand. Camillus wurde nicht nur ſelbſt von ihrem Anblick auf's Tiefſte ergriffen, ſondern ſah auch, als die Sutriner im dichteſten Kreiſe der Römer ſtanden, die Letzteren in Thränen ausbrechen und ihren heftigſten Unwillen über das Vorgefallene äußern. Er beſchloß, die Rache keinen Augenblick zu verſchieben, ſondern unverzüglich, noch an dem gleichen Tage, gegen Sutrium zu ziehen. Nach ſeiner Berechnung hoffte er, Leute, die ſo eben eine wohlhabende, ja reiche Stadt eingenommen, keinen Feind in derſelben übrig gelaſſen hätten und keinen Feind von außen erwarteten, in voller Ausgelaſſenheit und Unbehutſamkeit finden zu können, — eine Berechnung, die vollkommeu richtig war. Denn es gelang ihm, unbemerkt nicht nur ihr Land zu durchziehen, ſondern ſogar vor ihre Thore zu gelangen und ihre Mauern wegzunehmen. Nirgends war eine Wache; ſie ſaßen beim Wein und in Geſellſchaften zerſtreut in den einzelnen Häuſern. Und als ſie endlich bemerkten, daß die Feinde bereits gewonnen hätten, befanden ſie ſich in Folge ihrer Völlerei und Berauſchung in einem ſo hilfloſen Zuſtande, daß Viele nicht einmal ſich auf eine ſchleunige Flucht begeben konnten, ſondern entweder in den Häuſern, wo ſie auf die allerſchnödeſte Weiſe zurückblieben, umgebracht wurden, oder ſich ſelbſt an die Feinde ergaben. Somit ereignete ſich hier der eigenthümliche Fall, daß die Stadt Sutrium an Einem Tage zweimal erobert wurde, indem die urſprünglichen Beſitzer ſie zuerſt verloren, ſodann, nachdem dies geſchehen war, durch Camillus wieder bekamen.

36. Der neue Triumph, den er durch ſolche Thaten errang, brachte dem Camillus nicht weniger Gunſt und Ehre, als ſeine beiden früheren. Selbſt die mißgünſtigſten Bürger, die alle ſeine großen Erfolge mehr aus einem glücklichen Zufalle, als aus ſeiner Tapferkeit, zu erklären wünſchten, ſahen ſich jetzt durch dieſe Thaten gezwungen, der Tüchtigkeit und Energie des Mannes dennoch den verdienten Ruhm zu geben.

Unter ſeinen Gegnern und Neidern war der hervorragendſte Marcus Manlius, — der gleiche, welcher einſt die Gallier, als ſie das Capitolium nächtlicher Weile angriffen, von der Burg hinuntergeworfen und hievon den Ehrennamen Capitolinus erhalten hatte. Dieſer wünſchte den erſten Rang unter ſeinen Mitbürgern einzunehmen,

und da es ihm unmöglich war, auf redlichem Wege den Camillus in Ehre und Ruhm zu überholen, so machte er zur Grundlage seiner beabsichtigten Gewaltherrschaft das allgemeine, gewöhnliche Mittel: er wurde Demagog bei den Massen.

Hauptsächlich befaßte er sich mit dem Schuldenwesen. Er wehrte sich für manchen Schuldner und stand ihm vor Gericht gegen seine Gläubiger bei; Andere befreite er mit Gewalt und verhinderte ihre Verhaftung nach dem Gesetz. Die Folge war, daß er bald von der unbemittelten Classe sich einen großen Anhang gesammelt hatte und die vornehmen Bürgerstände in ängstliche Furcht vor den Leuten jener Classe geriethen, die mit der größten Keckheit auftraten und Unordnungen auf dem Forum veranlaßten.

Hiegegen wurde nun Quintus Capitolinus zum Dictator ernannt. Er ließ den Manlius in das Gefängniß werfen, allein das Volk legte Trauerkleider an, als dies geschah, — eine Sache, die sonst nur bei großen Landescalamitäten vorkam, — und der Senat, welcher den Tumult fürchtete, befahl die Wiederloslassung des Manlius. Doch zeigte sich Manlius nach seiner Entlassung keineswegs gebessert, sondern trieb sein Demagogenwesen nur um so hochfahrender fort, so daß die ganze Stadt sich in Parteien spaltete.

Man wählte demnach den Camillus auf's Neue zum Kriegstribunen. Als man aber die gerichtlichen Verhandlungen gegen Manlius eröffnen wollte, war es — die Aussicht, welche für seine Ankläger höchst nachtheilig wirkte. Denn der Platz, auf welchem Manlius stand, als er in der Nacht gegen die Gallier kämpfte, sah von dem Capitolium auf das Forum herunter, und dieser Anblick erweckte ein allgemeines Mitleiden. Er selbst streckte die Hände nach jener Gegend aus und erinnerte mit Thränen im Auge an jene Kämpfe, so daß die Richter in Verlegenheit geriethen und oftmals ihre Entscheidung verschieben mußten. Sie wollten bei so offenbaren Beweisen ebenso wenig das Verbrechen straflos entlassen, als sie im Stande waren, das Gesetz in Anwendung zu bringen, indem bei den örtlichen Verhältnissen die einstige That des Manlius gleichsam vor Augen lag.

Camillus sah dieß endlich ein und verlegte daher den Gerichtshof in den Peteliniſchen Hain außerhalb des Thors. Da hier das Capi*tolium nicht* sichtbar war, so konnte der Ankläger seine Beschwerden

vorbringen, und den richterlichen Perſonen war es hier trotz der Erinnerung an die Vergangenheit geſtattet, den verdienten Ingrimm gegen die Verſchuldungen der Gegenwart zu faſſen. Manlius wurde alſo verurtheilt, nach dem Capitolium abgeführt und dort von dem Fels herabgeſtürzt, ſo daß für ihn der gleiche Ort das Monument ebenſowohl für ſeine glücklichſten Thaten, wie für ſein größtes Unglück bildete. Auch riſſen die Römer ſein Haus nieder und bauten an deſſen Stelle den Tempel einer Göttin, welche Moneta heißt. Endlich wurde noch beſchloſſen, daß künftighin kein Patricier mehr auf der Burg ſeine Wohnung nehmen dürfe.

37. Als Camillus zum ſechsten Male Kriegstribun werden ſollte, verbat er ſich's, weil er bereits in den Jahren weit vorgeſchritten war, auch wohl bei der Höhe ſeines Ruhmes und ſeiner glücklichen Erfolge einen gewiſſen Neid und eine vergeltende Heimſuchung fürchtete. Indeſſen beruhte der offenbarſte ſeiner Gründe auf ſeiner körperlichen Schwachheit; denn er war in dieſen Tagen zufällig krank.

Dennoch erließ ihm das Volk die Uebernahme des Commando's nicht. „Er brauche — ſchrie man — nicht auf's Pferd zu ſitzen, oder im Kampfe zu fechten, wie ein Soldat; er ſolle bloß rathen und befehlen!“ Auf dieſe Weiſe zwang man ihn, ſich dem Feldherrnamt nochmals zu unterziehen und mit einem ſeiner Amtsgenoſſen, Lucius Furius, das Heer unverzüglich gegen die Feinde zu führen.

Dies waren die Präneſtiner und Volsker, welche mit bedeutenden Streitkräften das Gebiet der römiſchen Bundesgenoſſen verheerten. Camillus zog aus und ſchlug ſein Lager in der Nähe des Feindes. Doch wünſchte er ſelbſt, den Krieg in die Länge zu ziehen, und wenn je eine Schlacht nothwendig werden ſollte, den entſcheidenden Kampf erſt nach eingetretener Geneſung zu wagen. Allein ſein College Lucius wurde vom Ehrgeiz unaufhaltſam in die Gefahr hineingeriſſen; zugleich hetzte er auch die höheren und untergeordneten Offiziere auf.

Camillus fürchtete nun den Schein, als ob er nur aus einem gewiſſen Neide jungen Männern die Möglichkeit von Erfolg und Auszeichnung zu entreißen ſuche. Deßhalb gab er, wiewohl ungern, dem Lucius die Erlaubniß, die Truppen zur Schlacht aufzuſtellen, während er ſelbſt wegen ſeines Uebelbefindens mit wenigen Leuten im Lager zu-

rückblieb. Allein Lucius begann den Kampf in höchſt voreiliger Weiſe und erhielt eine Schlappe.

Sobald Camillus von der beginnenden Flucht der Römer hörte, vermochte er ſich nicht mehr zu halten, ſondern ſprang vom Bette auf und rückte mit ſeinem Gefolge an die Thore des Lagers. Er drängte ſich durch die Fliehenden gegen ihre Verfolger hindurch, ſo daß ein Theil ſogleich wieder umwandte, um ſich ihm anzuſchließen, ein anderer Theil, der erſt von außen heraneilte, vor ihm Halt machte, und ſich wieder feſt in Reih' und Glied ſtellte, indem ſich die Leute gegenſeitig anfeuerten, den Feldherrn nicht zu verlaſſen.

Bei ſolchen Umſtänden gaben jetzt die Feinde ihre Verfolgung auf. Aber am folgenden Tage marſchirte Camillus zum Angriff vorwärts, ſchlug ſie vollſtändig und eroberte ihr Lager, indem er mit den Flüchtlingen zugleich in daſſelbe eindrang und die meiſten von ihnen niedermachte.

Gleich darauf erfuhr er von der Einnahme der Stadt Sutrium durch die Etrusker und von der Ermordung der dortigen Einwohner, welche ſämmtlich das römiſche Bürgerrecht beſaßen. Er ſchickte daher den größten, ſchwerfälligen Theil ſeiner Truppen nach Rom zurück, nahm dagegen die kräftigſten und beherzteſten Leute und griff mit ihnen die im Beſitze der Stadt befindlichen Etrusker an. Bei dem Siege, den er erfocht, wurden ſie theils hinausgejagt, theils niedergemacht.

38. Als Camillus mit reicher Beute wieder nach Rom zurückkehrte, ſah man jetzt deutlich, daß diejenigen die Klügſten von allen geweſen waren, welche bei einem Feldherrn von Muth und Erfahrung keine Beſorgniſſe wegen ſeiner körperlichen Schwachheit und ſeines Alters gehegt, ſondern lieber *ihn*, ſelbſt gegen ſeinen Willen und trotz ſeiner Krankheit, gewählt hatten, als jüngere Leute, die ſich ſo angelegentlich und eifrig um das Commando bewarben.

Daher kam es, daß man auch bei der Nachricht von einem Abfall Tuſculums *nur* dem Camillus den Ausmarſch gegen dieſe Stadt befahl, wobei er ſich von den fünf Mitfeldherrn Einen nach eigener Wahl an die Seite ſtellen ſollte. Obgleich nun alle ihre Wünſche hegten, ihre Bitten vorbrachten, ſo ließ er ſie dennoch insgeſammt unberückſichtigt; ſeine Wahl fiel auf Lucius Furius, was Niemand würde erwartet *haben*. Er war es ja geweſen, der früher gegen das Gutachten des

Camillus sich zu einem entscheidenden Kampfe hinreißen ließ und sodann eine unglückliche Schlacht lieferte! Allein Camillus wollte, wie es scheint, das ungünstige Ereigniß wieder zudecken und dem Mann seine Schmach abnehmen; deßwegen zog er gerade ihn allen anderen Bewerbern vor.

Die Tusculaner, welche ihren Fehltritt wieder gut zu machen suchten, nahmen ihre Zuflucht zur List. Bereits war Camillus gegen sie im Anmarsch begriffen; — aber die ganze Umgegend war absichtlich voll von Menschen, die, wie mitten im Frieden, Ackergeschäfte trieben oder ihre Heerden weideten; die Stadtthore hielten sie offen; die Kinder waren zum Lernen in die Schule gegangen; die Handwerksleute unter dem Volk sah man in ihren Arbeitslokalen am Geschäft, die Vornehmeren im Friedensgewande auf dem Forum, und die Behörden endlich liefen eifrigst umher und meldeten Quartier für die Römer an, als ob sie gar nichts Schlimmes erwarteten, noch irgend ein Schuldbewußtsein in sich trügen. Bei diesem Benehmen kam es zwar dem Camillus nicht in den Sinn, die Verrätherei zu bezweifeln; doch überwog in ihm das Mitleid wegen der Art, wie sie für ihren Verrath Reue fühlten. Er befahl ihnen also, an den Senat zu gehn und dort um Abwendung der Strafe zu bitten. Diese Bitten unterstützte er selbst so nachdrücklich, daß die Stadt von aller Beschwerde freigesprochen und sogar in die gleichen Bürgerrechte aufgenommen wurde.

Dies waren die glänzendsten Thaten des Camillus in seinem sechsten Kriegstribunate.

39. Bald darauf erregte Licinius Stolo in der Stadt den bekannten großen Parteistreit des niederen Volkes gegen den Senat. Man wollte es erzwingen, daß von den beiden Consuln, welche aufgestellt wurden, der eine durchaus dem Stande der Plebejer entnommen, keineswegs aber alle beiden dem Stande der Patricier angehörig sein sollten. Nun kam zwar die Wahl der Tribunen zu Stande; dagegen wurde die Consulnwahl in ihrer Ausführung von den Massen verhindert.

Als daher in Folge der Nichtbesetzung der Staatsämter die Zustände sich rasch zu bedeutenderen Unruhen zu steigern drohten, wurde Camillus von dem Senat abermals — und es war das vierte Mal! — zum Dictator ernannt. Das Volk sah dieß ungern; auch er selbst

hatte wenig Neigung und Willen, um Menſchen entgegenzutreten, die durch ihre vielen und bedeutenden Kämpfe, welche ſie durchgemacht, ihm gegenüber ein gewiſſes Recht zu einer freieren Sprache beſaßen. Mit ihnen — dachte er — hatte er in ſeinen Feldzügen größere Dinge ausgerichtet, als mit den Patriciern in der Politik. Auch glaubte er ſich jetzt von den Letzteren nur aus Mißgunſt gewählt, um die Macht der Plebs zu ſtürzen, wenn er durchdringe, oder ſelbſt geſtürzt zu werden, wenn er hiebei unterliege. Aber dennoch machte er einen Verſuch, den Gefahren der Gegenwart abzuhelfen.

Sobald ihm der Tag bekannt war, an welchem die Tribunen das Geſetz vorzulegen beabſichtigten, ließ er eine Einzeichnung in das Militärregiſter ankündigen und das Volk anſtatt auf das Forum nach dem Marsfelde berufen, indem er zugleich jeden Ungehorſamen mit bedeutenden Geldſtrafen bedrohte. Daher ſetzten ihm nun die Tribunen wieder andere Drohungen entgegen. Sie erklärten auf's Beſtimmteſte, daß ſie ihm fünfzigtauſend Drachmen anſetzen würden, wenn er nicht aufhöre, dem Volke das Geſetz und die Abſtimmung darüber unmöglich zu machen.

Vielleicht fürchtete nun Camillus eine zweite Verbannung und Verurtheilung, die für einen bejahrten Mann, der ſo große Thaten verrichtet hatte, ſich nicht mehr paſſe; vielleicht erſchien ihm auch die Gewalt der Plebs zu unwiderſtehlich und unbeſiegbar, als daß er ſie überbieten konnte, oder wollte: kurz, er zog ſich für den Augenblick in ſeine Wohnung zurück und legte gleich in den nächſten Tagen unter dem Vorgeben einer Krankheit ſeine Würde nieder.

Der Senat ſtellte jetzt einen neuen Dictator auf, und dieſer ernannte zum ſogenannten „Reitergeneral" gerade den Anſtifter des ganzen Parteiſtreites, Licinius Stolo, und ließ auch ein Geſetz durchgehen, welches den Patriciern am meiſten wehe that. Das Geſetz verbot nämlich den Beſitz von mehr als 500 Jaucherten der Staatsländereien ganz allgemein. Für den Augenblick gewährte die ſiegreiche Abſtimmung hierüber dem Namen Stolo's einen großen Glanz, aber kurze Zeit darauf wurde nachgewieſen, daß er ſelbſt ein ſolches Maß davon inne hatte, wie er es Anderen nicht geſtattete; und ſomit traf ihn die gebührende Strafe nach ſeinem eigenen Geſetz.

40. Nun blieb noch der Streit wegen der Conſulnwahl übrig,

— der schwierigste Punkt des ganzen Parteizwistes, welcher auch den ersten Anlaß gegeben hatte und dem Senat in seinen Differenzen mit dem Volke am meisten zu schaffen machte, — als plötzlich bestimmte Nachrichten einliefen, daß die Gallier abermals von dem adriatischen Meere aufgebrochen seien und in einer Masse von Hunderttausenden gegen Rom heranrücken. Gleichzeitig mit diesem Gerüchte hatte man bereits auch die Wirkungen des Kriegs vor Augen. Das Land wurde verheert und die Menschen, soweit es ihnen nicht gelang, in Rom einen Zufluchtsort zu finden, zerstreuten sich auf das Gebirge.

Diese besorglichen Dinge machten plötzlich der inneren Unruhe ein Ende. Die vornehme Partei kam mit den Massen, die Plebs mit dem Senat überein und sie wählten insgesammt und einmüthig den Camillus zum fünften Male zum Dictator.

Letzterer war schon sehr alt und stand dem 80ten Lebensjahre nahe. Als er jedoch die Nothwendigkeit und Gefahr überlegte, führte er weder Vorwände an, wie früher, noch brauchte er irgendwelche Ausflüchte, sondern unterzog sich auf der Stelle dem Heerführeramte und begann die Einregistrirung der zu bildenden Armee. Aber wohl wissend, daß die gewaltigste Kraft der Feinde in ihrem Schwert lag, welches sie nach Barbarenart und ohne alle Kunst niederschmettern ließen, so daß sie meistentheils Kopf und Schulter durchhieben, ließ er den meisten Soldaten Helme, ganz von Eisen, anfertigen, die zugleich am Rande glatt waren, damit das feindliche Schwert daran abgleiten, oder zerspringen sollte. Ebenso versah er die Schilde seiner Soldaten ringsherum mit einer Metalleinfassung, weil das bloße Holz die Hiebe nicht auszuhalten vermochte. Die Soldaten selbst mußten die Führung langer Spieße mit der Hand erlernen, wie auch das Auffangen des niedersausenden Streichs durch unteres Pariren der feindlichen Schwerter sich aneignen.

41. Als die Gallier jetzt in der Nähe standen und am Flusse Anio ein mit massenhafter Beute schwerangefülltes Lager inne hatten, rückte auch Camillus mit seinen Truppen aus, setzte sich aber zunächst auf einer sanft ansteigenden Höhe, welche viele Vertiefungen enthielt. Dadurch blieb der größte Theil seines Heeres versteckt, und was man davon sehen konnte, schien sich aus Furcht nach einem steilen Terrain zusammenzudrängen. Camillus wünschte diese Ansicht bei dem Feinde

noch zu verstärken. Er enthielt sich daher jeder Vertheidigung, auch als das Land hart unter seinen Füßen verheert wurde. Dagegen ließ er bedeutende Schanzen aufwerfen, hinter denen er ruhig verblieb, bis er den einen Theil der Feinde auf Fouragirung zerstreut sah, während die Anderen im Lager sich jede Stunde voll fraßen und voll soffen.

Jetzt schickte er, bereits nach Eintritt der Nacht, seine Leichtbewaffneten voraus, um den Barbaren bei der Aufstellung in Schlachtordnung hinderlich zu sein und sie gleich beim ersten Anrücken in Verwirrung zu bringen. Mit Tagesanbruch ließ er seine Schwerbewaffneten heruntermarschiren und in der Ebene ihre Aufstellung nehmen. Ihr Erscheinen zeigte eine bedeutende Anzahl voll tapferen Muthes, — nicht, wie die Barbaren erwarteten, ein kleines, eingeschüchtertes Häuflein.

Dies war nun der erste Umstand, der in dem Hochmuth der Gallier einen Umschlag hervorbrachte, indem sie schon darin eine Schande erblickten, der angegriffene Theil zu sein. Sodann rannten die Leichtbewaffneten heran, neckten sie und nöthigten sie, gegen Alles, was ihnen gerade gegenüberstand, ohne geregelte Ordnung zu kämpfen und ohne daß sie zuvor die Aufstellung in Reih' und Glied vornehmen, oder sich in ihre kleinen Gefechtshaufen vertheilen konnten. Endlich, als Camillus auch die Schwerbewaffneten heranführte, erhoben sie zwar ihre Schlachtschwerter und eilten zum Handgemenge; aber die Römer begegneten ihnen mit dem Spieße und fuhren mit dem eisenbeschlagenen Theile derselben unter den Hieb. Dieß wirkte so nachtheilig auf das weiche, dünn gehämmerte Eisen, daß die Schwerter sich rasch bogen und umlegten, während zugleich die Schilde durchbohrt und durch die Spieße, welche man nachschleppen mußte, äußerst schwer wurden. Somit machten sie, unter Aufgebung ihrer eigenen Waffen, einen Versuch, mit denen ihrer Gegner zu hantiren und diesen ihre Spieße zu entreißen, indem sie mit der Hand darnach griffen. Die Römer aber, welche ihre Blöße bemerkten, brauchten jetzt ihr kurzes Schwert. Die Vordersten wurden haufenweise von ihnen niedergestoßen, die Andern flohen in allen Richtungen über das Feld. Denn alle Hügel und hohen Punkte waren zum voraus von Camillus besetzt, und das Lager, welches sie in ihrem trotzigen Muthe unverschanzt gelassen hatten, *mußte, wie* sie wohl voraussahen, ohne Schwierigkeit genommen werden.

Dieſe Schlacht ſoll dreizehn Jahre auf die Einnahme von Rom gefolgt ſein. Sie flößte den Römern ein dauerndes Selbſtbewußtſein gegenüber von den Galliern ein, nachdem ſie zuvor große Furcht vor den Barbaren gehabt, die, wie ſie glaubten, das erſte Mal nur durch Krankheiten und unerwartete Zufälle, nicht aber durch eigene Kraftanſtrengung von ihnen beſiegt worden waren. So gewaltig war ihre Furcht geweſen, daß man ein Geſetz gab, wornach die Prieſter von jedem Felddienſt befreit waren, — „mit Ausnahme eines galliſchen Krieges.“

42. Unter den militäriſchen Kämpfen, welche Camillus beſtand, war dies der letzte geweſen. Denn die Stadt Veliträ*) nahm er in dem berichteten Feldzuge nur ſo beiläufig, ſofern ſie ſich ihm ohne Kampf ergab. Dagegen blieb ihm noch der größte politiſche Kampf übrig, — ein weit ſchwierigerer Kampf gegen das Volk, welches bei ſeiner Rückkehr ſich durch den Sieg geſtärkt fühlte und Alles daran ſetzte, auch einen Plebejer zum Conſul zu ernennen, im Widerſpruch mit dem beſtehenden Geſetz.

Der Senat opponirte und geſtattete daher dem Camillus die Niederlegung ſeiner Würde noch nicht; denn im Bunde mit einer ſtarken, bedeutenden Amtsgewalt, wie ſie Camillus beſaß, hoffte man beſſer für die Ariſtokratie kämpfen zu können. Als aber Camillus einmal auf dem Forum ſeine sella curulis eingenommen hatte und amtete, — als nun von Seiten der Volkstribunen ein Diener**) hergeſchickt wurde, der ihm zu folgen befahl, ja ſogar die Hand an ſeine Perſon legte, um ihn abzuführen: da entſtand auf dem ganzen Platze ein Geſchrei und Tumult, wie noch niemals. Die Umgebung des Camillus ſchrie von der Tribüne herunter, den Volksmann wegzuſtoßen, und der Pöbel ſchrie: „man ſolle ihn herunterziehen!“ Trotz der Verlegenheit, in die er durch dieſe augenblickliche Sachlage verſetzt war, gab Camillus dennoch ſein hohes Amt nicht verloren, hieß aber die anweſenden Senatoren aufbrechen und entfernte ſich mit ihnen nach der Curie.

Ehe er dort eintrat, wandte er ſich nochmals nach dem Capito-

*) Römiſche Colonie im Volskerlande.

**) Die Diener der Tribunen hießen viatores, und waren geringer, als die lictores.

lium zurück und flehte die Götter an, die jetzigen Verhältnisse durch das beste Ende wieder in Ordnung zu bringen, wobei er den Bau eines Tempels der Eintracht gelobte, wenn die Unruhen gestillt würden.

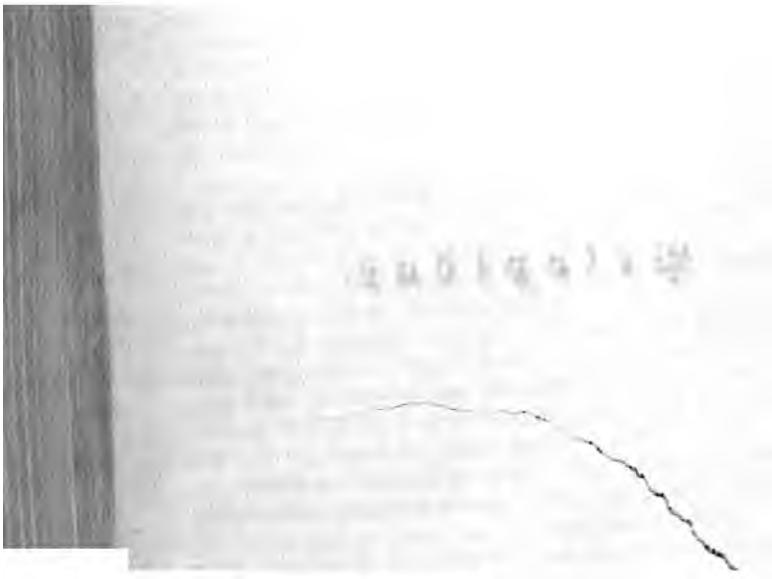
Im Senat gab es einen heftigen Kampf zwischen den entgegengesetzten Meinungen. Dennoch siegte die gelindere, welche zur Nachgiebigkeit gegen das Volk rieth und die Wahl des einen Consuls von Seiten der Plebejer verwilligte.

Sobald der Dictator dieses, als Senatsbeschluß, in öffentlicher Volksversammlung veröffentlichte, brach, wie begreiflich, sogleich der Jubel aus; man versöhnte sich mit dem Senat und begleitete den Camillus unter lautem Applaus und Zuruf in seine Wohnung. Am folgenden Tage fand eine Versammlung statt, worin man beschloß, zur Erinnerung an das Geschehene den Tempel der Eintracht, wie ihn Camillus gelobt hatte, mit der Aussicht auf das Forum und den Versammlungsplatz wirklich zu begründen, auch den feriae latinae einen weiteren Tag anzufügen, so daß die Festzeit vier Tage währen sollte; — endlich beschloß man sofortiges Opfer und sofortige Festbekränzung von Seiten sämmtlicher römischen Bürger. Als hierauf unter Leitung des Camillus die Wahl stattfand, wurden zu Consuln bestellt — Marcus Aemilius von den Patriciern und Lucius Sextius von den Plebejern; letzterer war der erste plebejische Consul!

Und hiemit schloß die Thätigkeit des Camillus.

43. Im darauffolgenden Jahre wurde Rom von einer seuchenartigen Krankheit heimgesucht, welche unter dem gemeinen Volke einer Masse Menschen den Tod brachte. Jede Zählung mußte dabei aufhören, und auch die meisten amtlichen Personen wurden hinweggerafft. So starb denn auch Camillus, der zwar hinsichtlich seines Alters, das ihn dem Ziele des Lebens jedenfalls nahe stellte, hiezu reif war, wie wenige andere Menschen, — der aber durch seinen Hingang dennoch den Römern weher that, als die, welche in jener Zeit der Seuche erlagen, alle mit einander.

Pelopidas.



1. Der alte Cato machte einmal, als man einen Menschen von unvernünftiger Wagehalsigkeit und Tollkühnheit bei Kriegsaffairen lobte, die vollkommen richtige Bemerkung: „es sei ein Unterschied, ob man auf die Tapferkeit einen hohen, oder auf das Leben einen geringen Werth lege.“

So diente z. B. unter Antigonus, wie bekannt, ein sehr herzhafter Soldat, der jedoch eine schlechte, völlig zerrüttete Gesundheit hatte. Der König fragte ihn nach der Ursache seines bleichen Aussehens und er gestand eine gewisse geheime Krankheit ein. Da machte sich der König eine Ehre daraus, seinen Aerzten Befehl zu ertheilen, daß sie, wenn irgend noch Hilfe möglich sei, ihm die allersorgfältigste Behandlung widmen sollten. So wurde denn der Held kurirt, zeigte aber nicht mehr die gleiche Beherztheit, das gleiche Ungestüm im Gefecht. Sogar Antigonus äußerte sich unzufrieden und verwundert über die eingetretene Veränderung. Indessen machte der Mensch gar kein Geheimniß aus dem wahren Grunde, sondern erwiderte: „König, du selber hast mich feiger gemacht. Du hast mich von jenen Leiden befreit, die mich das Leben verachten ließen.“

Etwas Aehnliches meinte wohl offenbar auch ein Sybarite, wenn er von den Spartanern sagte, daß diese sich im Krieg „nichts aus dem Tode machten, um nur von solchen Anstrengungen, von solcher Lebensweise loszukommen!“

Die Sybariten sind aber eben vor Ueppigkeit und Weichlichkeit ganz verschwommene Leute. War es also bei den Lakedämoniern auch lediglich ein kräftiger, ehrgeiziger Trieb zum Ruhme, so mußte es ihnen doch als ein Haß gegen das Leben erscheinen, wenn jene den Tod nicht fürchteten. Dagegen zeigten die Lakedämonier, daß man mit wackeren Muth beides könne, — gern leben und gern sterben, —

wie dies die bekannte Grabschrift beweist, worin es heißt: daß sie starben —

„Ohne das Leben zu achten und ohne das Sterben zu achten;
„Das nur achteten sie, — beides in Ehre zu thun!“

Hängt man nicht auf eine schmähliche Weise am Leben, so ist die Scheu vor dem Tode ebensowenig tadelnswerth, als das Verbleiben im Leben Achtung verdient, wenn es nur aus Geringschätzung des Lebens stattfindet. Deßwegen läßt auch Homer seine muthvollsten und streitbarsten Helden stets nur in tüchtiger, schöner Waffenrüstung in den Kampf ziehen. Und ebenso strafen die Gesetzgeber Griechenlands einen Soldaten nur, wenn er den Schild weggeworfen, nicht, wenn er sein Schwert oder seine Lanze im Stich gelassen hat, — ein deutlicher Wink, daß jeder Einzelne, besonders aber ein Mann, der an der Spitze eines Staates oder Heeres steht, zuerst an den eigenen Schutz und dann erst an die Schädigung des Feindes denken soll.

2. Nach Iphikrates' Eintheilung lassen sich die Leichtbewaffneten mit den Händen, die Reiterei mit den Füßen, das schwerbewaffnete Fußvolk selbst mit der bepanzerten Brust, der Feldherr mit dem Kopfe vergleichen. Wenn nun der letztere sich im Uebermaße seiner Kühnheit einer tödtlichen Gefahr aussetzt, so scheint er nicht bloß sich selbst, sondern auch das Ganze unnöthig preiszugeben, dessen Heil an seiner Person liegt, wie umgekehrt.

Deßwegen hat Kallikratidas*), obwohl sonst ein bedeutender Mann, doch damals dem Weissager keine richtige Antwort gegeben. Als ihn nämlich der Weissager bat, sich vor dem Tode zu hüten, weil die Opferzeichen darauf hinwiesen, entgegnete er: „Sparta hängt nicht an Einem Mann!“ Freilich — als einfacher Soldat zu Wasser oder zu Land, war Kallikratidas nur ein einzelner Mann; aber als Feldherr hatte er die Kraft von Allen in seiner eigenen Person zusammengefaßt, so daß es nicht mehr bloß ein Einziger war, mit dem so Vieles unterging.

Besser war das Wort des alten Antigonus. Es war unmittel-

*) Kallikratidas, spartanischer Admiral, fiel 404 v. Chr. bei den arginusischen Inseln.

bar vor der Seeſchlacht bei Andros *), als Jemand ihm ſagte, daß die feindlichen Schiffe weit in der Ueberzahl ſeien. „Und wie viel Schiffe, entgegnete er, werden von mir aufgewogen?“ Ein Wort, worin er die Bedeutung des Kommandos mit Recht ſehr hoch ſtellt, wenn es mit Erfahrung und Tapferkeit verbunden iſt, deren erſte Aufgabe darin beſteht, den zu ſchützen, der alles Andere ſchützen muß.

Deßwegen hatte auch Timotheus **) vollkommen Recht, als Chares einmal den Athenern einige Narben am Leibe und ſeinen Schild zeigte, der von einer Lanze durchſtochen war. „Ich, — ſagte er, — o wie tief hab' ich mich geſchämt, als mir bei der Belagerung von Samos ein Geſchoß in meiner Nähe niederfiel! Ich meinte, mehr den kecken Jungen geſpielt zu haben, als ein Feldherr es thun darf an der Spitze eines ſolchen Heeres!“

Allerdings — wo die Gefahr, der ſich ein Feldherr ausſetzt, für die Hauptſache einen großen Ausſchlag bringen kann, da muß er ſeine Fauſt und ſein Leben rückſichtslos preisgeben, ohne ſich irgend um die Anſicht zu kümmern, daß ein guter Feldherr wo möglich nur am Alter, jedenfalls im Alter ſterben ſoll. Steht es aber ſo, daß der Vortheil, der aus ſeiner Bravour hervorgeht, nur ein geringfügiger ſein kann, während im unglücklichen Falle das Ganze mit ihm verloren iſt: dann verlangt Niemand von einem Feldherrn das Handeln eines Soldaten, das nur mit Gefahr ſich ausführen läßt.

Dieſe Vorbemerkungen drängten ſich mir auf, wenn ich jetzt das Leben des Pelopidas und Marcellus zu ſchreiben beabſichtige. Beides waren große Männer, die durch unvernünftigen Muth gefallen ſind. Sie hatten früher die höchſte perſönliche Tapferkeit bewieſen; ſie hatten durch die glänzendſten Leiſtungen als Feldherrn ihrem Vaterlande die größte Ehre gemacht; der Eine hatte den bis dahin, wie man ſagt, unüberwindlichen Hannibal, gewiß einen der ſchwierigſten Gegner, in die Flucht geſchlagen, der Andere die Lakedämonier, welche damals zu Waſſer und zu Land die Herrſchaft beſaßen, in regelmäßiger Schlacht beſiegt; aber zuletzt ſchonten ſie ſich zu wenig und opferten ohne alle Berechnung ihr Leben zu einer Zeit, wo es die Umſtände mehr, als je,

*) Andros, nördlichſte der cykladiſchen Inſeln.

**) Timotheus, Conons Sohn, einer der letzten guten Feldherrn Athens. Chares, ſchlechter Feldherr, ränkeſüchtiger Demagog, bewirkte ſeine Verbannung.

wünſchenswerth machten, daß derartige Männer und Führer vorhanden waren. Dies war denn auch der Grund, warum wir, geleitet durch die vorhandenen Aehnlichkeiten, ihr Leben zu einander in Parallele geſetzt haben.

3. Pelopidas, des Hippoklos Sohn, ſtammte in Theben von einer vornehmen Familie, wie Epaminondas, wuchs aber in großer Wohlhabenheit auf und übernahm noch in jungen Jahren ein glänzendes Haus. Bald begann er mit allem Eifer jeden würdigen Armen zu unterſtützen, um in wahrem Sinne als der Herr ſeines Geldes zu erſcheinen, nicht als deſſen Knecht. Denn gewöhnlich — nach Ariſtoteles' Aeußerung — machen die Einen von ihrem Reichthum gar keinen Gebrauch — aus Knauſerei, die Andern nur Mißbrauch aus Schwelgerei; die Letzteren ſind ſtets nur die Sklaven ihrer Lüſte, die Erſteren ihrer Sorgen.

Während nun die Anderen, unter aufrichtigem Dank gegen Pelopidas, deſſen Freigebigkeit und Freundlichkeit ſich gefallen ließen, konnte derſelbe unter allen ſeinen Freunden nur den Epaminondas nicht dazu bringen, gleichfalls von ſeinem Ueberfluſſe etwas anzunehmen. Dagegen betheiligte er ſich ſelbſt an Epaminondas' Armuth, indem er über die Schlichtheit ſeiner Kleidung, die Einfachheit ſeines Tiſches, ſeine Unverdroſſenheit bei Strapazen, ſeine Ehrlichkeit bei einem Feldzuge faſt eine gewiſſe Eitelkeit verrieth. Er war ein Mann, wie Kapaneus bei Euripides *), der auch

„Viel Gut beſaß, doch auf den Reichthum keinen Stolz."

Ja er ſchämte ſich, wenn man ſehen würde, daß er mehr auf ſeinen Leib verwende, als der unbemitteltſte Mann in ganz Thebä.

Für Epaminondas war nun freilich die Armuth eine Vertraute von Alters her, — die Armuth, die er ſich theils durch ſeine philoſophiſchen Grundſätze, theils dadurch noch bequemer und leichter machte, daß er von Anfang ſich für ein eheloſes Leben entſchied. Pelopidas dagegen hatte eine glänzende Verbindung geſchloſſen; er beſaß auch Kinder; aber demungeachtet dachte er lediglich an keine Vermehrung ſeines Vermögens. Ja, weil er ſeine ganze Zeit dem Staate widmete,

*) Euripides: „Die Flehenden", V. 861. Kapaneus war einer der „Sieben gegen Theben".

verringerte er dadurch sogar sein Eigenthum. Seine Freunde machten ihm Vorstellungen und sagten ihm, daß er eine ganz nothwendige Sache vernachlässige, eben den Besitz. „Nothwendig?“ erwiderte Pelopidas; „ja freilich, dort für den Nikodemus!“ und wies dabei auf einen blinden Krüppel hin.

4. Beide Männer hatten in gleichem Maße die Befähigung zu allem Guten. Doch fand Pelopidas mehr Vergnügen an körperlichen Uebungen, Epaminondas am Lernen, weßwegen in müßigen Stunden der Eine seine Unterhaltung in der Ringschule oder auf der Jagd suchte, der Andere im Hören und Philosophiren.

So viel Schönes sich indessen bei Beiden findet, was ihnen zum Ruhme gereicht, so steht doch in den Augen jedes Verständigen nichts so hoch, als ihre tadellose Liebe und Freundschaft, welche bei einer so großen Menge von Rivalitätsstellungen in Krieg und Frieden ausdauerte vom Anfang bis zum Ende. Wenn man auf die politische Thätigkeit eines Aristides und Themistokles, eines Kimon und Perikles, eines Nikias und Themistokles hinblickt und gewahrt, wie voll von Zwistigkeiten, von gegenseitigen Aeußerungen des Neides und der Eifersucht dieselbe war, — und wenn man sodann auf der andern Seite die freundliche Gesinnung, die Hochachtung eines Pelopidas gegen Epaminondas in's Auge faßt, so kann man die Letzteren weit eher mit Fug und Recht wahrhafte Amts- und Waffenbrüder nennen, als jene Ersteren, welche ihr Leben lang mehr darnach rangen, gegenseitig sich selbst zu überwältigen, als die Feinde. Die wahre Ursache davon lag in ihrer Tugend. Diese lehrte sie keineswegs bei ihren Thaten Ehre oder Reichthum zu suchen, auf deren Boden nur der schnöde, händelsüchtige Neid erwächst. Nein, sie waren Beide von Anfang voll eines heißen, himmlischen Strebens, ihr Vaterland zu ihrer Zeit in den höchsten Glanz, in die umfassendste Größe treten zu sehen, und zu diesem Zweck betrachtete jeder die glücklichen Erfolge des Anderen zugleich als seine eigenen.

Uebrigens ist die vorherrschende Ansicht, daß ihre so innige Freundschaft sich aus dem Feldzuge nach Mantinea*) herschreibe, den

*) Mantinea, j. Paläopoli, bedeutende Stadt in Arkadien. Dieses Treffen ist nicht mit der bekannten „Schlacht von Mantinea“ zu verwechseln.

sie gemeinschaftlich mit den damals noch befreundeten und verbündeten Lakedämoniern ausführten, indem man von Thebä Hilfstruppen schickte. Sie standen unter den Schwerbewaffneten neben einander in Reih und Glied und fochten gegen die Arkadier. Als auf ihrer Seite der lakedämonische Flügel wankte und eine allgemeine Flucht eintrat, wehrten sie sich, Schild an Schild, gegen die andringenden Feinde. Pelopidas, der bereits sieben Wunden auf der Brust erhalten hatte, stürzte über Leichenhaufen von Freunden und Feinden zu Boden. Aber Epaminondas, obwohl er das Leben des Pelopidas aufgegeben hatte, trat dennoch zum Schutze seiner Person und seiner Waffen vor, hielt Stand und wagte ganz allein den gefährlichen Kampf gegen die Uebermacht, entschlossen, eher zu sterben, als Pelopidas auf dem Schlachtfelde liegen zu lassen. Bereits stand es auch um ihn sehr mißlich. Er war von einer Lanze in die Brust, von einem Schwert in den Arm verwundet, als plötzlich von dem andern Flügel der spartanische König Agesipolis zur Hilfe herbeieilte und wider alles Erwarten beide rettete.

5. Späterhin benahmen sich die Spartaner zwar äußerlich noch als Freunde und Verbündete von Thebä, in Wirklichkeit aber hegten sie gegen den Geist und die Macht dieser Stadt Mißtrauen.

Namentlich haßten sie die Verbindung des Ismenias und Androklides, an welcher sich auch Pelopidas betheiligte und in der sie Freiheitsschwindel und demokratische Ideen zu finden glaubten. Daher konnten nun Männer, wie Archias, Leontidas und Philippus, reiche und hochhinausstrebende Aristokraten, — den Lakonier Phöbidas bei seinem Vorübermarsch mit einer Heeresabtheilung zu dem Plane verleiten, unversehens die Kadmea *) zu besetzen, alle, welche einen Widerstand versuchten, aus der Stadt zu jagen und zum Zwecke der Unterordnung unter Lakedämon die Verfassung in oligarchischem Sinne umzugestalten.

Phöbidas ließ sich überreden, und ohne daß die Thebaner das Geringste ahnten, führte er, gerade am Thesmophorienfeste **), seinen Angriff aus und machte sich zum Herrn der Burg. Ismenias wurde

*) Kadmea, Burg von Thebä, nach Kadmus, dem Erbauer Thebens, so genannt.

**) Thesmophorien, ein Fest zu Ehren der Ceres, als Begründerin gesetzlicher Ordnung.

festgenommen und nach Lakedämon gebracht, wo man ihn bald darauf hinrichten ließ. Pelopidas, Pherenikus und Androklidas mit einer Menge anderer Personen wurden als Flüchtlinge geächtet. Nur Epaminondas durfte im Lande bleiben, weil man ihn wegen seiner philosophischen Studien als einen unpraktischen und wegen seiner Armuth als einen unschädlichen Menschen geringschätzte.

6. Indeß entsetzten zwar die Lakedämonier den Phöbidas bald darauf seines Kommandos und legten ihm sogar eine Geldstrafe von 100,000 Drachmen auf; aber die Kadmea behielt demungeachtet ihre spartanische Besatzung. In ganz Griechenland verwunderte man sich über diese Unstatthaftigkeit, wonach man den Thäter bestrafte, während man die That selbst anerkannte.

Für die Thebaner, welche jetzt ihre anererbte Verfassung verloren hatten und von der Partei des Archias und Leontidas völlig geknechtet waren, blieb nicht der geringste Hoffnungsstrahl mehr übrig, von dieser Tyrannei erlöst zu werden, die, wie sie deutlich sahen, von der Hegemonie Spartas in Schutz genommen wurde und unmöglich gestürzt werden konnte, wenn man nicht auch der spartanischen Herrschaft zu Land und Meer ein Ende zu machen wußte.

Uebrigens erfuhr die Partei des Leontidas kaum von dem Aufenthalt der Flüchtlinge zu Athen, wo sie bei dem niederen Volke beliebt sein und von Seiten der höheren Klassen ausgezeichnet werden sollten: als man bereits in aller Stille Mordplane schmiedete. Man schickte unbekannte Leute ab, die den Androklidas meuchlerisch umbrachten; bei den Andern mißlang der Versuch.

Auch gelangte von Sparta ein Schreiben nach Athen, welches die bestimmte Forderung enthielt, die Verbannten nicht aufzunehmen, oder aufzustacheln, sondern vielmehr auszuweisen, indem sie von dem Bunde für gemeinsame Feinde erklärt seien. Aber bei den Athenern ist Menschlichkeit eine anererbte, ja angeborene Sache. Ueberdies hatten sie den Thebanern Etwas heimzugeben, indem diese früher hauptsächlich zu der Möglichkeit einer Rückkehr für die demokratische Partei mitgewirkt und sogar einen Beschluß gefaßt hatten, des Inhalts: „wenn irgend ein Athener gegen die Tyrannen mit Waffen durch Böotien ziehe, solle kein Böotier Etwas davon „hören und sehen.“ Die Athener thaten also den Thebanern nichts zu Leide.

7. Pelopidas, obwohl einer der Jüngsten, feuerte nicht nur die Flüchtlinge einzeln und unter vier Augen an, sondern hielt auch Ansprachen an ihre Gesammtheit. Er stellte es ihnen als Sünde gegen Gott und Menschen vor, wenn sie gleichgültig ihre Vaterstadt unter dem Sklavenjoch und in den Händen einer feindlichen Besatznng ließen, während sie nur selbst davonzukommen und ihr eigenes Leben zu fristen wünschten, dabei von den Beschlüssen zu Athen abhingen und demüthigst Jedermann zu Hofe reiten müßten, der im Stande sei, öffentlich zu sprechen und auf den Pöbel einzuwirken. Nein, sie müßten den Kampf wagen um ihre höchsten Interessen! Sie müßten sich Thrasybuls Muth und Tapferkeit zum Vorbild nehmen! Wie dieser Mann einst von Thebä ausgezogen, um die Tyrannen in Athen zu stürzen, ebenso müßten *sie* nun wieder aus Athen hervortreten, um Thebä zu befreien!" Diese Worte hatten den gewünschten Erfolg und man schickte nun heimlich nach Thebä an die zurückgebliebenen Freunde, denen man die gefaßten Beschlüsse meldete.

Letztere waren damit einverstanden. Charon, der hervorragendste unter ihnen, versprach sein Haus herzugeben, und Phillidas setzte es durch, daß er bei den damaligen Polemarchen Archias und Philippus der Schriftführer wurde.

Epaminondas aber hatte schon längst die jungen Leute mit Begeisterung erfüllt. Er forderte sie auf, in den Ringschulen die Lakedämonier anzupacken und mit ihnen zu ringen. Sah er sie dann über ihre überlegene siegreiche Kraft stolz werden, so schalt er sie heftig. „Sie sollten sich lieber *schämen*, (sagte er,) daß sie aus Feigheit Knechte von Menschen seien, denen sie an körperlicher Stärke so weit vorangingen!"

8. Der Tag zum Handeln war festgesetzt. Die Flüchtlinge hatten beschlossen, daß Pherenikus mit der größeren Anzahl, die sich bei ihm gesammelt, auf der Thriasischen *) Ebene warten sollte, während einige Wenige von den Jüngsten das Wagstück unternehmen würden, in die Stadt vorauszugehen. Sollte diesen etwas Schlimmes von den Feinden begegnen, so würden die Uebrigen insgesammt dafür Sorge tragen, daß es weder ihren Kindern, noch ihren Eltern später an dem Nöthigen fehlte."

*) Ebene im Norden Attikas, von einer Ortschaft Thria so benannt.

Pelopidas war der Erſte, der ſich dieſer That unterzog. Dann folgten Melon, Damoklidas und Theopompus, — lauter Männer aus den erſten Häuſern, welche zwar zu einander nur in dem Verhältniß einer treuen Freundſchaft ſtanden, aber im Punkte der Ehre und Tapferkeit ſtets mit einander rivaliſirten.

Es waren ihrer im Ganzen zwölf. Nachdem ſie ſich von den Zurückbleibenden verabſchiedet und einen Boten an Charon vorausgeſchickt hatten, zogen ſie vorwärts — in kurzem Rock, mit Jagdhunden und Stangen, damit ja Niemand, der ihnen unterwegs begegnete, Verdacht ſchöpfte, ſondern der Schein entſtünde, als ob ſie lediglich aus langer Weile herumſchwärmten und jagten.

Als der von ihnen abgeſandte Bote zu Charon kam, mit der Meldung, daß ſie im Anzug ſeien, änderte zwar Charon ſelbſt, trotz der nahenden ſchweren Gefahr, nichts in ſeinen Entſchlüſſen; er bewährte ſich als wackerer Mann und hielt ihnen ſein Haus offen. Aber anders verhielt es ſich mit Hippoſthenidas. Dies war allerdings auch kein ſchlechter Menſch; er liebte ſogar ſein Vaterland und hegte gegen die Flüchtlinge die beſte Geſinnung; dagegen fehlte es ihm an dem hohen Grade von Kühnheit, den der raſch entſcheidende Moment und die vorliegenden Aufgaben erforderten. Die Größe des Kampfes, der ihm plötzlich unter die Hände kam, machte ihn halb ſchwindlig. Kaum vermochte er in ſeinen Gedanken es noch zu faſſen, daß ſie gewiſſermaßen an der Herrſchaft Lakedämons überhaupt rüttelten, und den Sturz der dortigen Macht zu unternehmen wagten, — und zwar im Vertrauen auf zweifelhafte Flüchtlingshoffnungen! Er entfernte ſich alſo nach ſeinem Hauſe und ſchickte einen ſeiner Freunde an Melon und Pelopidas, die er zum Aufſchub für den Augenblick und zum Abwarten einer beſſern Zeit ermahnte; für jetzt ſollten ſie wieder nach Athen heimziehen.

Der Abgeſchickte hieß Chlidon. Dieſer eilte raſch nach Hauſe, führte ſein Pferd heraus und verlangte nach dem Zügel. Seine Frau kam in Verlegenheit, weil ſie ihn nicht zur Hand hatte. „Sie habe ihn einem Bekannten gegeben!“ — ſagte ſie. Darauf kamen nun zuerſt Scheltworte, dann Flüche, indem das Weib ihm ſelbſt alles Unheil auf den Weg wünſchte, — ſammt denen, die ihn geſchickt. Ueber dieſen Dingen verbrachte Chlidon einen großen Theil des Tags in ſeiner

Aufregung. Zugleich wurde ihm auch der Vorfall in unheimlicher Weiſe bedenklich, — kurz, er unterließ den Ritt völlig und fing an, etwas Anderes zu ſchaffen. So wenig fehlte, daß die größte, edelſte Unternehmung gleich bei ihrem Beginn den rechten Augenblick verpaßt hätte.

9. Pelopidas' Leute hatten ſich indeſſen in Bauerntracht geſteckt und gingen, noch ſo lang es Tag war, in kleinen Abtheilungen zur Stadt hinein. Es herrſchte gerade Wind und Schneegeſtöber, weil ein Witterungswechſel eintrat. Um ſo weniger bemerkte man ſie, indem faſt Alles wegen des Sturms ſich bereits in die Häuſer geflüchtet hatte. Die, welche ein Intereſſe hatten, von dem Gang der Sache zu wiſſen, nahmen die Ankommenden auf und brachten ſie alsbald in Charons Haus. Dort waren es nun ſammt den Flüchtlingen 48 Mann.

Bei den Tyrannen der Stadt ſtand es folgendermaßen. Der Schriftführer Phillidas, — wie bereits erwähnt — that in Allem mit und war von den Flüchtlingen in das Geheimniß eingeweiht. Auf jenen Tag hatte er ſchon längſt der Sippſchaft des Archias ein Trinkgelage nebſt Genuß verheiratheter junger Damen verſprochen. Seine Abſicht ging dahin, ſie im Zuſtande erſchlaffter Wolluſt und Trunkenheit ihren Angreifern an's Meſſer zu liefern.

Noch waren ſie in ihrer Weinſeligkeit nicht ſehr weit vorgerückt, als plötzlich eine — freilich lügenhafte, — unbeſtimmte und höchſt unklare Anzeige über die Flüchtlinge gemacht wurde, „daß dieſelben ſich in der Stadt verſteckt hielten!“ Phillidas ſuchte das Geſpräch auf andere Dinge zu lenken, aber dennoch ſchickte Archias einen Diener an Charon mit dem Befehl, unverzüglich zu erſcheinen.

Es war Abend und im Innern des Hauſes machten ſich die Leute des Pelopidas fertig, — bereits in die Rüſtung gehüllt und das Schwert in der Hand. Plötzlich klopfte es an die Thüre. Es lief Einer hinzu, und als er von dem Diener erfuhr, daß er den Charon ſuche — im Auftrag der Polemarchen, meldete er's drinnen voll Beſtürzung.

Allen ſtand ſogleich der Gedanke nahe, daß ihr Unternehmen verrathen, ſie ſelbſt insgeſammt verloren ſeien, ohne auch nur das Geringſte gethan zu haben, das ihrer Tapferkeit würdig wäre. Dennoch beſchloß man, daß Charon gehorchen und ſich, ſcheinbar ohne allen *Argwohn*, den Behörden in die Hände geben ſolle.

Charon war ſonſt ein beherzter, durch ſeinen Muth gegen jede Gefahr felſenfeſter Mann; aber jetzt war er doch, um der Anderen willen, betroffen und ſchmerzerfüllt, weil er fürchtete, daß auf ihn ſelbſt ein Verdacht von Verrätherei fallen könnte, wenn ſo viele bedeutende Männer mit Einemmale zu Grunde gingen. Unmittelbar vor ſeiner Entfernung nahm er alſo aus dem Frauengemache ſeinen noch ganz jungen Sohn, der an Schönheit und Körperkraft alle ſeine Altersgenoſſen übertraf, und übergab ihn Pelopidas und deſſen Gefährten mit der Aufforderung, ſobald ſie an ihm ſelbſt irgend eine Hinterliſt oder Verrätherei wahrnehmen ſollten, dann ohne alle Schonung ſeinen Sohn als Feind zu behandeln. Manchem liefen bei dem Jammer und der Großherzigkeit Charons die Thränen herunter, aber Alle äußerten auch ihren Unwillen darüber, wenn er irgend Einen für einen ſolchen Feigling, einen ſolchen Schurken halten wolle, daß er wegen der augenblicklichen Lage einen Argwohn auf Charon werfe, oder überhaupt ihm eine Schuld beimeſſe. Auch baten ſie ihn, ſeinen Sohn nicht mit in's Spiel zu bringen, ſondern bei dem, was bevorſtand, aus dem Wege zu halten, damit er für Vaterland und Freunde als Rächer aufwachſe, wenn er jetzt den Mörderhänden der Tyrannen entränne. Allein Charon erklärte, ſeinen Sohn nicht entfernen zu wollen, „denn welches ſchönere Leben, — ſagte er, — welches höhere Glück könne er für ihn erblicken, als zugleich mit ſeinem Vater und ſo vielen wackeren Freunden — ein ehrliches Ende?“

Jetzt betete er noch zu den Göttern, verabſchiedete ſich von Allen, ſprach ihnen Muth ein und ging dann hinweg, — voll Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt und indem er durch die Haltung ſeiner Mienen, wie durch den Ton ſeiner Stimme, möglichſt ſeine thatſächlichen Abſichten zu verſtellen ſuchte.

10. Sobald er vor der Thüre ſtand, trat Archias mit Philippus heraus und ſprach: „Charon, ich habe gehört, daß ſich etliche Leute eingeſchlichen haben, die ſich jetzt in der Stadt verborgen halten; auch ſollen einzelne Bürger mit ihnen machen!“ Bei dieſen Worten wurde Charon zuerſt gründlich beſtürzt, Dann fragte er: „wer denn die Eindringlinge ſeien und wer ſie bei ſich verberge?“ Und als er ſah, daß Archias hierauf keine beſtimmte Antwort zu geben vermochte, meinte er doch im Stillen, die Anzeige ſei von keinem der Eingeweihten

ausgegangen. „Gebt nur Acht, — ſagte er, — daß Euch kein leeres Geſchwätz in Aufregung bringt! Indeſſen will ich nachſehen; man darf vielleicht nichts geringſchätzen.“

Hiemit ſprach ſich auch der zugegen befindliche Phillidas einverſtanden aus, führte ſodann den Archias wieder hinweg, veranlaßte ihn zu tüchtigem Saufen und zog das Gelage durch die Erwartungen in Betreff der Frauen künſtlich hinaus.

Indeſſen kam Charon wieder nach Hauſe, wo er die Verſchworenen in Bereitſchaft fand, — nicht, weil ſie irgend auf Sieg oder Rettung hofften, ſondern nur eben ſterben wollten, — ſterben mit Ehren und unter einem Blutbad ihrer Feinde. Die eigentliche Wahrheit theilte er nun blos dem Pelopidas mit, indem er den Uebrigen zugleich fälſchlicherweiſe einige ſelbſterfundene Aeußerungen des Archias über andere Gegenſtände erzählte.

Während aber noch der erſte Sturm erſt im Verſchwinden begriffen war, führte das Schickſal bereits ein zweites Ungewitter gegen die Verſchworenen heran. Es kam Jemand aus Athen, von dem Hierophanten *) Archias an ſeinen Namensbruder, zugleich Gaſtfreund und Vertrauten, abgeſchickt, und brachte einen Brief, der keineswegs nur leere oder erdichtete Vermuthungen enthielt, ſondern ganz genau alles Einzelne in Betreff des Unternehmens ausſprach, — wie man dies nachher entdeckte. Aber Archias war völlig betrunken, als man ihm den Ueberbringer vorführte. Der Letztere ſagte zwar bei der Einhändigung des Briefs ausdrücklich, daß der Abſender um augenblickliches Leſen bitten laſſe, weil der Inhalt ſehr beſorglich ſei; — allein Archias lächelte dazu: — „Sorgen? Morgen!“ ſagte er, nahm den Brief und legte ihn unter ſein Kiſſen. Darauf hörte er wieder auf Phillidas' Worte über den Gegenſtand, wovon ſie ſich gerade unterhielten.

Jene Aeußerung ging nachher als eine Art von Sprichwort herum und hat ſich bis auf den heutigen Tag in Griechenland erhalten.

11. Jetzt ſchien der rechte Augenblick zum Handeln gekommen. Die Verſchworenen theilten ſich in zwei Hälften, wovon die eine unter Pelopidas und Damoklidas gegen Leontades und Hypates, welche nahe bei einander wohnten, aufbrach, während Charon und Milon

*) Hierophant, Oberprieſter in Eleuſis, Eumolpide.

gegen Archias und Philippus zogen. Sie hatten über den Panzer eine Frauenkleidung angezogen und trugen dichte Oliven- und Fichtenkränze auf dem Kopf, um dadurch ihr Geſicht zu verdecken. Daher kam es, daß ſie im erſten Augenblick, als ſie an der Thüre des Trinkſaals erſchienen, ein ſtürmiſches Applaudiren veranlaßten, indem man die längſt erwarteten Frauen kommen zu ſehen meinte.

Anders war es, als ſie nun nach einem kurzen Blicke über die Tafelrunde, wodurch ſie ſich Jeden der Gäſte pünktlich merkten, ihre Schwerter zogen und im Sturm über die Tiſche auf Archias und Philippus losſtürzten. Jetzt wußte man, wer ſie waren. Einige Wenige von den Gäſten wurden von Phillidas bewogen, ſich nur ruhig zu verhalten; die Anderen, die ſich ſammt den Polemarchen zu einem Widerſtandsverſuch erhoben, wurden bei ihrem trunkenen Zuſtande ohne alle Schwierigkeit niedergemacht.

Bei der Abtheilung des Pelopidas verlief die Ausführung etwas mühſamer. Leontidas, gegen welchen ſie heranzogen, war nüchtern und furchtbar ſtark. Auch fanden ſie das Haus geſchloſſen, weil er noch ſchlief, und trotz ihres langen Anpochens erſchien Niemand, um die Thüre zu öffnen. Endlich kam der Diener, der ſie hörte, von innen heran, und in dem Augenblick, als er den Riegel zurückſchob und der erſte Spalt der Thüre aufging, drangen ſie maſſenhaft hinein, warfen den Bedienten um und ſtürmten nach dem Schlafgemach. Leontidas, der ſchon an dem Lärm und Laufen ahnte, was vorging, erhob ſich raſch und zog ſeinen Dolch. Indeſſen vergaß er, raſch die Lichter auszulöſchen und dadurch zu veranlaſſen, daß die Verſchworenen in der Finſterniß ſelbſt über einander fallen mußten. Im hellen Lichte ſichtbar, trat er ihnen an der Thüre ſeines Schlafgemachs entgegen und ſtieß den Erſten, der eindrang, Kephiſodorus, zu Boden.

Kaum war dieſer gefallen, als er jetzt mit einem zweiten Gegner, Pelopidas, in's Handgemenge gerieth. Dieſer Kampf wurde ſehr mißlich und ſchwierig gemacht durch die Enge der Thüren und durch den Leichnam des Kephiſodorus, der bereits todt im Wege lag. Doch bekam endlich Pelopidas die Oberhand, und nachdem er den Leontidas fertig gemacht, zog er mit ſeinen Begleitern ſofort gegen Hypates.

Das Eindringen in das Haus war das nämliche. Nur hatte derſelbe frühe genug die Sache gemerkt und ſich durch die Flucht zu

ſeinen Nachbarn aus dem Wege gemacht, weßhalb man ihn verfolgte, einfing und dann gleichfalls umbrachte.

12. Soweit war die Sache durchgeführt. Nachdem ſie mit der Schaar unter Melon wieder zuſammengeſtoßen waren, ſchickten ſie nach Attika an die dort zurückgelaſſenen Flüchtlinge, riefen die Bürger zur Freiheit auf und bewaffneten die Beitretenden, indem ſie von den Hallen die dort aufgehängten Rüſtungen wegnahmen und die in der Nähe des Hauſes befindlichen Werkſtätten mehrerer Schaft- und Schwertmacher mit Gewalt erbrachen.

Jetzt leiſtete ihnen auch der Hauſe unter Epaminondas und Gorgidas bewaffneten Zuzug, woran ſich nicht wenige der jungen Leute und die Beſten der älteren angeſchloſſen hatten. Bereits befand ſich die ganze Stadt in ängſtlicher Aufregung; man zündete Lichter in den Häuſern an; Alles lief zu einander hin und her. Aber noch hatte ſich keine feſtgeſchloſſene Maſſe gebildet. Betroffen von den Ereigniſſen und ohne irgend nähere Kenntniß davon wartete man auf den Tag. Deßwegen glaubte man auch einen gewaltigen Fehler darin zu finden, daß die lakedämoniſchen Befehlshaber nicht ſofort angriffen und den Kampf eröffneten, während doch die Beſatzung allein gegen 1500 Mann ausmachte und auch aus der Stadt Viele zu ihnen heranliefen. Aber das Geſchrei, die zahlreichen Feuer und die überall auf den Gaſſen befindliche Volksmaſſe ſchüchterte ſie dergeſtalt ein, daß ſie ruhig blieben und ſich auf die Beſetzthaltung der Kadmea beſchränkten.

Mit Tagesanbruch trafen aus Attika die Verbannten in voller Rüſtung ein und ganz Thebä hatte ſich zu einer Volksverſammlung eingefunden. Pelopidas nebſt ſeiner Schaar wurde von Epaminondas und Gorgias eingeführt. Sie waren umringt von Prieſtern, welche, mit Opferbinden in der Hand, alle Bürger zum Schutze des Vaterlands und der Götter aufriefen. Die ganze Verſammlung erhob ſich bei dieſem Anblick unter Klatſchen und lautem Geſchrei, hoch empor, und man empfing die Angekommenen als Wohlthäter und Retter.

13. Sogleich wurde nun Pelopidas neben Melon und Charon zum Böotarchen *) erwählt. Unverzüglich ſperrte er die Burg ab und

*) Die Böotarchen, gewöhnlich 11, worunter zwei Thebaner, ſind die Oberbeamten des böotiſchen Bundes.

machte auf allen Seiten Sturmangriffe, weil er ſich mit der Vertreibung der Lakedämonier und der Befreiung der Burg beeilen wollte, ehe noch ein Heer von Sparta herankam.

In der That hatte er kaum die Truppen in Folge einer Kapitulation entlaſſen, als dieſen, wie ſie in Megara waren, bereits Kleombrotus begegnete, der an der Spitze einer bedeutenden Streitmacht gegen Thebä marſchirte.

Die Spartaner verurtheilten nun von den drei in Thebä geweſenen Harmoſten den Herippidas und Arkiſſus zum Tode, — ein Urtheil, welches auch an ihnen vollzogen wurde. Dem dritten, Lyſanoridas, ſetzte man eine bedeutende Geldſtrafe an, allein er entfernte ſich aus dem Peloponnes.

Die erzählte That, welche ſich durch die Tapferkeit und den gefahrvollen Kampf ihrer Vollbringer der That eines Thraſybulus *) an die Seite ſtellte und durch die Gunſt des Schickſals ebenſo, wie dieſe, triumphirte, nannten die Griechen deßhalb eine „Schweſter" derſelben. Denn ſchwerlich laſſen ſich andere nennen, welche, gegen die Ueberzahl ſchwächer, gegen eine vorherrſchende Macht verlaſſener und nur durch Kühnheit und Energie ſiegreich, jemals ihrem Vaterlande höhere Güter errungen hätten.

Aber noch ruhmvoller geſtaltete ſich die Heldenthat von Thebä, und zwar durch den Umſchlag der Verhältniſſe, den ſie herbeiführte. Der Krieg, der die Hoheit Spartas ſtürzte und deſſen Herrſchaft zu Land und See ein Ende machte, — dieſer Krieg entwickelte ſich aus jener Nacht, da Pelopidas nicht einen beſetzten Punkt, nicht eine Schanze, nicht eine Feſtung wegnahm, ſondern nur mit 11 Gefährten in ein Haus eindrang, wo er, um die Wahrheit in einem Bilde auszuſprechen, die Feſſeln der lakedämoniſchen Herrſchaft löste und herunterſchlug, obgleich ſie für unauflöslich und unzerbrechlich gehalten wurden.

14. Durch den Einfall eines großen lakedämoniſchen Heeres in Böotien waren auch die Athener ängſtlich geworden, und zwar ſo ſehr, daß ſie nicht nur den Thebanern den Waffenbund aufkündigten, ſondern auch alle böotiſch Geſinnten vor Gericht zogen, die Einen davon

*) Welcher die 30 Tyrannen in Athen vertrieb.

hinrichten ließen, Andere verbannten oder um Geld straften. Es schien also um die Sache der Thebaner sehr schlecht zu stehen und Niemand wollte ihnen helfen.

Glücklicherweise war Pelopidas, neben Gorgidas, Böotarch. Um ihren Plan auszuführen, der einen neuen Zusammenstoß zwischen Athen und Lakedämon bezweckte, ersannen sie folgende List.

Der Spartaner Sphodrias, ein zwar in kriegerischen Dingen glänzend anerkannter, dagegen nach seinen Gesinnungen ziemlich leichter, von eiteln Hoffnungen und unverständigem Ehrgeiz erfüllter Mann, war in der Nähe von Thespiä mit einer Truppenabtheilung zurückgelassen worden, um alle, die von den Thebanern abfallen würden, aufzunehmen und zu unterstützen. Zu diesem schickte Pelopidas in aller Stille und auf eigene Faust einen seiner Freunde, einen Kaufmann, der nun an Sphodrias Geld und Rathschläge überbrachte, welche auf ihn noch kräftiger einwirkten, als das Geld. „Er solle ein großes Unternehmen wagen (sagte man ihm); er solle den Piräeus unerwartet wegnehmen, indem er die Athener, welche nicht auf der Hut seien, überrumpelte; den Lakedämoniern werde nichts lieber sein, als Athen zu bekommen, und die Thebaner, deren Stimmung gegen die Athener, ihre vermeintlichen Verräther, sehr ungünstig sei, würden ihnen nicht zu Hilfe ziehen."

Endlich wurde Sphodrias für den Plan gewonnen. Er ließ schnell seine Soldaten aufbrechen und machte während der Nacht einen Einfall in Attika. Bis Eleusis kam er vorwärts; allein dort sank seinen Soldaten der Muth. Sein Anschlag war an's Licht gekommen, und nachdem er in seiner Unbesonnenheit Sparta dadurch in einen keineswegs geringen und leichten Krieg hineingestürzt, kehrte er wieder nach Thespiä um.

15. Von diesem Augenblick kämpften die Athener wieder auf's Muthigste mit und für die Thebaner. Sie hielten sich dabei hauptsächlich an das Meer, auf welchem sie umhersegelten, um alle Hellenen, die eine Neigung zum Abfall von Sparta verriethen, aufzunehmen und zum Anschluß zu bringen.

Die Thebaner ihrerseits schlugen sich mit eigenen Truppen in Böotien gegen die Lakedämonier. Zwar erschienen im Einzelnen diese *Gefechte selbst* nur unbedeutend, aber sie dienten als ein tüchtiges

Exercitium. Die Thebaner fühlten sich in ihrem Muthe kräftig gehoben, wie körperlich durch diese Strapazen gestärkt. Zugleich erhielten sie in Folge dieser Kämpfe, die ihnen zur Gewohnheit wurden, die nöthige Erfahrung und Intelligenz. Daher soll auch der Spartaner Antalkidas, als Agesilaus verwundet aus Böotien zurückkam, zu diesem gesagt haben: „Wahrhaftig, du bekommst ein wackeres Schulgeld von den Thebanern, die du gegen ihren eigenen Willen das Kriegführen und Schlagen gelehrt hast.“

Uebrigens war nicht eigentlich Agesilaus ihr Lehrmeister, sondern diejenigen Männer, welche die Thebaner, wie Jagdhunde, mit kluger, auf Erfahrungen beruhender Berechnung rechtzeitig auf den Feind hetzten und sie alsdann, nachdem sie den Sieg und Siegesstolz verschmeckt, wieder in sicherer Weise abziehen ließen.

Unter diesen Männern fiel der höchste Ruhm dem Pelopidas zu. Denn von dem Tage, da man ihn erstmals zum Waffenführer gewählt hatte, wurde diese Wahl zur obersten Stelle jedes Jahr ohne alle Unterbrechung wiederholt, und er blieb entweder an der Spitze der sog. heiligen Schaar, oder meistentheils als Böotarch bis an sein Ende in fortwährender Thätigkeit.

Es erfolgten nun auch bei Platää und Thespiä Treffen, worin die Lakedämonier eine Niederlage erlitten und fliehen mußten. Bei Thespiä fiel auch Phöbidas, welcher die Kadmea überrumpelt hatte. Eine große spartanische Abtheilung schlug Pelopidas ferner bei Tanagra und tödtete hier den Harmosten Panthoidas. Allein wenn auch diese Kämpfe in den Siegern das Bewußtsein und die Kühnheit steigerten, so vermochten sie doch nicht, auf die Geschlagenen einen völlig niederbeugenden moralischen Eindruck zu machen. Es waren eben keine Treffen nach den Regeln der Kriegskunst, mit einer klaren und normalen Aufstellung zur Schlacht. Die Thebaner führten nur Anläufe im geeigneten Moment, Rückzug und Vormarsch bei ihren Attaken und Gefechten mit günstigem Erfolge aus.

16. Dagegen war der Kampf bei Tegyra gewissermaßen ein Vorspiel von Leuktra. Dieser erhob den Pelopidas zu einer hohen Stufe des Ruhms, indem er weder seinen Mitfeldherrn die Möglichkeit ließ, den glücklichen Erfolg ihm irgend zu bestreiten, noch den Feinden, für ihre Niederlage einen entschuldigenden Vorwand zu finden.

Die Stadt Orchomenos hatte ſich auf ſpartaniſche Seite geſtellt und daher zu ihrer Sicherheit zwei Moren *) Spartaner als Beſatzung aufgenommen, weßhalb Pelopidas immer Plane ſchmiedete und nur auf den günſtigen Augenblick lauerte. Als er von einem Auszug hörte, den jene Truppen nach Lokris gemacht, hoffte er das völlig entblößte Orchomenos wegnehmen zu können. Er rückte alſo aus an der Spitze der heiligen Schaar und einer unbedeutenden Reiterabtheilung.

Allein in die Nähe der Stadt gelangt, fand er eine Ablöſung der Beſatzungstruppen vor, die von Sparta angekommen war. Dies bewog ihn zum Rückmarſch mit ſeinen Soldaten, und zwar über Tegyra, dem einzigen Punkte, wo man in einem Bogen um den Fuß des Gebirgs herumkommen konnte. Denn das ganze, in der Mitte gelegene Land machte der Fluß Melas, welcher unmittelbar von ſeinen Quellen an ſich in ſchiffbare Sümpfe und Seen zerſplittert, ganz unpraktikabel. Eine kurze Strecke unter den Sümpfen ſteht ein Tempel „Apollos von Tegyra“ und ein noch nicht allzu lange aufgegebenes Orakel, das bis zu den Perſerkriegen im Flor ſtand und worin Echekrates das ſog. Prophenamt bekleidete. Hier läßt die Sage den Gott geboren werden. Auch heißt der benachbarte Berg Delos und an dieſem hören die Ergüſſe des Melas auf. Hinter dem Tempel brechen zwei Quellen hervor, die ein durch ſüßen Geſchmack, reichliche Maſſe und kalte Temperatur merkwürdiges Waſſer enthalten. Die eine nennen wir noch heutzutage Phönix, die andere Elaa, ſo daß alſo die Göttin nicht zwiſchen zwei Bäumen, ſondern zwiſchen zwei Bächen entbunden worden wäre. Auch der „Schreckplatz“ befindet ſich dort in der Nähe, — ſo benannt, weil ſie durch das plötzliche Erſcheinen eines wilden Ebers in Schrecken gerieth. Auch die Sage von der Schlange Python und dem Rieſen Tityos wird durch die dortigen Oertlichkeiten mit der Geburt Apollos in die nächſte Verbindung gebracht. Die meiſten Beweisgründe übergehe ich jedoch. Denn der genannte Gott gehört, nach der Tradition, in den Kreis der höheren Weſen nicht ſo, wie manche nur durch Verwandlung aus Sterblichen zu Unſterblichen umgeſchaffen wurden, z. B. Herkules und Bacchus, welche, wie geſagt, durch Verwandlung, um ihrer Eigenſchaften willen, die dem Tod und Leiden

*) „More“, „Abtheilung“ — Name einer größeren Schaar, wie wir etwa von „Regimentern“ ſprechen.

unterworfene Natur ablegen durften; nein, Apollo ist einer von den ewigen Göttern, die niemals Menschen waren, — wenn es bei derartigen Gegenständen erlaubt ist, in seinem Urtheil den verständigsten und ältesten Angaben zu folgen.

17. Bei diesem Tegyra trafen nun die Thebaner, welche zur nämlichen Zeit aus dem Gebiet von Orchomenos abgingen, mit den Lakedämoniern zusammen, die auf der entgegengesetzten Seite, von Lokris her, aufbrachen.

Sobald man die Letzteren durch die Engpässe hervortreten sah, lief Einer zu Pelopidas mit der Meldung: „wir sind unter die Feinde gerathen!“ „„Nun, erwiderte er, — ebenso gut der Feind unter uns!““

Und unverzüglich gab er seiner gesammten Reiterei Befehl, aus der Nachhut vorzurücken, um den ersten Stoß auszuführen, während er selbst seine dreihundert Schwerbewaffneten sich ganz zusammenschließen ließ, in der Hoffnung, an dem Punkte, wo er gerade angreife, die Feinde trotz ihrer Ueberzahl zu durchbrechen. Es waren zwei „Moren“ Lakedämonier. Eine „Mora“ gibt Ephorus zu 500, Kallisthenes *) zu 700, einige andere Schriftsteller, worunter Polybius, zu 900 Mann an.

Mit kühnem Muth stürmten die spartanischen Kriegsobersten, Gorgoleon und Theopompos, auf die Thebaner los. Der mit Leidenschaft und Ungestüm ausgeführte Anlauf richtete sich auf beiden Seiten so ziemlich auf die unmittelbare Umgebung der obersten Führer. Zuerst fielen die lakedämonischen Polemarchen, die auf Pelopidas anprallten. Dann wurde Alles in ihrer Nähe niedergehauen und umgebracht, so daß das ganze Heer in Furcht gerieth und nach beiden Richtungen vor den Thebanern auseinander ging, die, wie man vermuthete, nach vorwärts durchzubrechen und über die Linie hinauszukommen beabsichtigten. Allein Pelopidas, ohne die gegebene Lücke zu benützen, rückte gegen die noch geschlossenen Reihen vor und sprengte sie unter einem großen Blutbade.

Und jetzt wurde die Flucht zu einer allgemeinen und unaufhaltsamen. Doch erstreckte sich die Verfolgung nur auf eine geringe Ent-

*) Begleiter Alexanders d. Gr. Kallisthenes, Schüler des Aristoteles, Verf. mehrerer historischer Werke. Ephorus aus Campanien, Schüler des Isokrates, schrieb gleichfalls eine griechische Geschichte.

fernung; denn die Thebaner fürchteten sich vor den in der Nähe befindlichen Orchomeniern, wie auch vor der spartanischen Ablösung. Soweit es nöthig war, um den Sieg zu vervollständigen und durch das ganze, vollkommen geschlagene Heer der Feinde hindurchzudringen, stürmten sie mit aller Macht vorwärts. Dann errichteten sie noch ein Siegesdenkmal, nahmen den feindlichen Todten ihre Rüstung ab und zogen sich, als dies geschehen, wieder in die Heimat zurück, mit hochgehobenem Muthe. Denn in so vielen inneren oder auswärtigen Kriegen waren entschieden die Lakedämonier früher niemals, wenn sie die Ueberzahl hatten, von einer Minderzahl überwältigt worden; ja nicht einmal bei gleicher Truppenzahl war dies geschehen, wenn die Schlacht in geregelter Ordnung vor sich ging. Deßwegen besaßen sie auch ein gewisses Bewußtsein der Unwiderstehlichkeit und schlugen, wenn es zum Handgemenge kam, schon durch die bloße Vorstellung ihre Gegner nieder, welche selbst gar nicht beanspruchten, bei gleichen Streitkräften die gleichen Erfolge mit den Spartanern zu erringen. Jetzt war es die erste Schlacht, welche auch das übrige Griechenland belehrte, daß nicht der Eurotas oder die zwischen Babykä und Knakion gelegene Gegend tüchtige Männer für Schlacht und Krieg hervorbringt, sondern daß man überall zum Schrecken der Feinde werden kann, wo man eine Jugend besitzt, die sich der Schande schämt, für die Ehre etwas wagen will, und lieber vor dem Schimpfe davonläuft, als vor der Gefahr.

18. Die „heilige Schaar", sagt man, wurde bei ihrer ersten Aufstellung von Gorgidas gebildet, und zwar aus dreihundert auserlesenen Männern, denen die Stadt ihr Exercitium und ihre Verköstigung auf der Kadmea anwies, wo sie ihr Standquartier hatten. Deßwegen nannte man sie auch die „Stadtschaar", wobei zu bemerken ist, daß im damaligen Sprachgebrauch eine Burg gewöhnlich „Stadt" hieß.

Indessen behaupten auch Einige, daß das genannte Corps aus „Liebhabern und Geliebten" zusammengesetzt gewesen sei. So erzählt man sich auch von Pammenes *) ein Scherzwort, indem dieser behauptete, der Homerische Nestor sei ein schlechter Taktiker gewesen, weil er befohlen, daß die Griechen sich nach Stämmen und Geschlechtern ordnen sollten,

*) Pammenes, Thebaner, Heerführer.

„Daß dem Geſchlecht dann helfe Geſchlecht, und Stämme den Stämmen“,

nein, man müſſe einen „Liebhaber neben ſeinen Geliebten“ ſtellen. Denn Stamm- und Geſchlechtsgenoſſen kümmern ſich im gefährlichen Augenblick wenig um einander, dagegen ſei das enge Band, das aus einer erotiſchen Freundſchaft geſchlungen werde, ein unauflösliches, unzerreißbares, wenn die Einen aus inniger Neigung zu ihrem Geliebten, die Andern aus ehrfurchtsvoller Achtung gegen ihre Liebhaber in der Gefahr bei einander aushielten“. Und dies iſt gar nicht zu verwundern, da ſie ja ſelbſt auf den abweſenden Freund mehr achtungsvolle Rückſicht nehmen, als auf andere Perſonen, welche anweſend ſind, wie z. B. Jener, der vor dem Feind zu Boden lag, und als dieſer ihm den Todesſtoß verſetzen wollte, ihn auf's flehentlichſte bat, mit dem Schwert durch die Bruſt zu ſtoßen, damit nicht, (ſagte er,) — „mein Geliebter ſich ſchämen muß, wenn ich todt bin und er die Wunde auf dem Rücken ſieht!“

Die Sage berichtet, daß auch Jolaus, des Herkules „Geliebter“, Schild an Schild bei deſſen Kämpfen ſich betheiligte. So erzählt ferner Ariſtoteles, daß man bei jenem innigen Verhältniſſe noch zu ſeiner Zeit ſich auf dem Grabe des Jolaus Treue ſchwur.

Natürlich konnte nun auch jene Schaar den Namen einer „heiligen Schaar“ tragen, ſofern ſogar Plato den Liebhaber als einen „gottbegeiſterten Freund“ bezeichnet.

Das genannte Corps ſoll bis zur Schlacht von Chäronea unbeſiegt geblieben ſein. Und als nach der Schlacht König Philippus die Todten beſichtigte und auf dem Platze ſtand, wo zufällig die Dreihundert lagen, welche insgeſammt in der Rüſtung, Paar um Paar nebeneinander, ſich grabaus den Sariſſen entgegengeworfen hatten, da verwunderte er ſich, und als er erfuhr, daß dies die Schaar der Liebe ſei, da weinte er und ſagte: „Verflucht ſei, wer von dieſen etwas Uebles denkt — im Thun oder Leiden!“

19. Im Ganzen aber iſt in Betreff dieſes innigen Liebesbundes die Behauptung der Dichter unrichtig, wornach in Theben die Leidenſchaft des Lajus*) die erſte Veranlaſſung dazu gegeben haben ſoll. Dies thaten vielmehr die Geſetzgeber, welche die natürliche Heftigkeit

*) Lajus ſoll einen Sohn des Pelops, den er liebte, entführt haben.

und ungebändigte Hitze der Thebaner schon vom früheſten Kindesalter an milder und weicher zu machen wünſchten. Deßwegen verwendeten ſie überall, bei Spiel und Ernſt, den Einfluß der Muſik, der ſie einen ehrenvollen Vorrang einräumten. Ebenſo ließen ſie auf hervorragende Weiſe in den Ringſchulen das Element der Liebe abſichtlich ſich ausbilden, um dem Charakter der jungen Leute dadurch eine weitere Beimiſchung zu geben. Ganz geeignet für dieſen Zweck war es auch, daß man gerade die Göttin, welche von Ares und Aphrodite entſtammen ſoll, Harmonia, in der Stadt einheimiſch machte*), — eine Andeutung darauf, daß da, wo das militäriſche, kriegeriſche Element mit dem des freundlich überzeugenden Worts und der Grazie in Verkehr und Vereinigung tritt, durch dieſe „Harmonie“ ſich Alles zu dem feinſten, geordnetſten Staatsgebäude geſtaltet.

Dieſe heilige Schaar nun hatte Gorgidas auf die erſten Linien vertheilt und entlang der ganzen Maſſe ſeines Fußvolks vorangeſtellt. Dadurch konnte er aber die Tapferkeit dieſer Männer ebenſowenig zur vollen Anſchauung bringen, als ihre Kraft zu einer gemeinſamen Wirkung verwenden, weil ſie eben zerſplittert und vielfach mit geringeren Truppen untermiſcht war. Pelopidas verfuhr anders. Als ihre Tapferkeit ſich bei Tegyra, wo ſie ohne fremde Elemente und nur in ſeiner Nähe kämpften, ſo überaus glänzend bewährte, trennte oder verzettelte er ſie nicht wieder, ſondern gebrauchte ſie als einen zuſammengehörigen Organismus, mit dem er bei den bedeutendſten Kämpfen in erſter Linie die Gefahr beſtand.

Es dünkte ihm, wie bei den Pferden. Dieſe laufen auch am Wagen zuſammengeſpannt raſcher, als für ſich allein, — nicht, weil ſie bei ihrem Ausziehen die Luft, die durch die Maſſe zerriſſen wird, leichter und kräftiger durchſchneiden, ſondern weil der gegenſeitige Wetteifer und Ehrgeiz ihr inneres Feuer entzündet. Ebenſo, glaubte Pelopidas, ſei es bei heldenmäßigen Menſchen. Indem ſie einander eine gewiſſe Rivalität in der Auszeichnung einflöſſen, ſeien ſie für die allgemeine Aufgabe am nützlichſten und willigſten.

20. Die Lakedämonier hatten jetzt mit ganz Griechenland Frieden abgeſchloſſen und ſtanden nur noch gegen Thebä im Felde. Der

*) *Harmonia* wurde nach der Sage mit Kadmus vermählt und alle Götter [illegible]*ben ſich* bei ihrem Hochzeitfeſte ein.

König Kleombrotus war an der Spitze von 10,000 Mann schwerbewaffneten Fußvolks und 1000 Reitern eingefallen. Allein bei diesem Kampfe handelte es sich für Thebä nicht mehr um das Gleiche, wie früher, sondern es war die unumwundene Drohung und Erklärung einer Deportation des Volks abgegeben worden. Somit herrschte in Böotien eine noch nie dagewesene Angst.

Als Pelopidas von Hause schied, begleitete ihn seine Gattin noch unter Thränen und bat ihn, sich doch zu schonen und zu retten. „Dazu, liebes Weib, (erwiderte er,) muß man den gemeinen Bürger anhalten; ein General muß die Andern retten!"

Im Lager angekommen, wo er bei den Böotarchen keine Einheit in ihren Ansichten vorfand, stellte er sich zuerst auf Epaminondas' Seite, welcher beantragte, den Feinden eine Schlacht zu liefern. Und doch war Pelopidas selbst kein ernannter Böotarch, sondern nur Kommandant der heiligen Schaar, aber er genoß das allgemeine Vertrauen, wie es nur billig war bei einem Manne, der seinem Vaterlande in so hervorragender Weise das Signal zur Freiheit gegeben hatte.

Man hatte nun den Beschluß zum entscheidenden Kampfe gefaßt und in der Gegend von Leuktra den Lakedämoniern gegenüber das Lager aufgeschlagen, als Pelopidas im Traum eine Erscheinung sah, die ihn im höchsten Maße erschreckte. Auf der Ebene von Leuktra befinden sich nämlich die Grabdenkmale der Töchter des Skedasus, welche man nach der Oertlichkeit auch „Leuktrierinnen" nennt; denn eben dort wurden sie zufällig nach ihrer gewaltsamen Mißhandlung durch spartanische Ausländer bestattet. Als diese so schwere, alles Recht verhöhnende Missethat begangen war, vermochte der Vater in Sparta kein Recht zu finden und erstach sich daher unter Flüchen gegen alle Spartaner, die er ausstieß auf dem Grabe seiner Töchter. Von dort an wurden die Spartaner stets durch Orakel und Götterſprüche ermahnt, sich vor dem „Grolle Leuktras" auf's Sorgfältigste zu hüten. Die Meisten verstanden diesen Wink nicht. Auch hegte man verschiedene Ansichten über den Ort; denn auch in Lakonika heißt ein kleines Städtchen am Meere Leuktron, und bei Megalopolis in Arkadien gibt es ebenfalls einen gleichnamigen Ort.

Der erwähnte traurige Vorfall fällt jedoch lange vor die Zeit, da die Affaire von Leuktra stattfand.

21. Als Pelopidas im Lager sich zum Schlafe niedergelegt hatte, glaubte er die Mädchen unter Thränen und Verwünschungen gegen die Spartaner ihr Grab umschweben zu sehen, wobei zugleich Skedasus dazu aufforderte, denselben eine blonde Jungfrau zu opfern, wenn er über die Feinde siegen wolle. Dieses Gebot erschien ihm entsetzlich und durchaus widerrechtlich; doch erhob er sich, um es den Wahrsagern und höheren Truppenführern mitzutheilen. Ein Theil derselben wollte nun keine Nichtberücksichtigung desselben, keinen Ungehorsam gestatten. Man führte aus der alten Zeit Kreons Sohn, Menökeus, und Herkules' Tochter Makaria an, — aus der späteren Zeit den weisen Pherekydes, den einst die Lakedämonier tödteten und dessen Haut, einem Orakel gemäß, von den Königen aufbewahrt wurde, — ferner den Leontidas, der zu Folge eines Götterspruchs sich ebenfalls in gewissem Sinne für Griechenland geopfert habe, — endlich die von Themistokles dem „roheſſenden Dionysos" vor der Seeschlacht bei Salamis geschlachteten Menschen; in allen diesen Fällen lege der günstige Erfolg ein Zeugniß ab. Auf der andern Seite (sagten sie,) als Agesilaus von dem gleichen Punkte aus, wie einst Agamemnon, gegen die gleichen Feinde in's Feld zog, verlangte die Göttin seine Tochter als Opfer; er sah dieses Traumgesicht zu Aulis auf seinem Lager, allein er gab sie nicht; sein Herz zeigte sich zu weich und bald mußte er seinen Feldzug aufgeben, der ohne Ruhm und Resultat verlief.

Von der Gegenpartei wurde geltend gemacht, daß ein so barbarisches, verbrecherisches Opfer unmöglich einem höheren Wesen, das über uns stehe, wohlgefällig sein könne; es sitzen ja nicht mehr jene zwei Typhonen oder Giganten auf dem Throne der Welt, sondern ein Allvater der Menschen und Götter; der Glaube an Dämonen, die an Menschenblut und Menschenmord eine Freude hätten, sei vielleicht nur ein einfältiger Wahn; und wenn es solche gebe, seien sie ohne Macht; man brauche sich nicht um sie zu kümmern; nur in der Schwachheit und Schlechtigkeit einer Seele bilden und erhalten sich solche unstatthafte, ärgerliche Gelüste.

22. Noch waren also die bedeutendsten Männer in derartigen Verhandlungen begriffen, wobei sich namentlich Pelopidas in großer Noth befand, als plötzlich eine Stute von der Heerde sammt ihrem *Füllen* durchging, durch das Lager rannte, und als sie in raschem

Sprung gerade zu den Verſammelten kam, plötzlich Halt machte. Alle betrachteten mit Verwunderung die feurigroth glänzende Farbe der Mähne, die ſtolze Ausgelaſſenheit des Thiers, das Gravitätiſche und Muthvolle, das in ſeinem Wiehern lag. Da rief der Seher Theokritus nach kurzer, aber tiefer Ueberlegung laut dem Pelopidas zu: „Da iſt für dich das Opfer, thörichter Menſch! Laßt uns auf keine andere Jungfrau mehr warten! Nimm und brauche, was der Himmel gibt!“ Und alsbald nahmen ſie die Stute und führten ſie zu den Gräbern der Jungfrauen. Dort wurde ſie eingeſegnet, bekränzt und dann geſchlachtet.

Jetzt waren ſie nicht nur ſelbſt voll Freuden, ſondern verbreiteten auch die Sage von Pelopidas' Traum und Opfer durch das ganze Lager.

23. In der Schlacht zog Epaminondas ſein Fußvolk ſchräg nach links, damit der rechte ſpartaniſche Flügel von den übrigen Griechen in möglichſter Entfernung bleiben ſollte. Zugleich ging ſeine Abſicht dahin, den Kleombrotus — durch einen gewaltigen Flankenangriff mit der Geſammtmaſſe — aus ſeiner Stellung zu drängen.

Allein kaum bemerkten die Feinde, was vorging, als ſie bereits anfingen, ihre eigene Aufſtellung zu ändern. Sie ließen den rechten Flügel ſich entfalten und in einem Bogen marſchiren, um mit ihren Maſſen den Epaminondas zu umgehen und einzuſchließen. In dieſem Augenblick eilte aber Pelopidas vorwärts. Mit den Dreihunderten, die ſich raſch zuſammenſchließen mußten, kam er im Sturmſchritt noch frühzeitig genug, ehe Kleombrotus ſeinen Flügel auszudehnen, oder wieder zu concentriren vermochte.

Noch hatten die Lakedämonier keinen feſten Standpunkt gewonnen, ſondern rannten in Verwirrung durch einander, als bereits der Anfall geſchah. Und doch ſtehen die Spartaner im geſammten Kriegsweſen auf der höchſten Stufe von Kunſt und Intelligenz, und ihre Heranbildung und Abrichtung, die ſie ſich gaben, hatte kein anderes Ziel ſtärker im Auge, als nach Auflöſung der ſtrengen Schlachtlinie nicht in ein Umherlaufen, oder Verwirrung zu gerathen, ſondern, indem Jeder ſich mit Jedem als Hintermann oder Nebenmann zu behelfen wußte, überall, wo die Gefahr ſie zuſammenſtellte, anzugreifen, ſich zu ordnen und gleichgut zu fechten.

Diesmal stürmte das Fußvolk des Epaminondas gegen sie allein heran, während es an den anderen nur vorübermarschirte. Zugleich hatte Pelopidas sich mit einer ganz unglaublichen Schnelligkeit und Keckheit in's Zeug geworfen. Beide zusammen machten alle Gedanken und Kenntnisse der Spartaner so confus, daß sich in ihren Reihen eine Flucht und eine Niederlage entwickelte, wie sie noch niemals vorgekommen war. Deßwegen — obgleich Epaminondas Böotarch war, Pelopidas nicht, — obgleich Jener die gesammte Streitmacht befehligte, dieser nur einen kleinen Theil kommandirte, — trug dennoch letzterer den gleichen Antheil an der Ehre dieses herrlichen Sieges davon.

24. Bei dem nun folgenden Einfalle in den Peloponnes waren sie jedoch beide Böotarchen. Sie brachten die meisten Stämme zum Anschluß, indem Elis, Argos, ganz Arkadien, ja sogar der größte Theil Lakoniens von Sparta abfiel.

Uebrigens stand man schon im tiefsten Winter, um die Zeit der Sonnenwende, und von dem letzten Monat und dessen spätestem Drittel waren nur noch wenige Tage übrig, und *dann* sollten sogleich mit Beginn des ersten Monats im neuen Jahr andere Personen die oberste Führung übernehmen, und auf unterlassenes Zurücktreten vom Amte war Todesstrafe gesetzt.

Die anderen Böotarchen suchten nun, theils aus Furcht vor diesem Gesetze, theils um dem Winter zu entfliehen, den Rückmarsch der Truppen nach der Heimat zu beschleunigen. Pelopidas war der Erste, welcher seine Stimme mit der des Epaminondas vereinigte. Er half ihm ihre Mitbürger anfeuern, brach gegen Sparta auf und überschritt den Eurotas. Dann nahm er viele feindliche Städte und verheerte das ganze Land bis an's Meer, — an der Spitze von 70,000 Mann griechischer Truppen, wovon die Thebaner nicht einmal den zwölften Theil ausmachten. Aber der Ruhm beider Männer wirkte, auch ohne gemeinsamen Beschluß und Abstimmung, so kräftig auf die Verbündeten ein, daß sie insgesammt ohne ein Wort diesen Führern folgten. Denn das erste, vollgültigste Naturgesetz gibt der Hilfsbedürftigkeit immer *den* zum Führer, der ihr helfen *kann*. Wenn die Seereisenden bei heiterem Himmel oder auf dem Ankerplatz am Strande vielleicht auch *barsch* und gröblich mit dem Steuermann verfahren: — kommt ein

Sturm, überfällt sie eine Gefahr, — augenblicklich richten sie dennoch ihr Auge nach ihm und setzen all' ihre Hoffnung nur auf ihn. So lebten auch die Leute von Argos, Elis und Arkadien bei ihren Versammlungen in fortwährenden Händeln und Differenzen mit den Thebanern über die Hegemonie; aber jetzt in dem Kampfe selbst und in dieser gefährlichen Lage folgte man nach eigener Wahl und mit willigem Gehorsam den Fahnen ihrer Feldherrn.

Während dieses Feldzugs vereinigte man ganz Arkadien wieder zu einer einheitlichen Macht, riß Messenien von den Spartanern los, die es ausbeuteten, — rief die alten Messenier nach dem Wiederaufbau von Ithome in ihre Heimat zurück und besiegte noch auf dem Heimweg die Athener, die bei der günstigen Lage von Kenchreä*) in den dortigen Engpässen einen Ueberfall auszuführen und den Durchmarsch zu verhindern unternahmen.

25. Bei all diesen Ereignissen war man allgemein voll herzlicher Anerkennung der Tapferkeit, wie voll Bewunderung gegen das Glück, allein der Neid, der dennoch in Familie und Bürgerschaft zugleich mit dem Ruhme beider Helden wuchs, verschaffte ihnen keine schöne oder anständige Aufnahme. Zwar wurde nach ihrer Rückkunft kein Todesurtheil deßhalb über sie ausgesprochen, weil sie, — während das Gesetz befiehlt, im ersten Monat, Bukation genannt, das Böotarchenamt an die Nachfolger abzugeben, — noch vier ganze Monate angefügt hätten, worin sie ihre messenische, arkadische und lakedämonische Thätigkeit entwickelten. Pelopidas wurde zuerst vor Gericht gestellt und stand deßwegen auch in größerer Gefahr; aber Beide wurden freigesprochen. Diese Chikane und Prüfung ertrug Epaminondas mit Gelassenheit, weil er Tapferkeit und Seelengröße hauptsächlich auch in die Geduld bei politischen Unbilden setzte. Pelopidas dagegen, der schon von Natur leidenschaftlich war und überdies von seinen Freunden zur Rache gegen die Feinde aufgestachelt wurde, ergriff nun folgende Veranlassung.

Der Redner Menekklidas war Einer von denen gewesen, die nebst Pelopidas und Melon in Charon's Haus zusammengekommen waren.

---

*) Kenchreä, Hafen Korinths am saronischen Meerbusen. In der Nähe war ein Gebirgspaß.

Er konnte jedoch in den Augen der Thebaner ſich nicht zu der gleichen Achtung emporſchwingen; denn bei aller redneriſchen Tüchtigkeit lag in ſeinem Weſen ein unverſchämter, malitiöſer Zug. Und ſo benützte er ſein Talent zur Angeberei und zur Verleumdung edlerer Menſchen, und machte ſelbſt nach dem erwähnten Proceſſe ſeinem Treiben kein Ende. Den Epaminondas brachte er wirklich aus der Böotarchenſtelle hinaus und hemmte deſſen politiſchen Einfluß lange Zeit. Dagegen gelang es ihm nicht, den Pelopidas bei dem Volke in Mißkredit zu bringen, weßwegen er einen Conflict mit Charon herbeizuführen trachtete. Und wie nun der Neid einen gewiſſen Troſt für alle Fälle darin findet, daß man, wo man ſich ſelbſt nicht als beſſer in's Licht ſtellen kann, irgendwie den Gegner in Vergleich mit Andern als ſchlechter nachweiſt, ſo lobhudelte er jetzt vor dem Volke ſtets die Thaten eines Charon und konnte deſſen Feldzüge und Siege nicht hoch genug preiſen. Dem Reitertreffen bei Platää, worin man ſchon vor der Schlacht bei Leuktra unter Charon's Anführung geſiegt hatte, verſuchte er folgendermaßen ein Denkmal zu ſtiften. Androkydes aus Kyzikus hatte von dieſer Stadt den Auftrag erhalten, ein Gemälde von einem andern Treffen zu fertigen und wollte ſeine Arbeit in Theben vollends beendigen. Nun erfolgte aber der Abfall; der Krieg brach aus und die Thebaner nahmen das ſeiner Vollendung ganz nahe gerückte Bild für ſich in Beſchlag. Und dieſes Bild ſollte nun, nach Meneklidas' Vorſchlag, zum Weihgeſchenke dienen und Charons Name darauf geſetzt werden, — um den Ruhm eines Pelopidas und Epaminondas zu verdunkeln! Es war übrigens ein höchſt einfältiger Ehrgeiz, neben Kämpfen der höchſten Bedeutung eine einzige Kriegsthat, einen einzigen Sieg dergeſtalt in den Vordergrund zu ſtellen, — einen Sieg, wobei nur ein gewiſſer, ganz obſcurer Spartaner, Gerondas, und neben ihm noch 40 Mann gefallen waren, während ſonſt lediglich nichts Erhebliches geſchehen ſein ſoll. Gegen dieſen Beſchluß erhob nun Pelopidas die Klage der Ungeſetzlichkeit. Er hielt daran feſt, daß es in Thebä wider alles Herkommen verſtoße, einen Mann vereinzelt auszuzeichnen, anſtatt für das Vaterland überhaupt den Namen des Sieges zu retten. Den Charon überhäufte er bei der ganzen Gerichtsverhandlung in reichlicher Weiſe mit Lobſprüchen, während er zugleich Meneklidas ſein ſcheelſüchtiges, unſittliches Treiben nachwies. Und

die Thebaner fragte er: „ob ſie ſelbſt dabei nicht auch tapfer gefochten hätten?“ *)

Schließlich erhielt Meneklidas eine Geldſtrafe, und da er dieſelbe wegen ihrer Größe nicht bezahlen konnte, ſo machte er ſpäter einen Verſuch zu einem gewaltſamen Umſturz der Verfaſſung.

Dies Alles läßt uns wohl auch einen gewiſſen Blick hineinthun in „das Leben!“

26. Einige Zeit nachher ſtand Alexander, Tyrann von Pherä **), mit vielen Theſſaliern in offenem Krieg und intriguirte gegen Alle. Die einzelnen Staaten ſchickten daher Geſandte nach Theben, um ſich einen Feldherrn und Truppen zu erbitten.

Da Pelopidas den Epaminondas die Angelegenheiten im Peloponnes beſorgen ſah, ſo widmete und beſtimmte er ſich ſelbſt für die Theſſalier. Es war ihm unmöglich, ſeine eigene Intelligenz und Kraft unthätig ſtehen zu laſſen, wie er zugleich an dem Platze, wo Epaminondas zugegen war, jeden anderen Heerführer als überflüſſig betrachtete.

Als er nun mit ſeinen Truppen nach Theſſalien zog, nahm er alsbald Lariſſa ein. Den Alexander, der ſodann herankam und ſich auf's Bitten legte, verſuchte er auf andere Wege zu bringen und aus einem Tyrannen zu einem milden, geſetzlich handelnden Fürſten für die Theſſalier zu machen. Allein dieſer war ein unverbeſſerlicher, beſtialiſcher Menſch, über deſſen Grauſamkeit, Wolluſt und Habſucht fortwährend die lauteſten Klagen einliefen, ſo daß Pelopidas gegen ihn in heftigſter Weiſe ſeinen Unwillen ausſprach und deßhalb Alexander mit ſeinen Trabanten raſch ſich aus dem Staube machte.

Indem jetzt Pelopidas den Theſſaliern volle Sicherheit gegenüber dem Tyrannen und herzliche Eintracht unter ſich ſelbſt zurückließ, brach er von dort nach Makedonien auf, wo Ptolemäus mit dem damaligen König von Makedonien, Alexander, Krieg führte. Beide ſchickten nach Pelopidas, welcher für den in ſeinen Augen leidenden Theil der Vermittler, Richter, Bundesgenoſſe und Helfer werden ſollte. Er kam, ſtiftete Verſöhnung, ließ die Verbannten zurückkehren und nahm

*) Verdorbener Text.

**) Pherä, neben Lariſſa Hauptſtadt in Theſſalien.

den Bruder des Königs, Philippus, nebst 30 andern jungen Söhnen der hervorragendsten Männer zu bleibendem Aufenthalte als Geißeln nach Thebä mit, — ein klarer Beweis für die Griechen, wie weit die Macht der Thebaner reiche durch den Ruhm ihrer Kraft und das Vertrauen auf ihre Gerechtigkeit.

Dies war der gleiche Philippus, mit dem späterhin die Griechen um ihre Freiheit kämpfen mußten. Für jetzt hatte er, noch ein Knabe, seinen Aufenthalt in Pammenes' Hause. Von dort soll er sich, wie man annahm, den Epaminondas zum Vorbild genommen haben. Vielleicht sah er ihm allerdings die energische Tüchtigkeit des Kriegers und Feldherrn ab; allein dies war nur ein kleiner Bruchtheil von den Eigenschaften jenes Mannes. Von Selbstbeherrschung, Gerechtigkeit, Seelengröße und Freundlichkeit, den Eigenschaften, worin Epaminondas wahrhaft groß war, besaß Philippus lediglich nichts, — weder von Natur, noch durch Nachahmung.

27. Bald darauf beklagten sich die Thessalier abermals über Alexander von Pherä, als Ruhestörer für alle Städte. Pelopidas wurde mit Ismenias als Gesandter abgeschickt. Bei seinem Erscheinen brachte er weder Truppen von Hause mit, noch hatte er überhaupt einen Krieg in Aussicht genommen; für dringende Nothfälle war er darauf angewiesen, nur die Thessalier selbst zu verwenden.

In dieser Zeit brachen auch wieder Unruhen in Makedonien aus. Ptolemäus hatte den König ermordet und den Thron in Besitz genommen; die Freunde des Verstorbenen riefen nun den Pelopidas herbei. Dieser wollte bei der Sache persönlich erscheinen. Da er jedoch keine eigenen Soldaten hatte, so nahm er einige Söldlinge aus nächster Nähe zu sich und marschirte mit diesen unverzüglich gegen Ptolemäus.

Als sie einander nahe standen, bewog Ptolemäus die Söldlinge durch Bestechung, zu ihm überzugehen. Doch fürchtete er schon den bloßen Ruhm und Namen des Pelopidas dermaßen, daß er ihm, als dem Stärkeren, entgegeneilte und unter Händedrücken und Bittworten versprach, den Thron für die Brüder des Verstorbenen aufzubewahren, wie auch Freund und Feind mit Thebä gleich zu haben. Zur Bürgschaft stellte er seinen Sohn Philoxenus und 50 seiner Freunde als Geißeln. Diese schickte Pelopidas nach Thebä.

Er selbst war empört über den Verrath seiner Söldlinge, und

da er hörte, daß ſie den größten Theil ihres Geldes nebſt Weib und Kind in Pharſalus ſicher geborgen hätten, ſo daß er in der Wegnahme dieſer Gegenſtände eine genügende Rache für den erlittenen eigenen Schimpf erblicken konnte, ſo ſammelte er einige Mannſchaft aus Theſſalien und rückte vor Pharſalus.

Kaum war er daſelbſt eingetroffen, als bereits auch der Tyrann Alexander mit ſeinen Truppen erſchien. In der Meinung, derſelbe komme, um ſich zu rechtfertigen, ging Pelopidas mit ſeinen Leuten ſelbſt zu ihm. Zwar kannte man ihn als einen Böſewicht und Meuchelmörder; allein bei dem Gedanken an Thebä, wie an ihre eigene hohe Stellung und Ehre, hegten ſie nicht die geringſte Beſorgniß.

Aber Alexander, — als er ſie ſo waffenlos und ganz allein daherkommen ſah, — raſch ließ er ſie feſtnehmen, beſetzte auch Pharſalus und erzeugte dadurch in ſeinen Unterthanen einen allgemeinen Schauder, eine allgemeine Angſt. Denn nach einer ſolchen Miſſethat und Frechheit war vorausſichtlich alle Schonung bei ihm hinweg und er behandelte, wie man vorausſehen konnte, Menſchen und Sachen, die ihm zufällig in den Weg kamen, nur noch in der Manier eines Verzweifelten.

28. Die Nachricht von dieſem Vorfalle erregte in Thebä großen Unwillen. Man ſchickte unverzüglich ein Heer ab, wobei man jedoch, wegen einer gewiſſen Gereiztheit gegen Epaminondas, andere Perſonen zu Heerführern ernannte.

Pelopidas wurde indeſſen von dem Tyrannen nach Thebä abgeführt. Dort geſtattete dieſer anfänglich Jedem, der es wünſchte, eine Unterredung mit dem Gefangenen, den er durch ſein Schickſal auf's Tiefſte niedergeſchlagen und gedemüthigt glaubte. Als aber Pelopidas den Leuten aus Pherä, die ihn innigſt bedauerten, Muth einſprach, „weil der Tyrann jetzt gerade ſeine Schuld werde zu büßen haben," — als er dem Fürſten ſelbſt durch einen Dritten ſagen ließ, „daß er ein Narr ſei, wenn er unglückliche Menſchen aus der Stadt, die nichts verbrochen hätten, Tag für Tag foltern und umbringen laſſe, dagegen ihn (den Pelopidas) verſchone, von dem er doch wohl wiſſe, daß er Rache an ihm nehme, ſobald er loskomme!" — da ſtaunte er doch über den Stolz und die Furchtloſigkeit deſſelben und fragte: „warum es Pelopidas ſo ſehr preſſire mit dem Sterben?" — „Deßwegen, lautete

die Antwort, damit du um so schneller zu Grunde gehst, wenn du den Göttern noch verhaßter wirst, als jetzt!“

Von dort an wurden alle Besuche von auswärts untersagt. Aber Thebe, Jasons Tochter, Alexanders Gemahlin, die aus dem Munde der Wächter des Pelopidas von seinem Muth und Edelsinn hörte, gelüstete es nun auch, diesen Mann zu sehen und zu sprechen. Als sie bei ihm eintrat, vermochte sie, eben als Frau, in dieser traurigen Lage die Größe seines Charakters nicht sogleich zu erkennen. Doch dienten ihr sein Haar, Bart, Anzug und Kost zum genügenden Beweise dafür, daß er in kläglicher, seines Ruhmes unwürdiger Weise leiden müsse. Sie brach in helle Thränen aus. Pelopidas, der anfänglich nicht wußte, was dies für eine Frau sei, verwunderte sich. Als er's aber erfuhr, begrüßte er sie als Tochter Jasons, der sein vertrauter Freund war. Auf ihre Aeußerung: „wie dauert mich dein Weib!“ erwiderte er: „wie dauerst mich du, daß du, ohne angebunden zu sein, bei Alexander bleiben kannst!“

Dieses Wort verfing bei der Frau; denn sie litt schwer unter der Rohheit und dem Uebermuthe des Tyrannen, der, abgesehen von seiner sonstigen Lüderlichkeit, sich ihren jüngsten Bruder zum „Lustknaben“ gemacht hatte. Deßwegen wiederholte sie jetzt ihre Besuche bei Pelopidas häufig, sprach sich auch über ihre eigenen Leiden offen gegen ihn aus, und wurde allmälig ganz erfüllt von Muth und Bewußtsein, wie von Haß gegen Alexander.

29. Indessen hatten die thebanischen Feldherrn bei ihrem Einfall in Thessalien so gar nichts ausgerichtet, daß sie zuletzt bei ihrer Unfähigkeit oder ihrem Unglück in schmählicher Weise wieder heimziehen mußten. Einer wie der andere erhielt von der Stadt eine Geldstrafe von zehntausend Drachmen, wogegen man jetzt den Epaminondas mit einem Heere absandte.

Sogleich kam in Thessalien Alles in eine gewisse lebhafte Bewegung. Der Muth hob sich wieder bei dem Ruhme des neuen Feldherrn und die Sache des Tyrannen bedurfte nur noch einen kleinen Druck, um verloren zu sein. So groß war die Furcht, die alle Generale und Freunde in seiner Umgebung befiel; so groß bei seinen Unterthanen der Drang zum Abfall und die Freude über das, was herannahte!

Denn jetzt hoffte man, mit eigenen Augen sehen zu dürfen, wie der Tyrann seine Sünden büßen mußte.

Trotz dieser günstigen Umstände schlug Epaminondas seinen eigenen Ruhm nicht so hoch an, als die Rettung des Pelopidas. Er fürchtete, daß bei dem drohenden Sturze seiner Sache Alexander in einen Zustand der Verzweiflung gerathen und dann, wie eine wilde Bestie, sich gegen Jenen wenden könnte. Deßhalb zeigte er keine Entschiedenheit in seiner Kriegführung, zog hin und her, und suchte durch seine Vorbereitungen und sein Zögern den Tyrannen so zu bearbeiten und einzuklemmen, daß er ihn weder seinen kecken Trotz aufgeben ließ, noch seine Leidenschaft und Wuth aufregte. Denn er hörte von Alexanders Grausamkeit, die allem Edeln, aller Gerechtigkeit Hohn sprach, — wie er Menschen lebendig begraben, andere in die Haut von wilden Schweinen und Bären stecken, dann von seinen Jagdhunden zerreißen ließ, oder mit dem Speere todtschoß, — Alles nur zum Spaß! — wie er Meliböa und Skotusa*), Städte, mit denen er in vertragsmäßiger Freundschaft stand, während einer Volksversammlung durch seine Trabanten umstellen und dann Alles, was irgend waffenfähig war, niedermetzeln ließ, — wie er die Lanze, womit er seinen Oheim Polyphron getödtet hatte, für heilig erklärte, bekränzte, ihr als Gott opferte und den Namen „Tychon" gab! Als er einmal bei Aufführung von Euripides' Troërinnen einen Tragöden spielen sah, verließ er plötzlich das Theater, schickte dann aber zu ihm und ließ ihm sagen: „er möge ganz unbesorgt sein und deßhalb seine Rolle nur gleich gut weiter spielen; er habe sich nicht aus Unzufriedenheit mit seinem Spiel entfernt, sondern weil er sich vor den Bürgern geschämt, wenn man ihn, der niemals über Einen seiner Hingerichteten eine Empfindung von Mitleid gehabt, nun über die Leiden einer Hekuba und Andromache sollte weinen sehen!"

Aber der gleiche Mann gerieth nun schon durch den bloßen Ruhm, den Namen, den Glanz des Epaminondas in völlige Bestürzung

„und duckte sich, gerad' wie ein besiegter Hahn,
und ließ die Flügel hängen,

und schickte alsbald Leute an ihn, um seine Rechtfertigung zu führen.

*) In der thessalischen Landschaft Pelasgiotis.

Allein Epaminondas konnte es nicht über sich gewinnen, mit einem solchen Menschen Friede und Freundschaft abzuschließen. Er genehmigte nur einen dreißigtägigen Waffenstillstand gegen Freilassung des Pelopidas und Ismenias, mit denen er jetzt wieder in die Heimath zurückging.

30. Dem Vernehmen nach war aus Lakedämon und Athen eine Gesandtschaft an den persischen König abgegangen, um einen Waffenbund zu Stande zu bringen. Die Thebaner schickten daher gleichfalls einen Gesandten ab, und die Wahl eines so ruhmbekränzten Mannes, wie Pelopidas, war ein vortrefflicher Gedanke.

Sein Weg führte ihn zuerst durch die königlichen Provinzen, wo sein Name allenthalben hoch gefeiert war. Denn der Ruhm seiner Kämpfe gegen Lakedämon hatte sich keineswegs nur langsam und allgemach über Asien verbreitet, sondern nachdem einmal die erste überraschende Kunde von der Schlacht bei Leuktra angelangt war und dann immer wieder ein neuer glänzender Erfolg hinzutrat, verbreitete sich dieser Ruhm mit aller Macht bis in das entfernteste Innere des Reichs.

Als Pelopidas sodann sich den Satrapen und Generalen im Palaste vorstellte, äußerte man überall Bewunderung: „Das sei der Mann, welcher die Lakedämonier aus Land und Meer vertrieben und Sparta an den Taygetus und Eurotas zurückgedrängt habe, — Sparta, das kurz zuvor in der Person des Agesilaus gegen den „Großkönig" und die Perser einen Krieg begonnen, in welchem es sich um Susa und Ekbatana handelte!"

Artaxerxes selbst freute sich hierüber und bewunderte den Pelopidas wegen seines Ruhmes. Auch erwies er ihm die höchsten Ehrenbezeugungen, weil er dafür gelten wollte, von den bedeutendsten Männern glücklich gepriesen zu werden und ihre Huldigung in Empfang zu nehmen. Aber als er ihn auch persönlich kennen lernte und sprechen hörte, — bestimmter, als die Athener, und einfacher, als die Lakedämonier, — da gewann er ihn noch in höherem Grade lieb. Wie eben die Könige ihren empfangenen Eindrücken folgen, verbarg er seine [illegible]chachtung gegen diesen Mann nicht im mindesten, so daß auch die [illegible]igen Gesandten die Bevorzugung desselben recht wohl bemerken

mußten. Allerdings scheint er keinen Griechen höher ausgezeichnet zu haben, als den Lakedämonier Antalkidas*), sofern er diesem den Kranz, welchen er beim Trinken auf hatte, in kostbares Duftöl eingetaucht übersandte. So luxuriös behandelte er freilich den Pelopidas nicht; doch schickte er ihm die glänzendsten und bedeutendsten Geschenke zu, welche das Herkommen gestattete, und gewährte dessen Forderungen, wornach alle Griechen selbständig sein, — Messene wieder aufgebaut und die Thebaner für alte Freunde des Königs geachtet werden sollten.

Mit diesen Entscheidungen in der Hand begab er sich auf die Heimreise, ohne von den königlichen Geschenken etwas anzunehmen, außer sofern es ein Zeichen von Gunst und Wohlwollen war. Und dies hauptsächlich führte für die anderen Gesandten große Vorwürfe herbei. Den Timagoras z. B. verurtheilten die Athener zum Tode, den er auch wirklich erleiden mußte, und zwar mit Fug und Recht, wenn die Masse seiner empfangenen Geschenke der Grund war. Denn er bekam nicht nur Silber und Gold, sondern auch ein werthvolles Ruhebett sammt Dienern zu dessen Behandlung, — als ob die Griechen das nicht verstünden! — ferner 80 Kühe nebst den Hirten, „weil er krankheitshalber Kuhmilch brauche;“ endlich machte er seine Reise an's Meer in einer Sänfte, wobei der König an die Träger vier Talente Trägerlohn auszahlen ließ. Indessen scheint diese Geschenkannahme nicht die Hauptsache gewesen zu sein, weßhalb die Athener erbittert wurden. Denn z. B. Epikrates, der sog. „Langbart,“ leugnete so wenig, von dem Könige Geschenke empfangen zu haben, daß er sogar den Antrag zu stellen erklärte: „man solle anstatt der neun Archonten alle Jahre neun Gesandte an den König wählen und zwar aus der Classe der niederen, armen Bürger, damit sie durch das, was sie bekämen, reich würden.“ Hiebei lachte das Volk einfach. Nein, daß den Thebanern alles zugestanden worden war, das ärgerte sie, weil sie nicht überlegten, wie weit der Ruhm eines Pelopidas über allen Worten und Rhetorenkünsten stehen mußte bei einem Manne, der es achtungsvoll anerkannte, wenn man jederzeit die Hand am Degen hat.

*) Der den berüchtigten „Antalkidischen Frieden“ abschloß, 387 v. Chr.

31. Die obige Gesandtschaft nun gewann dem Pelopidas nach seiner Rückkunft die größte Volksgunst noch in weit höherem Grade, namentlich wegen des Neuaufbaus von Messene und der Selbständigkeit der anderen Griechen. Da nun um diese Zeit Alexander von Pherä rasch wieder in seine alte Natur zurückfiel, eine Menge von thessalischen Städten wegnahm, den Phthioten, sämmtlichen Achajern und dem magnesischen Volke Besatzungen aufdrängte: so schickten diese Städte, gleich bei der ersten Nachricht von Pelopidas' Zurückkunft, unverzüglich Gesandte nach Thebä, um sich Truppen und *ihn* als Feldherrn auszubitten.

Die Thebaner faßten bereitwillig den geeigneten Beschluß. Alles war in Kurzem völlig vorbereitet; auch der Feldherr stand im Begriff, abzureisen, als plötzlich — eine Sonnenfinsterniß eintrat, wodurch es am hellen Tage in der Stadt ganz finster wurde!

Pelopidas, der bei dieser Erscheinung alle Leute höchlich bestürzt sah, glaubte sie in diesem Zustande der Angst und Hoffnungslosigkeit nicht zwingen und mit siebentausend Bürgern einen gefährlichen Kampf wagen zu dürfen. Er überließ den Thessaliern also nur seine eigene Person und rückte blos mit dreihundert freiwilligen Reitern und etlichen fremden Soldaten aus. Die Wahrsager wollten auch dies nicht zugeben; und ebensowenig waren die anderen Bürger damit einverstanden. Das Zeichen, das am Himmel eingetreten war, dünkte ihnen auch bei einem Manne von glänzendem Ruhm gar zu bedenklich.

Allein Pelopidas empfand schon wegen der erlittenen Beschimpfung einen glühenden Haß gegen Alexander. Auch hoffte er, nach seinen Gesprächen mit Thebe, in dessen Familie bereits krankhafte und verdorbene Zustände vorzufinden. Am meisten aber fühlte er sich durch das Ruhmvolle des Unternehmens aufgefordert. Denn er hegte den Wunsch und setzte seinen Ehrgeiz darein, in der gleichen Zeit, da die Lakedämonier dem sikilischen Tyrannen Dionysius Feldherrn und Harmosten schickten, die Athener sogar sich von Alexander Sold bezahlen ließen und ihm, als ihrem Wohlthäter, eine eherne Bildsäule errichteten, — gerade *jetzt* den Griechen den Beweis zu liefern, daß die Thebaner die Einzigen seien, welche für die Unterdrückten ins Feld zögen und in Griechenland alle ungesetzlichen und gewaltsamen Dynastien *stürzten.*

32. In Pharsalus angekommen, sammelte er seine Truppen und rückte unverzüglich gegen Alexander. Als dieser die Thebaner in so geringer Anzahl bei Pelopidas bemerkte, während er selbst mehr als das Doppelte von thessalischen Schwerbewaffneten hatte, zog er ihm in der Richtung des Thetistempels*) entgegen. Da äußerte Jemand gegen Pelopidas: „Der Feind komme mit so viel Truppen heran!“ — „Um so besser,“ erwiderte er; „dann schlagen wir desto mehr!“

In der Mitte zwischen den Heeren, bei den sog. Kynoskephalä, d. h. Hundsköpfen, zog sich eine Anzahl von steilen, hohen Hügeln hin, und beide Theile eilten, diese mit ihrem Fußvolk zu besetzen. Seine zahlreiche und treffliche Reiterei ließ Pelopidas gegen die feindliche Reiterei ansprengen. Sie behielten die Oberhand und stürmten zugleich mit den Fliehenden auf die Ebene; doch hatte Alexander die Hügel zuerst besetzt. Die thessalischen Schwerbewaffneten kamen erst später heran, und da sie nun das feste, hochgelegene Terrain erstürmen wollten, fiel er über sie her und machte die Vordersten nieder. Die Andern holten sich ihre Wunden, ohne das Geringste auszurichten. Pelopidas sah dies. Er rief seine Reiter zurück und gab ihnen Befehl, die geschlossene Linie der Feinde anzugreifen, während er selbst rasch den Schild ergriff und sich in eiligem Lauf unter die Kämpfenden bei den Hügeln hineinstürzte. Es gelang ihm, sich durch die Hintersten bis zu den Vordersten durchzudrängen, denen er ein solches Maß von Kraft und Muth einflößte, daß selbst die Feinde sie bei ihrer Annäherung für ganz andere Leute hielten nach Leib und Seele. Zwei oder drei Angriffe hatten sie abgeschlagen; als sie aber auch diese noch kräftig heranrücken und die Reiterei von der Verfolgung umkehren sahen, hielten sie nicht mehr Stand, sondern bewerkstelligten ihren Rückzug**), das Gesicht gegen den Feind gerichtet.

Pelopidas übersah von den Anhöhen herunter das ganze feindliche Heer, das zwar noch nicht in der Flucht begriffen, aber doch bereits voll Getümmels und Verwirrung war. Er blieb stehen und

*) Allerdings gab es auch ein Städtchen „Thetidium,“ aber der im Texte beigefügte Artikel scheint für die andere Auffassung zu sprechen.

**) Nach anderer, wohl unrichtiger Auffassung des Textes: „Schritt vor Schritt.“

ſuchte mit ſeinem Auge nach Alexander ſelbſt. Als er ihn auf dem rechten Flügel bemerkte, wie er ſeine Söldner anfeuerte und ordnete, konnte er ſeine Leidenſchaft nicht mehr durch die Vernunft bändigen. Er loderte bei dieſem Anblick in hellen Flammen auf, gab ſeine Perſon, wie die Führung des Treffens, ſeinem Ingrimm dahin und raste den Anderen weit voran, indem er mit lauter Stimme den Tyrannen zum Zweikampf herausforderte. Allein dieſer nahm die ſtürmiſche Forderung nicht an, blieb auch nicht ſtehen, ſondern flüchtete ſich zu ſeinen Trabanten, in deren Mitte er ſich verſteckte. Von den Söldlingen ließen ſich die Vorderſten in's Handgemenge ein, wurden aber von Pelopidas zurückgeſchlagen; Etliche ſtarben auch unter ſeinen Streichen. Die Meiſten ſchoſſen ihm nur aus der Ferne mit dem Speere durch die Rüſtung und brachten ihm dadurch mehrere Wunden bei, bis die Theſſalier in größter Aufregung von den Hügeln herunterſtürmten, um ihm zu helfen. Er war bereits gefallen!

Die gleichfalls heranſprengenden Reiter ſchlugen nun das geſammte ſchwere Fußvolk und verfolgten es möglichſt weit. Die ganze Gegend lag von Leichen voll, indem ſie mehr als dreitauſend zu Boden ſtreckten.

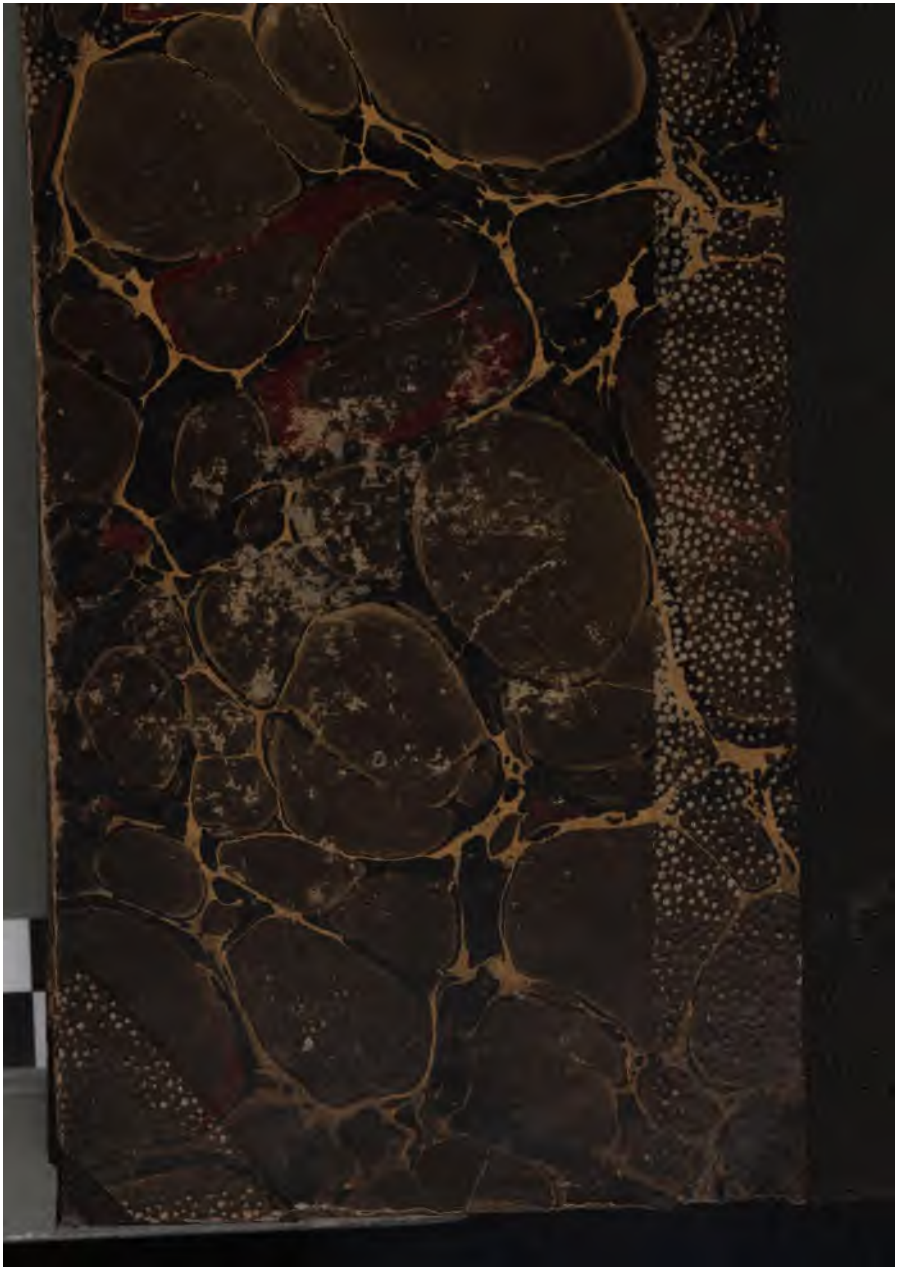
33. Daß nun die anweſenden Thebaner über das Ende des Pelopidas ſchwer ſeufzten, — des Pelopidas, den ſie ihren Vater, ihren Retter, ihren Lehrmeiſter und Führer zum größten, herrlichſten Glücke nannten, — darüber durfte man ſich keineswegs wundern. Aber die Theſſalier und Bundesgenoſſen überboten noch alle Ehre, die einer menſchlichen Tugend gebührt, durch die von ihnen gefaßten Beſchlüſſe; ja ſie bewieſen durch ihren Schmerz noch in weit höherem Maße die Liebe, welche ſie dem edlen Manne geſchenkt. Von Allen, die bei der Affaire geweſen, ſoll keiner den Panzer abgelegt, ſein Pferd ausgeſchirrt, ſeine Wunden verbunden haben, als man von Pelopidas' Ende erfuhr; ſondern zu allererſt liefen ſie mit der Rüſtung, noch ganz erhitzt, zu dem Todten, als ob er's noch ſehen könnte, thürmten die feindliche Beute rings um die Leiche in Haufen empor, ſchnitten den Pferden die Mähne, ſich ſelbſt Bart und Haare ab; und beim Weggehen nach den Zelten kam es vor, daß Viele weder ein Feuer *anzündeten*, noch eine Mahlzeit zu ſich nahmen; es herrſchte eine Stille, *eine Niedergeſchlagenheit* im ganzen Lager, als ob man nicht den aus-

gezeichnetſten, wichtigſten Sieg erfochten, ſondern von dem Tyrannen eine vollſtändige Niederlage erlitten und jetzt geradezu das Sklavenjoch zu gewärtigen hätte.

Auch aus den Städten kamen, als die Nachricht daſelbſt eintraf, die Behörden und mit ihnen junge Männer, Knaben, Prieſter, zum Empfang der Leiche, und brachten Trophäen, Kränze, vollſtändige Rüſtungen aus Golde mit. Als der Todte ſollte hinausgetragen werden, traten die hochgeachtetſten Männer Theſſaliens heran und erbaten ſich von den Thebanern die Vergünſtigung, die Beiſetzung deſſelben ſelbſt übernehmen zu dürfen. Und Einer von ihnen ſprach:

„Bundesgenoſſen, wir erſuchen euch um eine Gunſt, die bei dieſem ſo ſchweren Schickſalsſchlag uns nicht nur Ehre bringen ſoll, ſondern auch Troſt. Wenn die Theſſalier dem Pelopidas das Geleite geben, — ſie geben es keinem Lebendigen mehr; er fühlt nicht mehr die verdienten Auszeichnungen, die ſie ihm gewähren. Aber wenn wir nur ſeine Leiche berühren dürfen, nur mit eigener Hand den Leib des Helden ſchmücken und begraben, ſo werdet ihr nicht zweifeln an unſerem Glauben, daß dieſes Unglück noch größer iſt für Theſſalien, als für Thebä. Euch hat nur der Verluſt eines tüchtigen Feldherrn getroffen; uns der Verluſt eines ſolchen und dazu noch unſerer Freiheit. Denn wie könnten wir es wagen, noch einen andern Feldherrn von euch zu erbitten, da wir nicht fähig ſind, Pelopidas euch heimzugeben?“

Die Thebaner ertheilten nun ihre Einwilligung.

34. Schwerlich hat es jemals eine glänzendere Leichenfeier gegeben, als die damalige. Nur muß man den Glanz nicht in Elfenbein, Gold und Purpur finden, wie Philiſtus, der dem Begängniß des Dionyſius ſeine Bewunderungshymnen ſingt, während es doch nur von einer großen Tragödie, der Tyrannei, ein theatraliſcher Schluß war.

Auch Alexander d. Gr. ließ bei dem Tode Hephäſtions nicht nur Pferden und Maulthieren die Haare abſchneiden, ſondern auch die Zinnen von den Mauern abnehmen, damit ſelbſt die Städte das Ausſehen der Trauer trügen, indem ſie ſtatt ihrer früheren hübſchen Geſtalt jetzt ein beſchnittenes, ſchmähliches Aeußere annähmen. Solche Befehle können nur von Deſpoten kommen und nur mit großem Zwange durch-